Princeton University Library
32101 064469735

Digitized by Google

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Printed in G

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

XXV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 40.

Ausgegeben am 28. September 1866.

Inhalt:

Friedliche Herbstbetrachtungen im Bundesstaat . . . . . Seite 1
Mecklenburg zur Zeit der deutschen Krisis 9
Kirche und Schule im Wupperthal 18
Ein Kriegstagebuch aus Nassau. 2. 26

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

25. Jahrgang.

II. Semester. IV. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1866.

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.403
Johns. U
pt. 4
1866

ANNEX A

Digitized by Google

Register.

Jahrgang 1866. Viertes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Friedliche Herbstbetrachtungen im Bundesstaat. S. 1.
Der preußische Staatsschatz. S. 41.
Die Grundrechte des Jahres 1849. S. 68.
Die Großmächte und Deutschland. S. 121.
Das Parlament und die Fürsten. S. 197.
Die Souveräne als Pairs im Bundesstaat. S. 53.
Der deutsche Krieg im Jahr 1866:
1) Die Heere und ihre Stärke. S. 201.
2) Der Feldzug des Prinzen Friedrich Karl. S. 241.
3) Der Feldzug des Kronprinzen. S. 295.
4) Der Feldzug des Königs. S. 337.
5) Der Feldzug der Mainarmee. S. 385.
6) Militärische Resultate des Krieges. S. 449.
Die Wochen unsicherer Erwartung. S. 441.
Stimmungen in der Provinz Hannover. S. 155.
Hannoveraner und Kurhessen. S. 161.
Ein hannov. Jurist über die Auseinandersetzung mit Preußen S. 273.
Stüve und die Annexion. S. 348.
Die finanzielle Einverleibung Hannovers. S. 463.
Stimmungen in Hessen-Darmstadt. S. 303.
Ein denkwürdiges Aktenstück aus dem Großherzogthum Hessen. S. 429.
Sachsen und Süddeutschland. S. 81.
Das Project der Militärhoheit Sachsens über Thüringen von 1848. S. 269.
Das Ministerium Varnbüler und Professor Pauli in Tübingen. S. 351.
Aufruf zu Professor Paulis Angelegenheit. S. 440.
Aus Schwaben. S. 453.
Mecklenburg zur Zeit der deutschen Krisis. S. 9.
Der mecklenburgische außerordentliche Landtag von 1866. S. 211.
Mecklenburgische Finanzen. S. 333.
Mecklenburg vor den Parlamentswahlen. S. 481.
Ein Kriegstagebuch aus Nassau (2). S. 26.
Herzog Adolph von Nassau. S. 321.
Noch einmal aus Herzog Adolphs Tagen. S. 370.
An die Adresse der Deutschösstreicher. S. 89.
Der Krieg in Tyrol. S. 101.
Noch einmal das Kirchenvermögen in Oestreich. S. 192.
Die Stimmung in Oestreich. S. 401.

611934

Digitized by Google

Ein diplomatisches Actenstück bei einem Wursthändler. S. 318.
Die römische Frage. S. 361.
Die sociale Revolution im Osten. S. 281.

Bilder und Schilderungen.

Kirche und Schule im Wupperthal. S. 18.
Kunst und Wissenschaft im Wupperthal. S. 96.
Der Seefischfang im Großen. S. 416.
Kunst und Künstler im Gefolge des Krieges. S. 489.

Literatur und Kunst.

Die deutschen Mundarten und die moderne Sprachwissenschaft. S. 49.
Friedrich Rückert als Gelehrter. S. 129.
Ein Sittenroman des 13. Jahrhunderts. S. 248.
Patriotische Lyrik aus Sachsen. S. 314.
Ein sächsisches Soldatenlied. S. 396.
Jahresbericht der historischen Commission bei der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. S. 357.
Missionsbericht aus Assyrien (1). S. 113. (2) S. 229.
Shakespeare und seine Zeitgenossen. S. 169.
Eine neu entdeckte arvalische Inschrift. S. 227.
Die gefälschten Inschriften von Rennig. Ein Brief des Prof. Th. Mommsen. S. 407.
Lübkes Verdienste um die Kunstgeschichte. S. 263.
Neue Kunstblätter. S. 356.
J. Meyers Geschichte der modernen französischen Malerei. S. 393.
Diderots Leben von Rosenkranz. S. 502.
Otto Jahns kleine Schriften. S. 508.
Die letzten Monate des deutschen Buchhandels. S. 467.
Neue Musikliteratur: Aug. Reißmann Ulg. A. Geschichte d. Musik. J. F. Reichardt, sein Leben ꝛc. Die Zauberflöte. Beethovens Clavierſonaten. Briefe von Beethoven ꝛc. S. 397.

Kürzere Besprechungen literarischer Erscheinungen.

Mettlerkamp, der Führer einer am deutschen Freiheitskriege theilnehmenden Bürgerwehr, von Fr. Wille. S. 280.
Blüchers Campagnejournal der Jahre 1793 und 1794. S. 400.
Geschichte des Landes Anhalt und seiner Fürsten, von G. Heine. S. 80.
Fr. Rückerts Leben und Dichtungen von Dr. C. Beyer. S. 120.
Die Sage von der Befreiung der Waldstädte, von Dr. Vischer. S. 400.
England im Reformationszeitalter. Vier Vorträge von W. Maurenbrecher. S. 240.
Norwegische, isländische, färöische Volkslieder der Vorzeit. Uebersetzt v. Rosa Warrens. S. 240. — Atlas zur Geschichte des preußischen Staats von Leeder. S. 479. — Italien von Victor Hehn. — Geschichte der deutschen Nationalliteratur v. Ferd. Seinecke. S. 480.
Weihnachtsliteratur. Verlag von Otto Spamer, Neues von Ludwig Richter und Oskar Pletsch. Deutsches Leben im Glauben, Panormos, Die Thiere des Waldes von Brehm und Roßmäßler. S. 517.

Digitized by Google

Friedliche Herbstbetrachtungen im Bundesstaat.

Der Kriegssturm, welcher in diesem Sommer über unsere Länder fuhr und die Gipfel stolzer Bäume brach, hat geendet in einem warmen Wehen, welches die Blüthen von tausend Festgewinden bewegt. Die lebenden Krieger sind fast alle zur Heimath gekehrt, auch die große Woche der Einzüge ist vorüber. In den meisten Landschaften des neuen Bundes und in den acht alten Provinzen des preußischen Staates war seit vierzehn Tagen die letzte große Geschäftigkeit des Krieges eine freudige Arbeit nach schwerer Sorgenzeit. Unzählbar sind die Kränze und Sträuße, welche geflochten worden, sehr schön die Anreden, welche die lieben Väter der Stadt an die bekränzten Helmträger richteten, nicht klein waren die runden Tonnen und essenswürdigen Schüsseln, welche in geschmückten Festsälen aufgestellt wurden. Und wenn es ein physikalisches Kunstmittel gäbe, die hallenden Hochrufe der Millionen zu einem einzigen Ton zu concentriren, es wäre ein Donnerklang geworden, der von der Newa bis zu den Pyrenäen die Luft erschüttert hätte. Unterdeß mußten die Zeitungen solchen Klang ersetzen. Sehr verschieden waren freilich die Aeußerungen derselben Freude. Im stillen Kirchdorf thats eine Guirlande, die über die Straße gespannt war, ein Choral, zu welchem die einzige Posaune des Dorfes den Grundton zu finden strebte, auch die Jungfrauen hatten sich weißer Gewänder enthalten, aber die Grüße, Umarmungen und die Freudenthränen der Eltern waren grade so warm, wie wo anders. Stattlicher vorbereitet erwiesen sich die Triumphe in der ansehnlichen Mittelstadt, hier war die Begrüßung am meisten einem schönen Volksfest ähnlich. Denn die ganze Bevölkerung der Umgegend war zu Wagen, Roß und Fuß in der Stadt zusammengeströmt, in kleinen Bundesländern fast das ganze Volk in seiner Residenzstadt versammelt, den bescheidenen Häusern war der letzte Blumenschmuck des Jahres, Dahlien und Astern, die beste Zier, unter den einziehenden Truppen war die Ordnung gar nicht zu erhalten, denn die

Digitized by Google

Eltern und Bräute drangen heftig in die Reihen, es wurde so viel geküßt, umarmt und gesegnet, daß das würdige Ceremoniell ärgerlich litt. Ja die Leute ließen ihren Herrn Bürgermeister kaum aussprechen, obgleich auch dieser hier und da reisig zu Rosse saß, und schrien ihr Hoch dazwischen, bevor er von seinem erhöhten Platze die weißbekleidete Hand zum Tusche geboben hatte. An solchen Orten wurde auch den Regimentscommandeuren Gelegenheit, an oratorischen Aufgaben ihre Tüchtigkeit zu erweisen und in schön gefügten Worten den Bürgern Dank auszusprechen, eine Arbeit, die manchem wackern Krieger als eine schwierige Kriegsarbeit erschienen sein mag. Ueber allem freilich stand das große Schauspiel des berliner Einzuges, in der That ein großartiges, welches einem kriegerischen Volke wohl die eigene Bedeutung lebhaft vor Augen stellen mußte.

Jetzt kehrt allmälig die alte Ordnung zurück, die aus dem Felde heimgekehrt sind, erzählen von ihren Thaten und Leiden, schon ist die Sage geschäftig, ihre bunten Ranken zwischen den wirklichen Verlauf der Begebenheiten zu ziehen, auch die Heldenthaten der Kleinen in der Compagnie und der Corporalschaft verlangen Anerkennung, und die jungen Burschen, welche nicht mit im Felde waren, vernehmen mit Achtung von den tödtlichen Schüssen und Schwerthieben, welche der Zug und die guten Bekannten mit unwiderstehlicher Tapferkeit ausgetheilt haben.

Auch die Zeit der militärischen Auszeichnungen ist gekommen. Es ist in der Ordnung, daß der Soldat sich über solche Anerkennung freut. Freilich wird auch hier manchem Entsagung zugemuthet, und es ist dem Kriegsherrn nicht möglich, immer gerecht zu sein. Wen zufällig das Wohlwollen seiner Vorgesetzten nicht begünstigt, der muß sich mit dem stillen Bewußtsein begnügen, daß er völlig seine Pflicht getban hat. Ist dabei Entbehrung, so wird sie dem preußischen Soldaten, der nach kurzer Zeit zu seinem bürgerlichen Beruf zurückkehrt, leichter als dem Offizier, dessen ganzer Lebenserfolg von der Schätzung seiner Vorgesetzten abhängt.

Man hat in Preußen viel Kunst auf die Decorationen gewandt, hat viele Orden und so feine Unterschiede erdacht, daß nur sehr wenige Menschen im Lande noch wissen, was jede Nüance bedeutet und welcher Art von Verdienst sie gebührt. Es ist erfreulich, daß das Erinnerungszeichen an diesen Feldzug schlicht sein soll, wie vor funfzig Jahren, aus feindlichem Kanonenmetall gegossen. Aus dem übrigen Kanonengut aber sollen die Glocken des berliner Doms gegossen werden. Diese bronzene Denkmünze wird jeder Krieger dieses Jahres, wer es auch sei, sein Lebtag mit Genugthuung bewahren.

Ja, es ist ein gutes Heer. Nicht seine Kriegsthaten sollen jetzt erwähnt werden, sondern die Bravheit, welche der Bürger erkannte, auch in den Ländern, welche das Heer in Feindschaft besetzt hielt. Die Offiziere haben sich als Gent-

Digitized by Google

lemen bewiesen, das hatte man erwartet, und sie haben in sehr großer Mehrzahl glänzend die Ansicht widerlegt, daß der preußische Offizier bei aller dienstlichen Tüchtigkeit hochfahrend, anspruchsvoll und ungesellig sei. Die freundliche Bereitwilligkeit der Commandeure, dem Bürger die Kriegslast so leicht als möglich zu machen, hat diesem Kriege preußischer Seits fast durchweg einen Charakter von Humanität gegeben, der in der Kriegsgeschichte in diesem Grade vielleicht noch nie zur Geltung gekommen ist. Das alles war gut und recht. Aber, um die Wahrheit zu sagen, am meisten haben doch die gemeinen Soldaten sich in der Fremde Freundschaft gewonnen, und sie vorzugsweise haben in diesem Kriege geholfen, die Nichtpreußen mit dem preußischen Wesen zu versöhnen- wohl gar zu befreunden. Excesse Einzelner waren in einer Zeit, in welcher die bürgerliche Ordnung schwach war, nicht überall zu vermeiden, sie waren so selten und so wenig bösartig, daß sie den großen Eindruck, den das Ganze hervorbrachte, fast nirgends störten. Zahlreich sind die kleinen Geschichten, welche bei uns in Sachsen von den Quartiergebern erzählt werden, wie die Soldaten ihren armen Wirthen die Last zu erleichtern suchten, auf das Gebührende verzichteten, sich freuten, wenn sie einmal in der Wirthschaft helfen konnten, wie sie vor dem Abmarsch noch ausgingen, den Kindern des Hauses Spielzeug zum Andenken zu kaufen, oder — was sie sehr gern thaten — sich für ihre Wirthe photographiren zu lassen, um diesen ein freundliches Andenken zu geben. Alle Anekdoten nach dieser Richtung bedeuten für das Ganze wenig und hier ist nicht der Ort, sie zu sammeln, aber unter vielem Aehnlichen ist uns ein ganz kleiner Zug für den Geist des Heeres als besonders charakteristisch erschienen und er mag hier eine Stelle finden. Bei einem der großen Lazarethe von Leipzig war den leicht verwundeten Oestreichern gestattet, sich in dem großen Garten, der dazu gehörte, aufzuhalten. Sie standen den Tag über am Eisengitter der Straße, unterhielten sich mit der andrängenden Stadtbevölkerung und empfingen kleine Gaben, Cigarren, Früchte u. s. w., die ihnen reichlicher zugetragen wurden als den Preußen. Die preußischen Verwundeten im Garten aber hielten sich vom Gitter zurück. Da trug ein Mann einen Korb Kirschen herzu und forderte einen preußischen Soldaten, der außerhalb des Gitters stand, auf, die Kirschen den Verwundeten hineinzureichen. „Wem soll ich sie geben?“ frug der Preuße. „Natürlich den Oestreichern,“ war die Antwort. Der Soldat hielt den Korb einen Augenblick schweigend in der Hand, dann sagte er ruhig: „Das ist auch recht, denn wir können bezahlen, was wir brauchen, und sie sind arme Gefangene.“ Er konnte wohl das Selbstgefühl des Siegers und den billigen Sinn, der in dem Heere auch gegen die Feinde lebt, nicht anspruchsloser und besser ausdrücken.

Nach dieser Richtung haben besonders die älteren Landwehrmänner, die als Besatzungstruppen im Rücken des böhmischen Heeres standen, wacker ihre

Digitized by Google

Pflicht gethan. In ihnen war ein leiser elegischer Zug. Sie waren durch den Krieg von Weib und Kind und von ihrer Werkstatt fortgerissen, und dachten oft sorgenvoll dahin zurück. Sie saßen gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft umringt von den Kindern des Hauses wie Vettern, die zur Familie gehörten; dadurch erwiesen sie sich den Quartiergebern als ehrenfeste und solide Männer, mit denen man ein gescheidtes Wort sprechen konnte, sie vertraten in ruhigem Discurs kräftig ihren Standpunkt als Preußen, aber ihr Gemüth war zugänglich für die Beschwerden eines Bürgers und Hausbesitzers.

Sie alle kehren heim in ihre Garnisonen oder zu ihren Lieben, nur die nicht, welche in fernem Lande die Erde deckt. Die ersten spärlichen Halme sind auf ihrer Ruhestätte aufgeschossen, und der Herbstwind wirft das dürre Laub darüber. Die Tausende, welche nicht wieder zur Heimath ziehen und die größere Zahl derer, welche ihr Leben lang eine schmerzende Erinnerung an große Tage unserer Geschichte mit sich herumtragen, ihnen wünschen wir vor allem, daß der Kampf, in dem sie geblutet, dem Vaterlande zum dauernden Heil sei.

Uns allen ist Pflicht dafür zu arbeiten, aber der unvergleichlich größte Theil dieses Friedenswerkes liegt auf dem Herzen der Männer, welche im Geheimen den entscheidenden Waffengang zwischen Preußen und Oestreich gewollt haben.

Als der Krieg begann, war sonder Zweifel ein großes Ziel den Leitern der preußischen Politik klar, der Krieg war ein Kampf um die Oberherrlichkeit in Deutschland, der Siegerpreis, welchen sie hofften, war Ausschluß Oestreichs aus einem Bundesstaat, der auf Grundlage der gemeinsamen Verkehrsinteressen aufgebaut werden sollte. Diesen Zweck beweist der Entwurf vom 10. Juni, ihn beweist das wiederholte Angebot der Neutralität und Garantie des Besitzstandes von Sachsen, Hannover, Hessen, Nassau, den Südstaaten. Was man neben dem Ausschluß Oestreichs im günstigen Fall für Preußen und den Bundesstaat fordern sollte, darüber war man keineswegs einig, ja es kann an entscheidender Stelle diese Frage kaum zur Sprache gekommen sein. Noch am Tage vor der Schlacht bei Langensalza trug Oberst v. Döring dem Könige von Hannover wieder Restitution in seinen Staat auf Grundlage des Programms vom 10. Juni an, und es war bei dem unglücklichen Fürsten der äußerste Grad von Verblendung, und es waren ein blutiges Gefecht und Verluste der preußischen Truppen nöthig, bevor in Preußen der Gedanke Boden gewann, das Landgebiet, welches durch Blut erkauft war, zu behaupten. Aber auch nach der Ergebung des hannoverischen Heeres noch nicht. Denn, wie man vernimmt, wurde erst in Nikolsburg, als die Friedensverhandlungen mit Oestreich begannen, beschlossen, daß man den Gewinn so glorreicher Siege nicht in Oestreich, sondern in Deutschland zu suchen habe.

Daß dieser Entschluß so spät gefaßt wurde, hat die jetzt bevorstehende

Digitized by Google

Friedensarbeit wesentlich erschwert. Gegen die Einmischung Frankreichs für Sachsen hatte man gar keinen festen Willen. Auch die übrigen occupirten Länder waren so schonend und säuberlich angefaßt, wie wohl nie in ähnlichem Falle geschehen ist, mit geringen Einschränkungen, welchen der Truppenverkehr nöthig machte, ließ man fast überall die alte Landesregierung fortbestehen. Im Drang der Ereignisse bei der Entfernung der obersten Staatsleitung war das nicht zu verwundern. Aber es hat sich als ein Uebelstand erwiesen. Die erste Erschütterung in den Gemüthern der Bevölkerung, die Unzufriedenheit der Sachsen, Hannoveraner, Hessen mit der verkehrten Politik ihrer Fürsten ging vorüber, ohne daß ihnen der volle Ernst der Lage deutlich geworden wäre. Erst spät, nach und nach in einzelnen zögernden Schritten faßte Preußen die Verwaltung fester an, die Leute hatten überall durch Wochen nicht für Ernst gehalten, daß ein Wechsel der Dynastien stattfinden könnte, an die Stelle der Unzufriedenheit mit der alten Regierung war unterdeß Mitleid mit den depossedirten Fürsten getreten, die weiche Zärtlichkeit, welche der Deutsche bei einem Unglück seiner Regenten zu fühlen sich niemals versagt, gab sogar dem Kurfürsten von Hessen, noch mehr der Königsfamilie von Hannover eine Popularität, deren sie sich in glücklichen Tagen niemals zu erfreuen hatten, und die sie durch ihr politisches Thun niemals verdient hatten. Je höher das Nationalgefühl der Preußen sich steigerte, um so schärfer wurde der Gegensatz in den occupirten Ländern empfunden. Unter dem Eindruck des ersten Waffenschrecks, unmittelbar nach dem Treffen bei Langensalza und der Schlacht von Königsgrätz hätten sich sämmtliche Parteien in den annectirten Ländern, ja sogar die Truppen derselben, sehr fügsam in die neue Ordnung begeben, jetzt sind einer particularistischen Agitation Monate vergönnt worden, und in einzelnen Theilen der Bevölkerung ist eine Verbitterung großgezogen, die hier und da unbequem werden kann, und z. B. in Hannover ein entschiedenes Eingreifen unvermeidlich machen wird.

Aber obwohl die Schwierigkeiten dadurch für den Augenblick größer geworden sind, sie werden doch bewältigt werden und die Gegner hoffen vergeblich, daß Schwankungen am berliner Hof oder die Beseitigung des gegenwärtigen Leiters der auswärtigen Politik im Großen die Resultate ändern werden. Man hat in Berlin bis jetzt viele Nachsicht gegen separatistische Demonstrationen in den neuen Landschaften bewiesen, weil man die meisten für unwichtig hielt. Die Hannoveraner erfreuen sich des Königshauses, das seit jener englischen Thronbesteigung vor 130 Jahren ihnen ganz fremd geworden war, erst seit wenigen Jahrzehnten, und die beiden Repräsentanten des alten Geschlechtes, König Ernst August und sein Nachfolger, waren nach allgemeinem Urtheil nicht so geartet, daß sie als Regenten eine persönliche Hingabe von Leuten mit verständigen Sinnen beanspruchen konnten. Das Ausland wird deshalb solche

Digitized by Google

bebende Devotion an ein schlechtes Nichts, d. h. an zwei Mißregierungen unangenehmer Gebieter gar nicht verstehen. Wir Deutsche freilich kennen diesen Grundzug unseres Wesens, wir sind ihm stets im Bösen und Guten gefolgt. Der Trieb zu lieben und zu verehren ist in unsrem Volk von je so unwiderstehlich gewesen, daß die Deutschen sich ein Object ihrer Hingabe erfinden müssen, wenn sie zufällig keins haben. Sie umgeben dann leicht den Erwählten mit aller Poesie ihres warmen Gemüths und ihnen ist alsdann lästig zu prüfen, ob das Original in Wahrheit ihrer Hingabe werth ist. Das war schon in Urzeiten so. Dies Gefühl hat durch zwei Jahrtausende die Treue des Gefolges an den Herrn, die Hingabe des Frommen an seinen Heiligen, die Dienstreue des Vasallen hervorgebracht, noch jetzt ist dasselbe Gefühl ebenso oft ein Quell sittlicher Empfindungen, als eines gedankenlosen Bedientensinnes. Heut ist es bei dem Bürger Hannovers etwas Treue, viel Trotz, und ein wenig Sorge um den eigenen Geldbeutel. Und man darf mit den kleinen Leuten, welche aus der Ferne ihren König verehrt haben, jede Nachsicht haben, ihre Kinder werden aus demselben Bedürfniß eines loyalen Cultus ebenso eifrige Preußen werden, als die Väter jetzt eifrige Welfen sind.

Weniger Nachsicht verdienen die Damen, welche die politischen Debütantinnen des Auslandes darin nachäffen, daß sie in schwarzer Kleidung trauern. Und wir erlauben uns mit dem letzten Rest von Courtoisie, den wir vor dieser monotonen Toilette empfinden, an eine peinliche Erfahrung zu erinnern. Bis jetzt hat fast überall schwarzes Trauergewand, welches Frauen aus politischem Grunde trugen, ihren Männern Unheil und Todesgefahr gebracht. Als die Polinnen und Italienerinnen sich in schwarze Seide kleideten, wurden ihre Männer Verschwörer. Die ersteren für eine imaginäre Republik, der die realen Grundlagen des Gedeihens fehlten, die zweiten für die Idee eines großen nationalen Staats. In beiden Fällen machte Pulverdampf der weiblichen Demonstration ein Ende; in Polen wurde es Verderben der Männer und Untergang der polnischen Wünsche, in Italien durch die Todesgefahr der Männer Sieg des italienischen Einheitsstaats. Aber weder Polinnen noch Italienerinnen haben vor Europa die Lächerlichkeit auf sich geladen, um der Caricatur eines Großstaats willen ihre Männer zu Verschwörern zu machen. Es ist sehr zu wünschen, daß die schwarze Seide der Ritterfrauen in Hannover für die Angehörigen derselben nicht ähnliche finstere Folgen haben und nicht zuletzt ein wirkliches Trauergewand werde.

Der Ritterschaft von Hannover aber, der aus dem preußischen Westfalen und aus mancher anderen Landschaft des norddeutschen Staates sind die Augen seltsam geblendet. Noch heut, nach einem blutigen Kriege und dem Sturz alter Regentenhäuser, ahnen sie nicht, daß sie, grade sie und ihre alten Freunde und Gebieter uns mitten in eine große deutsche Revolution versetzt

Digitized by Google

haben, deren Verlauf und Ausgang in nicht geringem Maße von ihrem eignen Verhalten abhängt. Sie haben immer die Liberalen als ihre politischen Gegner gehaßt, sie haben bis zu diesem Jahre Fortschritt und Sieg der nationalen Wünsche gehindert. Die liberale Partei suchte die nothwendige Vereinigung der deutschen Staaten auf dem Wege des Bundesstaats und friedlicher Compromisse, sie wollte der Zukunft überlassen, nach ihrem Bedürfniß und ihrer Kraft die Bande zwischen den einzelnen Ländern Deutschlands fester zu ziehen, bis einst Deutschland unter einer Regierung geeinigt sei. Der Junker Hochmuth hat diese Arbeit aufgehalten und vereitelt. Denn die conservative Faction der Mittelstaaten und die Ultramontanen waren es, welche die eigene locale Herrschaft dadurch erhalten wollten, daß sie den Dualismus der Großmächte verewigten, sie insligirten ihre Souveräne gegen Preußen und sie sandten ihre Söhne in das östreichische Heer. Und doch wäre ein Bundesstaat, der durch Compromiß der bestehenden Mächte vereinbart wurde, auch für die conservative Ritterschaft die bequemste Verbindung mit den nationalen Forderungen gewesen. Was war die Folge ihrer ensigen unklugen Arbeit? Das Lebensbedürfniß des preußischen Staates erzwang doch diese Vereinigung, und da die Junkerpartei den friedlichen Weg hemmte, so realisirte sich der unwiderstehliche Drang gewaltsam, er übersprang die friedliche Agitation der Liberalen, beseitigte die Dynastien mehrer Länder und stellte uns alle mit einem Mal auf den Boden des Einheitsstaates. Wir acceptiren diesen großen Fortschritt zu einer Concentration deutscher Kraft, obwohl der Weg nicht unser Weg gewesen ist. Wir verdanken diesen Fortschritt aber der ausbündig unvernünftigen Politik der Junkerpartei außerhalb Preußen, welche im eigenen Interesse den depossedirten Fürsten ihren Hochmuth ins Unerträgliche gesteigert hatte, und wir verdanken ihn dem patriotischen Stolz einiger altpreußischer Junker, welche im Kampfe gegen die liberale Partei erkannten, daß nur ein kühnes Vorgehen Preußens auf nationalem Wege ihren Staat und Deutschland aus der Unmacht herausheben könne.

Und wieder jetzt haben die ritterlichen Reactionäre in der Hand, ob die gegenwärtige Umwälzung in ruhigem Verlauf endet oder nicht. Fügen sie sich selbst mit einigem Verständniß der großen Ideen, welche jetzt das Schicksal Deutschlands leiten, in die neue Zeit, so mag diese Revolution von jetzt ab schonend und friedlich den politischen Staatsbau Deutschlands umgestalten und sie selbst mögen in dem neuen Hause ihre Stellung, ihren Besitz und, was im Grunde noch den höchsten Werth hat, eine bevorzugte Stellung im Volke bewahren. Reagiren sie feindlich wie bisher gegen die neue Zeit, so wird der innere Kampf heftiger und erbitterter gegen sie entbrennen, als der Krieg dieses Jahres, und ihre Häupter werden mit Gewalt herabgedrückt werden, um freien Weg zu schaffen für den neuen Staat.

Auf dem Weg, den die preußische Regierung seit diesem Frühjahr betreten,

Digitized by Google

ist kaum ein Anhalten möglich, noch weniger ein Rückschritt ohne Niederlage und Schmach. Wie vorsichtig auch die Weise war, in welcher Preußen die Bevölkerung deutscher Länder in sich aufgenommen hat, ehern ist die Hand des Schicksals, welches sich jetzt auf uns gelegt hat, und wir alle müssen auf demselben Wege vorwärts, ohne Wahl. Wer sich widersetzen will, wird niedergeworfen, der Trotz des Einzelnen wie jedes Theils muß fortan zum Heil des Ganzen gebrochen werden. Ob die Männer, welche jetzt die Geschäfte Preußens leiten, die Arbeit zu Ende führen, welche sie so selbstwillig begonnen, wissen wir nicht. Aber auch eine neue Regierung in Preußen und ein neues System wird die Kräfte nicht entbehren, welche auf dem jetzt eingeschlagenen Wege vorwärts gehen müssen, vielleicht mit weniger Rücksicht und weniger Bedenken. Der kurze Krieg hat dort eine Fülle von Kraft frei gemacht und zuverlässig auch Talente heraufgebracht, welche das volle Maß von Patriotismus, Stolz und Energie haben, um im Krieg und Frieden an der Lösung der deutschen Frage zu arbeiten. Nach dieser Richtung sind die Tage des berliner Siegeszugs für die Deutschen und das Ausland sehr lehrreich, das preußische Volk ist sich seiner Stärke bewußt geworden wie das Heer. Es war kein hohler Festrausch, der dort Hoch rief, die heimkehrenden Soldaten in die Arme schloß und bedächtigen Leuten Freudenthränen auf die Wangen trieb; es war der Anfang einer großen Zeit auch für das preußische Volk. Die kühnste Politik wird fortan dort Beifall und aufopfernde Unterstützung finden. Und solche Politik ist jetzt sogar nothwendig geworden, um dem Königshaus und der Regierung ihr Ansehen im eigenen Lande zu sichern. Die Zeit ist für Preußen vorbei, wo die Regierung einen kläglichen Literaten wie May wegen preußenfeindlicher Aeußerungen mit ostensiblem Haß verfolgte und einen preußischen Grafen oder Herzog, die ihren Sitz im Herrenhause verschmähen und erklären, nicht mehr Preußen sein zu wollen, geduldig trotzen läßt. Es wäre unerfreulich, wenn an den Gutsherrn in Hannover und an den Partisanen Oestreichs in Westfalen ein Exempel statuirt werden müßte; aber die Herren mögen sich erinnern, daß sie jetzt vor dieser Aussicht stehen. Und wenn die Regierung nicht von selbst Schritte thut, so werden nächstens einmal die Preußen dies fordern.

Jeden Deutschen, der jetzt athmet, von König Wilhelm und seinem Minister an bis zum ärmsten Tagearbeiter in Mecklenburg, hat dieses Jahr überrascht und in neue Bahnen gedrängt. Wir wundern uns nicht, daß diese plötzliche Umwandlung Vielen Schmerzen macht; aber wir preisen den vor andern glücklich, der sich in den vergangenen Jahren den Glauben an die Kraft und Tüchtigkeit Preußens sicher im Herzen bewahrt hat, denn nur er empfindet die Freude, daß ihm eine Erfüllung treugehegter Hoffnung ist, was jetzt plötzlich ins Leben tritt.

Digitized by Google

Mecklenburg zur Zeit der deutschen Krisis.

Die nach der kurzen constitutionellen Aera in Mecklenburg wieder an das Ruder gelangte Partei der Feudalen suchte sich allmälig wieder dem engen, auch durch eine Militärconvention besiegelten Anschlusse an Preußen zu entziehen, in welchem die mecklenburgische Politik während der vorangegangenen bewegten Zeit ihren Halt gefunden hatte; sie konnte kaum die Zeit erwarten, wo auch Mecklenburg wieder in den von Oestreich neu eröffneten Hafen des Bundestags einlief. Der aus preußischem in mecklenburgischen Dienst übergetretene damalige schwerinsche Minister des Auswärtigen Graf v. Bülow handelte gar nicht im Sinne der feudalen Partei, als er am 20. September 1850 die östreichische Aufforderung zur Beschickung des reactivirten Bundestages noch ablehnend beantwortete und mit Bestürzung ersah sie aus dem Antwortschreiben des Ministers, daß durch den Bundesbeschluß vom 12. Juli 1848 nach mecklenburgischer Auffassung „eine völlige und durch keinen Vorbehalt bedingte Aufhebung des Bundestags stattgefunden" habe. Die Ritterschaft des Amtes Buckow machte sich zum Dolmetscher der hierdurch in den feudalen Kreisen hervorgerufenen Empfindungen und sprach in einem Schreiben an den Großherzog ihren Schmerz aus, daß der Graf v. Bülow das gesetzliche Bestehen und die Fortdauer des Bundestags negire. Erst als Mecklenburg im Mai des Jahres 1851 wieder seinem Gesandten einen Sitz in der deutschen Oberpolizeibehörde anwies, welche unter dem Namen des Bundestages ihre Thätigkeit von Neuem begonnen hatte, fühlten die Feudalen sich ganz befriedigt und im Besitz der alten Landesverfassung vollkommen gesichert. Letztere stand unter dem besonderen Schutz des Bundestags und von solchen umgestaltenden Einwirkungen, wie der Bundestag sie bei einer Anzahl constitutioneller Verfassungen übte, war hier nichts zu befürchten. Die sonstigen auf Unterdrückung der Volksfreiheit gerichteten Schritte des reactivirten Bundestags aber waren den mecklenburgischen Feudalen höchst willkommen. Alle Beschlüsse dieser Art wurden prompt ausgeführt und noch mit einigen verschärfenden Zuthaten ausgestattet. Je gründlicher die Freiheit der Presse vernichtet und die Versammlungen und Vereine zu politischen Zwecken ferngehalten wurden, desto erfolgreicher hoffte man sich jeder neuen constitutionellen Anwandlung erwehren zu können. Zwar war bei Wiederherstellung der alten Landesverfassung die Zusicherung einer Verfassungsreform ertheilt und auch noch später ausdrücklich wiederholt worden. Allein von einer Erfüllung dieser Zusicherung war um so weniger die Rede, als durch die neuen Gesetze über die Presse und das Versammlungs- und Vereinsrecht

Digitized by Google

dafür gesorgt war, daß die Stimme der Bevölkerung nicht unbequeme Mahnungen ergehen lassen konnte, und bald hatte man jeden Gedanken an eine Aenderung der Verfassung so sehr aufgegeben, daß in einem landesherrlichen Rescript an den Landtag vom 27. November 1858 grade das Entgegengesetzte des früher wiederholt Verheißenen angekündigt ward, nämlich, daß die bestehende Landesverfassung kräftig aufrecht erhalten und geschützt werden solle und daß der Regierung nichts ferner liege als das „Experimentiren mit neuen willkürlichen Verfassungsformen".

Gegengezeichnet war dieses Rescript von dem Staatsminister v. Oertzen, welcher, als Nachfolger des Grafen v. Bülow, am 1. Juli 1858 die Leitung des Ministeriums des Auswärtigen übernommen hatte. Anfangs Justizbeamter, hatte er sich dann auf sein Landgut zurückgezogen und sich von da aus lebhaft als einer der Führer der adeligen Partei an den Kämpfen innerhalb der Ritterschaft betheiligt; nach Wiederherstellung des Bundestages ging er als mecklenburgischer Bundestagsgesandter nach Frankfurt. Aus dieser Stellung brachte er eine große Vorliebe für diese Institution in sein neues Amt mit, und wenn er auch gelegentlich die Nothwendigkeit einer Reform der Bundesverfassung nicht grade läugnete, so war es ihm dabei doch nur um eine größere Centralisirung und Kräftigung der Bundesgewalt zu thun, während er gegen die Aufnahme parlamentarischer Elemente in den Organismus der Bundesverfassung einen unverhohlenen Abscheu hegte. Dies zeigte sich, als in den Jahren 1861 und 1862 das von Oestreich angeregte Project einer Delegirtenversammlung zur Verhandlung kam.

Wie sehr er einer Reform des Bundes in dieser Richtung widerstrebte, beweisen z. B. nachstehende, den östreichischen Bundesreformantrag bekämpfende Aeußerungen seines Organs, des „Norddeutschen Correspondenten", aus dem August des Jahres 1862: „Die deutsche Nation trägt kein Verlangen, eine Versammlung von Delegirten der jetzigen landständischen Versammlungen in Frankfurt dem Bundestage gegenüber ihre Reden halten zu hören. Kein Verständiger wird darüber auch nur einen Augenblick zweifelhaft sein, wohin die nothwendige Consequenz aus den jetzt epidemisch verbreiteten politischen Ansichten führen muß, und daß ein auf diesem Wege eingeleitetes Experiment mit dem Bundesparlament die Ruhe und den Frieden Deutschlands mit unberechenbaren Gefahren bedrohet, so lange die einflußreichsten Regierungen in Deutschland im Wettkampf nach sogenannter Popularität nur darauf bedacht sind, die Selbständigkeit der Regierungen durch immer weiter gehende Stärkung der repräsentativen Elemente zu schwächen. Eine kräftige Regierungsgewalt, das ist es vor allem, was Deutschland noth thut. Die jetzigen amerikanischen Zustände sollten uns belehren, wohin das Uebermaß der falschen Freiheit führt."

Digitized by Google

In Uebereinstimmung mit dieser Anschauung bezeichnete Herr v. Oertzen in einem Schreiben vom 12. Januar 1863 an das badische Ministerium des Auswärtigen, welches ein modificirtes Project einer Delegirtenversammlung vorgelegt hatte, die Verwandlung des Staatenbunds in einen Bundesstaat als eine politische Unmöglichkeit. „Der deutsche Bund," bemerkt er, „ist nicht blos nach den bestehenden europäischen Verhältnissen und nach seinen Grundgesetzen ein Staatenbund, sondern er wird auch nach innerer Nothwendigkeit ein solcher bleiben. ... Die Uebertragung der parlamentarischen Regierungsform auf den deutschen Bund muß nicht blos zu einer einheitlichen Regierungsgewalt, sondern auch zu einer absoluten Majoritätenherrschaft über die Interessen und Bedürfnisse aller Bestandtheile der deutschen Nation führen, so daß der Staatenbund in einen Bundesstaat sich verwandelt. Wie sehr ein solches Bestreben den wahren Wünschen der deutschen Nation zuwiderläuft, beweist der Ausgang des Versuches, die frankfurter Reichsverfassung vom Jahre 1849 zur Geltung zu bringen." Weit entfernt, daß die Einheitlichkeit des Entschlusses und der Ausführung durch ein neues repräsentatives Organ am Bunde gelähmt werden dürfe, müßten vielmehr die Mitglieder des deutschen Bundes wieder frei werden von aller Beschränkung und Lähmung durch ihre eigenen Volksvertretungen und diese Befreiung sei unzweifelhaft durch bundesverfassungsmäßige Beschlüsse erreichbar.

Im August 1863 begleitete Herr v. Oertzen den Großherzog Friedrich Franz auf den frankfurter Fürstentag. In einem von letzterem hier abgegebenen schriftlichen Votum heißt es wörtlich: „An und für sich empfiehlt sich die Einführung eines constitutionellen Systems in die Bundesinstitutionen nicht. Die Voraussetzungen der englischen Verfassung fehlen in Deutschland. Wenn aber dennoch eine deutsche Nationalvertretung, die sich nicht auf Kopfzahl, sondern auf geistige Kräfte stützt, von hohem Werthe auch für die deutsche Bundesgesammtheit sein kann, so heißt es nicht die Institution beschränken oder schwächen, sondern unterstützen, wenn man dieselbe vor Conflicten sicher zu stellen sucht, die zwischen der politischen Gewalt und einer mit dem Steuerverweigerungsrechte ausgerüsteten Versammlung erfahrungsmäßig zu entstehen und mit dem Untergange der einen oder der anderen zu endigen pflegen."

Bei so großer Abneigung gegen eine Umwandlung der Bundesverfassung durch Einfügung einer Nationalvertretung konnte der bismarcksche Antrag vom 9. April 1866 auf Berufung eines nach Kopfzahl zu wählenden Parlaments nicht leicht mit mehr Unwillen und Abscheu aufgenommen werden als in dem Ministerium des Auswärtigen zu Schwerin. Der „Norddeutsche Correspondent" machte es zu seiner Aufgabe, diesen Antrag mit allen Mitteln, selbst die höhnende Verspottung nicht ausgenommen, zu bekämpfen. Einer der den Feudalen verhaßtesten demokratischen Namen ist der des früheren Parlamentsmitgliedes

Digitized by Google

Ludwig Reinhard, eines wegen seiner Ausdauer im Parlament seines Amtes entsetzten und auch noch später viel verfolgten Mannes, der, aus Rostock auf Betrieb des Ministeriums ausgewiesen, seit einigen Jahren Mecklenburg verlassen und in Koburg seinen Wohnsitz genommen hat. Wenn dieser Name im „Norddeutschen Correspondenten“ mit dem des Grafen Bismarck zusammengestellt und in einem „Bismarck und Reinhard“ überschriebenen Artikel zur Perfiflirung des bismarckschen Antrags verwandt wurde, so weiß man in Mecklenburg, daß das ministerielle Blatt damit diesen Antrag als etwas über alles Maß Verächtliches und gänzlich Verwerfliches bezeichnen wollte. Ein anderer Artikel über das Parlament in derselben Nummer des Blattes schloß mit den Worten: „Wir halten ein aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenes deutsches Parlament als Repräsentation des deutschen Volkes bei der Executivbehörde des deutschen Bundes zu Frankfurt a. M. für ein Unding, wobei wir darauf, ob der Modus der Wahl zu einer solchen Versammlung der indirecte oder der directe sei, geringes Gewicht legen. Wie auch der Wahlmodus sei, über das Ergebniß der Wahl kann unter den jetzigen Umständen kaum ein Zweifel bestehen.“ Auch noch im Mai fuhr das ministerielle Blatt fort, das Parlament zu bekämpfen, weil es den Zweck habe, den der Einheit widerstrebenden Particularismus zu brechen. „Wir wollen diesen Zweck nicht,“ bemerkte es, „also auch nicht das Mittel. Für uns ist daher ein deutsches Parlament nicht vonnöthen. Auch ist dasselbe zu der deutschen Bundesreform an sich nicht erforderlich, sondern nur zur Durchsetzung einer bestimmten Bundesreform, die von bestimmter Seite gewollt wird.“

Indessen mochte das Blatt im weiteren Verlauf der Dinge doch vor den Consequenzen einer fortgesetzten Opposition gegen Preußen etwas erschrecken, und fand es gerathen zu erklären, daß das von ihm aufgestellte politische Programm nicht von der Regierung inspirirt sei, wobei nur räthselhaft war, wie ein aus großherzoglicher Kasse unterhaltenes Blatt und ein Ministerialbeamter, welcher mit der Wahrung der Regierungsinteressen in der Presse beauftragt ist, auf eigene Faust Politik treiben und eine Stellung zu den Tagesfragen einnehmen dürfen, welche mit der ihrer Committenten nicht harmonirt.

In den letzten Wochen des Mai erkannte die Regierung es für geboten, die Politik der Neutralität zu proclamiren. Das ministerielle Blatt mußte jetzt über die schwebende politische Frage schweigen und durch Begünstigung der programmmäßigen Ausführung aller an verschiedenen mecklenburgischen Orten projectirten Sänger-, Schützen- und Turnerfeste suchte man von oben den Eindruck zu erwecken, als ob Mecklenburg unter allen Umständen entschlossen sei, ein harmloser Zuschauer der kommenden Ereignisse zu bleiben. Alle Gerüchte, welche diesen Standpunkt antasteten, wurden fleißig dementirt. Am 22. Mai berichtigte das ministerielle Blatt die in der preußischen Presse aufgetretene

Digitized by Google

Nachricht, daß der Großherzog seine Truppen auf preußischer Seite an dem Feldzuge Theil nehmen lassen wolle, indem es bemerkte: „Es bedarf hiesigen Lesern gegenüber kaum der Versicherung, daß diese Nachricht vollkommen grundlos ist, da sie den unveränderten Friedensstand unserer Truppen vor Augen haben. Im Uebrigen aber verlautet glaubwürdig, daß Mecklenburg, falls der beklagenswerthe Conflict zum Ausbruch des Krieges führen sollte, vollständige Neutralität beobachten wird." Am 23. Mai wurde ebenso die Nachricht, daß der Großherzog ein Commando in der preußischen Armee übernehmen werde, für unbegründet erklärt.

In der verhängnißvollen Bundestagssitzung vom 14. Juni stimmte der mecklenburgische Gesandte gegen den östreichischen Antrag auf Mobilmachung und motivirte dies damit, daß der Antrag mit den Bundesgrundgesetzen nicht in Einklang stehe und daß auch die formelle Behandlung eine Verletzung der Geschäftsordnung enthalte. Eine Instruction des Ministers v. Oertzen an den Bundestagsgesandten vom 18. Juni billigte dieses Verhalten und verwahrte die mecklenburgische Regierung gegen die Verpflichtung, den Beschlüssen vom 14. Juni Folge zu leisten. Dabei aber glaubte der Minister noch immer die Politik der Neutralität beibehalten und den mecklenburgischen Gesandten am Bundestage belassen zu können. Die Regierung ist, wie der Erlaß bemerkte, „nicht der Ansicht, daß der Bund durch das Fassen unverbindlicher Beschlüsse sich sofort auflöse, womit im Uebrigen" — wie vorsichtig hinzugefügt ward — „kein Urtheil über die Frage ausgesprochen sein soll, unter welchen Voraussetzungen einer Regierung das Recht erwächst, den Bund als aufgelöst anzusehen." Weiter heißt es dann: „Der Theilnahme an künftigen Bundestagsbeschlüssen, welche auf den oben als unverbindlich bezeichneten Grundlagen beruhen, haben Sie Sich demgemäß zu enthalten, und bleibt es Ihrem Ermessen überlassen, an anderen Gegenständen der Bundestagsverhandlungen nach Maßgabe der schon bestehenden oder noch zu ertheilenden Instructionen Theil zu nehmen."

Während der Minister sich hiernach der Hoffnung hingab, zugleich mit Preußen und Oestreich auf freundschaftlichem Fuße verbleiben zu können, fing man doch für alle Fälle an zu mobilisiren. Dies sollte jedoch vorläufig ein Geheimniß bleiben. Daher erhielten sämmtliche inländische Zeitungen vom Minister des Innern die Weisung, über militärische Angelegenheiten zu schweigen. Weil aber doch die Pferde nicht im Geheimen angekauft werden konnten, so wurde den in Schwerin erscheinenden Blättern folgendes gleichlautende Communiqué zur Veröffentlichung am 16. Juni übersandt: „Gutem Vernehmen nach werden, um den Bedarf des hiesigen Contingents zu completiren, einige hundert Pferde angekauft werden. Als eine Mobilmachung infolge des am 14. d. M. in der Bundesversammlung gefaßten Majoritätsbeschlusses kann diese Anordnung nicht angesehen werden, da Mecklenburg, wie bekannt ist, gegen die

Digitized by Google

Mobilmachung der Bundesarmee gestimmt und gegen die Verbindlichkeit des gedachten Beschlusses sich verwahrt hat. Der Pferdeankauf ist daher nur als eine Vorsichtsmaßregel zu betrachten, welche im Interesse des Landes für nothwendig erkannt ist, um bei dem Ernst der gegenwärtigen Zeitumstände unerwarteten Eventualitäten gegenüber besser vorbereitet zu sein."

Was infolge dieser zweideutigen Rüstung und der erklärten Absicht der mecklenburgischen Regierung, Sitz und Stimme am Bundestage nicht aufgeben zu wollen, während der nächsten Tage von preußischer Seite geschah, um aus einem Neutralen einen Bundesgenossen zu machen, entzieht sich zwar der genauen Kenntniß um so mehr, als die Verhandlungen ohne Dazwischenkunft der Minister unmittelbar zwischen den höchsten Personen geführt wurden. Man wird aber aus dem, was über die Reisen von Adjutanten und deren Herren und über sonstige Zeichen eines sehr bewegten Lebens und gespannter Situationen an den beiden mecklenburgischen Höfen bekannt geworden ist, ziemlich sichere Schlüsse in Bezug auf die Natur dieser geheimen Vorgänge ziehen können. Am Sonntag, den 17. Juni, Morgens wurde der großherzogliche Flügeladjutant, Major v. Brandenstein, in Berlin vom König empfangen. Am 21. Juni früh 5 Uhr erschien der Flügeladjutant des Königs von Preußen, Oberstlieutenant Graf v. Finckenstein, in Schwerin und eilte schon um 7 Uhr Morgens zum Großherzog nach Rabensteinfeld, dem großherzoglichen Sommersitz. Am 22. Juni empfing wiederum der König von Preußen den Major v. Brandenstein, der ein Handschreiben des Großherzogs überbrachte. Am 24. Juni kehrte derselbe mit einem Handschreiben des Königs zurück. Am Tage darauf reiste der Großherzog Friedrich Franz nach Neustrelitz zu einem zweistündigen Besuch bei dem dortigen Großherzog, der während der Zeit der frankfurter Krisis in England verweilt hatte und erst kurz vorher über Berlin, wo er, wie man sagte, sich vergeblich bemüht hatte, die Erlaubniß zur Behauptung einer neutralen Stellung zu erlangen, in seine Residenz zurückgekehrt war. Schon am 26. Juni war der strelitzer Großherzog wieder in Berlin, wo er am 27. Juni dem englischen und dem russischen Botschafter längere Besuche abstattete. Am 28. Juni traf der Oberst Köhler, Mitglied des Militärdepartements in Schwerin, in Berlin ein.

Die Deutung aller dieser Hin- und Herreisen ergiebt sich aus den unmittelbar darauf hervorgetretenen Thatsachen. Den beiden Großherzogen war die Wahl gelassen, entweder mit Preußen zu gehen und dafür die preußische Garantie für ihren Besitzstand einzutauschen oder als Feinde Preußens betrachtet und behandelt zu werden. Sie hatten das Erstere vorgezogen. Die Minister erfuhren erst die fertige Thatsache und ergaben sich in dieselbe.

Der Großherzog Friedrich Franz reiste am 1. Juli Abends nach dem preußischen Hauptquartier in Böhmen ab, wo er grade zur Schlacht bei Königs-

Digitized by Google

grätz eintraf. Der Bericht über die Bundestagssitzung vom 2. Juli enthält die Mittheilung: Der Gesandte von Mecklenburg habe zur Kenntniß der Bundesversammlung gebracht, „daß er bis auf Weiteres aus derselben abberufen sei.“ Die Mobilmachung, ohnehin ein öffentliches Geheimniß und durch unumgängliche Bekanntmachungen von Behörden selbst amtlich bezeugt, und der Anschluß an Preußen wurden nun nicht länger geläugnet. Das ministerielle Blatt mußte am 11. Juli die active Betheiligung Mecklenburgs am Kriege durch folgende officiöse Motivirung mit der bisherigen Neutralitätspolitik auszugleichen suchen: „Seit dem letzten verhängnißvollen Schritte des kaiserlichen östreichischen Cabinets, durch welchen es einen fremden Monarchen zum Schiedsrichter über die Geschicke Deutschlands aufgerufen hat, muß jeder Ungewißheit, auf welcher Seite man für eine heilbringende Zukunft Deutschlands zu wirken habe und wirken könne, ein Ende gemacht sein. Oestreich hat seine bisherige Stelle an der Spitze Deutschlands selbst aufgegeben und die Sympathien vieler deutscher Herzen zurückgewiesen. Man irrt gewiß nicht, wenn man die oben gemeldeten Thatsachen (den Anschluß des Großherzogs an Preußen und dessen Uebernahme eines preußischen Commandos) mit dieser wesentlichen Veränderung der Sachlage in Verbindung bringt.“ Dem Blatte konnte es unmöglich verborgen sein, daß diese Motivirung vor der chronologischen Reihenfolge der Ereignisse nicht Stich hält. Die Anrufung des Kaisers der Franzosen von Seiten Oestreichs erfolgte bekanntlich erst nach dem Tage von Königsgrätz; der Anschluß Mecklenburgs an Preußen aber war schon vor dem 1. Juli, dem Tage der Abreise des Großherzogs in das preußische Hauptquartier, zur Thatsache geworden.

Die mecklenburgischen Truppen wurden dem preußischen zweiten Reserve-Armeecorps zugetheilt, welches in Leipzig und Umgegend sich sammelte und unter den Oberbefehl des Großherzogs Friedrich Franz gestellt wurde. In den Tagen vom 14. bis 16. Juli ging die schwerinsche Division (176 Offiziere und 5,377 Mann mit 1,487 Pferden) per Eisenbahn nach Leipzig, wo der Großherzog, von dem preußischen Hauptquartier aus, am 18. eintraf und am 19. das Commando antrat. Der Abmarsch von Leipzig begann am 20. Juli. Das Corps rückte in die an Sachsen grenzenden Theile von Bayern und besetzte diese, ohne auf einen irgend nennenswerthen Widerstand zu stoßen. Der Waffenstillstand vom 2. August fand dasselbe bereits im Besitz von Nürnberg und Erlangen. Die strelitzischen Truppen, welche erst am 15. August aus Neustrelitz abrückten und am 21. August in Leipzig ankamen, blieben hier bis zum Friedensschluß und sind noch immer, nachdem das ganze Corps längst aufgelöst ist, ohne Befehl zum Rückmarsch.

Ueber den Entschluß der beiden Großherzoge zur Theilnahme am Kriege und über die Bedingungen und Zwecke dieser Theilnahme fehlte es der Bevölkerung Mecklenburgs an jeder amtlichen und directen Kundgebung. Nur die

Digitized by Google

Soldaten erhielten bei ihrem Ausmarsch durch eine aus dem Hauptquartier Zwittau in Mähren datirte Proclamation des Großherzogs Friedrich Franz vom 11. Juli über ihre Bestimmung und Aufgabe einigen Aufschluß, der aber noch manches dunkel ließ. Die Proclamation lautet: „Soldaten! Ich sende euch, indem ihr die Grenzen des engeren Vaterlandes überschreitet, um unter den Oberbefehl Sr. Majestät des Königs von Preußen zu treten, meinen kriegsherrlichen Gruß! — Ich vertraue, daß ihr auch in diesem Feldzuge euch als gute Soldaten bewähren und dem mecklenburgischen Namen Ehre machen werdet. — Wir sind es nicht, die den deutschen Bund in den Kampf hineingezogen haben, jetzt aber wollen wir freudig unser Leben an die Vertheidigung der guten Sache setzen. Es handelt sich um den Fortbestand auch unseres mecklenburgischen Vaterlandes, um die höchsten Güter der deutschen Nation, um ihre Unabhängigkeit von ausländischem Einflusse. — Darum fest mit Gott, der die gerechte Sache zum Siege hinausführen wird, für Pflicht und Ehre!" In den Worten, daß es sich „um den Fortbestand auch unseres engeren Vaterlandes" handle, scheint ein Hinweis auf die von Preußen gestellte Alternative durchzuschimmern. In der Proclamation vom 19. Juli, mit welcher der Großherzog das Commando über das Armeecorps antrat, sowie in einer andern, welche er von Hof aus am 24. Juli an die Bewohner von Oberfranken erließ, spricht er nur als preußischer General, nicht im Hinblick auf politische Aufgaben und Ziele.

Die gegen Preußen eingegangenen Verpflichtungen und die dafür erlangten Zusicherungen erhielten ihren vertragsmäßigen Ausdruck in einem Bündnißvertrage, welcher zwischen Preußen und anderen verbündeten Staaten am 18. August, mit Mecklenburg aber erst am 21. August, abgeschlossen und am 10. September ratificirt ward. Der preußisch-mecklenburgische Bündnißvertrag macht in Bezug auf das Parlament und die Zwecke des definitiven Bündnisses noch einen Vorbehalt, indem Mecklenburg seine Zustimmung zu diesen Theilen des Vertrages von einer vorgängigen Berathung mit den mecklenburgischen Landständen abhängig macht. Doch enthält der Vertrag zugleich das Versprechen der beiden großherzoglichen Regierungen, die Erledigung dieses Vorbehalts sofort einleiten und thunlichst beschleunigen zu wollen. In Ausführung dieses Versprechens wurde auf den 26. September ein außerordentlicher Landtag nach Schwerin einberufen, welcher „über die Rückwirkung der politischen Ereignisse in Deutschland auf die inneren Verhältnisse Mecklenburgs, insbesondere über das Wahlgesetz für das unter Führung Sr. Majestät des Königs von Preußen zu berufende deutsche Parlament" berathen soll.

Diesem Landtage gegenüber wird nun der Minister v. Oertzen die Aufgabe zu erfüllen haben, einen Vertrag zu verfechten, welcher als Ziel die Errichtung eines norddeutschen Bundes aufstellt, der die bisherigen Rechte der

Digitized by Google

mecklenburgischen Landstände in wesentlichen Punkten absorbiren, auf die politischen und socialen Institutionen, welche mit dem feudalen Staatswesen zusammenhangen, seinen umgestaltenden Einfluß äußern und damit schließlich die feudale Landesverfassung selbst in ihrer Wurzel treffen wird. Und als den Weg, um zu diesem neuen Bunde zu gelangen, soll er die Berathung durch ein Parlament empfehlen, welches aus allgemeinen und directen Wahlen mit geheimem Stimmrecht hervorgehen soll. Einem Minister, der sein ganzes Leben hindurch die feudalen Anschauungen verfochten und in der deutschen Verfassungsfrage noch unlängst den Bundesstaat für eine Unmöglichkeit und einen Widersinn erklärt hat, kann wohl kaum eine Aufgabe gestellt werden, welche eine größere Selbstverläugnung erforderte. Dennoch wird man keine Ursache haben zu befürchten, daß Herr v. Oertzen, wenn er es für zulässig hält, diesen Bruch mit seiner Vergangenheit zu vollziehen und selbst die neuen Grundsätze und Anschauungen, auf welchen das preußische Bundesproject ruhet, seinen bisherigen politischen Freunden gegenüber als Minister zu vertreten, nicht ernstlich versuchen sollte, die Zustimmung der Stände für seinen Vorschlag zu erlangen. Denn Mecklenburg muß dem Bunde beitreten und folglich auch die entsprechenden Bedingungen erfüllen, wenn es sich nicht isoliren und damit allen Gefahren der Isolirtheit aussetzen will; und kein mecklenburgischer Minister, mag sein Herz auch bis in alle Winkel und Falten mit feudalständischen Neigungen durchdrungen sein, kann sich dem Bunde entziehen, wenn Preußen ihn ernstlich will.

Allerdings wird es auf Seiten der feudalen Partei nicht ganz an Widerstand fehlen. Schon während des Krieges konnte man die Anzeichen wahrnehmen, daß die Herzen vieler Genossen dieser Partei bei den Fahnen Oestreichs waren. Sie waren dort, nicht blos weil viele ihrer Söhne und Brüder, die unter diesen Fahnen kämpften, sie dorthin zogen, sondern auch weil die Sache des Feudalismus nur aus dem Siege Oestreichs Nutzen ziehen konnte, während der Sieg Preußens ihr Gefahr brachte. Von einem Landrath, dem Grafen v. Bernstorff auf Wedendorf, wurden gleich nach der Schlacht von Königsgrätz Geldsammlungen für verwundete Oestreicher eröffnet, deren Ertrag an den patriotischen Verein in Wien abgeliefert werden sollte, und diese Sammlungen wurden auch noch fortgesetzt, als schon der Großherzog mit seinem Armeecorps Bayern bekriegte. Das Gerücht geht auch, daß in dem Kreise dieser östreichisch gesinnten Feudalen Schritte geschehen seien, um einen Rücktritt des Großherzogs von dem preußischen Militärdienst zu bewirken, welchen man mit seiner souveränen Stellung und den aus derselben sich ergebenden Pflichten gegen sein Land nicht in Einklang gefunden haben soll. Neuerdings hat ein anderes Mitglied der adeligen Ritterschaft, der durch die Chiffre J. v. Pl. anscheinend als der Landrath Josias v. Plüskow auf Kowalz erkannt zu werden wünscht, in

Digitized by Google

dem ministeriellen Blatte selbst die Fahne des Widerstandes gegen die Intentionen des Ministeriums erhoben, indem er seine Standesgenossen zur Ablehnung des Wahlgesetzes und des Parlaments auffordert. „Die mecklenburgischen Stände," bemerkt er, „können und dürfen zu dem Wahlgesetz und zu dem Parlament nur Nein sagen. Und daß sie das auch mit Erfolg können, müssen wir annehmen, sonst hätte man sie nicht fragen müssen. Wollten sie Ja sagen, so käme das einem Selbstmorde gleich; Parlament und Urwahlen widersprechen unseren Verhältnissen zu direct. Will man uns dennoch hineinzwingen, so sollen die Stände wenigstens die Gewaltthat nicht durch ihre Zustimmung verstecken helfen, vielmehr ihre Rechte wahren für bessere Zeiten." Der Artikel schließt mit den Worten: „Wer kann wissen, ob nicht ein Widerspruch der mecklenburgischen Stände gegen das Parlament hie und da bestimmenden Orts ganz erwünscht sein möchte?"

Indessen wird die Anstrengung dieser Partei eine vergebliche sein, selbst wenn es ihr gelingen sollte, auf dem bevorstehenden außerordentlichen Landtage die Mehrheit zu erlangen. Die Ablehnung würde voraussichtlich für sie die Folge haben, daß der Rechtsgrund ihrer Existenz einer neuen Prüfung unterzogen würde, welche leicht mit der Wiederaufnahme des im Jahre 1850 gewaltsam unterbrochenen constitutionellen Staatslebens endigen könnte. Die feudalen Stände haben in der Bevölkerung keinerlei Halt und Unterstützung und mit ihrer Macht ist es aus, sobald sie die Regierung nicht mehr auf ihrer Seite haben. Die feudale Partei hat daher — immer vorausgesetzt, daß man in Berlin nicht aufhört, die Sache des neuen Bundes ernstlich und nachdrücklich zu fördern — nur die Wahl, ob der Anschluß Mecklenburgs an den Bund mit ihrer Zustimmung oder ohne dieselbe geschehen soll.

Kirche und Schule im Wupperthal.

Schon manchen Fremden, dem das Wupperthal einiges Interesse abgewonnen hatte, und schon manchen Eingeborenen, der sich draußen in der Welt oder kraft inneren geistigen Aufschwungs über die bewußtlose Hinnahme alles heimischen als eines Selbstverständlichen erhob, hat die Frage gequält, woher die hier wahrzunehmende besondere Stärke und Lebendigkeit des religiösen Triebes stamme? Denn es ist nicht etwa nur ein übertreibender zufälliger oder künstlich gemachter

Digitized by Google

Ruf, der dem Wupperthal dieſen Charakterzug zuſchreibt. Es iſt in der That die ausgeprägteſte Falte in ſeiner ganzen geiſtigen Phyſiognomie. Nirgends in Deutſchland nimmt der Geiſtliche durchweg die vornehme Stellung ein wie hier; nirgends entwickelt die Kirche im täglichen Leben, und ſelbſt in den politiſchen Parteikämpfen der Gegenwart auch nur entfernt ſo viel Macht; nirgends ſind die religiöſen Beſtrebungen noch in gleichem Grade Volksſache, eine innerlich empfundene Angelegenheit der Maſſen, wenn auch vielleicht nur einer kleinen Majorität oder ſtarken Minorität. Die dem neunzehnten Jahrhundert eigenthümliche Vereinsbildung iſt im Wupperthale zunächſt und bis heute ganz überwiegend in den Dienſt der religiöſen Intereſſen genommen worden. Die rheiniſch-weſtfäliſche Miſſionsgeſellſchaft, welche Jahr aus Jahr ein lediglich aus freiwilligen Gaben ungefähr 50.000 Thaler verwendet, iſt hier entſtanden und hat hier in einem ſtattlichen Gebäude ihre centrale Bildungsanſtalt. Seit 1814 arbeitet die bergiſche Bibelgeſellſchaft; und da dieſe ſeit 1854 darauf verfallen iſt, die heilige Schrift ohne die Apokryphen herauszugeben, ſo beſteht jetzt neben ihr die wupperthaler Bibelgeſellſchaft, welche ſie mit den Apokryphen verbreitet. Ebenfalls ſeit 1814 läßt die wupperthaler Tractatgeſellſchaft ihre religiöſen Flugblätter in die Welt wehen. Der Guſtav-Adolph-Verein hat ſeit 1843 in Elberfeld und Barmen Wurzel gefaßt. Die Evangeliſche Geſellſchaft für Deutſchland, 1848 in Elberfeld gegründet, ſendet von hier ihre Reiſeprediger und Colporteure kirchlicher Schriften aus. Auch die Paſtoralhilfsgeſellſchaft für Rheinland und Weſtfalen, welche für die Ausfüllung jeweiliger Lücken im Predigtamte ſorgte, hat hier ihren Sitz; desgleichen der Miſſionsverein für Israel, und die Evangeliſche Geſellſchaft für die proteſtantiſchen Deutſchen in Nordamerika. Dazu kommen dann noch die mehr örtlich beſchränkten Vereine von religiöſer Färbung, wie der Erziehungsverein, der Gefängnißverein, der Enthaltſamkeitsverein, der Jünglingsverein, der Verein chriſtlicher junger Kaufleute, der Frauen- und Jungfrauenverein u. ſ. f. Diejenigen unter dieſen Vereinen, welche ein ſtändig offenes Local brauchen, finden daſſelbe in Elberfeld ſchon ſeit einer Reihe von Jahren, in Barmen demnächſt ebenfalls in einem ihnen gewidmeten eigenen Vereinshaus, das daneben wandernden Handwerksgeſellen und ihresgleichen eine geſunde, phyſiſch und moraliſch ſaubere Schlafſtelle darbietet. Die meiſten der aufgezählten Vereine feiern ihr Jahresfeſt gemeinſchaftlich während der im Auguſt oder September ſtattfindenden wupperthaler Feſtwoche, zu welcher regelmäßig von nah und fern zahlreiche gleichgeſinnte Gäſte eintreffen. Die Elberfelder und Barmer ihrerſeits bilden auf dem evangeliſchen Kirchentage und ähnlichen kirchlich-religiöſen Vereinigungen regelmäßig ein auffällig ſtarkes und hervortretendes Contingent.

Woher dieſe einſeitig-ausſchließliche Fülle eines ſonſt im modernen Leben eher zurückgedrängten Triebes? Sie von der landſchaftlichen Geſtaltung oder

Digitized by Google

von der geognostischen Beschaffenheit des Wupperthales abzuleiten, wie einige wollen, geht nicht wohl an. Es giebt genug ähnlich geformte Thäler in der Welt, in denen die Pflanze der Frömmigkeit doch ungleich seltener und zerstreuter angetroffen wird; und weit über die Grenzen der wupperthaler Kirchlichkeit und Religiosität hinaus reicht der Boden, auf welchem sie hier zufällig gedeiht, der Sandstein und der Lennerschiefer. Ebenso wenig befriedigend erscheint an sich die Annahme, welcher Goethe in seiner Recension der 1828 erschienenen Predigten von Gottfried Daniel Krummacher zu huldigen scheint: daß die vorwiegende Beschäftigungsart die Leute religiös stimme. Die Weber, sagt er, seien von jeher als ein abstrus-religiöses Völkchen bekannt. Allein durchaus nicht alle, welche die Woche über am Webstuhl sitzen, sind Sonntags auf der Kirchenbank zu finden, und die Fabrikherren oder Kaufleute, welche an der Spitze der kirchlichen Gemeinden oder Vereine stehen, weben doch nicht.

Man muß die Auflösung des Räthsels in der historischen Entwickelung des Wupperthals suchen. Nicht ganz gleichgiltig mag schon der Umstand erscheinen, daß das Christenthum hier nicht sowohl durch gewaltsame Auferlegung und oberflächlich-plötzliche Massenbekehrung als durch individuelle Aneignung Eingang fand. Dies wiederholte sich später mit der Reformation. Keine fürstliche Gewalt drückte so unmittelbar auf das Wupperthal, daß die Bevölkerung in blindem Gehorsam ihren Glauben hätte wechseln oder beibehalten müssen. Es blieb ihr durch alle politischen Umschwünge hindurch ein verhältnißmäßig hohes Maß von religiöser Selbstbestimmung. Folglich eignete sie sich, was sie ergriff, mit größter Innigkeit an. Der Streit des lutherischen mit dem reformirten Bekenntniß ließ während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts die Theilnahme jedermanns an der religiösen Bewegung der Zeit nicht ausgehen. Mit dem achtzehnten Jahrhundert lösten Mysticismus und Pietismus den Bekenntnißhader ab; es bildeten sich Secten der ehrwürdigsten wie der wunderlichsten und bedenklichsten Art, die „Schwelgfeinen" unter dem betrügerischen Schwärmer Elias Eller, welcher in Ronsdorf, eine Stunde von Barmen-Elberfeld, das neue Zion errichtete und sich mit den Seinigen allen Sinnesgenüssen hingabweil der „Bräutigam" bereits erschienen sei, — und die „Schmachtfeinen", wie im Gegensatz dazu die Anhänger des frommen Gerhard Tersteegen genannt wurden, weil sie einen ascetischen Wandel für verdienstlich hielten. „Feine" ist, beiläufig bemerkt, im Wupperthal noch heute die populäre Bezeichnung der kirchenfrommen, religiösgesinnten Leute, und in weiterer Uebertragung selbst der politisch-conservativen. Das kirchliche Leben des Thales verfiel unter aller dieser Dogmenzänkerei, Schwärmerei und Sectenbildung indessen keineswegs der Anarchie. Die Kirchengemeinden blieben mächtig, weil in ihnen das der Industrie anhaftende aristokratische Element vornehmlich zur Geltung und Entwickelung gelangte. Die Zeit, wo freie Reichsstädte neu entstanden, war lange vorüber,

Digitized by Google

als im Wupperthal ein wohlhabender und selbstbewußter Fabrikantenstand emporkam; sein Freiheits- und Herrschaftstrieb bemächtigte sich folglich der kirchlichen Formen, in denen dasjenige Leben sich bewegte, welches damals für den Sinn und Geschmack der Menschen obenanstand. Der Kirchmeister stellte sich gleichberechtigt neben den Bürgermeister und den Garnmeister. Er verfocht nach oben hin, d. h. gegen die Einmischung der Landesbehörden, die Selbstbestimmung seiner Gemeinde, also die Freiheit; nach unten hin aber vertrat er ebenso bestimmt die überlieferte Gewalt Weniger, die willenlose Nachfolge der Massen. Er war also abwechselnd liberal und aristokratisch, nimmer aber conservativ. Dies ist noch gegenwärtig die Grundfärbung der alten Familien in Elberfeld und Barmen. Die Uebertragung der dadurch bedingten Lebensanschauung auf die dienende Menge sowohl, als auf den Zuzug von außen her wurde wenig oder gar nicht eingeschränkt durch fremdartige Geistesströmungen. Da hier nie der Sitz eines Hofes oder einer Regierung, einer Oberbehörde oder einer Garnison war, so übte das Beamtenthum nicht den wohlthätig aufklärenden und befreienden Einfluß, der im achtzehnten Jahrhundert überall in Deutschland von ihm ausging. Da ferner eine selbständige höhere Unterrichtsanstalt fehlte, Schulen vielmehr auf allen Stufen in förmlichster Abhängigkeit von der Kirche erhalten wurden und die Kirche vermöge ihrer wesentlich aristokratischen, nicht despotischen Verfassung stets so conservativ wie möglich blieb, so hatte die philosophisch-rationalistische Geistesbewegung des vorigen Jahrhunderts im Wupperthal schlechterdings keine Träger. Jung-Stilling, der von 1772 bis 1778 in Elberfeld als Arzt lebte, galt dort als Freigeist, während er im übrigen Deutschland als Mystiker beinahe verschrien war.

Das neunzehnte Jahrhundert hat diese conservative Richtung der kirchlich Gesinnten im Wupperthale nur immer weiter ausgebildet. Jener weise, aber in der Ausführung halb verkümmerte Gedanke Friedrich Wilhelm des Dritten, die lutherisch-reformirte Union, wurde hier auf gegenseitige Zulassung zum Gottesdienste und Gemeinschaft des Kirchenregiments beschränkt. Als in der reformirten Kirche zu Elberfeld die neue Agende zum ersten Mal vorgelesen wurde, erscholl eine Stimme aus der Gemeinde, welche dem Prediger zurief, er solle nicht Saublut auf den Altar bringen. Pastor G. D. Krummacher legte seine Feindschaft dadurch an den Tag, daß er sie mit eintöniger Stimme halblaut eilfertig herschnurrte und dann im schroffen Contrast sein herrliches Organ mit irgendeinem kräftigen Spruch der Bibel mächtig erhob. Der reformirten Gemeinde wurde dann auch der Gebrauch der Agende bald wieder ganz erlassen; die lutherische Gemeinde benutzt sie noch heute, aber auch ihre beiden Kirchen füllen sich erst, wenn die Vorlesung der Agende vorüber ist. Zur Herbeiführung der im Jahre 1855 gegebenen rheinisch-westfälischen Synodalordnung sind die entscheidenden Schritte nicht von Elberfeld oder Barmen her, die doch

Digitized by Google

bei allen kirchlichen Bestrebungen voranstehen, geschehen; und seit die rheinische Provinzialsynode besteht, sitzen die Vertreter des Wupperthals in ihr auf der Rechten. Ueberschlägt man das hier herrschende kirchliche Leben in seiner Gesammtheit, so nimmt man mit Verwunderung wahr, wie sich von allen einander ablösenden historischen Epochen des Protestantismus hier Reste erhalten haben und dicht neben einander bestehen, — von dem Pietismus so gut wie von dem Orthodoxismus, von dem Mysticismus nicht minder als von dem Hierarchismus. Im Allgemeinen freilich wiegen, in Uebereinstimmung mit der übrigen Welt, unter den altkirchlichen Richtungen bekenntnißtreue Strenggläubigkeit und Hinneigung zur geistlichen Herrschaft vor. Aber es ist doch daneben ein rein pietistischer Zug, wenn kirchlichgesinnte Familien sich — wenigstens daheim in der eigenen Stadt — den Besuch des Theaters versagen, und wenn ein Geistlicher nicht einmal Bach- und Händelconcerte zu besuchen wagen darf, um des Friedens in der Gemeinde willen. Ein entschiedener Zug von Pietismus ist es auch, wenn ein Mann in Barmen, Namens Quambusch, besonders die Schriftsteller und öffentlichen Redner des Thales mit der Eröffnung heimsucht, daß Gott sich entschlossen habe, nun wieder unmittelbarer in die Weltbegebenheiten einzugreifen, und ihn dafür als Apostel ausersehen habe. Genug, wer die Kirchengeschichte der letzten Jahrhunderte studirt, der kann im Wupperthale zu jeder großen historischen Erscheinung die Belegstücke finden, ähnlich wie die fossilen Ueberbleibsel der Erdumwälzungen in einem geologischen Cabinet, nur mit dem Unterschied, daß diese kirchengeschichtlichen Reste leben. Aber so sehr waltet der conservative, rückwärtsgewandte Charakter vor, daß selbst die freie Gemeinde, welche hier besteht, nicht freigläubig, sondern strenggläubig ist. Einzelne ihrer Genossen hatten einen hervorragenden Antheil an den „Erweckungen", welche vor einigen Jahren im elberfelder Waisenhaus stattfanden und weit und breit keinen besonders angenehmen Geruch hinterließen.

Die Vermenschlichung der kirchlichen Tradition, welche seit dem vorigen Jahrhundert immer weiter in den Kern des Glaubens vorgedrungen ist und immer allgemeiner die Massen des Volks ergriffen hat, vermochte im Wupperthal nur durch die Schule einigen Eingang zu finden. Und zwar war es charakteristischer Weise zuerst ein Privatinstitut, von wo eine gesunde Reaction gegen die Starrheit der Kirchenlehre ausging. Es war die Schule des genialen Pädagogen Wilberg, der in Pestalozzis Fußtapfen trat und von welchem Diesterweg, während er in Elberfeld wirkte, seiner eigenen Aussage nach das Beste gelernt hat. Seine Leistungen hatten den wunderbaren Erfolg, daß eine Anzahl der ersten Familien ihm, dem Elementarlehrer, ihre Söhne anvertrauten. So wird, was in der älteren Generation Elberfelds an unabhängiger Intelligenz vorhanden ist, nicht zum kleinsten Theile auf ihn zurückzuführen sein. Die älteren Volksschullehrer sind meistens seine unmittelbaren Schüler. Er gab im Jahre

Digitized by Google

1830 sein Institut auf zu Gunsten der damals neubegründeten Realschule, die nahe daran war, das sehr verkommene Gymnasium zu verschlingen, wenn nicht der jetzige Staatsminister v. d. Heydt für die Schule, welcher er seine Bildung verdankte, eine finanzielle Garantie übernommen hätte. Sie bewies ihm ihre Erkenntlichkeit für diese Errettung vom Tode, indem sie seine Büste in ihrem Festsaal aufstellte; noch erwünschter aber ist es vielleicht ihrem Gönner gewesen, daß sie fortfuhr, die Kirche in ihrer Erziehung der Jugend zu innerlich abhängigen Conservativen unbedingt zu unterstützen.

Auch in der Realschule Elberfelds freilich lebte Wilbergs selbständiger und rücksichtslos forschender Geist nur zum Theil fort, ebenso wie in der später gegründeten und mit einem prächtigen Hause ausgestatteten barmer Realschule. Aber doch waren es in Elberfeld nur Lehrer der Realschule, welche sich dem im letzten Winter gegründeten Allgemeinen Bildungsverein anzuschließen wagten. Nicht einmal die Lehrer der höheren Webeschule und Provinzialgewerbeschule in Elberfeld bewiesen, außer einem ersten schüchternen Anlauf, gleichen Muth. Und Lehrer der elberfelder Realschule oder der höheren Schulen Barmens waren es auch, die es gegen Ende des vorigen Winters, als die Geistlichkeit sich einmal wieder eine ihrer hergebrachten orthodox-hierarchischen Einmischungen in den Religions- und sogar in den Geschichtsunterricht erlaubte, auf einen offenen Zusammenstoß ankommen ließen. Einer dieser Fälle betraf einen Professor in Barmen, der in der Geschichtsstunde u. a. unehrerbietig von König David gesprochen haben sollte; ein anderer traf einen Lehrer in Elberfeld, dem Zweifel an der Authenticität der fünf Bücher Mosis entschlüpft waren; in einem dritten Falle gar wurde der Lehrer von den Spitzen der lutherischen Gemeinde in Elberfeld zur Rechenschaft gezogen, weil er im Allgemeinen Bildungsverein sich auf Lessings Wort bezogen hatte, daß andächtig schwärmen leichter sei als gut und edel handeln. Der Art sind die Wahrheitskörner, welche nicht durch das Sieb der wupperthaler Glaubensbewahrer gehen. In dem ersterwähnten Falle folgte ein Zeitungskampf, der um ein Haar die öffentliche Vervehmung der Elberfelder Zeitung durch die conservative Partei nach sich gezogen hätte. Allein nicht nur die Conservativen, auch die Liberalen wurden wach, als sie sahen, auf welchen Standpunkt des Wissens und Denkens die Unterichtsstätten ihrer Söhne zurückgeschraubt werden sollten. Sie waren ohnehin schon übel genug daran. Die Leitung aller höheren Schulanstalten des Thales befand sich in der Hand von Männern, welche entweder aus eigenem innerem Hange oder aus Anerkennung vor der überlegenen Macht den Geistlichen und der conservativen Partei im Wesentlichen jederzeit zu Willen waren. In den Curatorien überwog das kirchliche oder das conservative Element. Gelang es, die letzten charaktervollen Lehrer, welche am Geschichts- und Religionsunterricht betheiligt und nicht von der echten wupperthaler Anschauung erfüllt waren, durch Maß-

Digitized by Google

regeln von oben her oder Vertheidung des Amtes hinauszutreiben, so hatten gleichgesinnte Eltern nur die Wahl, ihre Knaben schon lange vor der Confirmation von Hause fortzuschicken, oder aber ihnen einimpfen zu lassen, was sie für nahezu gleichbedeutend mit geistigem Tode hielten. Während solche und ähnliche Empfindungen die erwähnten Kreise bewegten, begab es sich, daß die Elberfelder Zeitung ihren Redacteur wechseln sollte. Ein Abschiedsessen für den scheidenden Gesinnungsgenossen, A. Lammers, wurde daher benutzt, um in einer Reihe lebhafter und nachdrücklicher Kundgebungen die Partei der verfolgten Lehrer zu ergreifen. Man fand denn auch, daß die Gegenpartei den Sinn und die Tragweite dieser Protesterhebung wohl verstand. Sie zog einstweilen ihre Scheeren ein.

Aber ein noch folgenreicheres Unternehmen entsprang aus diesen Kämpfen. Es trifft sich, daß im Wupperthal — wie gegenwärtig vielleicht im Durchschnitt durch ganz Deutschland — die Träger des Fortschritts vorzugsweise Männer (und Frauen, nicht zu vergessen) in den dreißiger Jahren sind; und da Geschäftsleute früh zu heirathen pflegen, der Hagestolz obendrein nirgends unglücklicher daran ist als in so ausschließlich industriellen Orten, so sind die meisten dieser voranstehenden Liberalen Familienväter, und ihre ältesten Kinder reifen dem Confirmandenunterricht entgegen. Sie haben folglich ein starkes eigenes Interesse, zu verhindern, daß der Religionsunterricht orthodox-pietistischer Pastoren auch noch das Gegengewicht einbüße, das in dem Religions- und Geschichtsunterricht unabhängig denkender durchgebildeter Lehrer liegt; ein starkes eigenes Interesse, wo möglich zu bewirken, daß der Confirmandenunterricht selbst aufhöre, lediglich nach dem Geschmack der Rückschrittspartei ertheilt zu werden. Als nun die neuerdings von den Geistlichen gesuchten Händel mit aufgeklärten Lehrern dieses doppelte Interesse des Liberalismus zum allgemeinen Bewußtsein brachten, nachdem derselbe durch die Stiftung und Entwickelung des Allgemeinen Bildungsvereins in Elberfeld und des Allgemeinen Bürgervereins in Barmen bereits das Gefühl seiner Kraft erlangt hatte, wurde eine Organisation ausdrücklich zu jenem Zwecke nicht schwer. Man fand sie in der Anlehnung an den deutschen Protestantentag, dessen Richtung und Thätigkeit dem empfundenen Bedürfniß am besten entgegenzukommen schien.

Der äußere Anlaß erschöpft indessen nicht den Werth einer solchen Vereinigung für das Wupperthal. Nirgends im Gegentheil bietet sich derselben eine solche Fülle von Aufgaben, eine solche Sicherheit und Tiefe der Wirkung. Leichter mag es fast an jedem anderen deutschen Orte sein, die Anhänger der Selbstbestimmung in religiösen Dingen um eine gemeinsame Fahne zu sammeln, aber am erfolgreichsten verspricht es sich hier zu erweisen. Unter den Vorbesprechungen ergab es sich, daß die wesentlichste Schwierigkeit nicht in dem allzu radicalen, sondern in dem vermeintlich allzu conservativen Charakter des

Digitized by Google

Protestantentages lag. Das herrschende religiöse Extrem hatte in Vielen wie gewöhnlich seinen extremen Gegensatz, eine entschiedene Religionsscheu und Abneigung gegen alles Kirchenwesen hervorgerufen. Einem dogmatisch neutralen Verein glaubte man nicht gut beitreten zu können. Weit lieber als für die auf kirchliche Selbstregierung und Lehrfreiheit gerichteten Satzungen des Protestantentags würde man etwa für ein Programm ins Feld gezogen sein, das die historisch-kritischen Ergebnisse der tübinger Schule mit denjenigen der neuesten Philosophie verquickt hätte. Strauß und Rénan fanden in diesen Kreisen mehr Zustimmung als Schenkel, Bluntschli und Baumgarten. Allein mit einer so individuellen und subjectiven Auffassung bekehrt man die Massen nicht. Bald sahen die Meisten ein, daß die im Wupperthal vorliegenden praktischen Aufgaben besser durch Anschluß an den Protestantentag gelöst werden würden, durch Eroberung der Gemeinden für eine zeitverständige Betrachtung der sittlichen Dinge, durch Fortwandeln auf der in den Synoden geöffneten Bahn im Zusammenhang mit der Mehrheit der rheinischen und mit der Minderheit der westfälischen Provinzialsynode, als durch den Cultus der gesunden Vernunft in kleinen Conventikeln, oder wenn es hoch kam, durch die Bildung freier Gemeinden. Der einzelne Vater freilich könnte ja auch durch letztere den ihm zumeist am Herzen liegenden Zweck erreichen, nämlich seine Kinder vor einer ihm falsch und verderblich dünkenden Kirchenlehre zu bewahren; jedoch für die Masse des Volks wäre damit so gut wie nichts erreicht. Es ist aber heute nicht mehr hoffnungslos, die evangelische Kirche von innen heraus umzustimmen. In Rheinpreußen vollends giebt es dafür ganz ausgiebige Mittel. Die Prediger werden dort durch die Mehrheit der Gemeindevertretung gewählt; die Gemeindevertretung selbstverständlich durch die Gemeinde. Bringt man letztere also auf seine Seite, so entscheidet man schließlich über den Geist der Predigt, und nicht darüber allein, sondern mittelbar zugleich über die Art und den Grad von Einmischung, welchen die Kirche d. h. die Geistlichkeit auf die Schulen jedes Ranges üben soll, vorzugsweise auf die Volksschulen. Die Mehrheit der Gemeinden d. h. der mitwählenden Gemeindeglieder tritt jetzt in die Fußtapfen conservativer Führer, weil sich ihr keine anderen aufwerfen. Sie wird in zahlreichen Fällen anders wählen, wenn der gebildete Liberalismus seine träge, feige, vornehme Scheu vor dem Inneren der christlichen Tempel überwunden haben und an dem kirchlichen Gesammtleben des Volkes wieder thätigen, lebendigen Antheil nehmen wird, jene unfruchtbare Fortgeschrittenheit verschmähend, die im vorigen Menschenalter Mode war.

Die Besprechungen wegen Gründung eines örtlichen Protestantenvereins für Elberfeld und Barmen begannen eben, als der drohende deutsche Krieg alles in seine umwälzenden Strudel zog. Aber so mächtig und gesund ist der Trieb, der zu ihnen drängte, daß sie trotz des Krieges und der ungeheuren Aufregung

Digitized by Google

dieſes Sommers nicht ganz wieder zu Boden gefallen ſind. Es wäre auch ſchon des nächſten Anlaſſes und Zweckes halber verkehrt geweſen, darauf zu verzichten. Die Gegner des freien Unterrichts ſind durch die jüngſten gewaltigen Ereigniſſe ſo wenig umgeſtimmt oder zur Mäßigung bewogen worden, daß eine wahrhaft kleinliche Verfolgung der Lehrer, welche an dem oben erwähnten Abſchiedsmahle theilgenommen hatten, noch mitten im Sommer fortgeſponnen worden iſt, — und das keineswegs durch gewöhnliche Polizeiſeelen. Doch darf man vielleicht hoffen, daß dies mehr das unvermeidliche Nachhallen eines verzogenen, als die Ankündigung eines heraufziehenden Gewitters geweſen ſein werde. Wie es aber damit auch ſtehe: die Thätigkeit des wuppertaler Proteſtantenvereins kann nicht früh und kräftig genug eröffnet werden. Nimmt ein beſonderer Schulverein ihm einen Theil ſeiner hohen Aufgabe ab, ſo mag er ſich dem Reſte deſto energiſcher widmen. Es wäre ſchön, wenn etwa auf dem bevorſtehenden deutſchen Proteſtantentage — deſſen Beſuch man der nun preußiſch gewordenen Stadt Hannover ſchuldet — eine Abordnung von angeſehenen Männern Elberfelds und Barmens erſchiene, um ſich ſeine nächſte Zuſammenkunft für das Wupperthal auszubitten. Damit würde vor aller Welt Augen von dem Namen dieſes anmuthigen und durch den Fleiß tüchtiger Menſchen belebten Erdenflecks jene Einſeitigkeit abgeſtreift, welche in dem Spitznamen „Muckerthal“ wiederklingt; es bliebe an der Vorſtellung haften eine beſondere Stärke und Lebendigkeit des religiöſen Triebes, wie ſie der geſchichtlichen Entwickelung des Thales entſpricht, aber befreit von den Schlacken der Ausſchließlichkeit, des Geiſteszwanges früherer Zeiten, des ausgeſprochenen leidenſchaftlichen Gegenſatzes zu dem Jahrhundert, als deſſen Bürger wir nun einmal leben müſſen, und mit aller Energie und vollem Bewußtſein leben wollen.

Ein Kriegstagebuch aus Naſſau.

2.

Ich habe bereits hervorgehoben, daß in Frankfurt die Stimmung umgeſchlagen; es thut mir leid hinzufügen zu müſſen, daß ſie trotzdem noch ebenſo confus und corrupt iſt, wie am 20. Mai (Abgeordnetentag), nur in einer anderen Art. Mit dem 4. und 5. Juli trat der Wendepunkt ein. Bis dahin hatten nur die Auſtriacissimi das Wort. Sie tanzten einen politiſchen Hexen-

Digitized by Google

sabbath, der sich besonders in der Presse sehr widerlich abspiegelte. Der „Postzeitung“, einem conservativen Blatt, das von jeher zu Oestreich hinneigte, gebührt die in Anbetracht des örtlichen Standes und der Stimmung in Frankfurt hoch zu veranschlagende Anerkennung, sich — einige Denunciationen gegen die Majorität der nassauischen Kammer und deren Führer abgerechnet, welche wohl dem hiesigen offiziösen Correspondenten zur Last fallen — gleichgeblieben zu sein und die Würde der anständigen Presse in Form und Inhalt gewahrt zu haben. Die übrigen Blätter wetteiferten mit einander in kriegerischer Berserkerwuth, Ungebühr und Verunglimpfung Andersdenkender; namentlich schimpften sie die süddeutschen Abgeordneten, welche dem liberalen und nationalen Gedanken treu geblieben waren, grade deshalb mit jenem wüthigen Eifer, welcher das charakteristische Kennzeichen des Renegatenthums ist.

Außer den bekannten älteren Blättern schoß aber gleichzeitig oder kurz vorher eine große Anzahl ohne Zweifel entweder von Oestreich oder von Wiesbaden, Darmstadt, Stuttgart u. s. w. finanziell subventionirter und von östreichischen und schwäbischen Literaten pessimae memoriae bedienter Schmutz- und Winkelblättchen über Nacht gleich Pilzen empor, welche sehr schlau auf die Liebhabereien und Schwächen des vornehmen und geringen Pöbels berechnet, dessen Sprache mit Virtuosität redeten und von dem „süßen Mob“ mit Begierde verschlungen wurden. In Wiesbaden gründete ein ehemaliger hessischer Dorfschullehrer Namens Becker, welcher früher an der Mittelrheinischen Zeitung beschäftigt und von derselben wegen geringer Befähigung entlassen worden war, ein Filial jener frankfurter Blätter, genannt die „Neue mittelrheinische Zeitung“. Diese und die officielle nassauische Landeszeitung bemüheten sich nach Kräften, die Bestialitäten der blutdürstigen frankfurter Presse in das Nassauische zu übersetzen, blieben aber an Virtuosität des Schimpfens doch etwas hinter den frankfurter Idealen zurück.

Ein halbes Dutzend klerikaler Blätter und Blättchen, die in Mainz unter der Aegide des hochwürdigsten Herrn Bischofs und päpstlichen Thronassistenten, Herrn † Wilhelm Emanuel Freiherrn v. Ketteler, erscheinen, besorgten die Uebertragung in das „Katholische“ und bewirkten in einzelnen wenig cultivirten Gegenden Nassaus (denselben, die durch den Menschen- und Kinderhandel eine traurige Berühmtheit erlangt haben) Erscheinungen, von welchen ich unten noch sprechen werde. Die mainzer Blättchen wurden von dem katholischen Klerus gratis vertheilt, und was das geschriebene Wort nicht vermochte, das wurde ergänzt durch das gesprochene, im Beichtstuhl und auf der Kanzel. Es war und ist ein Kreuzzug, der gepredigt wird mit flammenden Zungen gegen Preußen und gegen alle, die nicht für Oestreich und das Concordat schwärmen. „Auf die Fortschrittsleute! sie sind schuld an dem Krieg, sie haben uns an Bismarck verrathen, sie haben die Preußen in das Land gerufen, fengt sie,

Digitized by Google

hängt sie, schlagt sie todt!“ So bläst die Schaar der schwarzen Jäger das „Halali“ frisch auf zum fröhlichen Jagen. Zeitweise, namentlich so lange die falschen Botschaften über östreichische Siege in den frankfurter Blättern grassirten, geschah das nicht ohne großen Erfolg und das „Credo, quia absurdum est“ hatte volle Geltung. Sehr natürlich. Infolge des obligatorischen Schulunterrichts kann hier zu Lande jedermann *lesen*. Daß auch jedermann *denken* könne, läßt sich keineswegs mit derselben Bestimmtheit behaupten. Nun denke man sich in dieser stürmischen Zeit die aufgeregte Menge, gefoltert von Unruhe und Neugierde. Unbekannte oder bekannte Wohlthäter stecken ihr die frankfurter Wurstblättchen und Brandschriften zu Tausenden in die Hände. Natürlich werden dieselben gelesen. Darin steht, wie die Preußen überall die Männer sofort in die Armee einreihen, mit den Frauen noch etwas übeler umspringen, die Kinder zum Frühstück, die Rinder zu Mittag, die Pferde zu Nacht speisen, Korn und Kartoffeln und was sonst nicht niet-, nagel-, wand-, band- und mauerfest ist, mitnehmen und alles, was sie nicht mitnehmen können, zerstören. Obgleich auch unsere Bauern das sinnreiche Sprüchwort kennen: „Er lügt, wie gedruckt“, so sind sie doch allzu sehr geneigt, alles Gedruckte zu glauben, namentlich wenn es ihnen der „Hochwürdige“, der „Herr Pastor“, der „geistliche Herr“ in die Hand drückt, und wenn es an allem Widerspruch gebricht. Und dieser fehlte. Denn die Liberalen hatten sich leider zum großen Theil einschüchtern lassen und auch ihre Presse wagte kaum noch, frisch von der Leber weg zu sprechen. Was Nassau anlangt, so verdient sie Entschuldigung. Denn die Regierung hat hier, unter Berufung auf den Bundesbeschluß von 1854, welcher indeß bei weitem nicht so weit geht, im Taumel der Reaction gegen den Willen und unter lebhaftem, jedoch erfolglosem Proteste der Landstände ein gegenwärtig noch bestehendes Preßgesetz erlassen, welches ihr die Befugniß giebt, nach ihrem bon plaisir jedes Blatt zu jeder Zeit ohne Urtheil und Recht durch eine Ordonnanz der Verwaltungsbehörde todtzuschlagen; und sie hat von dieser mehr als discretionären Gewalt in der Vergangenheit während der friedfertigsten Zeiten einen so indiscreten Gebrauch gemacht, daß man wohl weiß, wessen man sich von ihr zu versehen hat, namentlich in Kriegszeiten, wo man stets Waidsprüchlein, wie „Salus publica suprema lex esto!“, „Inter arma silent leges“ u. s. w. in Bereitschaft hat.

Infolge jener Agitation war zeitweise und ist wohl noch in einzelnen Gegenden, namentlich in den vormals kurtrierschen und kurmainzischen Landestheilen, in welchen man noch vielfach an die Zustände des heutigen römischen Kirchenstaats erinnernde Spuren der antisocialen und antistaatlichen Herrschaft des geistlichen Krummstabes findet, und wo der Klerus die öffentliche Meinung der ungebildeten Menge beherrscht, die Stimmung auf den Gipfel des Preußenhasses, der sich theils in Furcht, theils in Wuth offenbart. Vor allem hat man

Digitized by Google

den guten Leuten eingeredet, in Preußen würden keine Katholiken geduldet, und Preußen wolle das Land erobern nur zu dem Zwecke, um die Katholiken zu zwingen, protestantisch zu werden. Vergebens legten zwei einflußreiche Mitglieder unseres bischöflichen Domcapitels, der Domdechant Diehl und der Domherr Rau, jener als alter ego des Bischofs Mitglied der ersten, dieser gewählter Abgeordneter zur zweiten nassauischen Kammer, mit anerkennenswerthem Freimuth in der Ständeversammlung öffentlich Zeugniß davon ab, daß in keinem deutschen Staate sich die katholische Kirche einer Autonomie erfreut, wie sie solche in Preußen unter dem Schutze der Verfassung genießt. Ihre Stimme drang nicht unter die bethörte Menge. In dem Amte Montabaur hatte sich eine Schaar Bauern mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet, um eine preußische Husarenpatrouille zu überfallen. Nur der klugen Mäßigung und der Humanität des Führers der letzteren ist es zu verdanken, daß ein nutzloses Gemetzel vermieden wurde, welches die verhängnißvollsten Folgen gehabt haben würde. Die vormals radicale „Neue Frankfurter Zeitung" aber und das hiesige gouvernementale Organ des Exschulmeisters Becker klatschten dem tollen Unternehmen der fanatisirten Bauern Beifall und forderten zur Nachahmung auf. In dem Amte Wallenrod flüchteten ganze Dörfer aus Angst vor den Preußen. Sie schleppten ihr Vieh und ihre sonstige Habe in die Wälder und versteckten sich selbst in die Höhlen. Denn sie fürchteten, ihr Vieh werde geschlachtet, und sie selbst würden protestantisch gemacht werden, — offenbar ein Nachklang des verhängnißvollen: „Cujus regio ejus religio."

Auch die Furcht, von den Preußen zwangsweise assentirt zu werden, hat an andern Orten eine große Rolle gespielt. Die östreichisch gesinnten Blätter und Behörden hatten überall diese Mähr verbreitet. Das hessen-darmstädtische Dorf oder Landstädtchen Gladenbach, das an der kurhessischen Grenze, nicht weit von Marburg liegt, wurde am 29. Juni von einem Schwarm jüngerer kurhessischer Bauern und Bauernbursche überzogen, die herbeieilten, — theils zu Fuß und außer Athem, theils zu Pferd, und Roß und Reiter triefend von Schweiß. Sie verkündigten die Schreckensmähr, „der Preuß" sei im Anzug und wolle alle Männer von 18 bis zu 40 Jahren ausheben. Es stellte sich indeß heraus, daß von den 200 Geflüchteten keiner selbst einen Preußen gesehen und keiner eine bestimmte Quelle für die Nachricht hatte, daß eine solche Aushebung bevorstehe, und da die ehrenwerthen Gladenbacher schon Preußen in der Nähe beobachtet und die Meinung hatten, dieselben seien keineswegs Menschenfresser, so gelang es ihnen, ihre aufgeregten Gäste dermaßen zu beruhigen, daß diese Tapfern beschämt unter dem Schutze der Nacht in ihre Heimath zurückkehrten, zur größten Satisfaction ihrer respectiven Väter, Kinder, Mütter, Bräute u. s. w., die sie ungern vermißten. Die Neue Frankfurter Zeitung, von welcher die schon erwähnte vortreffliche Bayrische Wochenschrift sagt, „daß

Digitized by Google

sie seit ihrer Bekehrung zum Austriacismus das wiener Cabinet und den Bundestag mit Rosenwasser beträufele, ihr nach dieser Seite gerichteter Tadel wie ein gedämpftes Lob klinge, ihre Forderungen mit jungfräulicher Bescheidenheit auftreten, und daß sie es glücklich dahin gebracht habe, von den Diplomaten und Staatsmännern der reactionären Schule neben der augsburger „Allgemeinen Zeitung" mit gleicher Vorliebe gelesen zu werden", — die Neue Frankfurter Zeitung, welche den Kurfürsten von Hessen mit einem „Engel des Lichts" und den König von Hannover mit einem „Märtyrer" verglichen, die mit wahrhaft byzantinischen Phrasen den jungen Kronprinzen von Hannover glorificirt und von ihm behauptet hat, „er sei in einer Nacht vom Knaben zum Manne gereift", erzählt uns während der letzten vierzehn Tage wiederholt vielerlei von Freiwilligen aus Kurhessen, welche aus Anhänglichkeit an den Kurfürsten und aus Haß gegen die Preußen ihre Heimath verlassen und sich zu ihrem Contingent nach Frankfurt begeben hätten. Richtig ist nun, daß Leute aus Kurhessen eingetroffen sind. Unrichtig aber, daß sie alle von den angegebenen Motiven geleitet wurden. Sie waren vielmehr zum größten Theile ebenfalls beseelt und getrieben von jenem panischen Schrecken, der die tapferen Zweihundert nach Gladenbach getrieben hatte.

Die Eigenthümer und die hervorragendsten Mitarbeiter der „Neuen frankfurter Zeitung", die Besitzer der östreichischen Papiere, die Beherrscher der Börse in Frankfurt, die bestigsten Austriacissimi, die am lautesten in die Kriegstrompete gestoßen und am lebhaftesten für die czechischen, kroatischen, rumänischen und polnischen Brüder im Osten geschwärmt haben, sind Israeliten. Diese Thatsache kann nicht verschwiegen bleiben, aber sie darf nicht mißdeutet werden. Sie hat mit dem jüdischen Glauben und mit der jüdischen Abstammung natürlich absolut nichts zu schaffen. Sie darf daher auch nicht mißbraucht werden, um Abneigung gegen die Juden hervorzurufen, gegen diese unsere Mitbürger, für deren Emancipation wir, die Liberalen, die wir jetzt von ihnen befehdet werden, Jahrzehnte lang mit zäher Ausdauer und gutem Erfolg gekämpft haben gegen die für Oestreich schwärmenden Conservativen, welchen jetzt die durch unsere Anstrengungen Emancipirten anhängen. Wir hoffen, sie finden sich aus der Verirrung des Augenblickes wieder zu der richtigen Stellung heraus.

Zu ihrer Entschuldigung muß angeführt werden, daß hier zu Lande der Handel mit Geld, Werthpapieren und Credit fast ausschließlich in ihren Händen liegt, und daß ein so creditbedürftiger Staat wie Oestreich demselben stets die lebhafteste Nahrung giebt. Bei der Valutastörung, der Besteuerung der Coupons, den unsicheren Staatsfinanzen, den Vorboten des Bankerotts, pflegt jedermann eher etwas zu verlieren als der Bankier. In solchen schwierigen und verwickelten Verhältnissen gewinnt stets der Sachkundige und Geschäftsgewandte, der Fachmann siegt über den Nichtfachmann. Das ist klar.

Digitized by Google

Dem Kaufmanne, der nicht mit Waaren, sondern mit Geld und Credit handelt, kann daher Oestreich nicht gleichgiltig sein. Der Gläubiger kümmert sich um einen soliden bombenfesten Schuldner wenig oder gar nicht. Den unsichern Schuldner aber, an welchem doch immer noch etwas zu verdienen ist, behandelt er mit der größten Sorgfalt, wie die Eltern unter ihren Kindern das schwache vorziehen, nicht obgleich, sondern weil es kränklich ist, und weil sie doch wenigstens in Zukunft noch Erfreuliches von ihm zu erleben hoffen. Wer diesen Causalnexus durchschaut, wird manches entschuldigen.

Aber verhehlen kann ich es doch nicht, es ist ein widerwärtiger und seltsamer Anblick, dieselben schwärmen zu sehen für die biederen Czechen in demselben Augenblicke, wo die letzteren die Juden in Böhmen, das Messer in der Hand, an der Kehle packen und ihnen hier „Stribro" (Silber her!) in die Ohren schreien. Könnten doch diese biedern „deutschen Brüder" aus den böhmischen Wäldern, wenn sie siegreich in die freie Reichsstadt am Main einrücken, in ihrer waldursprünglich-sansculottischer Naivetät den Einfall haben, dort dieselbe Operation zu wiederholen, die sie in ihrer Heimath mit bestem Erfolge ausgeführt! An Anzeichen dazu fehlt es auch im deutschen Reich nicht. Grade in den preußenfeindlichsten Theilen Bayerns hat man Judenhetzen versucht. In Nassau hat noch kürzlich der Graf von Walderdorff, der Hochtory der ersten Kammer, in der letzteren eine heftige Philippika gegen die „abscheulichen Juden, welche die Bauern ruinirten" losgelassen. Es wurde ihm von liberaler Seite erwiedert, es gäbe Christen, die schlimmer seien; wenn ein Jude etwas verdiene, so gebe er es doch alsbald wieder in Circulation und lasse es für die bürgerliche Gesellschaft arbeiten; wenn aber ein edler Graf die Bauern schlachte und zu Pächtern oder Leibeigenen mache und deren freies Gut seinem gräflichen Fideicommiß einverleibe, dann werde dieses der todten Hand und der Latifundienwirthschaft verfallene Eigenthum für immer dem wirthschaftlichen Verkehr und der bürgerlichen Gesellschaft entzogen; solches verübe „der Jude" nicht. Auch hier stand der östreichisch gesinnte Graf *gegen*, die liberale antiöstreichische Partei *für* die Juden, d. h. für deren Bürgerrecht und Glaubensfreiheit.

Grade in dem nassauischen Bezirk aber, in welchem der genannte Graf wohnt und wo sein Einfluß allmächtig ist, weil alle Bauern indirect und die durch seine Guts- und Kammerverwaltung aus Bauern in Pächter verwandelten Hintersassen direct von ihm abhängig sind, grade dort entbrannte auch infolge der klerikalen Agitation eine Judenhetze. Die Sache kam in der Kammer zur Sprache. Der Graf Walderdorff war leider abwesend. Die liberale Partei wollte einen Abwesenden nicht angreifen. Der Präsident der zweiten Kammer beschränkte sich auf die Bemerkung, er bedauere die Abwesenheit des Herrn Grafen, derselbe würde, wenn anwesend, es vielleicht haben erläutern können,

Digitized by Google

warum er den großen Einfluß, den er in seiner Heimath besitze, nicht angewandt habe, um jene Excesse — zu verhindern. Sapienti sat!

Beiläufig bemerkt, verdient es in den kleinstaatlichen Geschichtsannalen verzeichnet zu werden, daß, als am 6. Juli die nassauische Ständeversammlung (vereinigte erste und zweite Kammer) über die Credite, welche die Regierung gefordert hatte, um für Oestreich in den Krieg zu ziehen, abstimmte (und sie verweigerte), auf der Adelsbank der ersten Kammer, welche zehn Mitglieder zählt, nur zwei saßen. Von diesen zwei stimmte der eine, ein Beamter, für die Regierung, der andere, ein Kammerherr des Herzogs, gegen die Regierung. Dem letzteren, dem Freiherrn v. Schwartzkoppen, ließ der Herzog noch zur selbigen Stunde wegen dieses „eines Kammerherrn unwürdigen Benehmens" den Schlüssel abverlangen.

Die übrigen acht Lordschaften fehlten. Acht Tage vorher, ehe Oestreichs Niederlagen stattgefunden und bekannt geworden waren, waren sie alle da und hatten tapfer für den Bundesbeschluß vom 14. Juni, also für Oestreich, gestimmt und zum Theil auch gesprochen. Tempora mutantur, et nos mutamur in illis.

Ein sehr häßlicher Zug tritt in dieser aufgeregten Zeit — nicht bei dem Volk, denn wo es sündigt, da liegt wirklich, meiner Wahrnehmung nach, die Ursache im Kopf und nicht im Herzen, das trotz alledem treu und brav ist — bei Einzelnen hervor, nämlich der Hang, die Aufregung der Masse zur Befriedigung gehässiger persönlicher Leidenschaften zu benutzen, namentlich sie zu Zwecken der Privatrache auszubeuten. Aus der großen Reihe solcher Vorfälle hier ein Beispiel:

Am 28. Juni machten die Preußen von Koblenz aus eine militärische Promenade nach Montabaur, einem nassauischen Städtchen, wo ein Justizamt seinen Sitz hat. Ein Advocat aus der Nähe, der bei dem Justizamt seine Geschäfte erledigt hatte, war im Begriff, das Local zu verlassen, als er in der Hausthüre in mehr überraschender als angenehmer Weise mit einer Husarenpatrouille zusammenstieß, welche ihn mit gezogenem Säbel und gespanntem Pistol anhielt, sie zum Amtmann zu führen. Natürlich leistete der in so kategorischer Weise Aufgeforderte Folge. Diesen Hergang benutzte ein ebenso unfähiger als neidischer College, um jenen zu denunciren, er habe die Preußen ins Land geführt und ihnen als Spion gedient. Ein solcher Vorwurf, geschickt verbreitet und aufgeputzt, war in diesen Tagen nicht ohne Lebensgefahr für den Verläumdeten.

Die Bundestagsarmee hat in Nassau allerdings gelegentlich neunzehn preußische Landwehrsoldaten gefangen genommen. Aber weit hervorragender, qualitativ und quantitativ, war das Fangen von „Spionen". Weit mehr wie die Kriegführung schien sie dieses Geschäft als ihre eigentliche specifische Berufssphäre zu betrachten und sie lag demselben mit einem Eifer ob, daß die Schil-

Digitized by Google

derung dieser kriegerischen Action ihren besonderen „Specialartisten" bedürfte. Höchst komisch war es, als ewig wiederkehrenden Beweisgrund dafür, daß nothwendig Spione in Hülle und Fülle im Lande sein müßten, den Umstand anführen zu hören, die preußischen Führer kennten ja Weg und Steg in unserem Lande besser als wir selbst, während doch Nassau nur eine Enclave Preußens, zwischen Koblenz und Wetzlar, mit einer preußischen Etappenstraße mitten durch, ist, und für das Ländchen keine andere brauchbare und zuverlässige Specialkarte existirt als grade die des preußischen Generalstabs, deren sich auch die Regierung für ihre Arbeiten zu bedienen pflegt. Allein in dieser aufgeregten Zeit war der Gedanke an diese Karte ein viel zu philiströs nahe liegender, einfacher, hausbackener. Man bedurfte der Romantik mit haut goût, und deshalb fing man Spione.

Ebenso unglücklich, wie mit dem Fangen der vermeintlichen fremden Spione des Feindes, war man mit seinen eigenen Spionen.

Der Herzog von Nassau hatte einen pensionirten Generalstabshauptmann zum Chef seiner Spionage ernannt. Alle Behörden, die Polizei- und Landjägermannschaft waren angewiesen, ihm hilfreiche Hand zu leisten. In Civil gekleidet umschlich er die Preußen. Wenige Tage nach der verhängnißvollen Bundestagsabstimmung vom 14. Juni, in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, telegraphirt dieser Hauptmann von der Lahn aus (wo er sich befindet, um die im Kreis Wetzlar concentrirten preußischen Truppen zu observiren), die Preußen setzten sich von dort in Bewegung. Das Telegramm gelangte Morgens 5 Uhr an den Herzog. Sofort Allarm aller nassauischen Truppen, welche in Bibrich und Wiesbaden concentrirt waren! Die Generale galoppiren. Die Offiziere setzen die östreichischen Käppi, die Soldaten die nassauischen Käppi, die Trainsoldaten die preußischen Pickelhauben auf. In dieser Abstufung der Kopfbedeckung des Militärs wollte man offenbar mit ahnungs- und beziehungsreicher Symbolik die unendliche Ueberlegenheit Oestreichs über Preußen andeuten. Man hatte sie unmittelbar vor Ausbruch des Krieges gewählt. Der Herzog hatte höchstselbst in Wien, wohin er damals ging, bei einem wiener Militärkappenmacher die östreichischen Käppi für seine Offiziere bestellt, deren Kopfmaß er sich dorthin hatte schicken lassen. Die wiener Käppi kamen Ende Mai hier an. Aber, o Unglück, sie paßten nicht auf die betreffenden nassauischen Offiziersköpfe; und der Hofkappenmacher Fraund, aufgefordert, sie nach Maßgabe der einzelnen nassauischen Offizierskopfindividualitäten zu ändern, antwortete mit dem echten Stolz eines deutschen Handwerkers: „Ich bin kein Kappen*flicker*, sondern ein Kappen*macher*, und wer die Kappen schlecht gemacht, der kann sie auch verbessern." Mit dem Verluste des Hofprädicats bedroht, ging der wackere Meister, noch ehe man die Drohung verwirklicht hatte, still resignirt ans Werk, stellte seine Leiter an die Haustüre und strich mit

Digitized by Google

weißer Oelfarbe auf seinem Geschäftsschild das Wort „Hof“ und den obligaten nassauischen Wappenlöwen im Voraus aus freien Stücken aus. Das war das erste, für jedermann deutlich erkennbare Vorzeichen des Verfalls der nassauischen Dynastie. Kein Wunder, daß bei dem übereilten Ausmarsch, welchen das bedrohliche Telegramm von der Lahn veranlaßt hatte, die Käppi nicht paßten. Noch weniger paßten die preußischen Helme den Trainsoldaten oder „Thränern“, wie man sie hier nannte. Ursprünglich hatte die nassauische Linie russische Czakos getragen. So wollte es der russenfreundliche Herzog Wilhelm. Statt der Czakos hatte Herzog Adolph 1849, als er für das preußische Dreikönigsbündniß schwärmte, die preußischen Helme eingeführt. Als er aber sich von diesem lossagte, um zur bregenzer Coalition und später zum darmstadt-würzburger Bündniß überzugehen, führte der auf östreichische Empfehlung zum nassauischen Premierminister beförderte darmstädtische Cavaleriegeneral Prinz Wittgenstein statt des preußischen Helms ein Käppi ein, das die östreichische Grundform trug, jedoch mit einigen specifisch nassauischen Modificationen versehen war. Die Pickelhauben wurden nun dem aus Anlaß des Kriegs plötzlich neuformirten Train zugetheilt. Sie paßten aber nicht auf die betreffenden Köpfe. So sahen wir denn am 17. Juni in der stillen grauen Frühe des Sonntagsmorgens die durch das Telegramm allarmirte nassauische Brigade eiligst in der Richtung nach Frankfurt ausrücken in einem Zustande, der weniger Kriegsbereitschaft als Fluchtbereitschaft zu nennen war. Wir sahen Trainsoldaten, die keine Zeit gehabt hatten, das Pferd anzuschirren und nun selber das Pferdekummt um den Hals trugen, während sie das Pferd an der Leine führten. Dem einen war die allzuweite Pickelhaube bis auf den Hals heruntergesunken, so daß man nichts mehr von den kriegerischen Gesichtszügen sah. Dem andern saß der zu enge Helm auf dem Occiput und das schuppengepanzerte Sturmband fand seinen Halt statt unter dem Kinn — an der Spitze der Nase. Bei jenem fiel uns der sinnreiche Junker aus der Mancha ein, der das Barbierbecken für den Helm des Mambrino hielt und es betrachtend bemerkte: „Mich dünkt und will es bedeuchten, als ob der Heide, welchem vormals dieser Helm angehöret, einen sehr dicken Kopf gehabt haben müßte.“

So also stürmte die Brigade fort, nachdem sie vorher rührenden Abschied genommen. Denn sie erfreute sich sehr der Sympathien der weiblichen Bevölkerung, insonderheit von der dienenden Classe. In hunderten von Duplicaten präsentirte sich in den Straßen und Alleen die Gruppe von Hektor und Andromache,

„Will sich Hektor ewig von mir kehren,
Wo der Preuß' mit Zündnadelgewehren“ u. s. w.

hieß es; und die Thränen rannen. Sie hätten unvergossen bleiben können. Denn kaum waren die Truppen eine gute Stunde fort, da kam abermals ein

Digitized by Google

Telegramm des spionirenden Hauptmanns von der Lahn, allerdings seien die preußischen Truppen aus dem Kreise Wetzlar aufgebrochen, aber nicht nach Wiesbaden zu, sondern in entgegengesetzter Richtung, nach Kassel; und kaum war dieses Telegramm angekommen, da setzte sich der Herzog höchstselbst zu Pferde, um seine Truppen wiederzuholen. Er beglückwünschte sie wegen ihrer Bravour und bezeichnete das Ganze als einen Probeallarm und einen sehr gelungenen Uebungsmarsch; die Soldaten rückten wieder in Wiesbaden ein und der Andromachen trüber Blick wurde wieder heiter.

Aber seitdem hatte das naive Gefühl der sogenannten „Bundestreue" dem der Unsicherheit und dem Bewußtsein, daß man schweren Ereignissen entgegengehe, Platz gemacht*). Auf verschiedenen Eisenbahnstationen in der Nähe der Residenz Bibrich wurden Truppen mit geladenem Gewehr und gespanntem Hahn aufgepflanzt, um, wenn ein Zug mit Preußen heranbrause (was nun freilich wohl in der Art grade nicht sehr wahrscheinlich war), Feuer auf denselben zu geben. Der erwähnte Chef des Auskundschaftungswesens hatte stets eine geheizte Locomotive zu seiner Verfügung, womit er nächtlicherweile seinen recognoscirenden „Löwenritt" à la Freiligrath in das Land hinein machte. Später riß man auf der Lahn- und der Rheinbahn die Schienen auf, namentlich in den Tunnels. Nassau selbst hatte unter diesen Unterbrechungen des Verkehrs schwer zu leiden. Die Preußen nicht. Denn diese führen einen wohl organisirten Eisenbahntrain mit sich, der alles Zerstörte in kürzester Frist wieder flickt.

Der Herzog hatte von seinen neun Generalen (9 Stück auf 6000 Mann) den einen Namens Roth zum Commandanten der Brigade ernannt. Obgleich sein etwas verkümmertes Aeußere keineswegs Aehnlichkeit mit dem martialischen Benedek verrieth, hielt man ihn doch für einen ebenso furchtbaren Haudegen. Denn er hatte in seiner Jugend in Spanien eine Karlistenbande geführt und wußte aus der Heimath des Don Quixote sehr merkwürdige Geschichten „del tiempo de la reyna Maricastaña" zu erzählen. Er hat sich nun zwar keineswegs im ferneren Verlaufe der Dinge als Feldherr bewährt, wohl aber hatte er, wie mir ein Mitglied der Eisenbahnverwaltung erzählte, eines Tags den Einfall, den in der That höchst spanischen Einfall, sämmtliche Tunnels und Brücken unserer soeben erst mit schweren Kosten vollendeten Staatseisenbahnen müßten — wahrscheinlich in majorem generalissimi nassoici gloriam — in die Luft gesprengt werden. Die Wiederherstellung derselben würde uns etwa sieben Millionen gekostet haben. Dies schien jedoch dem Herrn General ein Moment von untergeordneter Wichtigkeit zu sein. In Spanien gab es zu Zeiten des Don Karlos keine Eisenbahnen. Dort hatte der General seine Kriegskunst gelernt; und da er dieselbe nun in Nassau anzuwenden hatte, so

*) Dies war am 17. Juni. Grade vier Wochen später, am 15. Juli, mußte der Herzog Adolph sein Land verlassen, um, wie er selbst sagte, nicht in Kriegsgefangenschaft zu gerathen

Digitized by Google

war es offenbar doch höchst zweckmäßig und den militärischen Antecedentien des Höchstcommandirenden völlig angemessen, wenn es 1866 in Nassau ebenso wenig Eisenbahnen gab, als dreißig Jahre früher in Spanien.

Seit Anfang Juli schläft der Herzog nicht mehr in seiner Residenz Bibrich am Rhein, weil er fürchtet, von den Preußen dort aufgehoben zu werden, sondern in der Bundesfestung Mainz. Dies wird mir von glaubhaften Personen aus Bibrich und Mainz, welche ihn Abends hinauf und Morgens herunter reiten sehen, erzählt. Dasselbe thut sein Generaladjutant Generalmajor Hieronymus Ziemiecki v. Zimiechenstein, ein Mann von unbekannter Herkunft, der vor etwa drei Lustren als armer Oberlieutenant oder fremder Capitano in das Land kam und nun ein sehr reicher General ist. Der Volkswitz nennt die prachtvolle Villa, die er sich in der Nähe des Kursaals erbaut hat, die „Actienboutike". Denn man behauptet, daß sie von dem an Spielbankactien gemachten Gewinne erbaut sei. Während der Herr General seine werthe Person in Mainz in Sicherheit brachte, sorgte er für die Sicherheit seiner Villa dadurch, daß er sie von je sechs Mann Soldaten bewachen ließ.

Der Schrecken, der oben herrscht, verbreitet sich mit wachsender Kraft bis in die untersten Regionen. Am stärksten herrschte er in einigen katholischen Landbezirken. Ein Mann aus dem katholischen Landstädtchen Hadamar, das sich eines katholischen Convicts, Gymnasiums und anderer derartiger Anstalten erfreut, welche für Aufklärung sorgen, sagte mir: „Wenn man bei uns eine Bohnenstange in die Erde steckt und eine preußische Pickelhaube darauf pflanzt, dann wagt sich kein Mensch mehr vor die Thüre!"

In dem hadamarschen Dorfe Ellar, welches ein starkes Contingent zum katholischen Klerus aus der Zahl seiner wohlhabenden Bauernsöhne zu stellen pflegt und ganz unter klerikalem Einflusse steht, beeilten sich die Bauern auf die Nachricht, „der Preiß" sei im Anmarsche, ihr Getreide, ihre Leinwand und ihr Geld zu vergraben. Die Angst der Ellarer und die von ihnen getroffenen Maßregeln wurden ruchbar. Die weniger ängstliche Jugend des Nachbardorfes Dorchheim beschloß einen freundnachbarlichen Schabernack. Um die Stunde der Mitternacht zogen drei dorchheimer Jünglinge, schwer bewaffnet, gen Ellar. Der eine tutete auf einem zu diesem Zwecke mitgebrachten Nachtwächterhorne quoad posse militärische Signale. Der zweite tractirte nach Kräften eine alte Gießkanne, um ihr Töne zu entlocken, welche denen der Trommel möglichst ähnlich sähen. Der dritte aber schoß mehrmals aus einem verrosteten Gewehr. Darob entstand in Ellar eine furchtbare Panique. Alles rennet, rettet, flüchtet. Die Männer binden das Vieh im Stalle los, die Weiber binden sich die kleinen Kinder auf den Rücken, und so geht es mit Mann und Maus, mit Kind und Kegel in wilder Flucht in die benachbarten Wälder, wo man hauste, bis der schlechte Witz bekannt wurde, und der allgemeine Spott und Hohn die Ge-

Digitized by Google

flüchteten zurücktrieb in die verlassene Heimath. Und zur nämlichen Zeit buken in dem Nachbardorfe Heckholzhausen die Bauern Festkuchen, als sie vernahmen, die Preußen kämen und waren im Herzen betrübt, als die erwarteten Gäste ausblieben.

Der Krieg begann für uns am 28. Juni. An diesem Tage und dem vorhergehenden überschwemmten uns die frankfurter Zeitungen mit einer Fluth von Extrablättern und Telegrammen über glänzende Siege der Oestreicher und vernichtende Niederlagen der Preußen bei Gitschin, Nachod, Skalitz u. s. w. Der Muth stieg, und das nassauische Heer confiscirte ein Dampfschiff, das zwischen der rechtsrheinischen (nassauischen) Eisenbahn in Rüdesheim und der linksrheinischen (preußischen) in Bingerbrück als Trajectanstalt diente. Das machte drüben böses Blut und am 29. Juni statteten die Preußen hüben ihren Gegenbesuch ab.

Sie hielten ein ludwigshafener Dampfboot, „Pfalz" genannt, das rheinabwärts fuhr, am 28. Abends an, indem sie dem Capitän bedeuteten, wenn er weiterfahre, werde man schießen. Er legte an. In der frühesten Frühe am 29. Juni setzte ein preußischer Hauptmann mit einer Compagnie Landwehr von Bingerbrück nach Rüdesheim über und erschien auf dem Bahnhof. Der nassauische Telegraphist auf letzterem eilte, der erhaltenen Warnung ungeachtet, an seinen Apparat, um den feindlichen Ueberfall nach Wiesbaden zu melden. Eine Kugel, die einige Schuhe über seinem Kopfe in die Wand schlug, machte ihn abstehn. Die Eisenbahn hatten die Nassauer selbst bereits zerstört. Es blieb also nichts Anderes übrig, als einen reitenden Boten zu senden. Allein dieser wurde von den Kurhessen, welche der Herzog Adolph zum Schutze seiner Residenz Biebrich aus der Bundesfestung Mainz requirirt hatte, nicht durchgelassen, sondern als Spion gefangen genommen. Man hatte nämlich den Truppen bekannt gegeben, es treibe sich ein preußischer Offizier in Civil in Wiesbaden und im Rheingau als Spion herum, er trage einen weißen Sommerrock. Da nun jener Reiter von Rüdesheim allerdings einen weißen Rock trug, noch besser als ein Offizier zu Pferde saß und auftatt einen einsamen Fuß- oder Reitpfad einzuschlagen, was er konnte, mit großem Geräusch auf der großen Landstraße mitten durch die Bundestagssoldaten galoppirte, wie dies ja bekanntlich die Spione stets zu thun pflegen, so konnte es nicht fehlen, daß man ihn für einen Spion erklärte, um so mehr, da unsere Bundestagsarmee, wie gesagt, nun einmal absolut nicht ohne einige gefangene Spione leben konnte. Sie waren ihr fast unentbehrlicher als der Zusammenstoß mit dem Feind.

So kam es also, daß eine Nachricht über den feindlichen Einfall erst zu spät nach Wiesbaden oder Mainz gelangt ist.

In Rüdesheim wurde der Domanialkellermeister und der Bürgermeister herausgetrommelt. Letzteren behandelte der Hauptmann anfangs sehr barsch, weil er — mit Unrecht — glaubte, bei ihm bösen Willen voraussetzen zu müssen. Dann ging es in den Domanialkeller, in welchem die edlen Weine von 1862 und 1865 lagerten. Ein Theil derselben war verkauft, aber noch nicht bezahlt und abgeholt, die anderen waren für den Verbrauch bei Hof bestimmt. Die ersteren wurden unbehelligt gelassen. Die letzteren nahmen die Preußen mit nach Bingerbrück. Es muß bemerkt werden, daß das Domanialgut Staatseigenthum und keineswegs Privatgut des Herzogs ist. Auch von der Weinrescenz oder deren Erlös hat das Land seinen Antheil zu beziehen. Nichts hat daher im Rheingau mehr böses Blut gemacht, als die Wegnahme dieser Weine. Der höchste Stolz des Rheingauers ist sein feiner Wein. Ein Griff nach seinem Wein ist ein Griff nach seinem Herzen. Er blickte den stattlichen Fässern mit Groll und Wehmuth nach, als sie, wie Schiller sagt,

Digitized by Google

„ — das schwanke Brett
Hinübertrug nach jener andern Seite,
Wo deutsche Treu vergeht."

Gleichwohl brach auch hier der rheingauer Humor hervor. Ein Weingutsbesitzer, welcher zusah, mit welcher Schnelligkeit und Accuratesse die sonst etwas träge Zunft der Weinschröter, getrieben von dem strammen kurz angebundenen Wesen der Preußen, die schweren und großen Fässer schrotete (d. h. aus dem Keller zog) und auflud, sagte mit launigem Neid: „Wenn die Kerle nur auch einmal mir so schön schroteten, wie dem Breiß!"

Als alles vorbei war, steckte der rheingauer Humor sogar den preußischen Landwehrhauptmann an. Er wandte sich an den Bürgermeister von Rüdesheim, mit dem er in der Nacht etwas rauh umgesprungen war, mit den Worten: „Und nun, Herr Bürgermeister, entschuldigen Sie mich, wenn ich anfangs etwas hastig war; erlauben Sie mir zugleich, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich bin nämlich der Bürgermeister N. N. von X., wir sind also Collegen, gu'n Morjen, Herr Colleg!" Und der Bürgermeister ohne Waffen schlug ein in die ihm dargebotene Rechte des Bürgermeisters in Waffen.

Dies ist der Act, welchen der Herzog Adolph in dem bekannten, weder klugen, noch höflichen, jedoch nach der Auffassung unseres Hofdienstadels „höchst ritterlichen" Briefe, den er am 7. Juli (demselben Tage, an welchem er von dem Herrn v. Schwartzkoppen wegen seiner preußenfreundlichen Gesinnung und seiner Abstimmungen in der Ständeversammlung den Kammerherrnschlüssel zurückverlangte) an den Fürsten zu Hohenzollern schrieb, als die „Weinrazia von Rüdesheim" bezeichnete, — ein in fürstlichen Erlassen bisher nicht sehr gebräuchlicher Ausdruck.

Am folgenden Tag fuhren schwere Wagen, beladen mit kolossalen Fässern, durch die Straßen von Wiesbaden; es waren die Cabinetsweine aus den Domanialkellern von Hochheim, Wiesbaden und Eberbach, welche in die Bundesfestung Mainz und von da auf französisches Gebiet, nach Straßburg, geflüchtet wurden. Nach Straßburg hat auch die „Vereinigte Spielhölle von Wiesbaden und Ems" ihr am Roulette und am Trente et Quarante verdientes Sündengeld geflüchtet.

Die rüdesheimer Klerikalen, welche in den Wahlkämpfen der letzten Jahre so oft den Liberalen unterlegen waren, suchten nun ihrem aufgehäuften Grolle Luft zu machen, indem sie mündlich und in der oben geschilderten frankfurter Scandalpresse einzelne Liberale, namentlich große Weinproducenten und Weinhändler, welche mit ihrem Absatz auf Preußen angewiesen sind und deshalb nicht wünschten, daß man einen Krieg mit demselben vom Zaun breche, mit den albernsten Verleumdungen heimsuchten, sie hätten den Preußen als Spione gedient u. s. w. Meinem Freunde Theodor Dilthey sagten sie sogar nach, er habe für Preußen Courier geritten, was bei seiner Fettleibigkeit seine absonderlichen Schwierigkeiten gehabt haben würde. Daß diese Denunciationen nicht die verhängnißvollsten Folgen hatten, daran sind nicht die Denuncianten schuld, sondern der schnelle Gang der Ereignisse.

Nachdem die Preußen sich wieder auf das linke Rheinufer zurückgezogen, wurde unter der Leitung des bereits erwähnten Generalstabsoffiziers in einem rüdesheimer Vergnügungslocal, das, auf einer Terrasse gelegen, in den Rhein nach Bingen und Bingerbrück hinaus hervorragt, in der „Rheinhalle", ein Späherposten aufgestellt, der täglich viele Stunden lang mit dem Fernrohr auslugte, sowohl nach dem Feind auf dem linken, als auch nach den Spionen auf dem rechten Rheinufer.

Wirklich entdeckte der Generalstabshauptmann auch Spione. Er nahm

Digitized by Google

nämlich an dem rüdesheimer Berg, in ein Kirschenwäldchen versteckt, Männer wahr, welche ein jeder zwei lange Stangen unter sich hatten und mit den weit ausgestreckten Armen Bewegungen machten, wie ein optischer Telegraph. „Halt, nun haben wir sie," sagte der Hauptmann, „das sind die Kerls, sie machen den Preußen in Bingerbrück verrätherische Mittheilungen!" Er wollte eben seine Anordnungen gegen sie treffen — „Herr Hauptmann," sagte da ein rüdesheimer Bürger, der in seiner Gesellschaft war, „ehe Sie etwas thun, lassen Sie mich doch auch erst einmal durch Ihr Fernrohr gucken." Dies geschah. „Ei, ei, ei, Herr Hauptmann," lachte nun der wackere Rüdesheimer, „was sind Sie aber auf dem Holzweg mit den Spionen! Wissen Sie denn auch, wer das ist? Das ist der Schiffer Maul mit seinen drei langen Schlingeln von Buben, die stehen da oben auf Leitern und thun ihre Kirschen ab." Nähere Nachforschungen ergaben, daß die letztere Lesart die richtige war, und daß dem Hauptmann seine kriegerisch aufgeregte Phantasie einen kleinen Possen gespielt hatte, der übrigens den Schiffer Maul in die mainzer Kasematten hätte bringen können.

Umgekehrt irrte man sich in Geisenheim. Dort waren die Preußen auch gewesen am 28. Juni. Infolge dessen waren die östreichisch gesinnten Klerikalen, wenn auch ohne allen Grund, in großer Angst. Plötzlich erscholl am 29. Juni gegen Abend der Jubelruf: „Hurrah, die Oestreicher kommen, sie ziehen schon in hellen Haufen den Bleichplatz und den Gänserasen herunter!" Als nun besagte Oestreicher etwas näher kamen, zeigte es sich, daß es die liebe Schuljugend war. Sie hatte sich im Rhein gebadet und dann aus jugendlichem Muthwillen und Neigung zur Abwechselung das Hemde einmal nicht unter sondern über das Wams angezogen. Aus diesem äußeren Anscheine der Weißheit war der östreichische Irrthum der geisenheimer Klerikalen entsprungen.

Wieder ein großer Trouble war vorgestern. Von Bad Ems kam eine Depesche, es rückten von dort 20,000 Mann Preußen gen Wiesbaden. Diese Schiffernachricht erwies sich später als irrig. Sie war wahrscheinlich von den Preußen selbst veranlaßt. Gleichzeitig hieß es in Rüdesheim: „Die Preußen stehen in Wiesbaden und kommen rheinabwärts marschirt." Und in Wiesbaden hieß es: „Die Preußen stehen in Rüdesheim und kommen rheinaufwärts nach Wiesbaden marschirt." Der blinde Lärm war dadurch entstanden, daß der Blitz in den Staatstelegraphen zwischen Wiesbaden und Rüdesheim eingeschlagen und die Telegraphendrähte zerrissen hatte. Sowohl oberhalb als unterhalb der Unterbrechung schrieb man dieselbe dem „Preiß" zu; und in Wiesbaden gab es abermals jene wilde Flucht, die wir schon einmal am 17. Juni erlebt und oben geschildert haben. Die Soldaten sagten — ich weiß nicht zum wievielsten Male — ihren Geliebten das „letzte" Lebewohl. Ohne Zweifel, um von Frankfurt, wohin sie gingen, in wenigen Tagen wieder hierher zurückzukehren und dann zum „allerletzten" Male Lebewohl zu sagen. Wie oft sie noch diese Pendelschwingungen zwischen Frankfurt und Wiesbaden machen werden, das weiß nur Gott und außer ihm höchstens noch der Herzog Adolph und der Prinz Alexander.*)

Während die Preußen angeblich auf Wiesbaden, die Nassauer nach Frankfurt marschirten, hatten die Kurhessen im Rheingau auf der Landstraße zwischen Schierstein und Walluf aus Wagen und allerlei landwirthschaftlichen und häuslichen Geräthen eine riesenhafte Barrikade aufgeworfen, um den angeblich anrückenden Preußen den entschlossensten Widerstand entgegenzusetzen. Allein es

*) Wegen des weiteren Verlaufs der Kriegsereignisse in Nassau verweisen wir auf die Erzählung „Christian Kling" in Nummer 37 dieses Blattes. Sie hat denselben Verfasser.

Digitized by Google

kamen keine Preußen; und da sich auch sonst niemand fand, der von der Barrikade Gebrauch zu machen gedachte, so mußte man dieselbe nach einiger Zeit wieder abtragen, ohne daß sie irgendeinen andern Zweck gehabt hätte, als mehre Tage lang den grade hier sehr lebhaften Straßenverkehr zu hemmen und den Bauern den Gebrauch ihrer Geräthschaften und Fuhrwerke zu entziehen.

Ich hörte indessen von kurhessischen Offizieren, welche durchweg den besten Eindruck machten, Aeußerungen des Mißmuthes darüber, daß man sie zum herzoglichen Keller- und Küchenschutz und zu anderen nutzlosen Dinge verwende, sowie daß der Bundesarmeecorpscommandant in Frankfurt und der Bundesfestungscommandant in Mainz Theile der Bundesarmee, statt für den Krieg, zu Privatzwecken des Herzogs Adolph verwendeten und des letzteren Requisitionen gegenüber, welche sich immer nur auf seine eigenen höchst persönlichen Sonderinteressen, statt auf allgemeine Angelegenheiten, bezögen, allzu bereitwillig Folge leisteten.

Eine sehr denkwürdige Aeußerung vernahm ich von einem alten russischen Offizier, der sich hier als Kurfremder aufhält. Er hatte die Kriege von 1812 bis 1814 mit Auszeichnung mitgemacht und interessirte sich, obwohl nunmehr außer Dienst, sehr lebhaft für alle militärischen Angelegenheiten. Er ging Anfangs Juli nach Frankfurt, um sich dort und in der Umgegend die Bundesarmee anzusehn. Als er zurückkehrte, fragte ich ihn, was er davon halte. „Sie wird geschlagen", sagte er lakonisch. Aber, wandte ich ein, es sind doch 130.000 Mann, das siebente und achte Armeecorps zusammen, und die süddeutschen Soldaten sind tapfer. „Gewiß, das weiß ich alles," sagte der würdige alte Herr, „aber erlauben Sie mir ein Gleichniß. Sie wollen ein Diner geben. Sie kaufen die feinsten Rohstoffe, die delicatesten Speisen auf dem Markte, bei dem Marchand de comestibles, bei dem Delikatessenhändler, in der Wild- und Geflügelhalle, bei dem besten Metzger und bei dem ersten Fischhändler der Stadt, kurz wo Sie wollen. Es ist alles vortrefflich. Dann aber begehen Sie den verhängnißvollen Fehler und übertragen die Zubereitung nicht Ihrem Koch sondern Ihrem Kutscher. Sehn Sie, das von diesem Kutscher verdorbene Essen — das vortrefflichste Material, verhunzt und unbrauchbar gemacht durch unkundige Hände — das ist die Reichsarmee!"

Das ist traurig, sagte ich.

„Aber wahr," sagte der Russe. — — — — —

Mit **Nr. 40** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im September 1866.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Soeben ist erschienen:

Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur

von **Dr. Ferdinand Seinecke.**

18 Bogen. Preis geh. 27 Ngr.

Dieses Lehrbuch umfaßt die Geschichte der Nationalliteratur der Deutschen, von deren Beginn bis zur neuesten Zeit. Der Verfasser stützt seine Beurtheilung der Dichter und deren Schöpfungen, neben eigener Kritik, auf das Urtheil von Zeitgenossen oder von bedeutenden Literarhistorikern; versäumt auch nicht uns in die einzelnen Kunstschöpfungen durch Proben und Inhaltsangaben einzuführen.

Das Lehrbuch soll zum Selbstunterricht dienen und zum Gebrauch in höheren Lehranstalten. Der Name des Verfassers leistet Bürgschaft für die Gediegenheit des Werkes.

Schmorl & v. Seefeld in Hannover.

Im Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Die Rose von Delhi.

Historischer Roman

aus der Zeit des Indischen Aufstandes unter Nena Sahib im Jahre 1857

von

Egon Fels,

Verfasser von „Zwei Eben", „Dorothea", „Kinder des Kaufmanns", „Wandlungen".

8. 4 Bde. broch. Preis 5 Thlr.

Der Herr Verfasser hat sich durch seine früheren Arbeiten bereits einen rühmlichen Namen erworben. Der vorstehende Roman schildert in blühender Sprache Indien mit seiner herrlichen Tropen-Natur, welches den Schauplatz der Begebenheiten bildet. Wir lernen den Indischen Aufstand in seiner ganzen Größe kennen, aber auch das grausame unmenschliche Auftreten der Engländer wird nicht verschwiegen.

Ein Husarenoffizier

Friedrich's des Großen

nach den Aufzeichnungen des Hanns Leberecht von Bredow

bearbeitet von

Julius von Wickede.

8. 3 Bde. Preis 4½ Thlr.

Ein höchst interessantes Memoirenwerk, welches in Wickede's bekannter fesselnder Darstellungsweise die schätzenswerthesten Beiträge aus der Zeit des Großen Friedrich enthält und besonders gern von allen Militärs wird gelesen werden.

Früher erschienen daselbst von Wickede:

Der lange Isaac.

Historischer Roman aus der Zeit des deutschen Befreiungskrieges.
2 Bde. 8. 1863. broch. 4½ Thlr.

Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit.

Aus dem Leben eines Verstorbenen nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet.
Wohlfeile Volksausgabe. 3 Bde. Classiker-Format. 1864. broch. 2 Thlr.

Herzog Wallenstein in Mecklenburg.

Historischer Roman. 4 Bde. 8. 1865. broch. 4½ Thlr.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 41.

Ausgegeben am 5. Oktober 1866.

Inhalt:

Der preußische Staatsschatz . . . . . Seite 41
Die deutschen Mundarten und die moderne Sprachwissenschaft . . 49
Die Grundrechte des Jahres 1849 68
Literatur 80

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Der preußische Staatsschatz.

Von einem annectirten Neupreußen.

Die große Frage des preußischen Staatsschatzes ist von dem Abgeordnetenhause in Berlin verhandelt. Die Abstimmung hat mit einem Siege der Regierung geendet. Die bewegte Verhandlung war nicht ohne dramatische Momente, der wirksamste, das unerwartete Erscheinen des Ministerpräsidenten. Ein großer Theil unsrer Freunde von der Fortschrittspartei hat bei dieser Frage eine patriotische Selbstverläugnung bewiesen, welche sehr erfreulich war. Die Frage ist aber mit der letzten Abstimmung nicht für immer beantwortet, und es ist von Interesse, sie auch in der Presse zu debattiren.

Ich gehöre einem der von Preußen neuerdings annectirten Territorien an. Man kann mir daher sagen, es sei Anmaßung, wenn ein zwar nicht an Jahren, aber doch an preußischem Staatsbürgerthum noch blutjunger Mann — ein Neupreuße neuesten Datums — aburtheilen wolle über einen altpreußischen Gegenstand von solcher Complication und solcher Tragweite, daß nur jemand, der Jahrzehnte lang in und mit Preußen, in und mit der preußischen Verfassung gelebt habe, ihn beurtheilen könne. Ich will nicht behaupten, daß ein solcher Vorwurf grundlos ist; wir Annectirten haben ja allerdings für das nächste Jahr officiell noch nicht mitzusprechen, sondern leben unter der königlichen Dictatur, wogegen wir auch gar nichts zu erinnern haben, vorausgesetzt, daß der eiserne Besen des Königs kräftig benutzt wird, um den Augiasstall der Kleinstaaterei zu reinigen von jenen schätzbaren Eigenthümlichkeiten des Patrimonial- und Domanialstaates, welche, wenn man sie beibehält, die neu erworbenen Provinzen für die preußische Monarchie nicht blos werthlos, — nein, zu einer mit Neben- und Contreregierungen behafteten Last machen würden.

Digitized by Google

Meine Berechtigung, über den preußischen Staatsschatz mitzureden, leite ich auch nicht blos daraus her, daß wir nun Preußen und also beim Wohl und Wehe des preußischen Staats — des einzigen wirklichen Staats in Deutschland, denn weder das noch ungeordnete Conglomerat, welches sich Oesterreich nennt, noch eines der deutschen Territorien, mag es einen noch so stolzen Titel führen, ist ein wirklicher moderner Staat — so direct interessirt sind, wie irgendjemand sonst, und daß wir an dem Nutzen und dem Schaden, den Vortheilen und den Lasten, welche ein gefüllter Schatz für Preußen im Gefolge führt, unsern vollen Antheil haben werden. Ich stütze sie vielmehr auf die Behauptung, daß eine Frage nur dadurch reif und klar wird, daß man sie von den verschiedensten Seiten aus beleuchtet; und der Standpunkt jemandes, der ein halbes Menschenalter hindurch von liberaler und nationaler Seite her gegen die Zwergstaaterei und deren Uebelstände einen ununterbrochenen, beharrlichen und nicht ganz erfolglosen Krieg geführt hat, und der sich nun freut, nach Kräften einem wirklichen Großstaat, welcher bereits national ist und sicherlich liberal werden wird, zu dienen — nun, das ist am Ende doch auch ein Standpunkt, der durch die große örtliche Entfernung, welche mich von Berlin trennt, vielleicht nicht einmal an Bedeutung verliert. Denn zuweilen gewährt eine weite Distanz eine größere Perspective und bessere Uebersicht als die unmittelbare Nähe; und wenn ich hinsichtlich der bisherigen preußischen Verfassungskämpfe, welchen ich indeß stets bis in das Detail mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt bin — denn es waren deutsche Kämpfe, und sie werden früher oder später ihre Früchte für Deutschland tragen — nicht so genau informirt bin, wie ein langjähriges Mitglied des Abgeordnetenhauses, so bin ich dafür andrerseits völlig frei von den Nachwirkungen einer früher eingenommenen Position. Dergleichen Nachwirkungen aber dauern in der Regel länger — sie sollten es freilich nicht — als die erregenden Voraussetzungen. Zumal die Gemüthsaffectionen, welche durch lange Streitigkeiten erzeugt werden, und in der Regel länger dauern als der Streitgegenstand selbst und der darüber geführte Parteikampf. Wir sehen dies z. B. jetzt in dem Abgeordnetenhaus, wo zwar conservative wie liberale Mitglieder zuweilen einträchtig für eine Regierungsvorlage stimmen, aber dann unter einander ihre beiderseitigen Motive zu verdächtigen bestrebt sind. — So viel zur Legitimation meiner Person.

Was die Sache anlangt, so fasse ich das Jahr 1866 auf als eine verbesserte und vermehrte Auflage des Jahres 1813. Jedes dieser Jahre ist eine große deutsch-nationale That. Jedes hat uns von einer Fremdherrschaft befreit; das Jahr 1813 von der französischen, das Jahr 1866 von der östreichischen. Dadurch, daß Oestreich 1813 später noch in die Allianz gegen Frankreich eintrat, wurde die Unterwerfung der durch Napoleon den Ersten souverän gemachten Rheinbundsfürsten und sonstigen Territorialherrn unter das unitarische deutsche

Digitized by Google

Gesammtinteresse verhindert und demnächst in dem Bundestag eine Institution geschaffen, welche einer unter Oestreichs Leitung stehenden Cooperation der Territorialherrn gegen den bereits bestehenden preußischen und den noch zu gründenden deutschen Staat als brauchbares Werkzeug zu dienen geschickt war. Das Jahr 1866 hat die Aufgabe von 1813 mit vertiefter Auffassung und verstärkter Kraft wieder aufgenommen. Indem es uns von der östreichischen Fremdherrschaft befreiete, hat es den zweiten Act der nationalen Aufgabe vollendet, aber noch nicht das Einigungswerk selbst, welches erst durch den bevorstehenden dritten Act seine Krönung finden wird.

In Parenthese sei bemerkt: Wer etwa Anstoß daran nimmt, wenn ich von östreichischer „Fremdherrschaft" spreche, der ist gebeten, die soeben erschienene treffliche Schrift: „Woher und wohin?" von Professor Ludwig Karl Aegidi in Hamburg zu lesen, in welcher alles, was über diesen Punkt vorzubringen wäre, besser gesagt ist, als ich es zu sagen im Stande bin.

Durch die große nationale That von 1866 sind nicht nur ein paar Territorien Preußen annectirt, sondern auch alle politischen Parteien, welche unter einander einen gemeinsamen nationalen Boden anerkennen, und welchen das Vaterland über der Partei, der Staat über der Coterie steht. Dies gilt im doppeltem Grad von den liberalen Parteien. Denn der preußische Sieg, oder um es noch präciser auszudrücken: der Sieg der preußischen Regierung und des preußischen Heeres, hat die Bahn gebrochen zu einer nationalen Politik, welche zugleich frei und kräftig sein muß, um ihr Ziel zu erreichen.

Im Süden Deutschlands, wo immer noch die confuse „Volkspartei" dem Ultramontanismus und Particularismus die Schleppe trägt, beginnt bereits die wahrhaft liberale Fraction sich als „deutsche Partei" zu constituiren und um Preußen zu schaaren. Wir Liberalen in den annectirten Territorien fühlen uns mit Genugthuung befreit von der saueren und undankbaren Arbeit, im Schweiße unseres Antlitzes das verwachsene knorrige Holz des Particularismus zu spalten — eine kleinliche banausische und unfreie Arbeit, über welcher man selbst in Gefahr kam, kleinlich und unfrei zu werden. Wir bereiten uns mit Eifer darauf vor, der an uns ergangenen deutschen Mahnung Folge zu leisten.

Diese Mahnung, sich aufzuraffen zur Mitwirkung bei der Lösung der großen nationalen Aufgabe, welche die preußische Regierung — ganz einerlei, aus welchen anfänglichen psychischen Motiven — nun doch einmal fest in die Hand genommen hat und ohne Vernichtung ihrer eigenen Existenz nicht wieder fallen lassen kann, diese Mahnung, welche in Außer-Preußen und in Neu-Preußen bereits Gehör zu finden beginnt, ist auch an die deutsche Fortschrittspartei des preußischen Abgeordnetenhauses herangetreten. Ein ehemaliges Mitglied des Hauses, das eine hervorragende Stellung in der Fortschrittspartei einnahm, sagt in einem sehr lesenswerthen Briefe an ein jetziges — welcher Brief hoffentlich

Digitized by Google

der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten bleibt — darüber: „Was wir anerkennen müssen, das mögen wir ganz anerkennen. Was gethan werden muß, das thun wir nicht halb! Es heißt nicht etwa bonne mine machen zum mauvais jeu. Denn das Spiel ist nicht schlecht. Es ist zwar anders, als wir erwarteten, aber im Grunde doch bon jeu. Darum also auch nicht zum bon jeu mauvaise mine gemacht! Deshalb gilt es, sich zu befreien von jeder fesselnden Rücksicht auf Ziele, welche wir verfolgten, und Aeußerungen, die wir gethan zu einer Zeit, als die Dinge ganz anders lagen, wie heute."

Der Staatsschatz ist in Preußen eine alte und herkömmliche Heeresinstitution. Es ist wahr, sie hat sich mit der modernen constitutionellen Verfassung noch nicht recht in Harmonie zu setzen gewußt, und da es auch an genauen gesetzlichen Vorschriften fehlt, so ist es nicht nur in dem Abgeordnetenhause, sondern auch in dem Herrenhause (Antrag des Grafen v. Arnim-Boytzenburg und Genossen vom 18. Februar 1859) in Betreff der Bildung, Verwendung und Verwaltung des Schatzes, sowie des Rechts der Mitwirkung und der Controle des Landtags hierbei, zu Differenzen mit der Regierung gekommen, welche noch nicht völlig ausgetragen sind.

Nur so viel dürfte als unter den streitenden Theilen feststehend anzusehen sein, daß in der Regel die Bestände des Staatsschatzes baar in gemünztem Gelde vorhanden sein müssen, und daß aus demselben andere Ausgaben, als solche zu Kriegszwecken, nicht gemacht werden dürfen. Ohne Zweifel hat auch die Landesvertretung das Recht, den Vollzug dieser Vorschriften zu controliren, wenn auch der Ausübung dieser Controle, so weit es sich um öffentliche Debatten im Plenum handelt, aus Rücksichten des Staatswohles einige Beschränkungen aufzuerlegen sein dürften.

Dieser Staatsschatz ist also eine militärische Anstalt, welche das stehende Heer, beziehungsweise einen Theil desselben, ersetzt oder ergänzt. Diese Ergänzung ist um so nothwendiger bei einer auf consequenter Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht beruhenden Heeresverfassung, welche eine übermäßig lange Dauer des Kriegs so wenig verträgt, daß für den Fall des Kriegs auch durch das Disponiblehalten eines verhältnißmäßig starken Betriebscapitals für einen schnellen Umschlag und durch unerwartetes und wuchtiges Beginnen für ein rasches und glückliches Ende gesorgt werden muß.

Wenn Preußen gewiß wäre, ohne Gefährdung seiner Mission, die nächsten Jahrzehnte hindurch in Frieden leben zu dürfen, dann eilte es gewiß mit Füllung des durch den Krieg geleerten Staatsschatzes gegenwärtig durchaus nicht so, daß man nöthig hätte, zu diesem Zwecke ein Anlehn aufzunehmen. Läge etwa Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit dafür vor, daß innerhalb der nächsten vier Jahre das Ziel so vollständig erreicht werde, daß Preußen dieser Stütze

Digitized by Google

seiner nationalen Politik später entrathen könnte, so könnte man schon jetzt die Möglichkeit, den Bestand des Staatsschatzes von 1870 ab zur Schuldentilgung zu verwenden, in Aussicht nehmen. Allein weder das Eine noch das Andere ist der Fall; und wenn man im Augenblick den Staatsschatz nicht wieder gefüllt oder ihn abgeschafft hätte, so würde man entweder die Wehrkraft, eventuell den gouvernementalen Glauben an dieselbe, schwächen, oder aber man müßte, um den vollen Stand der bisherigen Schlagfertigkeit zu erhalten, zu einem andern Mittel greifen, d. h. man müßte an die Stelle des parat liegenden baaren Geldes eine Vermehrung des stehendes Heeres setzen.

Man sagt: „Der Staatsschatz ist ein unwirthschaftliches Institut; wenn in demselben dreißig Millionen Thaler liegen, so verlieren wir nicht nur alljährlich anderthalb Millionen Zinsen, sondern — was viel mehr ist — die gesammte Production, welche man mit dreißig Millionen Thalern erzielen kann, und welche der Ernährung von 60.000 Arbeiterfamilien oder einer Viertelmillion Seelen gleichkommt." Das alles ist richtig. Der Staatsschatz ist allerdings ein unwirthschaftliches Ding, ganz in demselben Sinne, aber auch *nur* in *dem* Sinne, wie es das Heer und der Krieg überhaupt ist. Und doch, kann die wirthschaftliche Thätigkeit alle diese Institutionen und Proceduren ganz entbehren? Ist denn die Blut- und Einkommensteuer, welche wir für das Heer entrichten, etwas Anderes als die Assecuranzprämie, durch welche wir bei der die gegenseitigen Gesammtinteressen vertretenden Staatsgewalt Eigenthum und Erwerb, Leib und Leben in Versicherung geben? und ist es denn „unwirthschaftlich", sich durch Assecuranz der Continuität nicht nur seiner nationalen und politischen, sondern auch seiner ökonomischen Existenz zu versichern? Und ist nicht auch der Krieg, und namentlich ein solcher Krieg, wie der von 1866, eine wirthschaftliche Nothwendigkeit? Wenn sich durch das Fortschreiten der Culturentwickelung auf der einen und das Zurückbleiben auf der andern Seite die realen Machtverhältnisse (alles, was der Engländer power nennt, auch knowledge mit inbegriffen) so verschoben haben, daß die alten, sei es durch Herkommen, Vertrag, Staats- oder Völkerrecht geheiligten politischen Formen absolut nicht mehr passen wollen, so krankt unter einem solchen Mißverhältniß alles, auch die Wirthschaft. Die erstorbenen und erstarrten Formen erdrücken den jugendlich anschwellenden und aufstrebenden Körper der wirthschaftlichen Thätigkeit, welche unsäglich leidet durch das altüberkommene particularistische Abpferchungssystem. Es ist, als ob das vorjährige verdorrte Laub nimmer Platz machen wollte den treibenden Knospen und Keimen des wiederkehrenden Frühlings. In solchen Fällen, ist da nicht der Krieg, dessen Ausgang die *materielle* Machtlage mit der sich aus den Friedensschlüssen und den darauf folgenden neuen Verträgen ergebenden *formellen* Weihe des *neu* gebildeten politischen Rechts in Harmonie setzt, auch ökonomisch nöthig, weil ein solcher

Digitized by Google

Krieg ein Ende setzt den Beengungen und Schwankungen, welche die wirthschaftliche Production erschweren?

Die wirthschaftliche Frage wäre also so zu formuliren: Ist der Zweck der Schlagfertigkeit, welcher durch den Staatsschatz erzielt werden soll, durch ein anderes Mittel ökonomisch vortheilhafter zu erreichen? Soll man etwa, statt den Staatsschatz wieder zu füllen, das stehende Heer, abgesehen von dem aus den Annectirungen hervorgehenden Zuwachs, um weitere hunderttausend Mann vermehren? — Gewiß nicht, denn diese hunderttausend Arbeitskräfte sind nicht nur lahm gelegt, wie die dreißig Millionen Thaler gemünzten Geldes, sondern verzehren auch, was die Thaler nicht thun. Es ist also immerhin proportionell weniger unwirthschaftlich, Thaler lahm zu legen, als Menschen.

Hier stoßen wir freilich auf den Einwand: „Nun, wenn denn beides unwirthschaftlich ist, so wollen wir nicht untersuchen, welches unwirthschaftlicher sei, sondern lieber beides unterlassen!"

Allein unseres Erachtens wäre das nicht nur unrecht, sondern (was in der Politik stets weit schlimmer ist) sogar unklug! In der Politik aber muß jeder klug sein, nicht nur die Regierung, sondern auch — woran freilich die Masse nicht immer denkt — der Landtag. Hätte das Land und hätte namentlich der Landtag bei dem Versuch, in der gegenwärtigen kritischen Sachlage, die Machtstellung der Regierung wirklich oder scheinbar zu schwächen, etwas gewinnen können?

Leider sind wir in Deutschland seit lange gewöhnt, das Land und die Regierung in einer Art von feindseligem Gegensatz zu einander zu denken; und es ist traurig, daß dieser pessimistischen Weltanschauung eine gewisse historische Berechtigung nicht abgesprochen werden kann, erstens insofern als in vielen Ländern das Sonderinteresse der regierenden Familie über das Gesammtinteresse des Staates gesetzt und beide dadurch mit einander in ewige Reibung gebracht wurden. Allein weit weniger als sonstwo war dies doch in Preußen der Fall, wo sich die Hohenzollern stets ihrer Stellung als Oberhaupt eines aufstrebenden Staates klar, voll und lebhaft bewußt waren, und wo Friedrich der Große sich mit Stolz rühmte, nichts zu sein als „der erste Diener des Staates". Jene pessimistische Weltanschauung ist zweitens erwachsen aus dem Umstande, daß in Deutschland der Patrimonial-, der Domanial-, der Polizei- und der Zwergstaat, weil er die hohe Mission des nationalen Macht- und Rechtsschutzes nach Außen und nach Innen leider nicht zu erfüllen vermochte, sich mit bureaukratisch-geschäftiger kleinmeisterlicher Bevormundungswuth gemeinschädlich in alle bürgerliche Kreise, in Handel und Industrie, Landwirthschaft und Gewerbe, Schule und Kirche, Genossenschaft und Gemeinde, Gesellschaft und Wirthschaft einmengte, und, indem er seinen Wirkungskreis räumlich ausdehnte, seine eigene intensive Kraft schwächte, die bürgerliche Gesellschaft aber durch die Vielregiererei im Innern theils lähmte,

Digitized by Google

theils erbitterte. Deshalb gilt es heute, den Wirkungskreis des Staats auf die natürlichen Grenzen zu beschränken. Aber es wäre der verhängnißvollste Irrthum, wenn man glaubte, grade deshalb müsse man an sich die Staatsgewalt virtuell überhaupt schwächen und auch auf denjenigen Gebieten, die ihr von Rechtswegen ausschließlich zustehen und auf welchen sie unbedingt stark sein muß, um ihrem Beruf zu genügen. Indem wir den Wirkungskreis des Staats beschränken, wollen wir seine intensive Kraft condensiren und erhöhen.

Der Glaube an die Nothwendigkeit des Schatzes gehört zu den Traditionen des preußischen Staats. Die Staatsgewalt sagt: Bei uns kommt alles auf rasches Zuschlagen an, und dazu gehört unter anderem auch ein parater Kriegsschatz. Das vorige Jahrhundert hat diesen Satz bestätigt. War aber die jüngste Vergangenheit etwa geeignet, diesen Glauben zu erschüttern? Gewiß nicht; bei dem Volke nicht, bei der Staatsgewalt noch weniger. Die Staatsgewalt aber kann so wenig abdanken, wie das Volk; und gegen ihre Ueberzeugung regieren, kann sie noch weniger. Der Fürst muß sich in einem constitutionellen Staat mit seinem Volke vertragen. Man thut Unrecht, dies die „beschränkte" Monarchie zu nennen. Es ist die durch den organisirten Volkswillen verstärkte Monarchie. Aber das Volk muß sich auch mit seinem Fürsten vertragen und in Preußen will es dies auch. „Diesem König," heißt es in dem angeführten Briefe, „darf die Landesvertretung in diesem Augenblicke ja nicht zu nahe treten. In den Augen der Welt hat er zu viel geleistet und zu viel noch vor, als daß das Volk litte, daß man ihm in einer Geldfrage unnütze Quästionen mache."

Zudem befindet sich die liberale Partei, wohl nur vorübergehend, in einer eigenthümlichen und schwierigen Stellung. Hätte ihr die Regierung — was sie freilich nicht konnte — schon vor Jahren gesagt, was sie mit dem verstärkten Heer und den erhöheten Crediten wollte, so würde die Majorität des Abgeordnetenhauses wahrscheinlich zu den meisten Dingen, die sie mit anerkennenswerther Treue und Ausdauer bekämpft hat, „Ja" und „Amen" gesagt haben, namentlich dann, wenn ihre Voraussicht und Zuversicht so stark war, wie die der Regierung. Gleichwohl war dem äußeren Anblick nach während der ganzen Krisis von 1865 auf 1866 wirklich die Regierung die bewegende und das Haus die hemmende Kraft. Gegenüber dem zu gründenden parlamentarischen Bundesstaate scheinen sogar beide Häuser eine gewisse Kühle zu zeigen. Wenn man die Reden der letzten Woche gelesen hat, so könnte man fast glauben, das Herrenhaus fürchte, der Reichstag werde zu liberal und könne daher das Herrenhaus beeinträchtigen, und das Abgeordnetenhaus fürchte, der Reichstag werde zu conservativ und könne daher das Abgeordnetenhaus beeinträchtigen, und beide, Herren- und Abgeordnetenhaus, hätten eine gemeinsame Abneigung gegen jenen „großen Unbekannten", der sich Reichstag nennt und vielleicht dereinst einmal,

Digitized by Google

ein umgekehrter Saturn, seine widerwilligen Väter verschlingen könnte. In dieser Stellung, welche wir nicht näher ausmalen wollen, war es nicht opportun, einen Conflict aufzusuchen, dem man ausweichen konnte. Denn hinter der Landesverfassung geht in der nächsten Zukunft vielleicht die Reichsverfassung eines deutschen Einheitsstaates oder wenigstens die Unionsverfassung eines deutschen Bundesstaats auf.

Gewiß, der Staatsschatz birgt in sich constitutionelle Bedenken und Gefahren. Aber die Frage ist: Werden diese Gefahren durch die Verweigerung der Wiederanfüllung vermindert oder nicht vielmehr vermehrt?

Gewiß, der Staatsschatz bedarf einer legislativen Regelung. Aber die Frage ist: Ist der gegenwärtige Augenblick der geeignete hierzu?

Der Staatsschatz war gefüllt. Der Krieg hat ihn geleert. Es gilt, ihn wieder zu füllen. Der König hat den Krieg begonnen gegen den Willen der Landesvertretung. Allein das Volk giebt in diesem Falle, wie es scheint, jetzt dem König Recht und jauchzt dem, was durch den Krieg erreicht worden ist, seinen Beifall zu. Und alles das wäre nicht erreicht, oder wenigstens nicht so schnell und nicht so glänzend erreicht worden ohne den Staatsschatz. Der Staatsschatz ist daher im Augenblick — trotz alledem und alledem — eine populäre Institution. Dazu ist er aber auch eine bestehende Institution, welche der eine legislative Factor nicht beseitigen kann ohne die Zustimmung der beiden andern. Endlich aber haben von dem Einheitswerke erst zwei Acte gespielt, der dritte steht, wie oben dargethan, noch bevor. Ob er mit oder ohne Krieg ausgeführt wird, wissen wir nicht. Deshalb müssen wir auch im liberalen Interesse, an Mannschaft und Geld einen höheren oder mindestens denselben Grad von Schlagfertigkeit erhalten, welchen wir vorher hatten, ja selbst auf die Gefahr hin, daß für einige Zeit die freiheitliche Entwickelung hinter die Macht- und Einheitsfrage ein wenig zurücktritt. Denn ein jedes Ding hat seine Zeit.

Deshalb Beibehaltung des Staatsschatzes, so lange bis der Staat seine Einheitsmission erfüllt und jeder der gesetzgebenden Factoren die Ueberzeugung von der Entbehrlichkeit dieser bis jetzt unentbehrlichen Stütze der nationalen Politik gewonnen hat.

Dr. K. Br.

Digitized by Google

Die deutschen Mundarten und die moderne Sprachwissenschaft.

Was die moderne Sprachwissenschaft für die großen Massen des linguistischen Materials zu leisten begonnen hat, das ist auf engerem Gebiete auch von der Specialwissenschaft der deutschen Sprachkunde oder der deutschen Philologie angestrebt worden. Doch ist nicht zu läugnen, daß jene dieser voraus ist. Ein abschließendes Werk, wie dort Bopps vergleichende Grammatik, giebt es hier noch nicht und kann es auch nicht geben. J. Grimms deutsche Grammatik behält ihren einzigen Werth, auch wenn man erkennt, daß sie nicht blos äußerlich, sondern auch innerlich unvollendet oder lückenhaft blieb. Niemand wußte dies besser als ihr Schöpfer, dessen wissenschaftliche und geistige Hoheit von selbst jede Ueberschätzung des Geleisteten ausschloß. Er bedauerte namentlich, daß es ihm so sehr an zuverlässigen Vorarbeiten im Gebiete der deutschen Dialektkunde fehle. Seitdem er dies zuerst aussprach, ist mehr als ein volles Menschenalter vergangen und man müßte entweder unbekannt mit der Arbeit dieser Zeit oder befangen sein, wenn man nicht mit einiger Genugthuung anerkennen wollte, daß unterdessen sehr viel geschehen ist, um diesem Mangel abzuhelfen. Wenn damals noch Schmellers Grammatik der bayrischen Mundarten und sein bayrisches Wörterbuch nicht blos durch die Fülle des Materials und die Strenge und Sinnigkeit der Methode, sondern überhaupt einzig in ihrer Art dastanden, so sind inzwischen sehr viele andere deutsche Mundarten nicht weniger gut bearbeitet worden. Hat sich ja doch sechs Jahre lang, von 1854—1861, eine besondere Zeitschrift für deutsche Dialektkunde halten können, deren auch in diesen Blättern, so viel wir uns erinnern, öfters nach Verdienst gedacht worden ist. Es war dies das handgreiflichste Kennzeichen, daß eine neue Wissenschaft sich aus dem mütterlichen Schoße zu selbständigem Dasein losrang. Die Zeitschrift ist wieder verschwunden, nicht aber das Interesse des activ und passiv dabei betheiligten Publikums. Selbst Firmenichs großartig angelegte Uebersicht von Sprachproben aus allen deutschen Dialekten, in dem bekannten, wunderlich benamseten Werke, Germaniens Völkerstimmen, wäre noch vor dreißig Jahren undenkbar gewesen. Ja, einer unserer tüchtigsten Germanisten, was Fleiß und ursprüngliche Frische der Auffassung betrifft, Weinhold, hat sogar den Versuch gewagt, das gesammte grammatikalische Material der deutschen Hauptdialekte in einer Anzahl von Monographien darzustellen. Seine alemannische Grammatik giebt als ersten Band eine genügende Probe dessen, was zu erwarten ist. Trotzdem behält unser Ausspruch, den wir an die Spitze dieser

Digitized by Google

Betrachtungen gestellt, doch sein Recht. Aller Enden fehlt es sogar noch an den elementarsten Vorarbeiten, an zuverlässigen Sammlungen und Redactionen des Materials. Sie scheinen so leicht und sind doch so schwer. Es giebt noch immer gar zu viel wohlgesinnte Leute, welche meinen, mit einer guten Portion Begeisterung für das Volksthümliche, allenfalls auch mit einem leidlich geschärften Ohre sei die Sache gethan. Es liegt so nahe, daß sie von einem Manne, dessen Verdienst sie so feurig zu preisen pflegen, von Schmeller, lernten, mit welchen Dornen und Klippen jeder zu kämpfen hat, der die unmittelbaren Aeußerungen des naiven Volkslebens auch nur receptiv bewältigen will. Wer aber die Sache so ernst nimmt, wie sie es verdient, und auch die nöthige wissenschaftliche Schule mitbringt, verfällt leicht einem andern Mißgeschick: er dringt auf seinem methodisch abgezirkelten Wege nicht bis zum Volke selbst oder bis zu den Quellen, deren Ausbeute doch sein alleiniges Ziel ist. — Ueberhaupt ist schon der unübersehbare Umfang der Arbeit eine genügende Erklärung für ihr langsames Vorrücken. Ganz anders ist es ja mit dem Sprachmaterial beschaffen, welches die vergleichende Grammatik, so wie sie jetzt betrieben wird, zu bewältigen hat. Sie ist längst darüber hinaus geschritten, nur einen zufälligen Durchschnitt des Standes einer der Sprachen, mit denen sie sich beschäftigt, allein ins Auge zu fassen. Sie ist im Großen und Ganzen und im Kleinen und Einzelnen durchweg historisch-genetisch. Ihr genügt für das Griechische nicht nur das, was man in den älteren Schulgrammatiken als das Durchschnittsgriechische aufzustellen pflegte, jene spätere sogenannte attische Prosa und was damit verwandt ist. Sie geht bis zu den ältesten vorhandenen Quellen, also bis zu der Sprache der homerischen Epik zurück und gleicherweise in die Breite. Was man die verschiedenen griechischen Dialekte zu nennen sich gewöhnt hat — ein Ding, das sich von dem gleichnamigen Begriff der Dialekte in unserer deutschen Sprache sehr merklich unterscheidet und eigentlich nicht wohl damit verglichen werden darf — ist ihr von allergrößter Wichtigkeit. Nicht anders hält sie es mit dem Sanskrit, dem Lateinischen. Das Deutsche vollends wäre ohne die Anwendung der historisch-genetischen Methode gar nicht brauchbar für sie. Aus dem Deutschen, oder bestimmt gesagt, aus J. Grimms deutscher Grammatik hat sie dieselbe ja überhaupt erst sich zu eigen gemacht und ist indirect selbst dadurch erst ins Leben gerufen worden.

Aber auf ihrem erhöhten Standpunkt genügt es fast immer, nur die wirklich zur Schriftsprache gediehene Thätigkeit des Sprachgeistes in den verschiedenen Völkern und Zeiten zu berücksichtigen, dadurch ist ihre Arbeit so viel einfacher und leichter. Denn die Natur einer Schriftsprache bringt eine gewisse ruhige Stetigkeit und durchsichtige Einfachheit der Sprachanschauungen mit sich, während jeder Schritt aus ihr heraus in die Dialekte in ein confuses Dickicht führt, dessen Romantik eben grade darin zumeist besteht.

Digitized by Google

Wie sich die einzelnen Hauptäste des gemeinsamen Sprachstammes zu einander verhalten, so verhält sich wieder innerhalb eines Specialgebietes, an jedem einzelnen Hauptaste, die Detailverzweigung zu diesem und die Detailverzweigung stellen eben die Dialekte dar. Die Lebenssäfte des Ganzen circuliren in jedem Theile und aus ihnen bilden sich die sichtbaren Formen, deren Werden nicht allein aus den physiologischen Processen an dem Hauptaste begriffen werden kann. Es gehört dazu auch noch die Kenntniß aller der Vorgänge an den Zweigen, da sie ebenso sehr den Hauptast ernähren und bilden helfen, wie sie von ihm ernährt und gebildet werden. Aber welches Messer ist fein genug, um diese zarten Gefäße bloß zu legen und welches Auge scharf genug dem Gewimmel der Atome zu folgen? Denn wie überall im Reiche der organischen Welt öffnet sich bei jedem Blicke weiter in das Innere eine noch weitere, noch unendlichere Aussicht. Ein scharfes und sachverständiges Ohr hört nicht blos jedem Dorfe und Weiler seine besondere Mundart an, sondern auch jedem Haus und jeder Familie. Es ist der methodischen Beobachtung einstweilen noch unmöglich, in dieses feinste Geäder einzudringen und noch weniger gelingt es, durch allgemein verständliche Zeichen es festzuhalten. Denn geschrieben mit den Buchstaben, die wir herkömmlich für unsere gebildete Sprache verwenden, verwischen sich selbst die markirtesten Verschiedenheiten der Klänge und Laute. Greift man, wie dies häufig geschehen ist, zu neuerfundenen Zeichen, denen man einen conventionellen Werth beilegt, so ist dadurch wenig gewonnen, denn sie können nicht bis zu jener Unendlichkeit vermehrt werden, die der Sachverhalt fordert, wenn ihm sein volles Recht angethan werden soll. Auch beziehen sich diese Zeichen alle nur auf eine Function der Sprache, auf die Erzeugung der Laute. Aber den Dialekt charakterisirt ebenso sehr die eigenthümliche Art seiner Betonung, seine Stimmlage, sein Rhythmus, alles was zu seiner natürlich und allgemeingiltigen Declamation gehört. Dafür sind noch keine Zeichen im Gebrauch. Wollte man solche erfinden, so müßte es eine Art Notenschrift sein, aber freilich viel complicirter, als die für die Musik gebräuchliche. Aber auf die Dauer wird man eines solchen Hilfsmittels doch nicht entrathen können. Wo die eigene Erfahrung, das lebendige Gehör dasselbe überflüssig macht, ist kein Bedürfniß darnach vorhanden, aber wer ist im Stande als Perieget im Stile der naiven Kinderzeit des Wissens von Ort zu Ort selbst alle die verschiedenen Laute und Modulationen aufzufangen und wenn er es könnte, wer vermöchte sie längere Zeit sicher in der Erinnerung zu behalten? Wenn man die wissenschaftliche Erforschung einer fremden Sprache blos von der günstigen Gelegenheit abhängig machen wollte, sie in ihrer Heimath lebendig zu vernehmen, würde es wenige Linguisten geben. Aber nicht anders steht es mit den Dialekten im Verhältniß zu einander, nur daß hier alles unendlich feiner und zarter gefaßt sein will. All dies reicht aber noch nicht aus: der heutige Dialekt allein

Digitized by Google

sagt uns noch lange nicht genug über seine Natur und seine Stellung im Sprachkörper. Auch er muß seine Geschichte haben, wenn wir ihn anfassen wollen, wie es das Bedürfniß der Wissenschaft fordert. Er hat sie auch gehabt, aber ihre Urkunden schließen viel mühseligere Arbeit ein, als die der Schriftsprache. Hier ist alles grade zu diesem einen Zwecke, so zu sagen der actenmäßigen Sicherheit des sprachlichen Thatbestandes zubereitet, der Dialekt aber ist eben deshalb hauptsächlich — allerdings nicht ausschließlich, wie manche wähnen — Dialekt, weil er eines solchen Haltes, der zugleich etwas von einer Fessel an sich hat, von jeher entbehrte. Wäre das linguistische Interesse der früheren Zeit nicht so gänzlich auf die Sprache der Bildung fixirt gewesen, so würden wir vielleicht directe Zeugnisse für die ältere Entwickelung unserer Dialekte haben, mit denen wenigstens einige der Hauptlücken unseres genetischen Wissens oder unseres Postulates eines solchen ausgefüllt werden könnten. So aber ist man zwischen todten Trümmern wie in einer unendlichen Steppe, in welcher nur hier und da einige kümmerliche Grashalme sich das Leben fristen.

Damit ist es erklärt, weshalb unsere sonst so überaus fleißige deutsche Philologie noch kaum zu den ersten Anfängen einer wissenschaftlichen Behandlung unserer Dialekte gediehen ist. Gewiß, sie wird dereinst auch hier Schwierigkeiten überwinden, für die ihre Kräfte gegenwärtig noch nicht gerüstet sind, aber so lange es noch nicht so weit gekommen ist, muß auch der Bau unserer deutschen Grammatik und Sprachgeschichte noch immer beträchtliche Lücken zeigen.

Wie überall wird auch hier die Arbeit nicht nach dem Schema fortrücken, das sich die systematische Theorie davon entwirft. Zuerst wäre da die Sammlung des ganzen vorhandenen linguistischen Materials, dann seine Ordnung und Verarbeitung nach seiner grammatikalischen und lexikalischen Seite, daran schlösse sich zuletzt seine culturgeschichtliche Verwerthung. Aber die letztere bietet dem grade hierhin mit Vorliebe gewandten Sinne unserer Zeit so viel Reiz, daß sich eine Selbstbeschränkung, die auf viele Menschenalter hinaus freiwillig darauf verzichtete, gar nicht erwarten läßt. Grade hier ist auch das Feld, wo sich das Interesse der allgemeinen Bildung und der speciellen Facharbeit am ersten begegnet, und darum wollen wir wenigstens eine und die andere der unzähligen Perspectiven, die sich hier dereinst eröffnen werden, andeuten.

Die letzten Jahre haben die Verwerthung der Linguistik für die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes oder die Culturgeschichte im höheren und eigentlichen Sinne sich zu einer besonderen Disciplin gestalten sehen. Man hat sie Völkerpsychologie genannt, ein Terminus, der grade so gut und grade so schlecht ist, wie die meisten andern in allen Wissenschaften. Was die Völkerpsychologie auf einem grenzenlosen Gebiete zu leisten beauftragt ist, könnte und müßte auf dem engen Gebiete der deutschen Sprachkunde eine der Zukunft vor-

Digitized by Google

behaltene vergleichende Charakteristik der Dialekte leisten, wenn ihr erst mehr und zuverlässigeres Material zu Gebote steht. Es würde dann nicht schwer halten, in dem lebendigen Klange der heutigen Mundarten die Grundzüge der naiven Volksseele in den verschiedenen Gruppen der deutschen Nation aufzufinden und sie nicht blos als unterhaltende Curiositäten, sondern als ernste und schwerwiegende Urkunden des geistigen und sittlichen Volksdaseins zu verwerthen. Eine vorläufige Skizze vermöchte eine geschickte Hand schon aus Firmenichs Sammelwerk zu entwerfen, obgleich es, wie es auch dem gewissenhaftesten Fleiße bei einer solchen unvorbereiteten Massenarbeit ergeht, keineswegs überall einen sicheren Boden darbietet. Aber die Aufforderung dazu liegt so nahe, wenn man z. B. ein und dasselbe Volkslied in einigen Dutzend von Aufzeichnungen aus den verschiedensten Theilen Deutschlands vor sich hat, oder wenn dieselben Gegenstände der Volksepik, so viel uns noch davon übrig geblieben ist, die pathetischen Märchen und die volksthümlich humoristischen Schnurren und Anekdoten überall wiederkehren, im letzten Grunde stofflich die nämlichen, aber doch so unendlich variirt in Ausdruck, Darstellung und Haltung, und zwar, wie jeder unbefangene Blick erkennen muß, nicht durch eine bedeutendere originelle Individualität, die ihnen ihre specielle Fassung gegeben hat, sondern durch das Volk selbst, durch die unauflösliche und rastlose unbewußte Thätigkeit unendlich vieler Einzelner, d. h. aller derer, die an ihrer Reproduction betheiligt sind und waren und sie von Generation zu Generation und von Ort zu Ort getragen haben. Hier kann nur jenes geheimnißvolle Ding, was man Volksseele nennt, als wahrer Autor gelten. Es ist bekannt, daß es immer noch Leute giebt, die über diesen Ausdruck lachen, aber die Sache selbst wird damit nicht beseitigt. Er ist übrigens auch nicht so neu, wie sich manche einbilden: er findet sich schon hier und da in unserer populär-philosophischen Literatur der classischen Periode und wäre er neu, so würde dem, der ihn geschaffen, der Dank gebühren, den man jedem Bereicherer der Sprache, und damit des bewußten Geistesschatzes der Nation schuldet. Sobald man das Volk als einen lebendigen Organismus zu erfassen begann, sobald sich eine Wissenschaft der Volkskunde bildete, mußte man auch auf die innere Kraft aufmerksam werden, welche das Leben dieses Leibes erzeugt und beherrscht. Wo es ein Volk in der modernen Begriffsauffassung giebt, muß es auch eine Volksseele geben. So lange vom Volke nur als von einem Haufen von so und so vielen „Seelen" die Rede war, die nur durch das Band der Zahl zusammengehalten wurden, konnte man natürlich von einer einzigen Volksseele nichts wissen. Denn es liegt auf der Hand, daß 1,500 oder 15,000 oder wie viel sonst „Seelen", die so und so viel Häuser, Kühe, Schafe, Schweine und Ziegen besitzen, nicht auf eine einzige Seele zu reduciren sind.

Vollends unerschöpflich ist aber der Stoff, den die bisherige Geschichte

Digitized by Google

unserer Dialekte bietet und noch fast ganz unausgebeutet, wenigstens nach allen den Seiten hin, wo er auch für die allgemeine Bildung unmittelbares Interesse hätte. Denn jene einzelnen monographischen Versuche, die genetische Entwickelung dieser oder jener deutschen Haupt- oder Untermundart darzustellen, halten sich meist in den beschränkten Grenzen der eigentlichen Linguistik. Es genügt ihnen, die äußere Verbindung der gegenwärtigen Klänge, Formen und Wörter mit denen herzustellen, die ein paar hundert Jahre früher, oder auch ein halbes oder ganzes Jahrtausend früher an demselben Orte gehört wurden. Eine sehr dankenswerthe und mühselige Arbeit und das letzte noch viel mehr als das erste, wie jeder Sachverständige weiß, aber der Begriff der Sprachgeschichte muß doch etwas weiter und tiefer gefaßt werden. Mit einer bloßen literarhistorischen Statistik ist es noch weniger gethan, denn das geschichtlich Interessanteste an den Dialekten ist grade das, was nicht als bewußte Dialektliteratur sich darstellt. Denn eine solche wird nicht umhin können, aus der Naivetät der lebendigen Bewegung der Volkssprache herauszutreten und sich eine Art von künstlicher Sprache zurechtzumachen, die sich nicht anders zu ihrer natürlichen Wurzel verhält, wie die allgemeine deutsche Schriftsprache zu allen deutschen Dialekten zusammen. Denn auch diese ist, wie auf der Hand liegt, nicht vom Himmel herabgefallen, sondern ein Conglomerat aus allen möglichen Bestandtheilen, die einst der Volkssprache, d. h. den Dialekten angehört haben oder ihnen noch angehören. Darum entnimmt der Forscher für die älteren Gestaltungen unserer Volksmundarten mehr aus ihren unwillkürlichen, unreflectirten Manifestationen, die den nur halbgebildeten Schriftstellern oder Schreibern entschlüpfen, wenn sie nach ihrer Meinung die Sprache der Bildung wiedergeben wollen. Dies gilt allerdings für eine Zeit, die jetzt vollständig abgeschlossen ist und die schon in der Hauptsache mit dem Schlusse des fünfzehnten und dem Beginne des sechszehnten Jahrhunderts ihr Ende erreicht hatte. Denn seitdem sich unsere neuhochdeutsche Schriftsprache gebildet hat, ist auch sofort die reflectirte Rücksicht auf die Spracheinheit und Richtigkeit in einer Art thätig gewesen, wovon die frühere Zeit nichts wußte. Ja man kann sogar sagen, daß unsere Schriftsprache selbst bis zu einer gewissen Grenze das Product einer solchen reflectirten Thätigkeit ist. Wenigstens geht die Entstehung der deutschen Grammatik Hand in Hand mit der Fixirung des Neuhochdeutschen und die geniale Unmittelbarkeit, in der sich z. B. das sogenannte Mittelhochdeutsch aus den Volksmundarten seiner Zeit herausgehoben und gestaltet hatte, nicht anders wie die Blume aus den Blättern der mütterlichen Pflanze, mit denen sie eins ist und die sie doch in ihrer höchsten Veredelung und Vergeistigung zu etwas Neuem umformt, macht einer ängstlichen und schwerfälligen Pedanterie Platz, die seitdem nicht aufgehört hat, ungünstig auf unsere Schriftsprache und mittelbar wieder durch sie auch auf die Volksmundarten zu wirken. Was jene Zeit

Digitized by Google

unter Grammatik verstand, mußte nothwendig etwas sehr Dürftiges sein, wenn wir es mit dem Maße unseres heutigen linguistischen Strebens und Wissens messen. Doch würde diese an sich nicht weiter schädlich gewesen sein; der Schade entsprang hauptsächlich daraus, daß die in jeder Art unzureichende, kurzsichtige und von allem richtigen Sprachgefühl möglichst verlassene Theorie es sich herausnahm, die Praxis des Sprachlebens zu bestimmen und daß diese letztere sich gutwillig einer solchen Knechtung fügte. Keiner der hervorragenden Begründer unserer neueren Sprache, selbst nicht ein Luther, hat sich davon frei erhalten, obwohl der volle Umfang des angerichteten Schadens erst da sich erkennen läßt, wo man, wieder nur unter der Zuchtruthe einer dürren Reflexion, sich nicht mehr damit begnügen will, richtig zu schreiben, sondern auch schön zu schreiben bestrebt ist und wo man diese Schönheit durch eine unmittelbare Uebertragung fremder Kunstformen und fremder Stoffe der deutschen Literatur aufzwängt, wie es Opitz mit nachhaltigem Erfolge, aber vor und neben ihm auch schon andere, z. B. ein Buchner und Weckherlin gethan haben. Von da an datirt eine Isolirung der deutschen Mundarten, die das Mittelalter nicht gekannt hat und die sich bis in die neueste Zeit hinein fortgesetzt hat. Erst seit etwa hundert Jahren stellte sich wieder ein Zusammenhang her, nur anders als er in den nawen Zeiten der Sprache und Literatur gewesen war. Damals gaben die Dialekte ebenso viel als sie empfingen, und gegenwärtig oder seit jener Epoche empfangen sie nur, aber geben sehr wenig. Zwar gehört es zu den Dogmen unserer Literar- und Sprachgeschichte, daß Goethe seine auch im blos linguistischen Sinne so originelle und reiche Diction zum Theil dem Einfluß seines heimischen Dialektes verdanke, aus dem er so viel geschöpft habe, wie kein anderer vor und neben ihm, doch ist man bisher den Nachweis dafür schuldig geblieben. Wahrscheinlich hat man sich nur durch einige Aeußerungen in Dichtung und Wahrheit zu dieser Annahme bewegen lassen, dort aber ist nur von der Sprache der mündlichen Unterhaltung, nicht von der der Bücher oder der Schriftsprache überhaupt die Rede. In Wirklichkeit sind in den Erzeugnissen der frühesten Zeit, und hier wieder besonders in den noch nicht zur Veröffentlichung bestimmten Briefen einige frankfurter oder rheinfränkische Idiotismen anzutreffen, aber sie sind in der reiferen Periode des Dichters und Prosaikers ganz aufgegeben. Das Meiste, was den nicht sachverständigen Leser wunderlich anzuklingen scheint, ist, wenn es nicht selbsteigene Schöpfung aus der Tiefe des Geistes der deutschen Sprache und nicht blos eines ihrer Dialekte ist, aus einer ganz anderen Quelle abgeleitet, über die ja der Autor gleichfalls genügenden Aufschluß giebt. Das Studium der deutschen volksthümlichen Literatur des sechzehnten Jahrhunderts, dessen schönste Frucht Götz von Berlichingen ist, läßt sich in seiner sprachlichen Nachwirkung bis weit hinein in die weimarer Periode verfolgen, wie der Dichter ja auch Stoffe und Formen in Menge von

Digitized by Google

daher entlehnt hat. Auch später hat er einzelne dieser Jugendtöne noch beibehalten und selbst im zweiten Theile des Faust sind sie nicht ganz verklungen. Aber hier ist nichts von dem, was man mundartliche Einflüsse nennen kann. Es fehlt vor allem ihr erstes und nothwendigstes Kennzeichen: das unmittelbare Herüberströmen aus der lebendigen Umgebung der Volkssprache. Wenn man durch gelehrte reflectirte Vermittelung eine Mundart, die selbst schon lange aufgehört hat, lebendig zu sein, aus ihrem mumienhaften Dasein wieder zu neuem Leben erweckt, so ist es ungefähr dasselbe, als wenn man Stoffe und Formen einer fernen Vergangenheit, etwa der griechischen Poesie, in die Literatur wieder einführt. Wenn es mit Geschick und Kunstverstand geschieht, kann es nur förderlich sein, wie sich von selbst versteht, aber niemand wird doch behaupten, daß das Griechenthum dadurch in jenen sinnlich greifbaren Contact mit unserer Literatur getreten sei, auf den es hier allein ankommt.

Was von Goethe gilt, gilt auch von den anderen Heroen unserer classischen und nachclassischen Periode. Die meisten, z. B. Lessing, Herder, Schiller, halten sich systematisch frei von allen solchen Einflüssen, obwohl es ihnen nicht immer gelingt. So zeigt die Originalgestalt vieler Jugendarbeiten Schillers, die wir gewöhnlich nur in sehr umgearbeiteten Redactionen kennen, eine nicht geringe Anzahl von schwäbischen Idiotismen und nicht grade solche, die für eine Bereicherung und Verschönerung der herkömmlichen Schriftsprache gelten können. Später hat sich der Dichter, wie man weiß, solche Unarten, denn dafür gelten sie ihm selbst, beinahe ganz abgewöhnt und noch mehr hat sein Körner dafür gesorgt, alle Spuren davon auszumerzen.

Merkwürdig ist es, daß unsere eigentlichen Romantiker so wenig aus diesem Borne geschöpft haben, obgleich sie es doch gewesen sind, die den Begriff Volk und volksthümlich adelten oder neu schufen. Denn was man vorher darunter verstand, war so ziemlich das Gegentheil dessen, was wir nach dem Vorgange dieser Lehrmeister dabei zu empfinden pflegen. Wie öfters haben wir vergessen, von wem unsere Erkenntniß stammt: ist ja doch im Allgemeinen keine andere Phase geistiger Thätigkeit so undankbar behandelt und gleichsam zum Prügeljungen für alle Verkehrtheiten der Nachfolger gemacht worden, wie unsere Romantik. Nur die schwäbische Poetenschule hat es innerhalb bescheidener Grenzen gewagt, ihre heimathlichen Laute ertönen zu lassen, doch ist es bei diesem eigenthümlichen Völkchen weniger der gesunde Instinct des volksthümlichen Wesens, wovon sie thatsächlich ebenso weit und noch weiter entfernt sind als die von ihnen so herzlich — schon als Norddeutsche — verabscheuten Romantiker. Im Grunde versteckt sich hinter diesen viele so anheimelnden Reminiscenzen an Naturlaute des Volkes doch nur ein gewisser kindlicher Eigensinn, der es glaubt besser zu machen als andere, wenn er es nicht so macht, wie sie. Wo das Ganze der Poesie selbst in seiner idyllischen Grundstimmung das volks-

Digitized by Google

thümliche Moment zur eigentlichen Voraussetzung hat, z. B. bei Auerbach, versteht sich ein modificirter Einfluß des Localdialekts von selbst. Die Dorfgeschichten wären ohne eine solche Localfärbung nicht genießbar, so wenig wie Theokrits Idyllen ohne jene dorische Hülle, die freilich noch etwas Anderes als ein deutscher Localdialekt ist. Uebrigens hat grade Auerbach, wahrscheinlich ohne alles reflectirtes Bemühen, seine schwäbelnden Sprachbestandtheile in eine gewisse höhere und allgemeinere Sphäre gerückt, als sie einer bloßen Copie der Wirklichkeit zukommen kann.

Dagegen kann man sich umgekehrt den Einfluß der Schriftsprache auf unsere Mundarten während des letzten Jahrhunderts kaum groß genug vorstellen. Bis etwa in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war davon nichts zu merken. Keine Periode unserer Sprachgeschichte zeigt eine solche Stagnation wie die Zeit vom dreißigjährigen Kriege bis dahin. Unmittelbar vor dem Beginne dieser Katastrophe und zum Theil auch noch ehe sie ihre späteren kolossalen Dimensionen annahm, war die Schriftsprache wenigstens in einem lebhaften Umformungsprocesse begriffen, wenn es auch kein naturwüchsiger und heilsamer war. Aber man darf wohl behaupten, daß erst mit Haller und Klopstock eine weitere Phase darin eingetreten ist, die eigentlich unmittelbar nach Opitz hätte folgen müssen. Die Mundarten sind etwa vom Beginne der Reformation an bis zu diesem Zeitpunkt tief durchdrungen worden von den Einflüssen der Schriftsprache, aber es ist nicht so leicht, die fertigen Ergebnisse davon aufzuweisen, weil die Schriftsprache selbst noch halb unter der Gewalt der früheren volksthümlichen Sprachtradition stand und zu wenig einheitlich formirt und fixirt war. Denn Luthers Einfluß auf die Sprache wird doch gewöhnlich zu sehr überschätzt, zum Theil durch die Schuld seiner eifrigsten sprachlichen Parteigänger. Sie waren es bekanntlich immer aus confessionellem Interesse. Luther sollte auf allen Gebieten des Geisteslebens als Autokrat dastehen, so verstanden sie die durch die Reformation gewonnene Freiheit des Geistes. Es ist eigentlich nur das Kirchenlied und die populäre Erbauungsliteratur auf protestantischer Seite, in denen Luthers Art auch in der Sprache eine Dictatur übt. Nichts ist gewöhnlicher, als daß sich die Epigonen auf sein sprachliches Muster berufen, ihn so zu sagen als den Classiker an sich betrachten, aber es ist oft schwer, irgendetwas in der Sprache solcher Jünger aufzufinden, was nothwendig von ihm herstammt und nicht ihm sammt der ganzen Zeit gehört. Dennoch strömt auch in dieser Zeit viel mehr Kraftwirkung von der Schriftsprache auf die Dialekte, als umgekehrt von jenen auf diese und es ist somit im Wesentlichen schon der noch jetzt giltige Zustand festgestellt. Eine überwiegend gelehrte Sprache oder eine Sprache der Gelehrten und Bücher, wie es das Neuhochdeutsche von seinem ersten Athemzuge an gewesen ist, kann auch wohl nicht anders, als sich entweder ganz von den Volksmundarten absperren oder sie

Digitized by Google

beherrschen. Eine wahre Gegenseitigkeit ist hier unmöglich, sie paßt allein in eine Zeit, die mehr künstlerisch und namentlich poetisch angelegt ist als gelehrt und prosaisch, wie es das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert waren.

Wir haben schon einige Grenzlinien angedeutet, innerhalb welcher die Beeinflussung der Volkssprache durch die gebildete Schriftsprache damals beschlossen bleibt. Vor allem die Confession. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die katholische deutsche Literatur seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sich systematisch von der Herrschaft der protestantischen Schriftsprache zu emancipiren strebte. Grade so oft wie protestantische Schriftsteller der Zeit sich als sprachliche Nachfolger Luthers bekennen, stößt man bei den katholischen, namentlich den aus Bayern und Tirol gebürtigen, auf eine ausdrückliche Verdammung des Ketzerdeutschen, wittenberger oder lutherischen Deutschen. Sie sprachen sich mit größerer Berechtigung als jene angeblichen Nachfolger über ihr Verhältniß zu Luther aus: die gesammte Geschichte der deutschen Sprache kennt keinen größeren Abfall von allen Grundgesetzen der Schönheit, der Kraft und der Gewandtheit, als er sich in der katholischen Literatur jener Periode darstellt. Wer dieselbe nicht aus eigener Anschauung kennt, macht sich schwerlich eine Vorstellung von der kindischen Unbeholfenheit, tölpischen Roheit und faden Weitschweifigkeit auch der besseren, d. h. der einstmals für besser als die andern gehaltenen unter diesen Scribenten. Diese ärgste aller Verzerrungen, welche sich der Genius der deutschen Sprache gefallen lassen mußte — und er ist doch wirklich von äußerst langmüthigem und duldsamem Temperament — hat natürlich auch in den Volksdialekten keine sehr erfreulichen Spuren hinterlassen. Die noch jetzt so auffällige Roheit und das Ungefüge des bayerischen Dialektes in seinen verschiedenen Verzweigungen, namentlich als bayerischen im engeren Sinne und als bayerisch-tirolischen stammt der Hauptsache nach davon her, wenn man auf die linguistischen Wurzeln zurückgeht. Diese sind natürlich selbst wieder durch andere, noch tiefer gehende bedingt, von denen wir hier absehen müssen. Es hat lange gebraucht, bis die Schriftsprache in diesen Theilen Deutschlands sich aus jener barbarischen Verwilderung ohne Gleichen herausgearbeitet hat und vollständig ist es ihr wenigstens da noch nicht gelungen, wo die Autoren nur auf gelehrtem Wege sich die Kenntniß der hochdeutschen gebildeten Schriftsprache erworben und nicht selbst Gelegenheit gehabt haben, in den weiter vorgeschrittenen Theilen Deutschlands ihr Ohr und ihren Geschmack zu verfeinern, oder wo die Stoffe an sich eine volksthümliche Beziehung haben und ohne einen tüchtigen Zusatz von jener Roheit in dem Kreise, für welchen z. B. die populäre Erbauungsliteratur bestimmt ist, nicht die volle Wirkung thun würden. Denn da der Volksgeist in den genannten Theilen von Deutschland seit dem dreißigjährigen Kriege bis zu diesem heutigen Tage stagnirt hat und die Durchschnittsbildung in Altbayern und Tirol z. B. seitdem eher Rückschritte als

Digitized by Google

Fortschritte gemacht hat, ist es natürlich genug, daß auch die Sprache der Bücher, die für das Volk bestimmt sind, einen einigermaßen archaistischen oder altmodischen Beigeschmack haben muß.

Das confessionelle Element spielt auch jetzt noch in der Bewegung unserer Sprache auf protestantischer Seite eine ähnliche Rolle wie in dem Reformationszeitalter, nur ist der Pragmatismus seiner Wirksamkeit ein anderer geworden. Damals repräsentirte es auch sprachlich den Fortschritt, die Bildung und Befreiung des Volkes aus seiner dumpfen Naivetät, wie umgekehrt die katholische Reaction auch auf dem Gebiete der Sprache das Zurücksinken in jene traurigsten Zustände einer gewaltsam und reflectirt aufgezwungenen Unreife und Versumpfung bedeutete. Alle deutschen Mundarten der protestantischen Theile unseres Vaterlandes haben damals nachweislich rasche Fortschritte nach einem von der Natur und Vernunft selbst festgesteckten Ziele, nach ihrer organischen Verbindung und Anlehnung an die Schriftsprache gemacht. Ihre Resultate verschwinden zwar im Vergleich mit denen der Gegenwart, aber man darf nicht vergessen, daß jetzt eine Reihe von Factoren wirkt, welche damals noch nicht vorhanden waren. Damals war es die neue Kirche, welche die Erziehung des Volkes zu einer höheren Stufe der Bildung auch in der Sprache übernommen hatte. Jeder protestantische Pfarrer fühlte in seinem Gewissen neben der Sorge für die reine Lehre auch die für die reine Sprache, denn die eine wie die andere hatte ihm sein Meister ans Herz gelegt. Er wirkte dafür nach Kräften in den damals noch so viel häufigeren Veranlassungen zur Rede, die ihm sein geistlicher Beruf gab, in den überall fast täglichen Predigten, in dem seelsorgerlichen Verkehre mit seiner Gemeinde. Wo nach dem Plane der Reformatoren die Volksschule wirklich ins Leben trat, also namentlich in den mitteldeutschen Ländern, wurde sie ein zweiter Hebel zur Verbreitung der Schriftsprache.

Wer die deutschen Mundarten der Gegenwart in ihrem Verhältniß zur Schriftsprache und unter sich mit einander vergleicht, entdeckt überall die Ergebnisse dieser bildenden Thätigkeit des protestantischen Geistes. Man muß confessionell gewisse Landstriche als Basis für solche Untersuchungen wählen, aber nicht solche, in denen die Mischung bis zu einer Atomisirung der Elemente geführt hat, wie z. B. in manchen Theilen Schlesiens, Frankens und der Rheinlande. Denn wo jede Ortschaft halb der einen, halb der andern Confession angehört, wo sogar jedes Haus im Kleinen die Mischungsverhältnisse des Ganzen wiederholt, ist es beinahe unmöglich, Unterschiede der Sprache, die auf diese Ursache zurückgeführt werden dürfen, zu constatiren Sie werden nicht fehlen, aber sie müssen so fein sein, daß der Beobachter immer Gefahr läuft, durch die allzu minutiöse Subtilität seines Objectes in Täuschungen zu versinken. Andere Momente, wie der Einfluß der verschiedenen Beschäftigungen, der Stände, oder in einer ausgedehnteren Ortschaft des speciellen Theiles derselben erhalten dann

Digitized by Google

einen viel wirksameren Einfluß und drängen den Unterschied der Confession in der Sprache ebenso zurück, wie sie es im gewöhnlichen Leben thun, wo ja auch Katholiken und Protestanten auf gleiche Weise zu den reicheren und ärmeren Classen zu gehören oder ihr Contingent zu der Schneider- und Schusterzunft zu stellen pflegen. Nur wo ein oder das andere dieser erwähnten Momente mit dem confessionellen sich verbindet, da mag man berechtigt sein, diesem letzteren als dem innerlich bedeutsamsten — das war es wenigstens überall bis auf unsere Tage herab und ist es auch jetzt noch mehr, als man gewöhnlich glaubt — eine gewisse Hegemonie zuzugestehen, die aber eine relative Selbstthätigkeit der andern nicht ausschließt. So z. B. wenn in der Stadt Augsburg, die bekanntlich zu den confessionell am meisten gemischten deutschen Städten gehört und zugleich zu denen, die sich mit einer sprichwörtlich gewordenen Pedanterie die Parität in allen und jeden Beziehungen zu wahren suchten, ein auch local scharf von den übrigen abgegrenzter Stadttheil, unten am Lech, dicht an der Grenze des stockkatholischen Altbayerns, hauptsächlich von Webern bewohnt wurde, die durchweg der katholischen Kirche angehörten. Ihre Mundart unterscheidet sich markirter von der in der übrigen Stadt giltigen, als es sonst die Mundart zweier Nachbarorte thut. Hier hat man Recht, von einem katholischen augsburger Dialekt und von einem protestantischen zu sprechen. Denn die übrige Stadt ist zwar nicht ausschließlich von Protestanten bewohnt, sie überwogen aber wenigstens in früheren Zeiten nicht blos an Zahl, sondern auch an Bildung und Vermögen so sehr, daß sie ihrem localen Bereich auch einen bestimmten mundartlichen Stempel aufdrückten, den man eben darum a priori protestantisch nennen darf. Aehnliche Erscheinungen ließen sich noch mehre aufführen. Jenseits der Grenzen der christlichen Confessionen gehört auch die mundartliche Abgeschlossenheit der jüdischen Einwohner einigermaßen hierher, wo sie in größeren Massen, früher meist auf einen Stadttheil beschränkt, zusammenwohnen. Doch ist hier der religöse Typus so unauflöslich mit dem nationellen und socialen verwoben, daß es schwer zu sagen ist, welchem davon das Uebergewicht zukommt.

Wo aber Protestanten und Katholiken in natürlich geschlossenen kleineren Gruppen unter einander wohnen, also etwa dörferweise, da wiederholt sich im Kleinen stets dasselbe, was im Großen auch der oberflächlichsten Betrachtung nicht entgehen kann, wo es sich um weite Landschaften mit compact-confessioneller Bevölkerung handelt. Es ist schon vorhin der bayrische Dialekt, der auch in seiner engeren Begrenzung immerhin ein Gebiet von 7—800 Quadratmeilen umfaßt, als Beispiel für den negativen Einfluß des Katholicismus auf die Mundart angeführt, negativ, wenn man unter positiv vernünftigerweise die Durchdringung derselben durch die Mächte der höheren menschlichen Bildung und Gesittung auch auf sprachlichem Felde versteht. Wer das rechte Ohr und

Digitized by Google

die nothwendigen Vorkenntnisse für diese Dinge' besitzt, kann aber auch in den confessionell nicht zersplitterten, sondern nur gemischten Theilen Mittel- und Süddeutschlands jedem noch in der Naivetät seines Dialektes befangenen Bauer anhören, ob er in einem katholischen oder protestantischen Dorfe daheim ist. Es wird oft dem genauesten Kenner der Localdialekte schwer werden zu bestimmen, ob dies Dorf am Main oder an der Rednitz, an der Nidda oder an der Wetter liegt, aber den protestantischen Klang hört er doch schon von ferne aus den geschmeidigeren, weicheren Lauten, aus dem bewegteren Fluß der Worte heraus, auch wenn er sie selbst noch gar nicht verstehen kann. Das Katholische stellt sich überall als das relativ Einfachere, Alterthümlichere in Färbung und Modulation dar. Es klingt derber, gelegentlich wohl auch voller, aber noch öfter roher und elementarer; es fließt zäher von den Lippen, es hat eine viel beschränktere Rhythmik. Geht man seinen Wortbestandtheilen genauer nach, so finden sich verwandte Eigenschaften. Es hat in sich gewöhnlich noch Reste älterer Sprachperioden erhalten, die derselbe protestantische Dialekt schon völlig mit dem Boden verarbeitet hat. Lautgesetze und Flexionen sind so zwischen zwei Nachbardörfern nicht weniger als durch ein paar hundert Jahre sprachgeschichtlicher Evolutionen getrennt; wohl bemerkt, nicht etwa da, wo uralte Volks- und Sprachgrenzen noch jetzt in gewisser Stabilität sich erhalten haben, wie zwischen der Gesammtmasse des bayrischen und des schwäbischen oder fränkischen Dialektes. Hier versteht es sich von selbst, daß z. B. ein bayerisches Grenzdorf in der Oberpfalz linguistisch von seinem eine Viertelstunde entfernten fränkischen Nachbardorfe ferner abliegt als von dem letzten deutsch-tirolischen Grenzdorfe, das vierzig bis funfzig Meilen Weges von ihm entfernt. Es handelt sich in unserm Falle um ein und dieselbe Sprachgruppe, ja selbst um die feinsten Gliederungen in ihr, wo nach den sonst giltigen Entwickelungsgesetzen der Mundarten wohl auch ganz feine Unterschiede vorhanden sein könnten. Aber sie würden sich dann in ganz anderer Weise gestalten, sie würden nicht blos die gemeinsame Basis der Mundart, sondern auch ein und dasselbe Niveau ihrer Gestaltung erkennen lassen, während so die gemeinsame Basis zwar unverkennbar vorhanden, aber das Niveau ein so gründlich verschiedenes geworden ist. Will man sich vollständig über diesen eigenthümlichen Zug unseres Sprachlebens ins Klare setzen, so mache man die umgekehrte Probe. Man untersuche die Abweichungen der Mundart zwischen den Nachbarorten gleicher Confession und man wird finden, daß solche auch auf engstem Raume zwar vorhanden, aber ein ganz anderes Gepräge haben als da, wo neben dem Raum und viel mächtiger als der Raum auch noch die Confession trennt und individualisirt. Die Probe ist überall leicht zu machen, weil neben den confessionell zerschnittenen Gauen immer auch andere in dichtester Nachbarschaft liegen, die nur einer einzigen Confession angehören.

Digitized by Google

Das Volk hat somit gar nicht Unrecht, wenn es in solchen Fällen von einer „katholischen oder protestantischen Sprache" dieses oder jenes Ortes oder mehrer Orte weiß. Sprache ist ihm so viel wie Mundart, denn diesen gebildeteren Ausdruck kennt es noch nicht, weil es überhaupt noch nicht über den Gegensatz von Schriftsprache oder gebildeter Sprache und seiner eigenen naiven Sprachweise zum Bewußtsein gekommen ist. Höchstens kennt es eine vornehme Sprache und eine der gemeinen Leute, obwohl es die eine wie die andere immer neben einander in Gebrauch sieht und es seltsam finden würde, wollte einer, dem Stand und Bildung das Recht geben, vornehm zu sprechen, zur gemeinen Sprache herabsteigen. Es fühlt mit richtigem Instinct, daß man ihm keine Ehre anthut, wenn man es für unvermögend erklärt, die Sprache der gebildeten Leute zu verstehen.

Bis vor hundert Jahren hat die Volksschule zwar auch für das Eindringen der höheren Culturelemente der Sprache in die Mundarten gearbeitet, aber erst seit dieser Zeit thut sie es mit einem Erfolge, dessen Tragweite kaum zu ermessen ist. Das Volksschulwesen des Reformationszeitalters war bekanntlich nur eine nach allen Seiten hin lückenhafte Schöpfung und die Periode der katholischen Reaction sowie der dreißigjährige Krieg hat selbst diese geringfügigen Anfänge beinahe ganz vernichtet. Wo sich aber noch etwas davon erhalten hatte, oder wo, wie z. B. in den thüringischen Ländern, gründlich und gewissenhaft nachgebessert wurde, lassen sich die Früchte einer solchen wahrhaft humanen Thätigkeit auch in ihrem sprachlichen Niederschlage in der Volksmundart nicht verkennen. Alles was die protestantischen Mundarten im Gegensatz zu den katholischen charakterisirt, tritt hier mit noch größerer Prägnanz und Reinlichkeit heraus. Hier bildeten sich auch die natürlichen Herde für alle weiteren Fortschritte des Volksschulwesens und hier mußte es auch in der neueren Periode seines allgemein siegreichen Aufschwungs nach allen Richtungen hin am tiefsten in das Volksleben eingreifen.

Die Volksschule der Neuzeit hat überall dem sprachlichen Unterricht eine besondere Stelle unter ihren Lehrfächern eingeräumt. Früher geschah das nicht, sondern insofern die Muttersprache das Mittel des Unterrichts in allen andern Gegenständen war, wurde sie selbst praktisch dabei gelehrt. Unsere Theoretiker sind bis heute noch nicht darüber einig, ob der specielle Unterricht im Deutschen an dieser Stelle nothwendig, oder nicht sei. Gleichviel, wie ihre endgiltige Ansicht sich gestalten möge, der Unterricht im Deutschen wird der Volksschule nicht mehr entzogen werden können, weil er sich in langjähriger Praxis gewissermaßen zu dem Ehrenpunkte der ganzen Institution gestaltet hat. Kein Zweifel, daß er meist nach unpassender Methode und darum mit Zeitverschwendung ertheilt wird und daß Lehrer und Schüler die vollen Früchte, auf die sie ein Recht hätten, nicht davon ernten. Jeder Fachmann kennt die schreienden

Digitized by Google

Mängel, deren Beseitigung unerläßlich ist, und es fehlt auch nicht an gemäßigten und deshalb praktischen Reformvorschlägen. Aber trotz alledem hat jene so viel verlachte Sprachdenklehre eines Wurst, die noch immer die Basis der sprachwissenschaftlichen Weisheit der meisten unserer Elementarlehrer bildet, doch auch ihre eminenten Verdienste um den Fortschritt der sprachlichen Cultur in Deutschland und wenn auch nur so, daß sie zufällig das Werkzeug gewesen ist, dessen sich der Genius der Cultur bedient hat, um in die stockende und dumpfe Abgeschlossenheit der Volkssprache die Keime einer freieren und schöneren Entwickelung zu streuen. Diese moderne Volksschule wirkt nicht allein indirect auf die Volkssprache, wie sie es etwa in früheren Jahrhunderten gethan hat, sondern sie führt dieser direct eine Menge neuer Elemente zu, durch welche ihr ganzes Gepräge als Dialekt wesentlich verändert und in gewisser Beziehung zerstört werden muß und zum Theil schon zerstört worden ist. Selbstverständlich bleiben die Leistungen dieses Institutes auch auf dem sprachlichen Felde weit hinter dem Ideale zurück, das sich die Theorie gebildet hat oder das aus den Köpfen einzelner jugendlicher Volksbildner hinaus in die Wirklichkeit will. Ginge es ihnen nach, so wäre es schon längst um die Existenz aller Volksmundart geschehen. Sie begnügen sich nicht damit, ihre Schüler und Schülerinnen während des eigentlichen Schulunterrichts zum Gebrauche des schriftmäßigen Ausdrucks anzuhalten, sie verlangen auch, daß sich die liebe Jugend auf der Gasse und im Hause an den steifen Faltenwurf dieses fremdartigen Sonntagsstaates gewöhne. Ergötzliche Beispiele solcher Bildungsversuche und der dadurch erzielten Resultate sind schon in den Anekdotenschatz dieser unserer Zeit übergegangen. Jedenfalls könnten jene enthusiastischen Vorkämpfer der Cultursprache daraus lernen, daß weder ein einzelner „Schulmeister" alten Stils, noch ein einzelner „Herr Lehrer" modernen Stils kräftig genug ist, um die Volkssprache mit einem Male und gründlich umzumodeln. Sie selbst mögen immerhin mit dem besten Beispiele vorangehen. Es ist wahrhaft bewundernswerth, wenn auch die Bewunderung, offen gestanden, einen kleinen Beischmack von Ironie nicht ausschließt, wie energisch der regelrechte moderne Volkslehrer an sich selbst gegen alles das kämpft, was nach seinem besten Wissen gegen die Reinheit der Sprache verstößt. Solche lebendige Mustersammlungen echt hochdeutscher Diction sind natürlich die feurigsten Parteigänger für die Sache, an die sie selbst so viel Schweiß gewandt haben. Aber das zähe Bauerthum läßt sich dadurch allein nicht aus seiner Position verdrängen. Unter der städtischen Jugend sind allerdings ihre Erfolge auch viel handgreiflicher, aber hauptsächlich weil hier eine Menge anderer nach gleichem Ziele hin wirkender Einflüsse ihren Bemühungen zu Hilfe kommen, wovon auf dem Lande noch wenig zu spüren ist.

In der städtischen Bevölkerung der Gegenwart ist jener nivellirende Zug, der unsere Zeit überhaupt charakterisirt, auch in den Vorgängen der sprachlichen

Digitized by Google

Entwickelung von tiefgreifender Wirksamkeit. Jedermann bestrebt sich bewußt oder unbewußt die Kluft auszufüllen, welche sonst den Niedern von den Höhern, den Ungebildeten von dem Gebildeten schied. Wie unsere städtischen Volkstrachten vor unsern Augen verschwunden sind, so geschieht es auch der Volkssprache. Es kann nicht fehlen, daß der spröde Stoff und die ungelenken Hände, die sich daran abarbeiten, allerlei ungeschickte Dinge producirten. Unsere originellen Dialekte der früheren Zeit waren ohne Zweifel linguistisch angesehen etwas in sich Vollkommeneres und Schöneres, als das noch so wenig abgeklärte Gemisch von Redensarten und Wendungen aus der Sprache der Bildung oder der Bücher und Zeitungen, was sich jetzt überall zwischen die noch unvertilgte Naturstimme des Volkes eingedrängt hat und diese mehr und mehr übertönt. Aber die Thatsache selbst besteht zu Recht und es bleibt ein vergebliches Bemühen unserer volksthümlichen Romantiker, sie ungeschehen zu machen und wieder zu der alten Naivetät zurückzusteuern. Diese Leute könnten, wenn sie nicht mit dem der deutschen Art angeborenen Eigensinn immer nach der Seite hinausstrebten, wo es ein für alle Mal keinen Weg giebt, ihre Kräfte und ihren guten Willen viel nützlicher verwerthen. Wollten sie Sorge dafür tragen, daß das Bildungstreben der niederen Classen oder des Volkes im gewöhnlichen Sprachgebrauche auf die rechte Art genährt würde, daß es die Redeweise der Vornehmen nicht blos lächerlich copirte, sondern sich frei und bewußt zu eigen machte, so würden sie der Herrlichkeit der deutschen Muttersprache, der ja angeblich ihr Eifer gilt, ganz andere Dienste leisten, als so, wo sie entweder mit ihren rückläufigen Bemühungen gar nichts wirken oder verlacht werden.

Denn den Untergang der alten Volksmundarten durch die mehr und mehr sich ausbreitende Allmacht der Schriftsprache hält nichts mehr auf. Er vollzieht sich hier rascher, dort langsamer, je nachdem die ihn bedingenden Factoren an dem einen Orte schon länger und energischer in Thätigkeit sind als an dem andern. Darum sind unsere Großstädte zu allererst diesem Naturgesetz verfallen. Wollte man hier wieder specialisiren, so würden auch hier nicht unbeträchtliche Verschiedenheiten sich herausstellen, die sich aber alle aus dem vollkommen deutlichen Pragmatismus des ganzen Vorgangs erklären lassen. Es begreift sich sehr leicht, warum die wiener Volksmundart der Schriftsprache zäheren Widerstand entgegenstellt als die berliner oder leipziger. Wien befindet sich in sprachlicher Hinsicht ungefähr auf dem Standpunkte, auf welchem die beiden genannten norddeutschen Städte vor etwa 150 bis 200 Jahren standen. Aber dennoch sind auch dort im Laufe des letzten Menschenalters rasche Fortschritte gemacht, oder wenn man dergleichen Vorgänge der Anschaulichkeit halber auf Zahlenverhältnisse reduciren will, in etwa dreißig Jahren der Volkssprache so viel hochdeutsches Element zugeführt worden, wie früher in etwa hundert. Je nach der allgemeinen Culturstellung des einzelnen Ortes, vor allem nach seiner Ein-

Digitized by Google

fügung in das lebendige Getriebe des allgemeinen deutschen Verkehrs, läßt sich auch überall gleichsam a priori das Verhältniß der Volksmundart bestimmen. Wer ein Auge für solche scheinbar gleichgiltige Dinge hat, vermag schon an dem Mobiliar, was sich in den Stuben der Leute aus dem eigentlichen Volke findet, zu schließen, wie weit die gebildete Sprache durchgedrungen ist. Wo sich ein Sopha, wenn auch in bescheidenster Gestalt, schon als nothwendiges Requisit an der Stelle der altherkömmlichen Bank oder des Großvaterstuhls eingebürgert hat, darf man darauf rechnen, daß die, die sich darauf von ihrer harten Arbeit ausruhen, mit einiger Geläufigkeit in der Sprache derjenigen sich auszudrücken wissen, die früher allein das Monopol eines solchen Luxusgegenstandes besaßen. So wenig aber unsere romantischen Verfechter der alten Schlichtheit des täglichen Lebens das Sopha wieder wegdisputiren werden, wie sie ja selbst auch, so viel wir sie kennen, am wenigsten geneigt wären auf diese Behaglichkeit zu verzichten, so wenig werden auch jene andern Romantiker das Hochdeutsche aus dem Volksmunde wegschaffen, zumal da sie selbst nur Hochdeutsch denken und sprechen gelernt haben. Keine menschliche Voraussicht kann aber bestimmen, wie lange unsere Volksmundarten noch Widerstand leisten. Auf der einen Seite scheint es, als wenn sie sehr rasch dem Untergang entgegeneilten. Wenn ihr Zerstörungsproceß nur in derselben Progression wie seit funfzig Jahren fortgeht, so möchte nach weiteren funfzig Jahren wenig mehr von ihnen übrig sein. Da sich aber höchst wahrscheinlich die Wucht der Kräfte, die für die Schriftsprache kämpfen, immer mehr verstärkt, so könnte man glauben, daß selbst diese Frist noch zu lange gesteckt wäre. Doch ist auf der andern Seite nicht zu übersehen, daß sich die Widerstandskraft der zähen Beschlossenheit mancher Theile des deutschen Volkes gar nicht berechnen läßt. Die bäuerlichen Classen sind bis jetzt trotz des Eifers der ländlichen Volksbildner auf der Kanzel und in der Schule noch wenig von der Sprache der Bildung berührt, viel mehr schon das ländliche Proletariat, die besitzlosen, nicht an die Heimath gefesselten, nicht an die engen Schranken eines einförmigen, in steter Regelrechtigkeit sich abspinnenden Berufes, wie es der bäuerliche ist, gebundenen Leute. Das alte Bauernthum verschwindet allerdings mehr und mehr und damit auch die Heimath des Dialektes, aber es giebt doch auch große Landstriche, in denen es geschützt durch allerlei natürliche oder unnatürliche Verhältnisse noch auf lange hinaus eine Zukunft hat und mit ihm auch seine Sprache. Verbindet sich damit etwa auch noch ein confessionelles Element, etwa der künstlich wieder angefachte katholische Fanatismus, der leider viel tiefer in das Volk eingepfropft worden ist, als unsere optimistischen Beurtheiler der deutschen Zustände Wort haben wollen, so muß natürlich seine Widerstandskraft noch mehr wachsen oder noch zäher werden. Sie wird es zwar niemals auf sprachlichem Gebiete zu einer so scheußlichen Reaction der dumpfen particularistischen Elemente bringen,

Digitized by Google

wie wir sie jetzt auf politischem erleben, aber sie wird ihrem Gegner doch auch jeden Schritt streitig machen.

Wie aber das Eine mit dem Andern zusammenhängt, ist unverkennbar. Grade in jenen süddeutschen Landschaften, in denen der Herd der politischen Opposition gegen die von der Vernunft und Geschichte geforderten einheitlichen Tendenzen liegt, wo der Particularismus nicht blos von einem Herrn von der Pfordten oder Varnbüler, oder von einem Haufen fanatischer Pfaffen vertheidigt wird, sondern wirkliche Volkssache ist, hat auch die Sprache der einheitlichen deutschen Bildung noch die wenigsten Fortschritte gemacht. Hier ist auch jene romantische Anhänglichkeit an den Dialekt keineswegs nur auf einige müßige und unklare Köpfe beschränkt, sondern sie liegt als unausgesprochener Instinct noch immer in den Gemüthern der Menschen. Wenn ein gebildeter Mann aus Schwaben selbst da, wo er Gegenstände der höchsten Geistescultur im lebendigen Worte auszudrücken hat, sich durchaus nicht von den Lauten und Formen seines Volksdialekts losmachen kann, so ist dieses ein Anachronismus, aber kein so unschuldig lächerlicher, wie man es mit ungerechtfertigter Gutmüthigkeit häufig anzusehen pflegt. Lächerlich ist es freilich, weil die naive Roheit der Laute so ganz und gar nicht zu der aufs äußerste getriebenen Verfeinerung des geistigen Gehaltes der Rede paßt. Denn so weit der Dialekt innerhalb seiner Schranken bleibt, hat er wenigstens für den verständigen Zuhörer niemals etwas Komisches. Nur der Ungebildete, der selbst noch halb oder ganz von seinem Jargon beherrscht wird, ist auch von einer rücksichtslosen Unduldsamkeit gegen alles erfüllt, was ihm fremdartig erscheint. Aber die Geschichte aller unsrer Dialekte hat es ja mit sich gebracht, daß die Schranken, innerhalb deren sie wirklich eine in sich organische Sprachgestaltung darstellen, so sehr eng gezogen sind. Von der gesammten geistigen Arbeit der Neuzeit, also von dem Gesammtinhalt der Bildung der Neuzeit haben sie nichts sich zu assimiliren verstanden und daraus folgt, daß jeder Schritt in diese Bildung hinein zugleich auch ein Schritt aus der Mundart heraus sein muß. Wo man den einen thut, aber den andern unterläßt, ist es eben nur ein Zeichen jenes verstockten Eigensinnes, dem man als dem Grundfehler der deutschen Volksseele schonungslos zu Leibe gehen muß, falls sie überhaupt noch eine Zukunft haben soll.

Es ist ohne Zweifel ein Nachtheil für die Sprache der deutschen Bildung, daß sie durch eine nicht mehr zu redressirende Entwickelungsgeschichte mehrer Jahrhunderte so ganz außer allen receptiven Contact mit den Dialekten gekommen ist. Wir haben bereits darauf hingewiesen und können nur noch hinzufügen, daß die Dialekte in ihrer gegenwärtigen Haltung noch weniger als je geeignet sind, einen merkbaren Einfluß auf jene auszuüben. Sie werden von ihr zerbröckelt, bis nichts mehr von ihnen übrig ist, aber ihre Elemente dienen

Digitized by Google

nicht dazu, um dem Sprachfelde neue Fruchtbarkeit zu verleihen, sondern sie zerstieben in alle Winde. Niemals, auch nicht bei einem vollständigen Siege der gebildeten Schriftsprache, werden alle Deutsche aus einem Munde reden. Es wird auch dann grade so wie von jeher Unterschiede in der Sprachweise geben, die durch die Landschaft, den Beruf, die sociale Stellung bedingt sind. Aber diese neuen Mundarten werden ihr Material nur aus der Schriftsprache entnehmen und es nach ihren Bedürfnissen verarbeiten. Von den alten Dialekten wird nichts in sie transspiriren, als jene physikalischen und physiologischen Bedingungen, unter denen die Lautgebung zu Stande kommt. Unsere alten Dialekte besaßen daneben aber noch ganz andere Eigenartigkeit. Sie waren vom Wirbel bis zur Sohle selbständige sprachliche Organismen, in den Formen, in dem Wortvorrath, im Satzbau nicht minder als im Laute.

Schade, daß so manches Brauchbare, was sich unsere Sprache der Bildung aus den Mundarten hätte aneignen können, den Weg in sie nicht hat finden können. Denn man mag von unserer Schriftsprache noch so hoch denken, man wird doch, falls nur überhaupt die Fähigkeit zu solcher Beurtheilung vorhanden ist, eine große Anzahl sehr übeler Gebrechen nicht abläugnen können. Sie lassen sich schließlich alle auf ein und dieselbe Wurzel zurückführen: darauf, daß das sogenannte Neuhochdeutsch von Anfang an und bis heute ausschließlich sich als Bücherspräche gebildet und entwickelt hat. Die lebendigen Mundarten waren das beste und natürlichste Heilmittel für die pedantische Erstarrung und ungelenke Schwerfälligkeit dieser Sprache der Gelehrten, die bei uns so lange Zeit zum größten Nachtheil einer wahrhaft freien und schönen Bildung zugleich auch die Gebildeten repräsentirten. So wie die Sachen jetzt liegen, bleibt nichts übrig, als daß die Sprachwissenschaft selbst vermittelnd eintritt. Sie ist es, die den Beruf hat, die dem leiblichen Untergang verfallenden Gebilde unserer Mundarten zu einer ewigen Dauer im Reiche des Geistes umzugestalten. Sie nimmt sich dieser ihrer Aufgabe mit größter Rührigkeit an, aber es ist auch die höchste Zeit dazu. Vieles ist schon unwiederbringlich verloren und anderes kann der nächste Tag vernichten, denn die Zerstörung schreitet hier an manchen Stellen unglaublich rasch vor.

Aber es ist nicht genug, daß die Wissenschaft das Vorhandene und Vorhandengewesene inventarisirt und dann in ihrer Art blos zu ihrem Gebrauche verwendet. Es ist wünschenswerth, daß von ihrer Arbeit der Sprache selbst ein directer, unmittelbarer Gewinn erwachse. Unsere Sprache ist nun einmal ein Product reflectirt-gelehrter Arbeit. Daher mag sie auch immerhin auf demselben Wege sich Erfrischung und Ergänzung holen und zwar aus dem Apparate, den ihr die Wissenschaft aus den Dialekten handlich zurecht zu machen hat. Bisher ist es noch nicht geschehen, ja es ist noch nicht einmal die erste nöthige

Digitized by Google

Vorarbeit dazu gemacht, die Feststellung der Methode. Denn mit blos empirischem Tasten würde man hier nicht weit kommen, wo es sich um eine durchweg der wissenschaftlichen Reflexion anheimgegebene Leistung handelt.

Die Grundrechte des Jahres 1849.

Die Bewegungen der vierziger Jahre, die theils politisch-religiösen, theils socialen, theils nationalen Charakters waren, entwickelten den durch die metternichsche Repressionspolitik aufgesammelten Gährungsstoff und bereiteten die gewaltsame Lösung des Jahres 1848 vor. Die Bestrebungen des tollen Jahres erstreckten sich daher auch auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens: politische, nationale, religiöse, wirthschaftliche Probleme, oft mehr in ihrer Bedeutung empfunden als wissenschaftlich erfaßt, sollten auf einmal bewältigt werden, als ob die Versäumnisse von so viel Jahrzehnten in ebenso viel Monaten sich nachholen ließen. Mit Fieberhast wollte das Volk sich selbst erneuern und in einer großen Gesammtleistung seine Mündigkeit und Reife bewähren. Das Werk war bewundernswerth, aber auch so ungeheuer und so wenig vorbereitet, daß es die Kräfte jeder Nation überstiegen hätte.

Die deutsche Nationalversammlung, das Organ, welches die Gedanken und Wünsche der Zeit in Gesetz und Wirklichkeit verwandeln sollte, fand nur den allgemeinen Auftrag vor, Deutschland eine Verfassung zu geben und alle schwebenden Fragen zu lösen. Form und Modalität, überhaupt die Ausführung dessen, was die Geister Jahre lang bewegt hatte und nun auf unerwartet schnelle Weise der Erfüllung entgegenzugehen schien, war dem politischen Sinn und Tact einer Versammlung überlassen, welche die Besten der Nation in ihrer Mitte sah. Die Gefahren, welche aber jede unbeschränkte Befugniß in sich birgt, traten bald auch an das Parlament heran, dem das starke Gegengewicht einer wohlgeleiteten festorganisirten Regierungsgewalt fehlte.

Die große Aufgabe des Verfassungswerks, das ein Codex der Einheit und Freiheit des Volkes zu werden bestimmt war, bedurfte umfangreicher Vorbereitungen. Eine Theilung der umfassenden Arbeit war geboten und es knüpfte sich unwillkürlich eine Reihe wichtiger Consequenzen an die Frage, welchem Abschnitt der Aufgabe der Vorzug vor den übrigen gegeben werden sollte. Die

Digitized by Google

Ereigniſſe, die den Märztagen gefolgt waren, hatten ſchon zur Genüge gezeigt, daß die Schaffung einer einheitlichen Reichsgewalt, eines Kerns, an welchen ſich die neue Organiſation anſchließen könnte, dringend nothwendig ſei und die Betrachtung der deutſchen Verhältniſſe hätte, wie man denkt, darauf hinführen müſſen, dieſen ſchwerſten Theil des Verfaſſungswerks unter Benutzung der günſtigen Zeitumſtände ſofort zuerſt in Angriff zu nehmen. Allein es wirkten andere Rückſichten auf die Verſammlung beſtimmend ein. Die großen Erwartungen, welche das Volk auf das Parlament ſetzte, mußten in gemeinverſtändlicher Weiſe bald bethätigt werden. Die Verſammlung, die ihren Halt und Stützpunkt im Volke, aus dem ſie hervorgegangen, fand und bei den Regierungen keiner nachhaltigen Förderung begegnete, konnte nicht die durchgreifende Energie beſitzen, die ein Staatsmann an der Spitze eines machtvollen Staats anzuwenden vermag. So kam man auch, durch die Vorbilder von Frankreich und Nordamerika beſtimmt, zu dem Entſchluß, die freiheitlichen Forderungen des Volkes zuerſt endgiltig feſtzuſtellen und zog das populärere Weſen der politiſchen Freiheit der politiſchen Einheit vor, die doch der Nation als höchſtes Ziel vorgeſchwebt hatte.

Das war die Entſtehung der deutſchen Grundrechte.

Mit ſeltener Hingebung wurde an den deutſchen Menſchenrechten gearbeitet. Die Leiſtungen blieben hinter den Erwartungen nicht zurück. Der Gewinn langer politiſcher Kämpfe und die Frucht umfaſſender Studien über Staat und Staatseinrichtungen wurden zu einem Ganzen verbunden, das den Namen eines vernünftigen freiſinnigen Programms für eine innere Politik mit Recht in Anſpruch nehmen konnte. Aber freilich gingen über dem Zuſtandekommen des Werks Monate hin und die Ereigniſſe warteten nicht. Die Abſchlagszahlung, welche man der Vorliebe des Volkes für freiheitliche Fragen leiſtete, koſtete, das iſt nicht zu viel geſagt, das Gelingen des ganzen Werks und mit dieſem ſelbſt ging auch wieder zu Grunde, was die bürgerliche Freiheit in Deutſchland für alle Zeiten hatte befeſtigen ſollen. Die Grundrechte wurden mit der übrigen Reichsverfaſſung für die Einen eine Ausgeburt gefährlichſter demokratiſcher Grundſätze und Ideen, für die Anderen das Ideal gemeinſinniger Wünſche und Hoffnungen; ſie verſchwanden aus dem politiſchen Leben der Nation und erlangten allmälig in den Augen der großen Menge des Volkes den Glorienſchein halb mythiſcher Erinnerungen, die gefährlicher als politiſche Vorurtheile wirken, weil ſie unbeſtimmte Gefühle an die Stelle ruhiger Erwägung der thatſächlichen Verhältniſſe treten laſſen.

Betrachten wir aber zunächſt den Inhalt der Grundrechte, ehe wir an der Hand der Ereigniſſe ihren Werth für die Jetztzeit unterſuchen. Es wird ſich dabei empfehlen, ihre Beſtimmungen in der vom Geſetz eingehaltenen Reihenfolge zu geben, da die einzelnen Sätze keiner Erläuterung bedürfen, und die

Digitized by Google

Mannigfaltigkeit der Bestimmungen von selbst zeigt, daß alle Zweige des staatlichen Lebens von ihnen betroffen werden.

Art. I schafft ein deutsches Reichsbürgerrecht, sichert die Freiheit der Niederlassung und des Gewerbebetriebs, sowie der Auswanderung und schreibt gleichmäßige rechtliche Behandlung der Deutschen in allen Staaten vor. Die schon von der Bundesacte verbotene Erhebung der Abzugsgelder wird wieder untersagt und die Strafe des bürgerlichen Todes aufgehoben.

Art. II spricht unter Aufhebung des Adels die Gleichheit der Stände aus, beseitigt alle nicht mit einem Amte verbundenen Titel, verbietet die Annahme fremder Orden, erklärt die allgemeine Berechtigung zu den öffentlichen Aemtern und führt die allgemeine Wehrpflicht ein.

Art. III sichert die persönliche Freiheit, bestimmt die Formen und Voraussetzungen für Verhaftungen und Haussuchungen, hebt die Todesstrafe, Pranger, Brandmarkung und körperliche Züchtigung auf und gewährleistet das Briefgeheimniß.

In Art. IV wird die Preßfreiheit ausgesprochen und die Aburtheilung der Preßvergehen den Schwurgerichten überwiesen.

Art. V erklärt die Freiheit des religiösen Bekenntnisses und der Religionsgesellschaften, schafft die Staatskirchen ab, untersagt den Zwang zu kirchlichen Handlungen, vereinfacht die Eidesformel, führt die bürgerliche Ehe ein, hebt das Eheverbot zwischen Christen und Nichtchristen auf und überträgt die Führung der Standesbücher an die bürgerlichen Behörden.

Durch Art. VI wird Lern- und Lehrfreiheit verkündet, die Schule der Aufsicht des Staats unterstellt und nur bezüglich des Religionsunterrichts der Kirche ein Aufsichtsrecht gelassen. Den öffentlichen Lehrern werden die Rechte der Staatsdiener beigelegt, die Anstellung der Lehrer geht unter Wahrung der Betheiligung der Gemeinden auf den Staat über. Das Schulgeld wird für Volks- und niedere Gewerbeschulen aufgehoben, für Unbemittelte der kostenfreie Unterricht an allen öffentlichen Lehranstalten angeordnet. Der Schulzwang besteht fort; die Freiheit der Berufswahl und -Bildung wird anerkannt.

Art. VII gewährleistet das Bitt- und Beschwerderecht und gestattet die gerichtliche Verfolgung öffentlicher Beamten wegen amtlicher Handlungen ohne vorgängige Genehmigung der Behörden.

Art. VIII sichert das Vereins- und Versammlungsrecht.

Art. IX erklärt die Unverletzlichkeit des Eigenthums unter Vorbehalt des Rechts der Enteignung, schützt das geistige Eigenthum, spricht die Veräußerlichkeit und Theilbarkeit des Grundeigenthums aus, hebt die Unterthänigkeit auf, schafft die Patrimonialgerichtsbarkeit, gutsherrliche Polizei und alle hieraus fließenden Leistungen und Gegenleistungen ab, befreit das Grundeigenthum von Zehnten und Abgaben unablösbarer Art, giebt das Jagdrecht dem Eigen-

Digitized by Google

thümer zurück, untersagt Familienfideicommisse, beseitigt den Lehensverband, verbietet Vermögenseinziehung und schreibt gleichmäßige Besteuerung aller Staatsbürger vor.

Art. X überweist die Gerichtsbarkeit an den Staat, sichert die Unabhängigkeit von Gerichten und Richtern, verbietet Cabinetsjustiz und Ausnahmegerichte, schreibt Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens mit öffentlicher Anklage und Geschworenen für schwere Strafsachen und politische Vergehen vor, spricht die Trennung von Rechtspflege und Verwaltung aus, untersagt die Verwaltungsrechtspflege, sowie die Ausübung einer Strafgerichtsbarkeit durch die Polizei und erkennt die Vollziehbarkeit rechtskräftiger Urtheile an.

Art. XI gewährt den Gemeinden die Selbstverwaltung und bestimmt die Zutheilung einzelner Grundstücke zu Gemeindeverbänden.

Art. XII schreibt für die deutschen Staaten Verfassungen mit Volksvertretung und Ministerverantwortlichkeit vor.

Art. XIII sichert den nichtdeutschen Volksstämmen ihre volksthümliche Entwickelung.

Art. XIV stellt die Deutschen in der Fremde unter den Schutz des Reichs.

Dies ist der wesentliche Inhalt der deutschen Grundrechte.

Es ist hier nicht der Ort, den kritischen Maßstab an die einzelnen Bestimmungen der Grundrechte anzulegen und in das Detail von Fragen einzugehen, die wahrscheinlich niemals zu vollem Abschluß kommen werden. Dagegen scheint es passend, in flüchtigem Umriß hinzustellen, wie weit die Grundrechte uns in Wirklichkeit zu eigen geworden sind auf dem Wege der Landesgesetzgebung und unter dem Einfluß der nachhaltigen Agitationen, die das letzte Jahrzehnt namentlich auf dem wirthschaftlichen Gebiete aufzuweisen hat. Diese Vergleichung ergiebt von selbst Folgerungen, die für unsere weitere Darstellung zur Unterlage dienen.

Wir folgen bei der Vergleichung wieder dem System der Grundrechte selbst und finden schon in Artikel I, daß ein wesentlicher Theil der Bestimmungen uns in Fleisch und Blut übergegangen ist. Die Abzugsgelder werden längst nicht mehr erhoben; ein Versuch von Kurhessen, sie auf mittelbare Weise wieder einzuführen und dadurch der bedenklich gesteigerten Auswanderung entgegenzuwirken, wurde mit Nachdruck zurückgewiesen. Die Auswanderungsfreiheit unterliegt nur den durch die Wehrpflicht gebotenen Beschränkungen; es scheint unzweifelhaft, daß ihre Beseitigung von den Grundrechten nicht aufgestellt wird, da sonst dem in Artikel II vorgeschriebenen Grundsatze der allgemeinen Wehrpflicht ein bedenkliches Hinderniß in den Weg gelegt würde. Ein Reichsbürgerrecht fehlt, aber der gothaer Vertrag hat die traurigen Mißstände der Heimathlosigkeit beseitigt und die Freizügigkeit in sehr wirksamer Weise gefördert. Die Schranken zwischen den einzelnen Staaten sind noch nicht gefallen, die Gewerb-

Digitized by Google

treibenden können noch nicht ganz Deutschland als Feld ihrer Thätigkeit betrachten; aber die Normen, welche für die Neugestaltung des Gewerbewesens auf nationaler Grundlage in Anwendung kommen sollen, sind, Dank den Bestrebungen praktischer Gelehrten und der unwiderstehlichen Wucht der Thatsachen, gewonnen und in einem beträchtlichen Theile Deutschlands als tüchtig erprobt. Die Unklarheit, welche 1848 auf diesem Gebiete herrschte, ist verschwunden und die Selbstthätigkeit des Volkes hat sich erfreulich bewährt. Die Bestimmungen des Artikels sind entweder bereits Gemeingut oder, wo sie es aus politischen Gründen nicht werden konnten, da wird die Bundesreform das Fehlende rasch nachholen. Art. II der bismarckschen Grundzüge vom 10. Juni deutet dies unter 6 bestimmt an.

Die in Art. II behandelten Rechte unterliegen, wie wir glauben, theilweise gegenwärtig einer den Verhältnissen mehr Rechnung tragenden Auffassung. Das Urtheil über den Adel, der in seiner Bedeutung seit 1848 übrigens eher zu- als abgenommen hat, ist im Volke vermuthlich überall noch dasselbe; allein man strebt jetzt zunächst nach Fortschritten auf dem realen Gebiet und rechnet mit den gegebenen Größen. Man findet, daß unendlich viel dringlichere Fragen zu erörtern sind, als die Aufhebung des Adels und die Beseitigung fremder Orden und bloßer Titel, und wird sich, mögen auch hier und da Tagesredner auf die Antipathien der Menge durch Beleuchtung dieser Fragen wirken, über sie nicht ereifern. Die Gleichheit vor dem Gesetze ist ein Grundsatz der Landesverfassungen, ebenso die allgemeine Zugänglichkeit öffentlicher Aemter. Daß die allgemeine Wehrpflicht nun eine deutsche Einrichtung wird, ist nach den herrlichen Erfolgen der preußischen Waffen außer allem Zweifel.

Die Unverletzlichkeit von Person und Wohnung, welche Art. III verkündet, ist mehr oder weniger in alle Strafgesetzgebungen übergegangen. Die Fortschritte, welche auf diesem Gebiete dem Polizeiregimente abgerungen sind, lassen sich nicht verkennen. Mit ihnen ist aber auch die Einsicht allgemeiner geworden, daß Grundsätze dieser Art leichter ausgesprochen als durchgeführt, daß sie nicht die Früchte momentaner Bestrebungen, sondern langgeübter, auf seine Rechte eifersüchtiger Selbstthätigkeit des Volkes sind. Die Abschaffung der Todesstrafe ist immer noch ein Gegenstand des Streits zwischen den Männern der Theorie und einer an den überlieferten Ideen hartnäckig festhaltenden Praxis; die rühmlichen Vorgänge einzelner Staaten haben jedoch die Bahn gebrochen und geben praktische Belege für die Entbehrlichkeit der Strafe in Deutschland. Uebrigens scheint die Zeit vorbei zu sein, wo man die Aufhebung der Todesstrafe aus rechtsphilosophischen Gründen mit Eifer und Begeisterung forderte: man fühlt die praktische Tragweite der Frage und wird mit diesem Bewußtsein an ihre Lösung herantreten. Die wichtigen Forschungen, welche nach 1848 über Strafarten und Strafverbüßung angestellt sind, haben für die ganze Materie eine

Digitized by Google

neue reale Grundlage geschaffen. Pranger und Brandmarkung sind entweder ganz oder so gut wie ganz verschwunden, die körperliche Züchtigung besteht noch in wenigen Ländern, unter anderm in Sachsen.

Die von Art. IV ausgesprochene Freiheit der Presse ist noch nicht mit allen ihren Consequenzen verwirklicht; allein die stärkste Widersacherin, die Censur, gehört zu den Undenkbarkeiten und eine objective Betrachtung unserer Zustände führt darauf, daß bereits viel gewonnen ist. Der Machtbereich der Presse hat mit dem politischen Leben zugenommen, die Parteien erkennen immer mehr die Bedeutung der Journalistik für ihre Zwecke und die Regierungen neigen sich der Ansicht zu, daß auch auf diesem Gebiete die Präventivpolizei weichen müsse. Gewiß ist noch viel zu thun, ehe das Vorbild Englands, so weit dies erstrebenswerth, erreicht ist; aber man hat grade hinsichtlich der Presse die schon einmal erwähnte Erfahrung gemacht, daß nur durch eifrige Wahrung der eingeräumten Rechte diese zu vollem Leben gelangen und vervollkommnungsfähig werden können.

Auch auf dem in Art. V behandelten religiösen Gebiet ist manches in Rückstand. Die Freiheit der Kirche ist entweder nicht oder nur beschränkt durchgeführt, das Sectenwesen unterdrückt oder in der Entwickelung gehemmt, die Emancipation der Juden nicht überall und nicht vollständig erfolgt. Wichtige Fortschritte sind aber gemacht und rücksichtlich der evangelischen Kirchenverfassung hat man eine Selbstverwaltung auf synodaler Grundlage theils ins Leben gerufen, theils angebahnt oder vorbereitet, die den Bruch mit der Vergangenheit und die Erneuerung der Kirche aus eigenem Geiste sichert. Die Einführung der Civilehe bildet einen Streitpunkt unter den betheiligten Factoren, der in Baden zu Gunsten der Neuerung entschieden ist. Die Fragen, welche dieser Artikel der Grundrechte betrifft, sind im Flusse und ihre Erledigung hängt nicht länger von abstracten Sätzen, sondern von dem gedeihlichen Fortgange unserer gesammten Entwickelung ab.

Die durch Art. VI gewährleistete Lern- und Lehrfreiheit ist in den Landesverfassungen sanctionirt. Die Rechte der Kirche über die Schule sind noch immer Sache eifriger Discussionen. Die lange Reactionszeit hat sorgfältig das Bestandene conservirt und den Widerstand gegen zeitgemäße Veränderungen verstärkt. Nur Baden ist, wie auf allen Gebieten des staatlichen Lebens, mit einem rühmlichen Beispiele vorangegangen und liefert den Beweis, daß die Schule selbst in einem confessionell getheilten Lande dem Staate unterstehen kann. Die Frage der Staatsschulen dürfte ihre praktische Lösung zu Gunsten der gemeindlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit gefunden haben; mindestens hat sich die Ansicht befestigt, daß auch auf diesem Felde die Entwicklung der Selbstthätigkeit größerer oder kleinerer Volkskreise nicht zu hemmen ist. Die Stellung der Lehrer ist wenigstens finanziell beträchtlich verbessert worden und

Digitized by Google

der gesteigerte Bedarf an Lehrkräften nöthigt von selbst, diesen Punkt unausgesetzt im Auge zu haben. Die Freiheit der Berufswahl und Bildung ist im Allgemeinen anerkannt. Die Beschränkungen, welche für Studirende hinsichtlich des Besuchs der Landesuniversitäten bestehen, sind durch den meist aufgehobenen Collegienzwang wenigstens abgeschwächt worden.

Das von Art. VII gewährte Mitt- und Beschwerderecht ist durch die Landesverfassungen gesichert. Die gerichtliche Verfolgung öffentlicher Beamten wegen Amtshandlungen ist in beschränktem Maße gestattet und in diesen Fällen an die Genehmigung der vorgesetzten Behörde nicht gebunden.

Das Vereins- und Versammlungsrecht, welches Art. VIII behandelt, unterliegt noch mehrfachen Beschränkungen; aber es ist im Grundsatz anerkannt. Die neuesten Vorgänge bei den londoner Reformmeetings zeigen, daß auch England auf diesem Gebiete noch von Zweifeln und Polizeimaßregeln weiß.

Von dem reichhaltigen Stoffe des Art. IX ist wenigstens vieles eingebürgert und wirkliches Recht. So die Unverletzlichkeit des Eigenthums unter Zulassung der Enteignung in Fällen des öffentlichen Bedürfnisses, der Schutz des geistigen Eigenthums, die Beseitigung der Unterthänigkeit — Mecklenburg ausgenommen — die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, die Ablösung von Zehnten und Abgaben, die Zurückgabe des Jagdrechts an den Eigenthümer. Das Grundeigenthum ist in dem größeren Theile Deutschlands theilbar, die grundherrliche Polizei mindestens beschränkt und modificirt, der Lehnsverband der Aufhebung entgegengeführt, die Vermögenseinziehung untersagt. Die Gleichheit der Besteuerung hat durch Einführung der Grundsteuer in den östlichen Provinzen Preußens eine wichtige Ausdehnung erfahren.

Die Normen des Art. X sind eine der Errungenschaften des Jahres 1848 für fast ganz Deutschland und bilden in ihrer Mehrzahl einen festen Bestandtheil unseres Rechtssystems. Man streitet eigentlich nicht mehr über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, öffentliche Anklage und Jury, sondern darüber, wie diese Grundsätze am besten und entsprechendsten durchzuführen seien. Die Ueberweisung der politischen Vergehen an die Schwurgerichte ist noch nicht erfolgt, aber viel beantragt und in Erinnerung gebracht; die Trennung der Rechtspflege und Verwaltung in den meisten Staaten vollzogen. Die Frage der Competenzconflicte hat noch keine endgiltige Lösung gefunden; es bestehen aber Gerichtshöfe für ihre Entscheidung. Die Ansichten über die Zulässigkeit der Verwaltungsrechtspflege sind in einer Krisis begriffen und dürften sich allmälig derselben zuneigen. Die Frage greift so tief in unsere Rechtseinrichtungen ein, daß sie nicht so bald zum Austrag gelangen wird. Die Strafgerichtsbarkeit der Polizei ist entweder beseitigt oder erheblich eingeschränkt. Die Vollstreckbarkeit von Urtheilen hat durch ein vom alten Bunde

Digitized by Google

zu Stande gebrachtes Gesetz, das in der Mehrzahl der Staaten eingeführt ist, rechtlichen Ausdruck gefunden.

Die von Art. XI aufgestellten Grundsätze für die Gemeindeverfassungen sind im Wesentlichen in den Landesgesetzgebungen ausgeführt. Nur die Ortspolizei ist für große Städte meistens in der Hand des Staats belassen und den Rittergütern ihre Sonderstellung gewahrt.

Die Landesverfassungen sind in den meisten Staaten nach Art. XII normirt. Wieweit das Leben ein wirklich constitutionelles geworden, darüber werden wir uns hier nicht zu verbreiten brauchen.

Der in Art. XIII ausgesprochene Schutz der volksthümlichen Entwickelung fremder Volksstämme hat nach dem Ausscheiden Oestreichs seine Hauptbedeutung verloren. Die Schonung der Nationalitätsrechte ist für die Deutschen sprichwörtlich.

Der Schutz im Auslande, welchen Art. XIV zuletzt verheißt, ist — bald kein leerer Traum mehr. Die preußische Energie wird sorgen, daß die Flotte ihre Aufgaben auf allen Meeren erfüllt und den deutschen Namen geachtet und gefürchtet macht.

Diese Uebersicht kann am wenigsten auf Vollständigkeit und Genauigkeit Anspruch machen. Jeder Kenner der deutschen Verhältnisse weiß, welche außerordentliche und nur durch besonders günstige Umstände wirklichen Erfolg verheißende Kraftanstrengungen erforderlich sind, um aus den dreißig und einigen Gesetzgebungen den Stand einer einzigen Frage zu ermitteln. Unsere Darstellung soll aber auch nur dazu dienen, Vergleichungsmomente zwischen jetzt und der Zeit, wo die Grundrechte entstanden, zu gewinnen und für diesen Zweck wird sie auf billige Beurtheilung rechnen können. Es handelt sich hier nicht darum, über einzelne differente und zweifelhafte Fragen abzuurtheilen und den eigenen politischen Standpunkt Specialitäten gegenüber wahrzunehmen, sondern in unbefangener Weise festzustellen, welchen Werth die Grundrechte für die Jetztzeit besitzen.

Der allgemeine Eindruck, welchen die Vergleichung hervorruft, ist gewiß der eines angenehmen Staunens über die unverkennbaren Fortschritte, die wir auf politischem Gebiete seit 1848 aufzuweisen haben. Nicht, daß wir es schon ergriffen hätten, kann man hier sagen, wir jagen ihm aber nach, daß wir es ergreifen. Wir haben es herrlich weit gebracht, mag mancher rufen und die tausend Wünsche aufzählen, die noch unerfüllt, die tausend Mängel, die noch erhalten sind. Der eifrige Liberale wird Errungenschaften, wie die Aufhebung der Censur, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, öffentliche Anklage und Jury, Abschaffung der Patrimonialgerichtsbarkeit, Befreiung von Grund und Boden übergehen und mit Pathos hervorheben, daß die Concessionirung Buchhandel und Presse hemme, das einzig richtige Preßgesetz noch immer

Digitized by Google

nicht gefunden, die Staatsanwaltschaft, ein gefährliches Werkzeug in der Hand der Regierungen, keine sichere Gewähr für die blinde Gerechtigkeit sei, die Geschworenengerichte nur Gerichtshöfe für unverfängliche Sachen bilden und dergleichen mehr. Wie erstaunt aber würde ein aus dem Grabe auferstehender Liberaler von 1840 auf das Deutschland nach 25 Jahren blicken! Es ist Leben, wo Grabesruhe herrschte, Klarheit und selbstbewußtes Thun, wo Phantasien und ideale Strebungen walteten, viel Irrthum bei viel richtiger Erkenntniß, viel gesammeltes Vorwärtsdrinnen bei manchem Ueberhasten und Zuvielthun, mit einem Wort, ein Volk in voller Selbstumwandlung. Fleiß und Thätigkeit der Bewohner haben den Wohlstand vermehrt und die schlummernden Kräfte zu reichem Leben entwickelt; die meisten Regierungen, vor allem die preußische, sind bedacht gewesen zu fördern, aufzumuntern, zu unterstützen und zu neuem Fortschreiten anzuregen. Das Volk ist auch in den Besitz der materiellen Mittel gelangt, um seine Aufgaben auf politischem Gebiete zur Lösung zu bringen.

Wie schon angedeutet wurde, ist in der für die Geschichte eines Volkes kurzen Zeit wenig zu Ende geführt, vieles nur begonnen, manches erst angestrebt. Es bedarf noch langer Arbeit und schwerer Kämpfe, ehe die Grundrechte wirklich den festen unantastbaren und unangetasteten Grund unserer Rechte bilden und wie viele Jahre könnten noch auf den innern Ausbau unserer Staaten aufgewendet werden! Allein wir dürfen nicht dem Ideal vom besten Staat nachstreben und darüber die nationalen Aufgaben bei Seite setzen. Es klingt schön und volksthümlich zu rufen: erst frei, dann einig; aber der Ruf verhallt im Winde, wo die Windsbraut gewaltiger Ereignisse unser Schiff in den Strom wirft, der zur Einigkeit fluthet. Könnten wir wählen, nun dann ließe sich der Ruf hören, obschon wir ihm ungern folgen möchten; allein es giebt keine Wahl, der Strom ist mächtiger als das Wort Einzelner, als der Ruf einer Parthei.

So drängt sich denn die Frage für alle aufrichtigen Nationalen auf: was wird aus den deutschen Grundrechten? Sollen sie einen Theil ihres neuen Programms bilden oder soll man der unerbittlichen Logik der Thatsachen folgen und auf die Fahne schreiben: keine Grundrechte, ein geeinigtes Deutschland?

Wir glauben zu wissen, was Graf Bismarck auf die Frage antwortet. Er würde den Frager lange ansehen und zum zweiten Male sagen: Foppen wir uns nicht! Meine Grundzüge und nur meine Grundzüge! Was antwortet die nationale Parthei?

Wir knüpfen hier wieder an die Betrachtung über die Entstehung der Grundrechte an. Es wurde nachzuweisen versucht, daß die Grundrechte einem Conflicte politischer und nationaler Interessen, der zu Gunsten der ersteren gelöst wurde, ihren Ursprung verdanken. Man hatte — warum sollte es in der

Digitized by Google

hochgehenden Zeit anders sein? — die muthige Ueberzeugung, daß die Nation als Nation und als Volk auf einmal neugestaltet werden könnte. Der Umschwung aller Verhältnisse war so außerordentlich und überwältigend, daß die Mittel und die Grenzen des Erreichbaren nicht in Erwägung gezogen wurden. Da fast das Unmögliche geschehen war, hielt man das Unausführbare für ausführbar. Und es ist nicht zu viel gesagt, mag es auch allzuviel Anstoß erregen, daß die Reichsverfassung überhaupt unausführbar war.

Wie weit sie in nationaler Beziehung lebensunfähig, darüber belehrt die Gegenwart und die nahe Zukunft alle, die belehrt sein wollen, zur Genüge. Das Verhältniß zu Oestreich, die Aufrechthaltung der europäischen Sonderstellung Preußens, die Zwitterverbindung Schleswigs, schon das allein war hinreichend, um eine Gestaltung von Dauer zu hindern, wenn eine wirkliche Gestaltung überhaupt möglich war. Man denke dann an die Fragen der Militärgewalt und der völkerrechtlichen Vertretung, die jetzt wohl einstimmig als ungenügend behandelt angesehen werden! Man vergegenwärtige sich endlich die Lage Preußens mit seiner vielfach gehemmten und unentwickelten Macht und man wird, ohne die Einflüsse der mannigfaltigen feindlichen oder ungünstigen Zeitströmungen in Berücksichtigung zu ziehen, sagen müssen, daß die nationale Gestaltung, welche die Reichsverfassung sich vorgesetzt hatte, an inneren Unmöglichkeiten krankte. Diese Ansicht soll, wie wir allen Andersdenkenden mit größtem Nachdruck bemerken, nicht eine Kritik sein; bei historischen Fragen von so großer Tragweite verstummt die Kritik, die den Anschein des Besserwissens oder Könnens hat und an ihre Stelle tritt die leidenschaftslose Prüfung der zusammenwirkenden Verhältnisse.

Für eine ernste Erwägung politischer Möglichkeiten ist hiermit die Frage von selbst ausgeschlossen, ob nicht wenigstens die Grundrechte, als der vorzugsweise politische Theil der Reichsverfassung, Lebensfähigkeit behalten hätten. Wo die Form keinen Halt erlangt, da kann der Inhalt zu einem eigenen Leben nicht kommen. Und wie sollten die Grundrechte eine Ausnahme machen, die sich meist auf allgemeine Sätze beschränken, deren Ausführung der Landesgesetzgebung überlassen wurde und überlassen werden mußte. Sind manche Bestimmungen der preußischen Verfassung gesetzgeberische Monologe genannt worden, wie viel mehr verdienen die Grundrechte diese Kennzeichnung, die als fremdes Erzeugniß in die Gesetzgebung der Einzelstaaten hineingeworfen wurden und für deren Verwirklichung keine zwingende höhere Macht vorhanden war!

Es mag eigenthümlich erscheinen, daß, wie die vergleichende Darstellung ergiebt, einzeln und im Einzelnen ins Leben geführt oder angebahnt wurde, was zu gleicher Zeit als Ganzes und im Ganzen zurückgewiesen wurde. Aber welche Betrachtungen man auch an diese Thatsache anknüpfen wolle, die Einschlagung dieses Wegs läßt sich nicht ungeschehen machen und man sieht theils

Digitized by Google

vollendeten, theils halb vollendeten Thatsachen gegenüber. Warum nicht daraus folgern, daß dieser Weg vielleicht sogar der natürlichere und geeignetere war? warum sich nicht darüber freuen, daß das Angestrebte erfüllt ist oder der Erfüllung entgegenreift, wenn auch auf andere Weise, als gedacht und gewollt wurde?

Wir gelangen hier zu einem Punkt, der ein offenes Wort verlangt. Jeder Deutsche weiß, daß das politische Leben aus Compromissen zusammengesetzt sei, so mancher kann von den Compromissen erzählen, die die englische Geschichte aufweist. Kann man aber selbst Compromisse eingehen, zur rechten Zeit das Eine preisgeben, um das Andere zu gewinnen? Wir denken, die nächste Zukunft wird uns lehren, ob es die geschultesten Politiker Deutschlands verstehen. Die nächste Zukunft wird aber auch ein solches nationales Compromiß verlangen.

Sei man von der Nothwendigkeit, die Grundrechte in die neue Bundesverfassung aufzuehmen, von der Zweckmäßigkeit, sie mit zu verkünden, noch so überzeugt, wir deuteten schon an, daß die preußische Regierung diese Ansicht zurückweist und nur die Einigkeit Deutschlands anstrebt. So lange Graf Bismarck die preußisch-deutschen Geschicke lenkt, wird die Politik, die in den Grundzügen vom 10. Juni aufgestellt ist, befolgt und durchgeführt werden. Daran kann nur zweifeln, wer die Erfolge Preußens jetzt noch bezweifelt. Eine Nachgiebigkeit Preußens in diesem Punkte ist — wir fügen hinzu, Gott gebe es, denn an ihm hängt nach unserer Ueberzeugung das Gelingen des Werks — nicht zu erwarten. Soll er denn geopfert werden?

Man könnte einhalten: was opfert Preußen? Wir wollen darauf zu antworten suchen. Die Opfer des Kriegs lassen wir außer Anschlag; sie machen sich, glauben wir, schon für Preußen selbst bezahlt. Ist es aber kein Opfer, daß Preußen, der Politik der freien Hand entsagend, sich an die Spitze stellt und mit seiner vollen Macht in den Bund eintritt? Gewiß erlangt es dadurch große Vortheile, aber opfert es nicht auch? Die bundesstaatliche Organisation wird in ihren Anfängen und Grundzügen eine preußische Schöpfung sein, mit den Eigenthümlichkeiten des preußischen Staats; öffnet sie aber nicht den preußischen Staat ebenso gut wie die übrigen Bundesstaaten einem neuen Agens, bahnt sie nicht eine unabsehbare Umwandelung Preußens ebenso gut wie der andern Länder an? Und ist dieser Verzicht auf Selbständigkeit kleiner als für Waldeck oder Mecklenburg? Sollte er dem großen deutschen Piemont nicht recht viel schwerer als dem kleinen italienischen werden?

Gut, wird man achselzuckend sagen, wir wollen diese und alle Opfer, die Preußen bringt, anerkennen; sie sind ebenso nothwendig wie die unsrigen. Was helfen uns, der Partei, der politischen Richtung, Opfer? Der Staat bringt sie dem Staat, es geht aus einer Hand in die andere, wenn es nicht

Digitized by Google

etwa in derselben Hand bleibt. Wir brauchen Zugeständnisse und wo finden wir diese?

Zugeständnisse! Die Unterlagen für die Bundesreform beschränken sich bis jetzt auf die Grundzüge vom 10. Juni und das Wahlgesetz. Das letztere ist mit einigen Abänderungen das Reichswahlgesetz, die Grundzüge geben Theile der Reichsverfassung verkürzt oder auch wörtlich wieder; wo sie abweichen, da ist es bedingt durch die einheitlichere Organisation des neuen Bundesstaats. Ein Blick lehrt, daß man sich anlehnt an die Schöpfungen von 48 und 49, daß man aufnimmt, was damals fallen gelassen wurde, daß man die verpfändete Ehre Preußens einlösen will, wie man sie bei Düppel und Alsen eingelöst hat. Man sagt, das ist Politik, man kann nicht anders. Allein folgt man immer dem, was man thun muß? Hat die preußische Politik sonst diese Richtung eingeschlagen? Ist das allgemeine Wahlrecht mit geheimer Abstimmung das Programm des preußischen Ministeriums gewesen?

Die Menschen theilen sich in solche, die zu bekehren und solche, die nicht zu bekehren sind. Wir wenden uns an die ersten mit der Frage: ob wirklich keine Zugeständnisse vorliegen, ob die Aufstellung des nationalen Programms nicht ein einziges großes Zugeständniß bildet? Gewiß kann man hier sagen: wer Augen hat zu sehen, der sehe!

Es bleibt eine Frage übrig, die wir mit einer gewissen Scheu nur berühren: „Die Forderung der Grundrechte ist ein Angriffspunkt gegen die bismarcksche Politik. Wir müssen fordern, was man nicht bewilligt, damit" — „— damit, erlauben wir uns fortzufahren, nichts gewonnen und alles verloren wird." Es giebt die Fähigkeit nichts zu lernen und nichts zu vergessen: sollte man aber diese Fähigkeit nicht jenen Männern lassen, die recht eigentlich ein wohlerworbenes Recht für sie zu haben scheinen?

Wir fassen unsere Ausführungen zusammen. Die Grundrechte trugen 1848 wesentlich zum Mißlingen der nationalen Bestrebungen bei, ohne für die politischen in der Hauptsache einen andern als einen moralischen Erfolg zu erzielen. Sie wurden fallen gelassen, um in der Gestalt theils von Einzelgesetzen, theils in Verfassungen — man sehe die preußische — neue Form zu erhalten und gingen auf diesem Wege in das staatliche Leben der Nation über. Das was sie sein sollten, ein reichsrechtliches Bollwerk deutschbürgerlicher Freiheit, wurden sie nicht; was sie sein konnten — ein deutsches Urmaß für freiheitliche Wünsche und Gewährungen — das wurden sie. Sie sind aufgegangen im politischen Leben des Volks: nur theilweise volles und freies Eigenthum, theilweise Verheißung, theilweise Gegenstand des Kämpfens und Ringens, aber eins und verschmolzen mit unserm Sein. Will man noch Werth darauf legen, daß ihr Buchstabe aufgefrischt und gewahrt wird? will man deshalb das Werk nur einen Augenblick gefährden, das uns dem weltgeschichtlichen Ziele, dem Lohne

Digitized by Google

Jahrhunderte alter Bestrebungen entgegenführt? will man einer Rechtscontinuität, die keine Rechtscontinuität ist, das Gelingen eines „gewagten Unternehmens“ opfern, das die geistige Continuität mit den nationalen Ideen von 1848 in sich trägt? will man immer wieder nach dem Unausführbaren streben, wo das Ausführbare sichere Aussicht auf Erfüllung hat?

Unsere Antwort liegt in der Frage; unser Programm heißt: keine Grundrechte, ein geeinigtes Deutschland; unser Feldruf ist: „frisch drauf“!

Literatur.

Geschichte des Landes Anhalt und seiner Fürsten. Von Gerhard Heine. Köthen, 1866. Verlag von Eduard Heine.

Die Geschichte eines der kleinsten deutschen Kleinstaaten im Jahre 1866 dem anhaltischen „Volke“ erzählt zu hören, hat fast etwas Rührendes. Denn dieses historische Unternehmen gemahnt lebhaft an den Doppelsinn des „historischen“ Interesses. Bis zu dem wahrscheinlich nicht mehr fernen Zeitpunkte indessen, von welchem die kleinen Sonderexistenzen Deutschlands im Bewußtsein der zu ihren Jahren gekommenen Nation nur noch als Erinnerungen an Ahnväterhausrath bestehen werden, mag der vorliegende populäre Abriß der anhaltinischen Landesgeschichte als ein brauchbares Nachschlagebüchlein gern empfohlen werden. Ueberdies schreitet ja in diesem kleinen Raume manche wackere Gestalt an uns vorüber, deren Gedächtniß zu bewahren nicht blos Pflicht des Specialpatrioten ist. Die Darstellung beruht zwar nicht auf Originalforschungen; aber von der einschlagenden Geschichtsliteratur ist das Wichtigste benutzt und die Wiedererzählung ist in den meisten Abschnitten geschickt und schlicht, wenn auch hin und wieder der Liebhaber der Heimath etwas zu stark hervortritt.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Vom Tweed zur Pentlandföhrde.

Reisen in Schottland

von

Dr. Richard Andree.

Mitteloctav-Format. eleg. broch. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Unsere deutsche Literatur ist arm an Werken über Schottland. Der Herr Verfasser hat dem Norden des Landes bis hinauf an die nördlichste Spitze seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt; die ethnographischen Verhältnisse, der Unterschied zwischen der absterbenden keltischen Rasse und dem vorrückenden angelsächsischen Stamm, die archäologischen Beziehungen des Landes, die vorkeltischen Steinbauten, die Druidenzirkel, die prachtvolle romantische Scenerie Hochschottlands, Schilderungen der gälischen Nationalität und ihrer Eigenthümlichkeit in Gesetzgebung und Religion bilden den reichen Inhalt dieses fesselnd geschriebenen Werkes. Für Reisende in Schottland bildet das Werk eine Art Führer.

Ein edles Frauenherz.

Roman

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

3 starke Bände. 8. broch. 4¼ Thlr.

Ein neuer humoristischer Roman von Bibra wird jedes Mal mit Freuden begrüßt. Dies neue Erzeugniß der Bibra'schen Feder zeichnet sich noch durch besonders drastischen Humor vor den frühern Werken aus.

Der Graf von der Liegnitz.

Historischer Roman

von

Bernd von Guseck.

3 starke Bände. 8. 4¼ Thlr.

Die Zeit der letzten Piasten in Schlesien ist der historische Grund, auf welchem sich die freierfundene Handlung des Romans, getragen durch geschichtliche Personen, Thatsachen und Zustände, mit seinen Gestalten der Dichtung entwickelt. Er führt uns in das Kurfürstenschloß zu Berlin, an den Piastenhof zu Brieg, wo die Duldung der geistreichen Regentin von den Jesuiten gemißbraucht wird, auf die Landsitze Schlesiens, von welchen nur noch ein kleiner Theil den Piasten gehörte. Wir sehen den jugendlich schönen Prinzen, auf dessen zwei Augen der ganze Fürstenstamm noch steht, heranreifen, wir folgen seinem Oheim, dem Grafen Liegnitz, den sein eigener Vater von der Erbfolge aus Furcht vor der wachsenden Nachkommenzahl ausgeschlossen hatte, durch alle seine Schicksale und Kämpfe, auch mit dem eigenen Herzen. Im Kriege gegen Deutschlands gefährlichsten Feind, in der Kaiserburg zu Wien, in der Ständeversammlung seiner Heimath, auf dem stillen Pfarrhofe seines Freundes, wie in der eigenen freudlosen Häuslichkeit bewährt er seinen Charakter; nicht jener schöne fürstliche Jüngling, sondern Augustus von der Liegnitz, wenn er auch keinen Fürstenthron bestieg, war der letzte Piast.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beta, H., Deutsche Früchte aus England.

Erzählungen und Erlebnisse. 2 Bände. Preis 2½ Thlr.

Inhalt: Der Sohn des Nebels. — Erinnerungen eines Flüchtigen. — In der Burg. Kette auf der Themse. — Ein Fall in die Unterwelt Londons. — Der todte Gast. — Die brennende Leiche um Mitternacht.

Beta, H., Aus dem Herzen der Welt.

Erzählungen nach Erlebnissen. 2 Bände. Preis 2⅔ Thlr.

Inhalt: Die Braut aus der Wildniß. — Polizei und Liebe. — Eine Nacht im Themse-Tunnel. — Der Würg-Engel. — Verkehr Londons auf, unter und über der Erde. — Das Central-Centrum Londons. — Nachtmärkte. — Sonntagsmärkte. — Der Newgate-Fleischmarkt. — Der alte und der neue Viehmarkt. — Der Großfischmarkt. — Clubland und Clubleben. — Ein dramatischer Revolutionär. — Deutsche Wissenschaft in England. — Fliegender Buchhandel. — Public-Häuser. — Das unterirdische Wunderwerk. — Hyde-Park und Rotten-Row. — Deutsches und englisches Geschäftsleben. — Schlußwort des Verfassers.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 42.

Ausgegeben am 12. Oktober 1866.

Inhalt:

Sachsen und Süddeutschland . . . . . Seite 81
An die Adresse der Deutschfreisinnigen 89
Kunst und Wissenschaft im Wupperthal 96
Der Krieg in Tirol 101
Missionsbericht aus Assyrien 113
Literatur 120

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Sachsen und Süddeutschland.

Leichten Muth hat der Friede den Deutschen nirgend gebracht; bis auf den tiefsten Grund war unser Leben erschüttert, noch hat jeder Einzelne zu thun, sich in den veränderten Verhältnissen zurecht zu finden. Schnell ist der friedliche Verkehr eines Volkes gestört, nicht so leicht erhält der Schaffende und Genießende, Kaufmann und Consument das Vertrauen auf die Festigkeit irdischer Verhältnisse zurück. Und nicht nur die politische Verwickelung hat das Jahr zu einem sorgenvollen gemacht, auch die Krankheit, welche erst in unseren Jahren wie ein Gespenst in ihrem weißen Bahrtuch aus dem Orient herangeweht wurde, liegt noch über dem Lande, und erst von der Winterkälte hofft man Befreiung. Wer über die Opfer trauert, welche der deutsche Krieg dieses Jahres sich gefordert, der denke auch daran, daß die eine Krankheit, welche in demselben Jahre herrschte, wohl mehr als die zehnfache Zahl der Menschen uns entrissen hat.

Aber über den ernsthaften Deutschen schien die Octobersonne in so reinem Glanz, als ob die Natur durch goldenes Licht und reine Luft die verlorene Lebensfrische wieder ersetzen wollte. Wer es irgend vermochte, gönnte sich in den letzten milden Wochen des Jahres späte Erholung. Der Jäger suchte sein Waidgeräth hervor, der Städter floh in die Berge unter das fallende Laub der bunten Baumwipfel. Auch in den großen Geschäften haben Wochen verhältnißmäßiger Ruhe begonnen, seit dem Schluß der preußischen Kammern haben mehre Minister Berlin verlassen und beurlaubte Krieger suchen Erholung in der Heimath und Heilung in solchen Bädern, welche späte Kur noch gestatten.

Unterdeß sind Hannover, Hessen, Nassau, Frankfurt dem preußischen Staate feierlich einverleibt, in Frankfurt und Hannover war der Tag, wo des Königs Patent publicirt wurde, nur ein militärischer Festtag, er wird deshalb nicht weniger segensvoll für die Bevölkerung dieser Territorien sein. Der preußischen Regierung wird Nachsicht mit dem Trotz der Kleinen ziemen, denn auch sie

Digitized by Google

trägt einen Theil der Schuld, daß die Deutschen in den letzten Jahren nicht politisch stärker und weiser geworden sind.

Unterdeß haben die Verhandlungen mit Sachsen aufs neue begonnen. Und wieder beginnt ein auffallendes Durcheinander unsicherer und widersprechender Gerüchte. Es ist Grund zu der Annahme, daß vor etwa vierzehn Tagen die östreichischen und sächsischen Stimmen, welche eine für Sachsen ungewöhnlich günstige Entscheidung prognosticirten, nichts Unwahrscheinliches meldeten, und vielleicht wäre von ihnen bei größerer Discretion ein Erfolg erreicht, d. h. der menschliche Antheil des Königs von Preußen bis zu einer Aeußerung gebracht worden, deren Consequenz auch Graf Bismarck hätte übernehmen müssen. Die Briefe aber aus der Umgebung des Königs von Sachsen und dem sächsischen Heere mögen mit den erstaunten Fragen der Presse wohl eine unerwartete Wirkung gehabt haben, die sächsischen Propositionen wurden in letzter Instanz für unannehmbar erklärt, und man mußte sächsischerseits auf die preußischen Aeußerungen neue Anerbietungen formuliren. Der Punkt, um welchen die Verhandlungen fast ausschließlich schweben, ist die Militärfrage, in ihr liegen, wie man annimmt, die Hauptschwierigkeiten der Verständigung. Wir vernehmen, daß man preußischerseits die von Sachsen angebotene militärische Verpflichtung des Kronprinzen gegen den Bundesfeldherrn, welche die Integrität des von ihm zu commandirenden sächsischen Heeres conserviren sollte, zurückgewiesen hat, und daß man preußischerseits auf einer völligen Einfügung der sächsischen Soldaten in das preußische Heeressystem besteht. Die neuen Offerten, welche die sächsischen Bevollmächtigten nach Berlin getragen haben, sind unbekannt und werden es wohl noch einige Zeit bleiben, da man jetzt mit größerer Discretion zu Werke geht.

Wir werden also wohl noch fernerhin von Gerüchten leben müssen, und es ist nicht zu verwundern, wenn diese sehr verschieden lauten. Denn ein absolutes Stillschweigen ist bei einem Geschäft, an welchem Viele leidenschaftlich betheiligt sind, doch nicht möglich. Die Verhandlungen selbst aber werden in Berlin keineswegs an einer Stelle gepflogen. Während General v. Fabrice mit dem Kriegsministerium verhandelt, haben Graf Hohenthal und Herr v. Friesen officiell mit Herr v. Savigny zu thun und suchen außerdem ihre persönlichen Verbindungen zu pflegen und den Antheil, welchen erlauchte Damen dieser Frage gönnen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn auch in Berlin die Ansichten über das Wünschenswerthe und Erreichbare weit auseinandergehen, und ebenso die Auffassung über den Stand der Verhandlungen täglich wechselt. Hier dringt die Aeußerung einer liebenswürdigen Hofdame, dort die Meinung eines conservativen Rathes im auswärtigen Amte oder wieder eines Beamten aus dem Kriegsministerium in die Oeffentlichkeit. Selbst die officiösen Blätter holen ihre Nachrichten aus solchen Quellen. Und wenn die Zeidlersche Corre-

Digitized by Google

spondenz gestern versicherte, die Rücksichten auf die europäische Stellung Preußens und auf Sicherung des Weltfriedens hätten eine Abmachung mit Sachsen in die größte Nähe gerückt, so versichert morgen wieder ein Correspondent, der sein Ohr einem andern officiellen Charakter genähert hat, es sei daran gar nicht zu denken. Es wird gut sein, auf alle diese Nachrichten wenig zu geben; zumal so lange Graf Bismarck fern von den Geschäften lebt, wird schwerlich etwas entschieden werden. Wenn die Verhandlungen einmal dem Abschluß nahe waren, so ist diese Situation vorbei, und wir werden uns in Sachsen darein finden müssen, daß der Friede noch weit entfernt ist und daß namentlich in der Militärconvention die Differenz zwischen den preußischen Forderungen und den sächsischen Zugeständnissen noch sehr groß ist.

Was die preußische Regierung in dem Lande thun wird, wenn die Friedensverhandlungen abgebrochen werden müßten, darüber wissen wir nichts. Aber offenbar hält sie für nicht zeitgemäß, in dem bisher tolerirten Gange der Regierung etwas zu ändern, so lange die Verhandlungen schweben.

Die Hindernisse, welche der Militärconvention entgegenstehen, kommen im letzten Grunde daher, daß Preußen in seinem und des Bundesstaats Interesse etwas fordern muß, was nach der Anschauung aller Höfe einer Mediatisirung des sächsischen Königshauses gleichkommt. Und der dahinter liegende größere Uebelstand ist der, daß selbst durch eine Militärconvention, welche in Wahrheit das sächsische Heer unter Preußen stellt, immer etwas Ungenügendes geschaffen wird, wenn das sächsische Königshaus daneben restituirt wird. Denn welche Fälle sind hier möglich? Der erste ist, daß das gesammte sächsische Heer durch Fahneneid an den Bundeskriegsherrn, also den König von Preußen, gebunden und in seiner ganzen Organisation preußisch wird. Also preußische Aushebungscommission, Militärgesetz, Exercitium und Bewaffnung, ein Offiziercorps, welches ganz aus Preußen zusammengesetzt wird.

Bei solcher Heeresverfassung würde allerdings im Laufe der Jahre das sächsische Volk preußisch werden, nur ist für ein Königthum von Sachsen daneben offenbar kein Raum im Lande. Und Preußen seinerseits würde während der nächsten Jahre mit widerspenstiger Mannschaft zu thun haben, und das sächsische Offiziercorps würde in der preußischen Armee schwer untergebracht werden können. Denn wenn dasselbe bei den sächsischen Regimentern die Majorität hätte, so würde die Stellung der dazu commandirten preußischen Offiziere eine äußerst unbehagliche sein, nicht besser die der sächsischen Offiziere in preußischen Garnisonen. Es ist sehr wohl möglich, daß Militärs, die vor Kurzem gegen einander gekämpft haben, gute Kriegskameraden werden, aber nach allem, was diesem Kriege vorausgegangen und gefolgt ist, ist man nicht zu der Annahme berechtigt, daß zwischen den Gegnern von Königsgrätz an demselben Offizierstisch ein gutes kameradschaftliches Verhältniß durchgesetzt

Digitized by Google

werden könnte. Die sächsischen Offiziere würden in der großen Mehrzahl als unzufriedene Pensionirte im Lande leben, und Preußen würde für ein ganzes Armeecorps Offiziere, und zwar tüchtige Führer in schwieriger Stellung zu schaffen haben. Ein anderer Fall ist, daß nur das Offiziercorps, oder gar nur die oberen Chargen preußisch würden, d. h. dem König von Preußen den Fahneneid ablegen, daß aber die Mannschaften in ihrem alten Verhältniß zu ihrem sächsischen Kriegsherrn verbleiben, übrigens nach preußischem Muster organisirt würden. Es bedarf keiner Ausführung, daß dieses Auskunftsmittel das schlechteste von allen ist, es giebt unsichere Soldaten und ein feindliches Verhältniß zwischen Gemeinen und Offizieren oder zwischen Offizieren und Oberoffizieren. Der dritte Fall endlich wäre, daß die sächsische Armee erhalten bleibt, und daß nur ihr Commandeur dem obersten Kriegsherrn eidlich verpflichtet wird. Dieser Ausweg hat allerdings den Uebelstand, daß die eidlich verpflichtete Persönlichkeit bei ernstem Conflict der Regierungen von Sachsen leicht entfernt werden kann, und daß alsdann der dünne Faden abgerissen ist, welcher das sächsische Heer in Bundespflicht hält. Derselbe Ausweg nimmt aber auf der andern Seite, wie schon früher hier bemerkt wurde, einer Anfügung des sächsischen Heers an die Bundesarmee alle militärischen Schwierigkeiten.

Da diese Lösung aus politischen Gründen nicht gewählt werden kann und von Preußen bereits entschieden zurückgewiesen ist, so bleibt nur der erste: Einverleibung des sächsischen Heeres in die preußische Armee.

Wenn aber dies durchgesetzt wird, dann ist für gemeinen Menschenverstand unmöglich zu begreifen, wie das sächsische Königshaus neben einem preußischen Heere in Sachsen wohnen und regieren soll. Und sollte dies Unverständliche doch versucht werden, so würde auch Preußen Uebelstände zu tragen haben. Denn es zieht den sächsischen Mann nur auf wenige Jahre zur preußischen Fahne, er kommt aus einer Bevölkerung, in welcher der Gegensatz zu preußischem Wesen durch ein heimisches erbittertes Regiment in schneidender Schärfe erhalten wird und er kehrt in das bürgerliche Leben zurück, um die späteren Jahre seines Lebens unter sächsischer Herrschaft zu verbringen; unter der Fahne Schwarz-weiß, im Civil Grün-weiß, das kann in der nächsten Generation nicht gut thun, allmälig freilich, wenn ein solches Verhältniß überhaupt Dauer haben könnte, würden Soldaten und Bürger trotz alledem preußisch werden.

Aus diesen Gründen ist man zu dem Schlusse berechtigt, daß wenn Preußen auf einer Einverleibung des sächsischen Heeres in das preußische fest stehen bleibt — wie jetzt die Absicht ist — der Friede überhaupt nicht geschlossen wird, und daß, wenn er doch zu Stande käme, ein solcher Friede nur der Anfang einer in Kurzem eintretenden neuen Umformung der sächsischen Verhältnisse sein könnte.

Für die preußische Regierung ist die Lösung der sächsischen Frage abhängig

Digitized by Google

von der Stellung der Großmächte in größeren europäischen Verwickelungen. Grade jetzt zwingt der drohende Verfall der Türkei die Staaten zur Vorsicht und zu neuen Allianzen. Es ist sehr möglich, daß die Entscheidung über das Schicksal Sachsens abhängig wird von einer Entscheidung über das Schicksal der Türkei. Denn das weiß man in Berlin, daß der deutsche Bundesstaat nicht im Orient Preis und Frucht seiner Allianz zu suchen hat, sondern nur auf deutschem Boden.

Während in Sachsen noch ein großer Theil des Volkes der Rückkehr seines Königshauses harrt und darin das Ende der unangenehmen Aufregungen hofft, welche dies Jahr gebracht hat, sind die Südstaaten in der entgegengesetzten Lage, daß ihnen ihre Fürsten geblieben und für ihre inneren Angelegenheiten die größte Freiheit der Selbstbestimmung bewahrt ist. Und doch sind sie nicht zufrieden, sie haben reichlich, was sich ein großer Theil der Sachsen ersehnt und sie ersehnen sich, was die Sachsen in ihrem loyalen Eifer gering achten, die Verbindung mit dem Bundesstaat. Allerdings bildet die Bundesstaatspartei in Bayern und Würtemberg nur eine kleine Minorität, aber die Unzufriedenheit ist allgemein und sie wird nicht harmloser dadurch, daß die Meisten nicht wissen, was sie sich begehren. Unsere lieben Vettern im Süden, welche so stolz darauf sind, daß sie die alte Urkraft der Germanen vertreten, sind durch den prager Frieden aufgefordert, eine engere Verbindung ihres alten Germanenthums durch eine Föderation der Südstaaten zu bewirken. Man ist versucht, anzunehmen, daß die Friedeschließenden, als sie dem Süden diese Erlaubniß gaben, allerseits in boshafter Laune waren. Zwar an dem warmen Herzen und der guten Theorie der Völker haben wir nie gezweifelt, wie aber die Regierungen dort den neuen Bund beginnen, das zu sehen ist überreich Gelegenheit geworden. Ihre militärischen Befehlshaber haben zuerst bewiesen, daß die neue Zeit des Dämpfers entledigt ist, welchen der alte Bund auf Preßüberschreitungen gesetzt hatte. Es war ein klägliches und würdeloses Schauspiel, die gegenseitigen Anklagen und Verdächtigungen zu lesen, der Bayern gegen Hannoveraner und Würtemberger, der Würtemberger gegen Badenser. Das Stärkste in dieser Richtung ist aber die Flugschrift: „Actenmäßige interessante Enthüllungen über den badischen Verrath an den deutschen Bundestruppen in dem soeben beendigten preußisch-deutschen Kriege. Stuttgart, 1866." Wer auch Verfasser dieses Angriffs sei, derselbe muß offenbar unter den Auspicien des Prinzen Alexander von Hessen geschrieben haben, da er aus den Acten des Generalstabes officielle Mittheilungen macht, darunter von dem Prinzen Alexander unterschriebene Befehle; und er muß der Regierung von Würtemberg nicht eben Anstoß gegeben haben, da man mehre Auflagen unbeanstandet verbreiten ließ. Ja, die Flugschrift beansprucht gradezu einen officiellen Charakter. Sie greift den Befehlshaber der badischen Division, den Prinzen Wilhelm von Baden und hinter ihm den Großherzog selbst in

Digitized by Google

einer Weise und mit Ausdrücken an, welche der deutschen Presse auch bei Compromittirung eines jeden Privatmannes bis jetzt unerhört waren. Daß eine solche Sprache, gleichviel ob die Vorwürfe selbst irgendeine Begründung haben, von dem Mitglied eines regierenden Hauses gegen ein anderes geführt werden konnte, das ist schon an sich Symptom einer auflösenden Zeit. Denn was war bis jetzt das Letzte, was unseren Dynastien eine gewisse Haltung gab? die Geschicklichkeit, sich vornehm und vorsichtig zu der Oeffentlichkeit zu stellen. Wer der Animosität so unterliegt, daß er diese letzte Virtuosität des hohen Adels verliert, der macht das Publikum zu abfälligen Beurtheilern seiner Berechtigung, in einer privilegirten Stellung unter uns Deutschen zu existiren. Nicht ohne Grund hegten unsere erlauchten Familien bis jetzt die Empfindung, daß jede Verminderung des Ansehens, welche ein Mitglied ihres hohen Standes traf, sie alle beschädige. Wir constatiren, daß man in Süddeutschland diese Vorsicht des vornehmen Selbstgefühls aufgegeben hat und öffentliche Beleidigungen auf das Haupt eines Standesgenossen häuft, in einem Ton und Eifer, wie er ungefähr der neuen frankfurter Presse geziemt hätte.

Was aber die Beschuldigungen selbst betrifft, so sind sie in der starken Parteiverblendung geschrieben und verschweigen die Hauptsache, welche das Verhalten des badischen Divisionärs motivirt.

Als der Krieg begann, wurde gegen das Statut desselben seligen Bundes, dessen Verfassung zu vertreten sich die Südstaaten den Anschein gaben, das achte Armeecorps zusammengesetzt, indem man nicht nur nassauische, auch östreichische Truppen dazu zog und, während man noch eine neutrale Stellung beanspruchte, einen östreichischen General zum Corpsführer wählte. Mit einem Bruch des Bundesrechts fing man den Krieg an, man zwang Baden zum Beitritt, indem man das Fürstenhaus mit Vergewaltigung bedrohte.

Der Großherzog gab nach, weil er nicht nur von Bayern und Würtemberg, auch von der Majorität seines eigenen Volkes und Heeres bedrängt war, welche in demselben wüsten Kriegstaumel schwärmten, wie die Schwaben und Bayern. Wenn er widerstand und sich persönlich für Preußen erklärte, wurde das Land von den Bundestruppen besetzt, er verlor die Disposition über sein Heer, das badische Volk und Heer wurden für die Zwecke eines kopflosen Krieges ausgenutzt, seine Soldaten einer elenden Kriegführung geopfert. Und wozu? um den stillen Wunsch des Hauses Würtemberg nach einer Vergrößerung seines Landbesitzes zu erfüllen. Ohne Zweifel empfand er als Landesherr, daß seine Stellung nicht die eines Privatmanns war, und daß er sich der Verpflichtung nicht entziehen durfte, der Vormund seines aufgeregten Volkes zu bleiben, das heißt so viel als möglich seinem Lande und seinem Heere unnütze Opfer an Lieferungen und Menschenblut zu ersparen. Er fügte sich in das Unvermeidliche mit der damals in Süddeutschland seltenen Einsicht, daß dieser Krieg ein

Digitized by Google

ungerechter, unnöthiger und unheilvoller sei und ein schlechtes Ende für die Betheiligten nehmen werde.

Und wenn seinem Bruder, welchem er das Heer anvertraute, nicht seine Auffassung der politischen Lage dieselbe Ueberzeugung begründet hätte, so mußten ihm, der in der preußischen Armee seine Schule durchgemacht hatte und ungefähr wußte, was kriegerische Ordnung heißt, doch sicher die militärischen Verhältnisse des achten Armeecorps den letzten Zweifel nehmen. Es war eine Reichsarmee in des Wortes ärgster Bedeutung, trotz dem guten Material, welches die Truppen boten, die jämmerlichste Desorganisation. Der Herzog von Nassau, der Großherzog von Darmstadt, jeder dachte daran, seine Truppen speciell zu leiten, zu schonen, womöglich nur zum Schutz des eigenen Landes zu verwenden. Es wäre doch ein ungewöhnlicher Grad von Selbstentäußerung gewesen, wenn Baden unter diesen Umständen anders verfahren wäre.

Die in der Flugschrift mitgetheilten Belege — einige flüchtig geschriebene Rapporte — beweisen zur Zeit nichts, man müßte erst den Prinzen selbst und seine Vertheidigung hören, welche dem Vernehmen nach erscheinen soll, zur Zeit nicht in unseren Händen ist. Aber es ist sehr möglich, daß das Commando der badischen Division dem Befehl des Corpscommandos keinen eifrigen Gehorsam bewiesen hat und mehr darauf bedacht war, Baden zu schützen, als sich für Oestreich zu opfern. Die Berechtigung zu diesem Verfahren konnte derselbe jeden Tag in der absoluten Kopflosigkeit des Commandos, der allgemeinen Confusion und der Zwistigkeit zwischen dem Prinzen Karl von Bayern und dem Prinzen von Hessen finden. Es war der Fluch dieses ruchlos begonnenen Krieges, daß Zank der Führer und wüstes Durcheinander der Befehle überall den etwa möglichen Erfolg verdarb. Wer mit wohlmeinendem Urtheil in diese elende Wirthschaft sah, der durfte sich vorkommen wie ein Nüchterner unter Trunkenen.

Es ist ohne Zweifel keine beneidenswerthe Lage in einer Armee, welche durch ihre Zusammensetzung und durch ihr Commando zu ernsten militärischen Leistungen untüchtig wird, einen Befehl zu haben, aber es ist höchst ungerecht, dem Befehlshaber eines einzelnen Contingentes Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht freudig und willfährig das Unverständige und Gemeinschädliche that, was ihm einmal befohlen wurde. Ohne Zweifel empfand Prinz Wilhelm von Baden peinlich die Collision zwischen militärischer Subordination und politischer Pflicht, aus der Brochure ist zu ersehen, wie er bemüht war beide zu versöhnen. Daß ihm dies nicht zur Zufriedenheit von Würtemberg gelungen ist, darüber darf man sich nicht wundern, ist doch eine Versöhnung zweier unvereinbarer Interessen überhaupt unmöglich. Er war aber nach der unsinnigen Militärverfassung des alten Bundes nicht nur dem Corpsführer, sondern auch seinem Kriegsherrn zum Gehorsam verpflichtet. Daß er in solcher unklarer

Digitized by Google

Stellung auf militärische Anerkennung verzichten mußte, ist natürlich, aber er hat nach unserm Erachten in der Hauptsache grade das gethan, was ihm in seiner precären Lage übrig blieb, er hat in einem Bruderkrieg, der durch die süddeutschen Regierungen in urtheilsloser Selbstverblendung gewollt war, das Volk und Heer von Baden so weit vor Unheil bewahrt, als er dies zu thun vermochte, ohne eine gewaltsame Krisis über den Staat Baden und seine Division heraufzubeschwören. Daß er dieser Pflicht gegen sein Vaterland sich unterzogen, dafür wird ihm zuletzt Baden dankbar sein und mit Ausnahme der östreichischen Partei im Süden auch das übrige Deutschland.

Daß der Prinz aber dieser Pflicht und den Befehlen seines Bruders genügt hat, ohne den militärischen Anstand zu verletzen und ohne mit den Preußen zu conspiriren, während er im Bundescommando stand, das sollte selbst der Haß politischer Gegner nicht bezweifeln. Den Verdächtigungen, die nach dieser Richtung ausgesprochen werden, fehlt jeder Schatten eines Beweises. Aber von allen Arten des Hasses, welcher des Menschen Urtheil verdirbt, ist der Haß solcher, die durch ihre eigene Unfähigkeit besiegt worden sind, der allerbitterste.

Die erwähnte Flugschrift aber hat einen Nutzen, sie läßt errathen, was Deutschland von den östreichisch gesinnten vornehmen Häusern Süddeutschlands zu erwarten hat. Die militärische Vereinigung von Bayern, Würtemberg und Baden ist jetzt unmöglicher, als sie je war.

Wir dürfen unter diesen Umständen fröhlich der Anziehungskraft vertrauen, welche der preußische Bundesstaat auf den deutschen Süden ausüben wird. Nach Wochen der größten Erregung ist jetzt in Geschäften und in der Stimmung eine Ruhe eingetreten, sie ist nur wie die Ebbe nach einer großen Fluthwelle, ihr wird eine neue Erhebung folgen, wenn das Parlament des preußischen Bundes zusammentritt. Dann erst wird die Nation den Segen der großen Wandlungen lebhaft empfinden und in den Debatten sich schnell in die Umwandlungen einleben. In Sachsen aber wie in dem Süden wird diese Versammlung die separatistischen Wünsche kräftig bändigen. Jetzt steht die preußische Regierung noch allein den abgeneigten Parteien gegenüber, sie darf vertrauen, daß eine Versammlung, welche alle Stämme bis zum Main nicht in einem zukünftigen, sondern auf sicheren Grundlagen eines gewordenen Staates vereinigt, auch auf die Deutschen, deren Verhältniß zu diesem Staate noch unklar ist, eine unwiderstehliche Wirkung ausüben wird. Gutes Wort und gerechte Rede thuns nicht allein, aber sie sind von je unentbehrlich gewesen, um das Erörterung und verständige Betrachtung liebende Herz der Deutschen zu gewinnen.

Digitized by Google

An die Adresse der Deutschösterreicher.

Vor einigen Wochen brachten diese Blätter eine Blumenlese aus wiener Zeitungen, welche die unglaubliche Befangenheit der öffentlichen Meinung in Oestreich, ihr keckes Umspringen mit der Wahrheit unwiderleglich bewies. Darüber herrschte nun in Wien großer Aerger. Das eine Journal verlangt, die Dramen des Herausgebers der Grenzboten sollen vom Repertoir des Hofburgtheaters gestrichen werden, das andere wünscht seine Romane in den Bann gethan, ein wiener Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung endlich glaubt den ärgsten Trumpf auszuspielen, indem er behauptet, der Herzog von Koburg habe den Artikel bestellt, um sich an den wiener Journalisten für die geringe Anerkennung zu rächen. Es ist — nebenbei gesagt — überaus charakteristisch, daß in keinem Lande die Zweifel, ob man in der Politik von der Ueberzeugungstreue geleitet werde, so häufig wiederkehrt, wie in Oestreich. Der Herzog von Koburg wird sich den Vorwurf, daß er die Grenzboten beeinflusse, nicht zu Herzen nehmen, der Herausgeber wird sich gleichfalls in das Schicksal ergeben, nicht mit „Rokambolo dem Galeerensträfling" und andern beliebten Feuilletonromanen die Gunst derjenigen Wiener zu theilen, welche durch die Phrasen ihrer Zeitungspresse beeinflußt werden. Wird aber dadurch die Beschuldigung, daß die wiener Presse ihre Pflicht schlecht erfüllt, entkräftet? Ebenso wenig als Lügen und Verleumdungen durch Wiederholung und Steigerung zur Wahrheit werden. Wohl war man zu der Hoffnung berechtigt, daß wenigstens nach hergestelltem Frieden die Besinnung zurückkehren, nicht mehr die erhitzte Einbildungskraft, sondern der ruhig prüfende Verstand den Redactionsstift führen werde. Je schimpflicher und erbärmlicher der siegreiche Feind geschildert wird, desto größere Schmach trifft ja den Besiegten. Die Hoffnung wurde aber bitter getäuscht, in den letzten Wochen das alte Schimpfgeschäft unverdrossen fortgesetzt.

Um künftigen Recriminationen vorzubeugen, sei schon jetzt bemerkt, daß nicht an jedem Tage alle Journale in dasselbe Horn stoßen, daß der eine und der andere Leitartikel billigere Urtheile ausspricht, die eine und die andere Zeitung heute oder morgen vom Gesammtchore sich trennt. Man kennt die Rivalität der wiener Hauptblätter; das Gegentheil von dem, was die „Neue Presse" behauptet, erscheint der „Alten" unwillkürlich als die bessere Wahrheit, das „alte Fremdenblatt" braucht nur etwas schwarz zu nennen und sicher entdeckt das „neue Fremdenblatt" die weiße Farbe daran. Dieses zugegeben und auch

Digitized by Google

bereitwillig erklärt, daß die alte Presse und das neue Fremdenblatt allen andern Zeitungen im Deutschenhaß den Rang ablaufen, muß dann mit dem alten Nachdruck wiederholt werden, daß die Durchschnittsstimmung der wiener Organe sich nicht geändert hat, jetzt wie im Juni und Juli kein Unsinn groß genug erscheint, der nicht als pure Wahrheit dem leichtgläubigen Volke vorgetischt wird, daß die in den meisten Journalen stereotype Invasionschronik, die Correspondenzen vom Lande, die Feuilletonnotizen über das Auftreten der Preußen grade so viel Lügen enthalten, wie die früheren Berichte vom Kriegsschauplatze. Und, wohlgemerkt, Lügen, die man als solche auf der Stelle entlarven mußte. Denn daß der König von Preußen dem Gastwirthe nicht mit der Zeche durchbrennt, daß es kein Lieblingsvergnügen der preußischen Offiziere ist, die Bettstelle als Nachtstuhl zu benutzen, daß man den Corporalstock in Preußen nicht kennt, das konnte, das mußte man auch in Wien wissen.

Wir finden es begreiflich, wenn der Besiegte seine Niederlage verkleinert und beschönigt. Es möge also immerhin das Zündnadelgewehr das ganze Verdienst des Sieges für sich in Anspruch nehmen, es mag richtig sein, daß die Preußen bei Chlum durchbrachen, weil sie durch „Verrath" sich in den Besitz der östreichischen ordre de bataille vom 11. Juni gesetzt hatten; wir wollen nicht markten über die Zahl der Verräther und Spione, welche angeblich der preußischen Armee den Erfolg in die Hände spielten; wir wollen nicht darüber streiten, ob in der That alle Photographen, Botaniker, Agenten, Handelsreisende und Werkelmänner, welche in den letzten Jahren Böhmen durchstrichen, verkappte preußische Generalstabsoffiziere waren oder nicht. In diesen Behauptungen liegt allerdings viel Blödsinn, er wird aber durch eine patriotische Empfindung entschuldigt. Wäre es natürlich zugegangen, so hätten, denkt der beschränkte Patriot, die östreichischen Waffen nicht den Kürzeren ziehen können. Es handelt sich aber um Anderes. Wenn sich deutsche wiener Blätter, ohne im eigenen Lande gebührend abgefertigt zu werden, darin gefallen, die preußische Armee als eine Räuberbande darzustellen, wenn sie Offiziere und Mannschaft schlechthin als Diebe bezeichnen, welchen der „Unterschied zwischen Mein und Dein unbekannt ist", wenn sie „Magenberstung" als eine gewöhnliche Krankheit bei den preußischen Truppen schildern, wenn sie von preußischen Liberalen behaupten, Bismarck könne sie durch eine Gänseleberpastete erkaufen, wie ja auch die preußischen Soldaten nur nach Oestreich zogen, um sich hier einmal satt essen zu können, wenn sie deutsche Volksstämme „Hunde" tituliren, welche die Hand des Herrn, der sie prügelt, noch lecken, so beschimpfen sie den deutschen Charakter, so untergraben sie ihre eigene Stellung. Das deutsche Element in Oestreich kann sich nicht auf sein numerisches Uebergewicht berufen, es kann sich auch nicht mehr, wie in früheren Zeiten rühmen, daß das deutsche Reich ihm den Rücken sichere, sein bester Rechtstitel war den fremden Völkern

Digitized by Google

gegenüber der Besitz der größeren Bildung. Mochten auch die nichtdeutschen Stämme sich öffentlich von dem deutschen Culturleben lossagen, insgeheim nährten sie sich doch nur von demselben und wenn auch widerwillig, erkannten sie doch stets die Suprematie der deutschen Mitbürger in geistiger Beziehung an. Diesen Nimbus zerstören die Deutschösterreicher leichtsinnig in ihren Organen. Alles, was von den Panduren und Kroaten ausgesagt wurde, das gilt von den Deutschen, so lautet das Thema, welches tagtäglich von wiener deutschen Zeitungen variirt wird.

Glaubt man, durch diese Verunglimpfung deutscher Männer — zwischen Preußen und Bayern und Badensern wird kein merklicher Unterschied gemacht — die verlorene Stellung im „Reiche" wieder gewinnen zu können? Die wiener Staatsmänner und Publicisten sind in einer argen Täuschung begriffen, wenn sie wähnen, Oestreich genieße noch jetzt in Deutschland das gleiche Ansehn wie vor dem Kriege, die Niederlage bei Königsgrätz hätte ihm nicht die Herzen entfremdet. Als aber gleichzeitig mit der Nachricht von der Schlacht sich die Kunde verbreitete, die östreichische Regierung berge sich unter dem Mantel Napoleons, bemühe sich, die Intervention Frankreichs herbeizurufen, da fiel es wie Schuppen von den Augen. Die ehrlichen Großdeutschen verfluchten am lautesten die Politik, welche lieber ein Volk vernichten hilft, als daß sie einen Cabinetsvortheil aufgäbe. Daß die wiener Presse seitdem nicht aufhört zu hetzen, nicht den Augenblick erwarten kann, bis die Zuaven Deutschlands Strom wieder zu Deutschlands Grenze machen, hat das Verhältniß Oestreichs nicht verändert oder verbessert. Sprößlingen bedrohter deutscher Fürstenfamilien ist es erlaubt, auf Frankreichs Einmischung zu hoffen, denn diese haben nur ihr dynastisches Interesse zu wahren. Wer aber im Namen des deutschen Volkes sprechen will, darf nicht Napoleons Langmuth unbegreiflich finden, darf nicht mit offener Schadenfreude auf die gesteigerte Eifersucht Frankreichs hinweisen. Nichts hat mehr dazu beigetragen, den Glauben an die deutsche Gesinnung der Oestreicher zu erschüttern, als ihre Gleichgiltigkeit gegen die Integrität des deutschen Bodens, nichts beweist den geringen Zusammenhang zwischen Deutschland und Oestreich so deutlich, als die hier unumwunden ausgesprochene Sehnsucht, recht bald mit Frankreich gegen deutsche Heere zu kämpfen. Daß nicht alle Deutschösterreicher diesen Wunsch theilen, ist wohl gewiß; wären aber nicht blos Einzelne, sondern die Masse der Bevölkerung deutscher Empfindungen fähig, wie könnte das Kokettiren mit den Franzosen sich ungestraft in der Presse breit machen? Oestreich ist, Dank dem Siegesmarsche der preußischen Heere, für die Deutschen keine terra incognita mehr. Ehemals, wenn Ultramontane, diese treuesten Verbündeten Oestreichs, dem rheinischen Bürger und Arbeiter die östreichischen Zustände als paradiesisch schilderten, von der Macht des Kaisers, von der Tüchtigkeit des Volkes, der deutschen Brüder am Moldau- und Donau-

Digitized by Google

ſtrande, begeiſtert ſprachen, wie ſchön da zu wohnen, frei und glücklich zu leben ſei, da mußten wohl die Leute daran glauben, denn Oeſtreich kannten ſie nicht, und ihre ultramontanen Rathgeber waren in ihren Augen ehrenwerthe Männer. Seitdem die rheiniſchen Jungens auf ihren Gruß regelmäßig von den deutſchen Brüdern das nie nerozumim zur Antwort empfangen, ſeitdem ſie ſich perſönlich von der öſtreichiſchen Miſere in politiſcher und wirthſchaftlicher Beziehung überzeugt haben, ſind ſie für das Lob des Kaiſerſtaates ſtumpf geworden. Mögen die Jeſuiten von Maria Laach jetzt noch ſo inbrünſtig für die Wiederherſtellung der öſtreichiſchen Macht in Deutſchland beten, die rheiniſche Jugend, die bei Königsgrätz gekämpft hat, bewegen ſie nicht, wohl aber bewegen die Lebenserfahrungen dieſer Jugend die Herzen und verändern die Meinung der Alten. Im deutſchen Süden iſt es wohl kaum anders beſtellt; das wüſte Geſchrei über den Verrath der Bundesgenoſſen, während doch die eigene Leiſtung alles zu wünſchen übrig ließ, hat die öſtreichiſche Partei hier gewaltig gelichtet.

Das Eine möge man ſich in Wien geſagt ſein laſſen: mit der alten herrſchenden Stellung Oeſtreichs in Deutſchland iſt es vorbei, und wenn jemals die deutſchen Provinzen Oeſtreichs in eine engere politiſche Verbindung mit Deutſchland treten ſollten, ſo kann dieſes nur unter der Aegide Preußens geſchehen. Aber auch das Andere dürfen die Deutſchöſtreicher nicht überſehen: die ſchwerſte und heftigſte Kriſis iſt in dieſem Augenblick über ſie angebrochen, nicht mehr und nicht weniger als ihre Exiſtenz ſteht in Frage.

Wir ſind weit entfernt, die Deutſchen in Oeſtreich für die Mißgriffe der Regierung verantwortlich zu machen. Es war im Jahre 1849 möglich, die Dictatur des deutſchen Volksſtammes in Oeſtreich zu begründen und zum Heile des Staates durchzuführen. Grobes Unrecht war begangen, viel Blut vergoſſen worden. Geſühnt konnte das alles nur werden, wenn man den niedergeworfenen Stämmen ein neues, reicheres Leben zuführte, ſie mit materiellem Wohlſtande bedachte, zu geiſtiger Selbſtändigkeit zog. Die Rolle der Deutſchen hätten die Zeitgenoſſen verflucht, aber die Nachkommen geſegnet, denn über die reichen Fluren Ungarns hätte ſich der Strom gediegener Cultur verbreitet. Man hätte anfangs die gewaltſame Weiſe der Beglückung beklagt, ſpäter ſich aber mit der neuen Lage ausgeſöhnt. Der Abſolutismus in den funfziger Jahren war nur groß im Kleinen. Polizeichicanen nannte man Regierung, Vielſchreiberei hieß Adminiſtration. Eine koſtbare Zeit ging verloren, der Augenblick, in welchem das Centraliſationsſyſtem, das ſeiner Natur nach in Oeſtreich nur abſolutiſtiſch ſein kann, ſiegreich durchgeführt werden konnte, wurde nicht benutzt. Wir begreifen, daß ſich jetzt die Deutſchöſtreicher dem Dualismus zuwenden. Kann Oeſtreich nicht centraliſtiſch regiert werden, ſo iſt der Dualismus die einzige Form, welche den Deutſchen ihren politiſchen Einfluß ſichert, vorausgeſetzt, daß

Digitized by Google

diese nicht, wie es leider allen Anschein hat, auch den Dualismus für sich verhängnißvoll gestalten.

Scheinbar stellen sich die Dinge noch ziemlich gut für die Deutschen an. Die Magyaren, ihrem alten Ruf politischer Klugheit diesmal wenig entsprechend, haben sich die günstigste Gelegenheit entschlüpfen lassen, ihre Ansprüche zur Anerkennung zu bringen. Im Juli würde die wiener Hofburg jede Bedingung des endlichen Friedens mit dem mächtigsten Königreiche unterschrieben haben. Deák, das magyarische Orakel, versteht aber nur Programme zu schreiben, sie zu verkörpern besitzt er nicht den Muth oder nicht die Kraft; er ist der Regierung unbequem, aber nicht furchtbar, wie es ein volksthümlicher Agitator nach der Schlacht bei Königsgrätz hätte werden können. Es galt, in Wien die Angst vor einer magyarischen Insurrection zu nähren und zu steigern, auf der andern Seite das Gewähren der bekannten Forderungen als ein untrügliches Mittel zu schildern, welches die Loyalität aller Ungarn wecken muß. Bei dem fanatischen Haß des Hofes gegen Preußen würde man schließlich nachgegeben haben, um nur der preußischen Bundesgenossenschaft Klapkas ein Gegengewicht zu bieten. Die Magyaren versäumten den rechten Zeitpunkt. Ihre Zeitungen erörterten wohl breitspurig die staatsrechtliche Frage, ob die Preußen zum Betreten des ungarischen Bodens berechtigt sind, ohne vorher dem ungarischen Könige den Krieg anzukündigen, zu einem thatsächlichen Eingreifen konnten sich ihre doctrinären Führer nicht verstehen. Nun ist der Friede abgeschlossen, östreichische Soldaten wieder im Lande, die wiener Regierung im Besitze voller Freiheit. Wenn nicht äußere Schwierigkeiten des Cabinets eine günstige Wendung der ungarischen Frage herbeiführen, dürfen die Magyaren nicht hoffen, von der Regierung ihr volles Recht zu erlangen. Sie müssen sich um Verbündete umsehen, und das sind einzig und allein die Deutschösträicher. Insofern sind die letzteren besser gestellt. Gefahrlos ist aber der Dualismus für dieselben noch keineswegs.

Der enge Anschluß an die Magyaren, die denn doch nur die bloße Personalunion befriedigt, setzt sie nicht allein in einen feindseligen Gegensatz zu jeder wiener Regierung, es sei denn, daß diese sich vollständig mit den Ungarn identificirt, was schwer anzunehmen ist, sondern verpflichtet sie auch, diesseits der Leitha das strengste Centralisationssystem zu empfehlen. Glauben sie denn etwa, die viel zahlreicheren slavischen Stämme werden sich die deutsche Herrschaft geduldig gefallen lassen, nachdem ihnen wiener Zeitungen täglich predigen, die Deutschen seien ein erbärmliches Volk, die norddeutschen Sieger eine brutale Race, die süddeutschen Besiegten ein verkommenes Geschlecht, das sich unter dem tyrannischen Drucke Preußens nicht einmal zu krümmen wagt? Sind die Deutschen außerhalb Oestreichs so schlecht, wie sie die wiener Presse schildert, so sind es die Deutschen in Oestreich nicht minder und eben auch nur werth,

Digitized by Google

mit den Füßen gestoßen zu werden. Diese Consequenz haben bereits die nichtdeutschen Stämme gezogen und werden sie offen aussprechen, sobald ihnen der Augenblick dazu passend erscheint. Und schlagen sich die Deutschöstreicher, was wahrscheinlicher ist, auf die andere Seite, helfen sie dem Ministerium die sogenannten Uebergriffe der Magyaren bekämpfen, so bedroht sie eine andere Gefahr. Jede den Magyaren zugefügte Schlappe kräftigt die Slaven, zunächst jene, die Ungarn bewohnen, dann aber auch die außerungarischen Slaven Oestreichs. Nun kennt man aber den Fanatismus der letzteren, sich auch in der Bildung von den Deutschen unabhängig zu stellen. Sie würden, sobald sie gekräftigt sind, den Deutschen den Krieg erklären, jubeln, daß sie die alten gehässigen Lehrmeister einmal ihre Macht fühlen lassen können und auf die Vernichtung des deutschen Elementes in Oestreich lossteuern. Werden die Deutschöstreicher stark genug sein, Widerstand zu leisten? Das Schicksal des Abgeordnetentages von Aussee, wo die einige deutsche Gesammtpartei in das Leben gerufen werden sollte, der nächste Tag aber schon Zwiespalt und arge Mißverständnisse offenbarte, verringert die Hoffnung, zumal zahlreiche Deutsche in Oestreich ihre Eigenthümlichkeit darin finden, kein politisches Bewußtsein zu besitzen, jeder herrschenden Partei zu dienen. Wenn sie aber im Gefühl ihrer Hilflosigkeit den Schutz der Stammgenossen ansprechen wollten, würde nicht bis dahin der Haß, welcher von einzelnen wiener Blättern geschürt wird, seinen Schatten geworfen, Norddeutschland, das allein Hilfe bringen könnte, sich dann gewöhnt haben, in den Deutschöstreichern unversöhnliche Gegner, ein fremdgewordenes Glied der deutschen Nation zu erblicken? Die schleswig-holsteinischen Particularisten waren wenigstens so klug, mit der Enthüllung ihrer Tendenzen bis nach ihrer Befreiung zu warten. Die Deutschöstreicher, welche schon jetzt die Zerstörung des deutschen Einheitsstaates in ihr Programm aufnehmen, trauen uns doch nicht die Gutmüthigkeit zu, sie zu stützen und im Ansehen zu erhalten?

In welcher Richtung man auch blicken mag, als die Grundlage deutscher Macht in Oestreich tritt uns stets die Achtung und die berechtigte Furcht entgegen, welche die anderen Stämme ihr entgegentragen. Diese Achtung zerstören die Organe der Deutschöstreicher muthwillig. Oder ist es erhört, daß Leute, welche unaufgefordert sagen, ein östreichischer Patriotismus erfülle sie nicht vollständig, befriedigt seien sie nur durch die Verbindung mit Deutschland, in demselben Athemzuge die Deutschen schelten und den letztern jedes Recht zur selbständigen Constituirung absprechen? Ob der nächste große Krieg über einem Jahre oder erst nach einem Jahrzehnt oder noch später losbrechen wird, weiß niemand. Wir alle fürchten, ja erwarten ihn, wir alle wissen das Eine, daß Oestreichs Regierung sich den Feinden Preußens und des dann hoffentlich schon befestigten deutschen Einheitsstaates zur Seite stellen, gegen die Mehrheit der

Digitized by Google

Deutschen kämpfen werde. Nach den Aussprüchen der deutsch-östreichischen Organe zu schließen, darf das wiener Cabinet in einem solchen Falle auf die eifrige Mitwirkung der Deutschöstreicher hoffen; kein Cabinetskrieg, sondern ein Volkskrieg wird sich entspinnen. Ist diese Voraussetzung begründet, so ist auch jeder Zweifel, was die Pflicht von einem preußischen Staatsmann fordert, beseitigt. Er wird um jeden Preis den politischen Einfluß der deutsch-östreichischen Partei durchkreuzen, er wird sich bemühen, ihr ein Gegengewicht in Oestreich selbst zu schaffen oder wenn dieses für seine Macht zu viel sagen sollte, er wird ihre politischen Gegensätze im Kaiserstaate begünstigen. Daß solche vorhanden sind und als Hemmschuh bei allen Verfassungs- und Machtfragen wirken können, wenn sie auch für sich kein positives Staatsprincip zu schaffen vermögen, weiß man in Wien recht gut. An ihrem Widerspruche scheiterten bis jetzt noch alle Versuche, Oestreich neu zu organisiren. Sie zu gewinnen, hält gleichfalls nicht so schwer, als man in Wien gemeinhin glaubt. Wenn in der Vergangenheit dazu kein ernster Ansatz gemacht wurde, so erklärt sich dieses aus der natürlichen Scheu, die Grenzen deutscher Bildung zu schädigen. Nachdem nun aber aus deutsch-östreichischen Kreisen der Bruch mit der „corrumpirten, bedientenhaften, nur für den Cäsarismus noch empfänglichen" deutschen Natur verkündigt wurde, fällt diese Rücksicht fort.

Das deutsche Element war in Oestreich nicht ernsthaft gefährdet, als großmäulige Czechen im wiener Reichstage 1848 decretirten: „Nur so lange wir Slaven wollen, besteht Oestreich." Schon um dieses Wollen verständlich zu machen, war die deutsche Sprache unentbehrlich. Es wurde nicht ernstlich gefährdet durch die Concordatspolitik und des jüngst wieder zu Ehren gekommenen Goluchowski, sarmatischen Andenkens, Ministerium. Grade die groben Angriffe auf die deutsche Bildung und das nur in Deutschland freie Gedankenleben stählt und kräftigt es. Jetzt erst droht dem Deutschthum in Oestreich eine große und ernste Gefahr, weil seine Vertreter es selbst verläugnen, auf die Mehrzahl der Deutschen Schimpf und Hohn häufen, weil sie den nothwendigen und unerbittlichen Gang der Geschichte absichtlich verkennen, gegen die Entwickelung einer selbständigen deutschen politischen Macht eigensinnig sich sperren. Und weil die Gefahr so groß und ernst ist, muß das harte Wort wiederholt werden: die deutsche Presse in Oestreich thut nicht ihre Pflicht, die Deutschöstreicher üben nicht ihre Schuldigkeit. —

Die Beschimpfungen, mit welchen zuversichtlich diese Anklage wird beantwortet werden, quittire ich übrigens schon jetzt mit Namensunterschrift.

Anton Springer.

Digitized by Google

Kunst und Wissenschaft im Wupperthal.

Wie wir in den voraufgegangenen Skizzen das Wupperthal geschildert haben, muß es ohne weiteres einleuchten, daß hier für wissenschaftliches und künstlerisches Streben ein ausnehmend ungünstiger Boden ist. Der großen Masse der Bevölkerung fehlt es dafür schon an der Vorbildung und äußeren Lage, dem kleinen Reste wenigstens an der Muße. Nur die weibliche Hälfte der reichen und wohlhabenden Familien hat beides; angesteckt aber von dem strengen und pedantischen Ernste, der die ganze männliche Bevölkerung zur Arbeit treibt, vertieft auch die gebildete Frau sich eher in Erziehungssorgen, als daß sie den Musen opferte. Es ist etwas Ehrwürdiges in der Hingebung, mit welcher diese Mütter die Ausbildung ihrer Kinder weit über das sonst übliche Maß von Antheil und Ueberwachung hinaus verfolgen. Wo kommt es sonst so leicht vor, daß eine hochgebildete, für jeden geistigen Genuß empfängliche Dame sich von einem Elementarlehrer in eine neue Methode des Lehrunterrichts einweihen läßt, um selbst nachhelfen zu können, anstatt einfach ihre Zuflucht zu einer weiteren bezahlten Lehrkraft zu nehmen? Hier aber kommt es nicht allein vor, sondern es fällt nicht einmal auf. Das elterliche Pflichtgefühl ist so lebhaft, wie man es selten findet. Und wohl den Frauen, deren innerer Drang diese glückliche Bahn einschlägt! Sie wären übel daran, wenn sie in so starrer, nüchterner Umgebung ihren Herzensfrieden in die Beschäftigung mit Kunst oder Wissenschaft setzen wollten.

Eine einzige Kunst hat sich bis jetzt im Wupperthale Bürgerrecht erworben: die Musik. Keine andre konnte sich auf dem Grunde des christlichen Idealismus, der hier bis heute das stärkste und lebendigste Gegengewicht gegen das Erwerbs- und Genußleben des Tages ist, so leicht aufbauen wie sie. Die von ihr erregten Empfindungen haben eine ausgeprägte Verwandtschaft zu den religiösen Schauern und Ahnungen; und in der hier herrschenden reformirten Kirche wird sie nicht einmal durch die plastischen Künste ergänzt, sondern waltet ausschließlich. An die Pflege des Kirchengesangs, die Fülle der unsrer classischen Literatur voraufgehenden geistlichen Lieder, die Benutzung der Orgel schloß sich weltlicher Musikbetrieb wie von selber an. Auch trägt derselbe noch heute überwiegend das ernste Gepräge, das seinem Ursprung und dem ganzen Charakter der Stätte entspricht.

Man kann den Anfang der musikalischen Bestrebungen Elberfelds zurückdatiren auf die Anstellung des älteren Schornstein als Organist der reformirten Gemeinde, welche 1808 erfolgte. Er war weder als Virtuos bedeutend noch

Digitized by Google

hat er sich als Componist einen Namen gemacht, aber er besaß einen feinen, dem Classischen zugewandten Geschmack. Von ihm wurde im Winter 1811 auf 12 der gegenwärtig noch bestehende Gesangverein gegründet; von ihm ging auch der erste Anstoß zu den berühmten niederrheinischen Musikfesten aus, indem er 1817 mit Hilfe der Gesangs- und Orchesterkräfte Düsseldorfs und Barmens eine große Aufführung des „Messias" veranstaltete. Der von ihm geweckte Sinn für classische Musik blieb vorherrschend, ohne doch die Aneignung gut empfohlener Neuigkeiten auszuschließen, wie denn hier z. B. Schumanns „Sängers Fluch", Reinthalers „Jephtha", van Eykens „Lucifer", Meinardus „Salomo" die erste Aufführung erlebten, Schumanns „Paradies und die Peri" und Gades „Comala" die zweite oder dritte. An der Spitze des Gesangvereins und der Abonnementsconcerte steht jetzt der jüngere Schornstein, ein Schüler Hummels, namentlich im Einstudiren der Chöre bewährt. Den Kern des Orchesters bildet die johannisberger Capelle unter Julius Langenbach, einem Schüler Spohrs und ganz wackerem Violinspieler, der auf dem Johannisberge das ganze Jahr hindurch Concerte à la Strauß giebt, auch schon bis nach Brüssel hin mit seinen Leuten einträgliche Kunstreisen gemacht hat. Barmen stand bis 1854 im Punkte der öffentlichen Musikvorträge hinter Elberfeld weit zurück, nahm dann aber durch Karl Reinecke, den jetzigen Dirigenten der leipziger Gewandhausconcerte, einen bedeutenden Aufschwung, und ist darin auch unter dessen Nachfolger, A. Krause, nicht zurückgegangen. Beide Städte haben einen vortrefflichen, mit einer Orgel ausgestatteten Concertsaal; doch verdient die barmer Concordia vor dem elberfelder Casino noch den Vorzug. Liebhaber eines gediegenen Orgelspiels finden dasselbe durch J. A. van Eyken in der reformirten Kirche vertreten.

Auch in nicht wenigen Häusern ist gute Musik zu hören. Aber nicht immer verträgt sie sich mit einem ausgebreiteten, unbefangenen Interesse an allem Schönen und Großen, mit der von der Gegenwart geforderten ernsten Theilnahme an fruchtbaren öffentlichen Bestrebungen; und wo sie mit so leidenschaftlicher Ausschließlichkeit herrscht, nichts Anderes neben sich aufkommen läßt, da schlagen ihre veredelnden Wirkungen natürlich leicht um. Zu Gunsten einer reinen und vollendeten menschlichen Bildung sollte man wünschen, daß die übrigen Künste sich gleichmäßiger Pflege zu erfreuen hätten. Aber die Nähe Düsseldorfs hat bis jetzt nicht einmal einen besonders lebendigen Sinn für die Erzeugnisse der Malerei hervorgerufen. Es ist noch ein bloßer erster Anfang, wenn in Barmen vorigen Winter eine Gemäldeausstellung stattgefunden hat — wird aber hoffentlich kein Anfang bleiben. Wahrhaft kläglich sieht es um das Theater aus. Anstatt daß die Liebhaber der die Herzen läuternden und den Geist bereichernden Bühne in beiden Städten zusammenträten, um durch angemessene Einwirkung eine ordentliche Truppe bei einander zu erhalten, überläßt man alles der Zer-

Digitized by Google

splitterung in der ordinärsten Speculation. Das Sommertheater leidet an den gewöhnlichen groben Gebrechen seiner Gattung, erfüllt aber doch wenigstens den socialen Beruf, gewisse Gesellschaftsclassen von schlimmeren Zerstreuungen und Genüssen zurückzuhalten; das Wintertheater fehlt Barmen ganz, und ist in Elberfeld so beschaffen, daß seine Anziehungskraft nicht einmal bis ans düsseldorfer Ende der Stadt reicht, geschweige denn auf die anderthalbstündige Erstreckung der Nachbarstadt Barmen hin. Wo ist da die Erinnerung geblieben, daß einst Immermann mit der von ihm geschulten Truppe aus Düsseldorf herüberkam und Gastvorstellungen gab? Und doch liegt in dieser Erinnerung die Idee aus der sich eine bessere Zukunft gestalten könnte. Düsseldorf, Elberfeld und Barmen, d. h. 200,000 Menschen auf eine Eisenbahnstrecke von anderthalb Stunden Länge vertheilt, sollten sich — ohne natürlich den Sommerbühnen ihr ganz anders gemeintes Handwerk zu legen — mit einer einzigen Gesellschaft von darstellenden Künstlern begnügen, aber dafür von Künstlern. Wenn diese abwechselnd in zwei oder drei würdig eingerichteten Musentempeln aufträten, so bekäme jede locale Partei des Ganzen für ihr ästhetisches und sociales Bedürfniß genug, Coulissenschwärmer könnten leicht auch ein ununterbrochenes Vergnügen haben, und die Spieler brauchten ihre Kraft nicht zu verzetteln, sondern könnten sie durch ein hinlängliches Maß von Wiederholungen zusammenhalten. Wenn irgendwo der oft aufgetauchte Gedanke von Bühnenverbänden zwischen Nachbarstädten zum Zwecke einer durchgreifenden Hebung ihres Theaterwesens ausführbar, ja des glänzendsten Erfolges sicher erscheint, so ist es auf diesem Flecke des Vaterlandes.

Wie um die theatralischen, so steht es auch um die poetischen Bestrebungen im Wupperthale. Sie haben mehr sociale Bedeutung als ästhetische. Freiligrath und Hackländer haben beide hier einst an Comptoirpulten gestanden, aber beide nicht hier ihren literarischen Ruf erlangt. Von ihren dichtenden Zeitgenossen oder Nachfolgern, den Adolph Schults, Emil Rittershaus, Karl Stelter, Karl Siebel und anderen als einer eigenthümlichen wupperthaler Schule zu sprechen, wie mitunter wohl geschieht, hieße dem Begriffe Gewalt anthun. Diese Männer, durchweg Kaufleute, bedienen sich des Pegasus wie die prosaischen Naturen des Standes eines gewöhnlichen Reitpferds: um sich vom Comptoirstaube zu erholen und den inneren Menschen in der wünschenswerthen Bewegung zu erhalten. Liegt in ihrer poetischen Praxis ein höherer Sinn, so ist es allenfalls der eines thatsächlichen Protestes gegen die Alleinherrschaft des religiösen Idealismus. Die Frischeren und Tüchtigeren unter ihnen haben sich neuerdings den Katechismus des Heißsporn zu Herzen genommen, den Gervinus schon vor zwanzig Jahren einer rein literarischen und philosophischen Generation predigte, und sind vom Gesange zur That fortgeschritten, indem sie theils an politischer Parteithätigkeit, theils an den beiden allgemeinen Bildungsvereinen des Wupperthals eifrigen

Digitized by Google

Antheil nehmen. Inzwischen fühlen sich vom Kusse Apollos immer zahlreichere Kreise strebsamer Jünglinge angehaucht; das Dichten wird, wie in den schönsten Tagen des alten Hellas, eine Gabe jedermanns, eine Beschäftigung der Massen, und die den Fluthen zunächst ausgesetzte periodische Presse weiß sich durch keine Deichbaukunst mehr vor der Ueberschwemmung mit Versen zu schützen. In dem Süßwasser dieser Reimereien muß die Dichtkunst so sicher untergehen, wie ihre Schwester Polyhymnia in dem Geklimper, das aus jedem Hause schallt. Verdünnter Thee mag besser sein als gar kein Thee, aber der echte Theetrinker verlangt doch mehr von seiner Tasse, als blos ein schweißtreibendes Mittel.

Gleichviel indessen! Es ist am Ende wichtiger, daß Vielen eine Ahnung des Höheren auf den Fittichen des Verses und Reimes zugeflogen kommt, als Wenigen ein voller Trunk. Wir wollen uns die Demokratisirung des poetischen Betriebes gefallen lassen, wenn die Ansprüche nur auf der Höhe der Leistungen bleiben. Die Leidenschaft des Reimens ist vielleicht auch nur als das natürliche Ergebniß der Bekanntschaft mit unsern großen Dichtern anzusehen, welche in der Bevölkerung des Wupperthals noch ziemlich jungen Datums ist. Lange Zeit waren Schul- und Erbauungsbücher die einzige hier gangbare Lecture. Wäre Schiller bis an die Gegenwart heran dem Volke nicht so gründlich fremd geblieben, die Nationalfeier seiner hundertjährigen Geburt im November 1859 hätte hier nicht zu solchen Verketzerungen von den Kanzeln herunter, wie sie wirklich vorkamen, herausfordern können. Dafür aber ist jetzt in der Bibliothek des elberfelder Bildungsvereins auch nichts begehrter als Lessing, Schiller und Goethe. Man vergleiche damit z. B. die Büchernachfrage im berliner Handwerkerverein: sie richtet sich vorzugsweise auf technologische Werke u. dgl.

Schlägt der so genährte ästhetische Sinn im Wupperthale einmal durch, so wird er sich vor allem auch auf die Verwerthung der natürlichen Reize des Thales zu werfen haben. Sie sind mannigfaltig und ausgeprägt genug, aber beinahe durchweg so vernachlässigt, als flösse die Wupper noch zwischen einsamen Bleichen und vereinzelten Gehöften hin. Außerhalb der Chausseen giebt es keine leidlich gebahnten Spazierwege. Das Spazierengehen ist in dieser arbeitsamen Welt gleichsam mit Strafe belegt: entweder durch die Langweiligkeit der Heerstraße, die meist auf der Thalsohle hinschleichend keine eigentliche Fernsicht gewährt, oder durch die Mühseligkeit der die Höhen erklimmenden, Weitblicke erschließenden Fußwege, auf denen neben manchem andern Dorn auch die Leichdörner üppig gedeihen. Der Fremde kann sich nicht genug wundern, daß so schöne Partien so nahe einer volkreichen Stadt so wenig begangen werden, und für zartere Sohlen in der That auch so wenig gangbar sind. Eine weise öffentliche Fürsorge findet hier noch in Hülle und Fülle zu thun, um fleißigen Menschen eine wohlthuende Erholung im Freien näher zu rücken.

Digitized by Google

Die wissenschaftliche Erforschung der umgebenden Natur hat sich ein meist aus Lehrern und Aerzten bestehender besonderer Verein zur Aufgabe gemacht, dessen kundigstes Mitglied, Professor Fuhlrott, den Gelehrten durch seine Entdeckung eines interessanten Urmenschengerippes im Neanderthal bekannt ist. Das Neanderthal, mit einem bedeutenden Marmorbruch, gehört zu den Sehenswürdigkeiten der elberfelder und düsseldorfer Umgegend. Besondere Seiten der Naturwissenschaft pflegen, aber freilich auf praktische Zwecke gerichtet, der Landwirthschafts- und der Thierschutzverein. Das allgemeinste Bildungsziel hat sich der schon 1832 entstandene Wissenschaftliche Verein gesteckt. Seine Mitglieder tragen einander in den Zusammenkünften selbstverfertigte Aufsätze über beliebige wissenschaftliche Stoffe und Fragen vor. In einem Kreise jüngerer Kaufleute und Fabrikherren, der die meisten Träger des Fortschritts in Elberfeld einschließt, werden minder bekannte Literaturstücke abwechselnd vorgelesen. Diese Bestrebungen sind aber eher ein Sinken als ein Aufsteigen. Ihnen thut, nicht zum Nachtheil der Gesammtheit, die Wirksamkeit für öffentliche Bildungszwecke Abbruch, welche seit vorigem Winter in beiden Städten festen Boden gewonnen hat. Der Allgemeine Bildungsverein in Elberfeld, der Allgemeine Bürgerverein in Barmen sind schon erwähnt worden. Sie sind vermöge der eigenthümlichen Beschaffenheit des Wupperthals von ungleich umfassenderer Wichtigkeit als ihresgleichen irgendwo anders: Hauptquartier und Lager der activen liberalen Partei, eine bequeme Stätte zur Zusammenführung der beinahe nirgends gleich schroff geschiedenen gesellschaftlichen Stände, ein mächtiger Hebel, um jene allgemeine Aufklärung über Welt und Menschen auszubreiten, der die einseitige Predigt der Kirche es hier so ausnehmend schwer macht, Wurzeln zu schagen. Dazu hat dann die verständige Initiative des Oberbürgermeisters Bredt in Barmen einen Cyklus wissenschaftlicher Vorlesungen gefügt, die ebenfalls alle Winter, und womöglich abwechselnd in beiden Städten, wiederholt werden sollen. Es gab dergleichen Vorlesungen schon länger; die Lehrer der höheren Unterrichtsanstalten hatten sich zu Gunsten ihrer Witwenkasse oder ähnlicher milder Zwecke dafür verbunden. Indessen klebte diesen Cyklen etwas Conventionell-Pedantisches an. Die Vorträge flossen nicht unmittelbar genug aus einer unbeschränkt sich geltendmachenden begabten Individualität hervor; das Publikum schien sich mehr aus Wohlwollen oder Rücksicht, als aus freier Neigung versammelt zu haben. Es war damit ähnlich, wie mit dem Bergischen Geschichtsverein, der unter der Leitung des Gymnasialdirectors Bouterwek auch mehr antiquarische Minutien als echtes Geschichtsstudium treibt. Die wissenschaftlichen Vorlesungen von Mitgliedern der bonner Universität, welche im vorigen Winter in Barmen begonnen haben, nahmen einen höheren Flug. Zumal zwei Vorträge Springers über die Renaissancekunst ließen wohl manchem Hörer ein neues Licht aufgehen über den Genuß, den solche unterhaltende Belehrungen gewähren können. Man wird in

Digitized by Google

Zukunft nicht ausschließlich fremde Kräfte heranzuziehen brauchen; unter den Lehrern der wupperthaler Anstalten ist mancher tüchtige Gelehrte, mancher werdende Redner. Aber einerlei, woher die vortragenden Kräfte kommen, die Einrichtung selbst kann nicht sorgfältig genug gepflegt werden. Sie ist eins der wirksamsten Mittel, um die Einseitigkeit in Bildung und Leben auszugleichen, zu welcher das Wupperthal vor dem Zeitalter der Eisenbahnen und der Zeitungen durch eine merkwürdig consequente und exclusive geschichtliche Entwickelung verurtheilt war.

Der Krieg in Tirol.

Man kann es den Leuten im Norden, die Andreas Hofer und Genossen für deutsche Helden, für Vorkämpfer der Freiheit halten, nicht oft genug sagen, daß sie in der That nichts waren als die getreue Garde des Papstes, die Schutzwehr der geistlichen Herrschaft in den Alpen. Diesen Charakter bewahrten auch ihre Söhne und Enkel bis auf den heutigen Tag. Tröstlich ist es freilich nicht, aber leider wahr, und die letzten Ereignisse liefern einen neuen Beweis dafür. Die östreichische Regierung that seit der Wiedervereinigung Tirols mit den alten Erblanden so gut wie nichts, um diese geistliche Vormundschaft aufzuheben, sie war selbst klerikal, entschieden ultramontan, ging mit den Seelenhirten Hand in Hand, gestattete ihnen alles, was sie begehrten, und hielt am Grundsatze fest, daß die Treue der Tiroler von ihren Winken hange. Die Vertreibung der Zillerthaler, die Handhabung des Toleranzpatents und letzthin das Ausnahmegesetz über die Bildung protestantischer Gemeinden sind Zugeständnisse, die man den Bischöfen und dem Klerus zu machen für unerläßlich hielt. Immer wieder hoben sie, wenn es die Zulassung einzelner Wandervögel aus dem protestantischen Ausland galt, drohend den Finger auf und sprachen: „Weg mit der Freundschaft ohne Glaubenseinheit!“ Die Regierung kannte ihren passiven Widerstand aus dem Jahre 1848 und wollte ihre Gunst eines bloßen Wortstreites halber nicht aufs Spiel setzen. Sie sistirte demnach schließlich, wie sonst manches andere, die Gleichberechtigung der Protestanten mit den Katholiken für das orthodoxe Tirol, machte die Bildung evangelischer Gemeinden daselbst von der Zustimmung des tiroler Landtags, nämlich der katholischen

Digitized by Google

Bischöfe und ihres Anhangs, abhängig und gab dem einflußreichen Klerus selbst durch das Gemeindegesetz die Mittel, ansässige Protestanten von jedem Antheil an der Gemeindeverwaltung auszuschließen. Als sich kurz nachher die Friedenssonne zu verdüstern begann, war ihre Sorge, dieses Ausnahmegesetz durch die Zeitungen zu verkünden, um sich des Dankes der Allvermögenden zu versichern. Auch ließen es diese nicht an Kundgebungen ermangeln, in wie nahen Beziehungen der tirolische Heldenmuth zur Glaubenseinheit stehe, indem sie unmittelbar vor Beginn des Krieges eine Wallfahrt aller Landgemeinden des innsbrucker Dekanatsbezirkes zur dortigen Pfarrkirche veranstalteten „zum Danke für jene allerhöchste Entscheidung und zur Erflehung des Segens im bevorstehenden Kampfe".

Am Pfingstdienstage, unmittelbar nach dem Aufgebot der Landesvertheidigung, hatte auch der Fürstbischof Gasser von Brixen eine Aufforderung an seinen Diöcesanklerus erlassen, daran den thätigsten Antheil zu nehmen. „Bei dem bevorstehenden Kampf," hieß es daselbst, „stehen die wichtigsten Interessen der christlichen Religion und der katholischen Kirche auf dem Spiele." Die klerikalen „Tiroler Stimmen" erläuterten diese Worte dahin, daß ein erbitterter Kampf gegen die „stockprotestantischen Preußen und die Feinde Roms in Italien" bevorstehe. Wie der brixner Bischof ließ sich auch der auf dem Stuhle von Trient vernehmen und ermahnte seine Heerde, „die ungerechten Angriffe des Feindes in heiliger Absicht zurückzuhalten", während der Erzbischof von Salzburg dem sämmtlichen Klerus seines Diöcesanantheils in Tirol thätiges Zusammenwirken mit den k. k. Behörden und warme Theilnahme an der Landesvertheidigung durch Wort und Beispiel einschärfte. Dem eifrigen brixener Bischof genügte aber nicht sein erster Aufruf; am 19. Juni und 13. Juli sandte er einen zweiten und dritten nach, beide mit dem Refrain: „Gelobt sei Jesus Christus und die unbefleckte Empfängniß Mariä." Im zweiten wurde hervorgehoben, daß „eine öffentliche Stimme in der Kammer zu Florenz die katholische Religion für abgethan erklärte", im dritten aber der größte Nachdruck auf „das Gottvertrauen der Christen" gelegt. Diesen Stimmen aus der Bundeslade folgten Feste zur Erneuerung des Bündnisses mit dem Herzen Jesu, die schon Andrä Hofer alljährlich angeordnet, mittlerweile aber in Verfall gekommen, und Processionen mit den wunderthätigen Bildern in Absam, Trens und Bozen. Bei der letzteren fiel die andächtige Menge auf die Kniee nieder, wenn die Geistlichen die steinerne „Gnadenmutter" vorübertrugen, in Steinach wurde ein Bußgang mit „unserm Herrn im Elend" gefeiert.

Die Landesschützen, nämlich die Reservisten und jene Militärpflichtigen, die das Loos dazu bestimmte, wurden schon im Mai in Compagnien aufgestellt und vom 1. Juni an eingeübt, gleichzeitig aber auch im Ober- und Unterinnthal Scharfschützen geworben und daselbst wie in Vintschgau, Meran, Lana,

Digitized by Google

Kaltern, Neumarkt, Taufers, Ampezzo, Buchenstein u. s. w. Listen für die Sturmmannschaft angefertigt und ihre Offiziere gewählt. Allenthalben war der um das Heil seiner Schäflein besorgte Klerus auf der Kanzel und im Beichtstuhle bemüht, das Volk zum Kampfe aufzufordern und den Schützen, als es nach dem Ausbruch des Krieges zum Ausrücken kam, bei der feierlichen Beeidigung auch vom Altare seinen Segen zu spenden. Ueberdies ward ihnen auch noch jener des Fürstbischofs Gasser zu Theil, der alle durch Brixen ziehenden Compagnien vor seinem Palaste aufziehen ließ, um ihnen Muth und Gottesvertrauen einzusprechen. Nur die innsbrucker Studentencompagnie entzog sich dieser Weihe, mußte aber auch trotz des Schutzes hoher und höchster Personen selbst vom amtlichen „Tiroler Boten" den Vorwurf des Mangels an militärischer Haltung hinnehmen. Hier und da drängten sich die Seelenhirten sogar zu den Commissionen der Landesvertheidigung, oder betheiligten sich an der Auswahl der Sammelplätze für die Sturmmannschaft. Auch hatte jede Compagnie mit Ausnahme der akademischen ihren Feldkaplan, ihre Namen wurden durch die Landeszeitung öffentlich bekannt gegeben.

Der Grund, weshalb die tirolischen Zionswächter so gar viele Furcht vor den Italienern hatten, lag, wenn man ihre Predigten hörte, in der unchristlichen Raublust der Piemontesen, namentlich der Garibaldianer, die es nur auf die Plünderung der Kirchen und Klöster abgesehen hatten. Die Einziehung des Kirchengutes, die Abschaffung der Mönche, vor allem der Jesuiten, und die Aushebung der Kleriker zu Rekruten waren ja blos die Vorboten ärgerer Dinge, die erst kommen sollten. In Italien gilt nunmehr gleiches Recht für alle, die Gottgeweihten wie die Ketzer, der erste Schritt der italienischen Regierung bei der Besitznahme Venetiens war das darauf bezügliche Gesetz und die Beseitigung des östreichischen Concordats. Die römische Kirche will der Staat im Staate sein, ihre Freiheit bedingt die Unterwerfung aller Bürger unter ihr Gesetz. Diese verträgt sich am besten mit dem absoluten Regiment. Nur „Waffen und nichts Anderes" verlangte der klerikal-feudale Baron Paul Giovanelli an der Spitze der Conservativen in Meran in seiner Adresse an den Kaiser, um anzudeuten, daß es sie nach der in dessen Kriegsmanifeste verheißenen „Verständigung über die inneren Verfassungsfragen" gar nicht gelüste. Mit der Hetze in Deutschtirol nicht zufrieden, stachelten die fanatischen „Tiroler Stimmen" auch die Geistlichen in Welschtirol auf, „das Volk aufzuklären über die religiösen und politischen Bestrebungen der Italianissimi, damit die Gutgesinnten zum Durchbruch kommen und die Oberhand erlangen". Beim ketzerfeindlichen trienter Bischof und seinen Jesuiten, die hier so thätig für den Peterspfennig warben, wie anderswo um die Frauengunst*), konnten sie auf

*) Der vor mehr als zwei Jahren plötzlich aus Trient verschwundene Jesuit P. Franco, ein inniger Freund des Bischofs, mußte deshalb aus Florenz flüchtig werden.

Digitized by Google

ſichere Unterſtützung rechnen, und in der That ſcheinen ſich einige reiche Pfründner in Valſugana dieſe Mahnung ſo warm ans Herz gelegt zu haben, daß es die Italiener bei ihrem Einrücken für angezeigt hielten, ſie abzufaſſen und nach Padua zu ſchicken. Andere, die ein gleiches Schickſal befürchteten, entzogen ſich ihm durch die Flucht. Die Jüngeren, die oft wider Willen dem Zwange des Cölibats verfielen, verwünſchten freilich Rom und ſeine Satelliten. Ja es fehlte auch nicht an ſolchen, die das Volk zum Danke für die Befreiung von der Fremdherrſchaft aufforderten und ſie mögen dabei wohl an die Abſchüttelung ihres eigenen Joches gedacht haben.

Doch laſſen wir dieſe vorbereitenden Schritte und gehen wir zu den Ereigniſſen ſelbſt über, bei denen die Landesvertheidigung mitwirkte. Nach dem Urtheile von Sachverſtändigen ließ ihre Einrichtung manche gründliche Verbeſſerung wünſchen, ſelbſtverſtändlich kann es aber nicht unſer Zweck ſein, näher darauf einzugehen. Doch glauben wir zur Klärung des Verhältniſſes des kaiſerlichen Militärs zu den Schützen hier ſchon im Allgemeinen bemerken zu müſſen, daß jenem der Löwenantheil des Kampfes zufiel, während dieſe nur zu ſeiner Unterſtützung dienten.

Die erſten Schüſſe und zwar von Seiten der Landesſchützen fielen am 23. Juni auf dem wormſer Joch; es waren nur einige Patrouillen der feindlichen Nationalgarde, die ihnen gegenüberſtanden und ſich bald auf Spondalunga zurückzogen. Aehnliche Vorpoſtengefechte hatten am 25. am Tonale und an der Grenze von Judicarien ſtatt, wo ſich eine Compagnie des Regimentes Kronprinz von Sachſen und die innsbrucker Schützencompagnie unter Graf Wickenburg mit 600 Mann regulärer Truppen und Freiſchaaren ſchlugen. Hauptmann Ruczizka verfolgte den anfangs geworfenen Feind zu hitzig und fiel nebſt 14 anderen ſeiner Compagnie und 3 Schützen, worauf der Rückzug nach dem befeſtigten Lardaro angetreten wurde. Garibaldi ſtand damals mit ſeinen Freiſchaaren noch am Gardaſee, wo der k. k. Corvettencapitain Manfroni ebenfalls am 23. Maderno beſchoß und am 27. die Bucht von Salo blockirte. Die öſtreichiſche Flotille war ſtärker als die italieniſche, die nur 5 Kanonenboote mit 15 Kanonen zählte, während jene aus 2 Transportſchiffen, 6 Kanonenbooten mit 30 Kanonen und 6 Kanonenſchaluppen mit je einer Kanone beſtand. Am 2. Juli trieb ſie bei Gargnano die italieniſchen Freiſchaaren zurück, verhinderte die Landung dreier feindlicher Kanonenboote und vereitelte das Durchbrechen der Blockade. Ein kühnes Wagniß war auch die Wegnahme des italieniſchen Raddampfers Benaco, den ſechs Mann auf einem öſtreichiſchen Boote, nachdem ſie die Seile, woran er befeſtigt war, abgeſchnitten, am 21. Juli unter dem Feuer zweier Kanonenboote aus der Rhede von Gargnano herausholten. Schließlich beſchoß noch die öſtreichiſche Flotille am 25. Juli im Vereine mit einer Batterie des Forts Nicolo die gegen Riva vordringenden Garibaldianer

Digitized by Google

aus drei Kanonenbooten und besetzte, nachdem sie diese wiederholt zurückgetrieben, Riva mit einer Abtheilung von Matrosen.

Garibaldi hatte nach dem vorerwähnten Gefechte am 25. Juni die Grenze von Judicarien überschritten und daselbst Storo, Bondone, Lodrone und Darzo besetzt, sich aber am 30. Juni wieder vom tiroler Boden zurückgezogen. Um den Feind herauszufordern und hierdurch seine Stärke zu erkunden, unternahmen sofort am 3. Juli zwei östreichische Halbbrigaden unter Mitwirkung der Studenten-, innsbrucker- und rattenberger Compagnie einen Streifzug gegen Rocca d'Anfo, wobei dem Jägerhauptmann Gredler mit drei Compagnien vom Kaiserjägerregimente die Aufgabe wurde, ihre Verbindung zu erhalten. Er brachte dem Feinde bei Monte Suello einen Verlust von 700 Mann bei und Garibaldi selbst erhielt eine Wunde am Schenkel, die ihm durch mehre Wochen eine Sänfte nöthig machte. Die Oestreicher zogen sich aber, nachdem sie gewahr geworden, daß ihnen bei 7000 Mann gegenüberstanden, wieder über die Grenze zurück. Bald nachher drang der Feind von neuem vor, was die beiden kleinen Gefechte bei Lodrone vom 7. und 10., woran auch die Rattenberger Antheil nahmen, nicht zu verhindern vermochten. Ihr Erfolg beschränkte sich auf 13 Gefangene, worunter auch eine Dame. Erst am 16., nachdem Garibaldi schon mit mehren Regimentern im Chiesethal vorgerückt, fand bei Cimego wieder ein namhafter Angriff der Oestreicher statt. Die Garibaldianer kämpften längs der schnurgetaden Landstraße in ausgedehnten Marschcolonnen ohne Flankenbedeckung und büßten diesen Fehler ihrer Aufstellung mit einem Verluste von zwei Compagnien, die in der Chiese ertranken, 200 Gefangenen und einem eiligen Rückzug. Hätten die Oestreicher noch eine Stunde auf die Ankunft ihrer zweiten Abtheilung gewartet, wäre auch Garibaldi mit seinem ganzen Stabe in ihre Hände gefallen.

Die Schlappe hatte keine weiteren Folgen, und da Garibaldis Heer auf 34,000 Mann angewachsen, konnte auch an eine größere Unternehmung gedacht werden. Es handelte sich über Riva und das Sarcathal nach Trient vorzugehen, das General Medici von Osten her angreifen sollte. Um die Oestreicher in Judicarien zu beschäftigen, sandte ihnen Garibaldi dahin eine Abtheilung seiner Truppen entgegen und drang mit seiner Hauptmacht von ungefähr 20,000 Mann ins Ledrothal. Erstere wurde am 18. Juli vom Generalmajor v. Kaim mit bedeutendem Verluste gegen Condino zurückgeworfen, letztere schloß das Fort Ampola ein, das sich ihr nach kurzem Widerstande ergeben mußte. Die blos 35 Mann starke Besatzung hatte umsonst um Hilfe gebeten, und die Eingeschlossenen verzweifelten um so mehr an ihrer Rettung, als die Geschütze wegen der schlechten Bauart der Schießscharten nicht einmal die feindliche Batterie auf dem gegenüberliegenden höheren Hügel bestreichen konnten. Die Ab-

Digitized by Google

sicht, die dem geänderten Kriegsplan des Feindes zu Grunde lag, war kaum zu verkennen; man beschloß daher einen Handstreich mit 4—5,000 Mann, da man auf eine fast fünfmal größere Macht Garibaldis gefaßt sein mußte. In der Nacht vom 20. Juli überstiegen zwei Halbbrigaden unter dem Obersten Montluisant und Major Graf Grüne nebst zwei Landesschützencompagnien den 6000 Fuß hohen Pichea, überfielen am 21. früh die Garibaldianer bei Locca, einem am Fuße jenes Berges und an der Mündung des Ledro- ins Conzeithal stoßenden Dörfchen, nahmen es im Sturm und vertrieben den Feind auch aus dem darunter gelegenen Bececa, wobei sie 1,200 Gefangene machten. Umsonst riefen die garibaldianischen Offiziere den fliehenden Regimentern zu: „Salvate almeno l'onore della camicia rossa!" Weder die Ehre noch Versprechungen konnten sie zum Stehen bringen. Nachdem die Oestreicher dem Feinde noch außerdem einen Verlust von 1000 Todten und 2000 Verwundeten beigebracht, traten sie um 3 Uhr Nachmittags den Rückzug an. Die Garibaldianer waren durch diesen Schlag so völlig entmuthigt, daß von ihren weiteren Kämpfen wenig mehr zu erwähnen kommt. Um ihr Vordringen gegen Riva zu verhindern, sprengten die Kaiserlichen, ohne auch nur einen Schuß zu thun, das oberhalb Sperone gelegene Fort, das zur Abhaltung der feindlichen Geschütze erbaut war, und zerstörten damit einen Theil der schönen Ponalstraße. Als nun die Garibaldianer auf der westlichen Seite über Campi und Deva bis an die Mauern von Riva zu herankamen, wurden sie auch von dort durch die Kanonen der östreichischen Flotille verjagt. Von Garibaldis Truppen standen am 3. August im Bezirke von Condino noch 9 Compagnien, er selbst erhielt am 10. in Bececa bei seiner Hauptmacht die Weisung, Tirol zu räumen und eröffnete sie seinen Offizieren mit den Worten: Con 1,000 uomini abbiamo preso la Sicilia, con 20,000 uomini abbiamo preso l'Italia centrale e meridionale, con 40,000 uomini non abbiamo preso che due montagne. Mi rincresce di dover ciò parteciparvi, ma speriamo a tempi migliori!"

Ueber das Mißlingen eines Heerzugs mit ungeübten Truppen, vor deren Kugeln man je näher um so sicherer ist, und einem Generalstabe, der nach dem Berichte der „Kölner Zeitung" auch nicht einen militärisch gebildeten Offizier zählt, kann man sich kaum verwundern. Was vermag die Zahl ohne Schule und Leitung? Auch der tiroler Landsturm scheiterte im Jahre 1809 an der Kriegskunst der Franzosen.

Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, auch noch die einzelnen Gefechte aufzuzählen, die am Stelvio, Tonale und in Vallarsa stattfanden und auch den Landesschützen manchen kleinen Erfolg eintrugen. Der Feind stand mit 6,000 Mann in Schio, anderen 5,000 in Thiene und 8,000 in Agordo, ohne einen Angriff zu versuchen, drang aber nur durch Valsugana ein, das wenig besetzt war. Die Italiener wollten eben noch zur rechten Zeit das trienter

Digitized by Google

Gebiet besetzen, um sich darauf beim Waffenstillstand und Frieden zu berufen. Wie eitel der Vorwand der „Opinione“ war, Cialdini habe nur wegen der Bedrohung von Primolano den Befehl ertheilt, in Tirol einzurücken, ergiebt sich aus der Anzahl der Truppen, womit Major Pichler die Grenze von Valsugana vertheidigte. Mitte Juli bestanden sie in zwei Compagnien des Regimentes Erzherzog Rainer, der landecker Schützencompagnie und einer halben Raketenbatterie, die später noch durch zwei Compagnien des Regiments Wimpfen vermehrt wurden. Mit solchen Kräften durfte Pichler wohl mit einigen Freischaren, aber nicht mit einem Corps regulärer Truppen anbinden, an deren Einfall jedoch, wie es scheint, im östreichischen Lager nach der Abtretung Venetiens an Frankreich gar nicht gedacht wurde.

Die Armeedivision, die Generallieutenant Medici am 22. Juli in den Kampf führte, zählte 14—15 000 Mann mit zwei Schwadronen Reiter und 18 Kanonen kleinen Kalibers. Man focht am ersten Tage von 5 Uhr früh bis 8 Uhr Abends, die Oestreicher wichen nicht eher, als bis ihre Stellung umgangen war. Auch die bei Le Tezze aufgestellten landecker Schützen, die ihr Kaplan Anton Schönherr „im Namen Jesu“ zum Ausharren anfeuerte, hielten sich wacker. In der Nacht zog sich Major Pichler auf Borgo und nach einstündigem blutigem Gefechte am folgenden Tage zuerst nach Levico und dann nach Pergine zurück, da er auch mit den eingetroffenen Verstärkungen den übermächtigen Feind nicht aufzuhalten vermochte. Diese bestanden nur in einer Division des Regiments Erzherzog Rainer, die noch am Kampfe in Borgo, und einem aus Verona herangezogenen Bataillon des Regimentes Baron Martini, das am Rückzugsgefechte bei Levico theilnahm. Ein zweites ebenfalls aus Verona angelangtes Bataillon des Regimentes Hartmann traf erst Nachts und Generalmajor v. Kaim mit einer vierpfündigen Batterie in den ersten Stunden des 24. Juli in Pergine ein. Man sagt, der Truppencommandant, Generalmajor Baron Kuhn, den die Nachricht des feindlichen Einbruchs im Badeort Cumano, unweit Stenico, fand, habe die Truppen in Judicarien nicht eilig genug zur Hilfe beordert; nach unserem Ermessen hätten sie jedenfalls erst in die Ereignisse vom 24. eingreifen können. Gewiß ist es aber, daß Kuhn schon bei seinem Eintreffen in Trient am 24. früh entschlossen war, diesen Platz aufzugeben. Selbst das Anlangen der beiden Halbbrigaden unter Baron Montluisant und Möraus hielt ihn nicht ab, in einem um 11 Uhr 40 Minuten Vormittags an den Statthalter abgegangenen Telegramm zu erklären: „Der gleichzeitig in Judicarien mit 40 000 Mann sich sammelnde Angriff Garibaldis, sowie die vom Feinde beabsichtigte Umgehung unserer linken Flanke durch das Cembrathal veranlassen mich zur Concentrirung meiner Truppen im Etschthale, um die Vertheidigung nach Deutschtirol verlegen zu können.“ Dagegen war nur zu bemerken, daß die Garibaldianer eben erst am 21. geschlagen und decimirt und weder zum Vorrücken ge-

Digitized by Google

rüstet, noch 40,000 Mann stark waren*), der Flankenangriff durch das Cembrathal aber noch in den Lüften schwebte. Baron Kuhn stand an der Spitze von wenigstens 10,000 Mann regulärer Truppen, die Landesschützen gar nicht mitgerechnet, und erklärte später im Tagesbefehl Nr. 42, daß seine Truppen durch einen gewaltigen Nachtmarsch „dem verrätherischen Feinde im Besitze Trients zuvorgekommen". Wenn schon der Rückzug, so mußten die Gründe desselben unter diesen Umständen noch mehr befremden. — In Trient war alles in höchster Aufregung. Hofrath Graf Hohenwart, der Polizeichef in Südtirol, die politische Prätur und das Kreisgericht flüchteten nach Bozen, wo schon ein paar Tage früher einige gutgesinnte Familien aus Valsugana durchgekommen, das Hauptquartier wurde rückwärts nach Lavis verlegt.

Es lag nun an General Medici, am 24. früh seinen Sieg weiter zu verfolgen, die fortwährend nachgerückten Verstärkungen mochten ihn jedoch über die Anzahl der ihm gegenüberstehenden Oestreicher irre geführt haben. Wie es scheint, dachte er nun durch eine Flankenbewegung ihre Kräfte zu theilen, indem er zwar nicht über Cembra, sondern über Calceranica und Val sorda zwei Bataillone nebst Artillerie gegen Matarello, eine Stunde unterhalb Trient, entsandte. Der Versuch mißlang jedoch gänzlich. In Val sorda wurden die Italiener von drei Compagnien Kaiserjäger unter Cramolini und zwei Compagnien Landesschützen mit lebhaftem Gewehrfeuer empfangen und auf Vigolo zurückgeworfen. Sie verloren hierbei 50 Gefangene, 80 Todte, mehre Verwundete und ihre Regimentsfahne, welche die Inschrift trug: Brigata Sicilia, 61 Regimento di Fanterio. Die erste Compagnie der innsbrucker Freiwilligen hatte die Verwundung ihres Hauptmanns Zimmeter zu beklagen, wodurch die „Tiroler Stimmen" einen ihrer herzhaftesten Correspondenten verloren.

Was mehr als eine gewonnene Schlacht half, war die mit der italienischen Armee geschlossene Waffenruhe, deren Nachricht am 24. Abends eintraf. Nur die Patrioten, die ihre Führer zu Präfecten, Appelpräsidenten und Generalprocuratoren ernannt wußten und das Feuerwerk zur Begrüßung der welschen Brüder schon bereit hielten, hingen die Köpfe. General Kuhn schwang die Zuchtruthe. Als er am 25. zurückkehrte und die Waffenruhe von Medici noch nicht anerkannt war, erließ er eine Kundmachung, worin er zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung alles Geläute verbot und die Beleuchtung aller ersten Stockwerke bei einbrechender Dämmerung anordnete. Ein anderer Mauteraufschlag gestattete den Aus- und Eintritt nur an fünf Punkten der Stadt mit Legitimationsscheinen. Zugleich wurden an allen Ausgängen Barrikaden errichtet, die Fenster an der Piazza d'armi zu Schießscharten vermauert und die Zwischen-

*) Nach einem Berichte aus Trient in Nr. 199 des „Tiroler Boten" betrug der Verlust der Garibaldianer in Tirol nach der Angabe ihrer eigenen Offiziere 10,000 Mann, wovon 3,000 todt, 5,000 verwundet und 2,000 gefangen.

Digitized by Google

wände der Häuser behufs der Verbindung im Innern durchbrochen. Der Schrecken, der sich durch diese Maßregeln der Bewohner bemächtigte, war so groß, daß einige selbst an ihrer Gesundheit Schaden litten. Eine Deputation mit dem Bischof und Bürgermeister an der Spitze begab sich zum General, versicherte ihm ihre Ergebenheit und bat ihn, die Gräuel eines Straßenkampfes und feindlicher Beschießung von der getreuen Stadt abzuwenden. Der General wies sie mit dem Bemerken ab, daß es die Trienter gewesen, die den Feind herbeigewünscht, nun müsse er ihn gebührend empfangen. Sie möchten, meinte er, zu General Medici gehen und ihn bitten, ihnen zu Liebe nicht nach Trient zu kommen. Daran dachte aber dieser wohl selbst nicht mehr; denn von seinen Freunden in Pergine dazu aufgefordert, sagte er ablehnend: „Ich gehe nicht nach Trient ein Glas trinken." Am 25. Abends bestätigte ein italienischer Parlamentär den Abschluß der Waffenruhe, und ehe deren Frist am 2. August ablief, wurde sie um 8 Tage verlängert. Die Oestreicher zogen mittlerweile noch eine ganze Brigade von der Donau an sich und sammelten am Isonzo bedeutende Streitkräfte. Da von Paris für die Annexion des trienter Gebiets keine Unterstützung zu hoffen war, meldete am 10. Abends ein Telegramm, der Feind habe sich verpflichtet, am 11. um 4 Uhr früh Tirol zu räumen. Er erfüllte dies so pünktlich, daß zur bestimmten Stunde kein italienischer Soldat mehr auf tirolischem Boden stand. Der abgeschlossene vierwöchentliche Waffenstillstand wurde erst ein paar Tage später verkündet.

Damit war aber den Leuten, die sich gegen die Italiener so gründlich erbittert, ein schlechtes Genüge geschehen. Krieg, Krieg und wieder Krieg lautete die Devise der sanftmüthigen Geistlichen, wiewohl ihnen davor selbst ein wenig graute. Als man nach dem Eintritt der ersten Waffenruhe so ziemlich fest das Ende der Feindseligkeiten voraussagen konnte, das Landesvertheidigungsobercommando aber für alle Fälle gleichwohl den Landsturm aufbot, ließen sie, damit nicht zufrieden, durch die etschländer Gemeinden folgendes Telegramm im „Tiroler Boten" verkünden: „Liebe Nordtiroler! Wir deutsche Südtiroler sind in Gefahr! Wir bitten euch, kommt uns zur Hilfe und rückt schnellstens an unsere Grenze." Man traut seinen Augen kaum, wenn man bedenkt, daß den rechtgläubigen Tirolern gegen die gottlosen Garibaldianer der Beistand des Himmels nicht fehlen konnte. Was man von diesen hörte, war haarsträubend. Gleich bei ihrem ersten Einfalle hatten sie in Darzo die Betstühle aus der Kirche herausgeworfen, um einen Tanz aufzuführen, wobei einer von ihnen die Orgel spielte. In Condino wandelten sechs derselben gleich nach ihrer Ankunft während der Mittagsstunden nackt durch die Straßen und die Geistlichen mußten an Sonntagen die Predigt einstellen, weil ein paar Freigeister dazwischen riefen: „Non è vero niente!" oder den Redner mit Einwendungen unterbrachen. Ein anderes Mal stellten sich einige vor den Beichtstuhl hin und liefen lachend

Digitized by Google

davon, wenn sich der Geistliche anschickte sie beichtzuhören. Andere zogen in Locca einem Christusbilde das rothe Hemd an, schmückten es mit der Feldbinde und setzten ihm ein paar Hörner auf. In Lodrone mußte der Curat an der Spitze der Truppen marschiren, um sich den feindlichen Kugeln auszusetzen, und dem Pfarrer von Pieve di Ledro wurde ein Revolver auf die Brust gesetzt, damit er eine Ergebenheitsadresse an Victor Emanuel unterschreibe. Wenn man auch diesen von Geistlichen berichteten und mit ähnlichen andrer Kriege wetteifernden Vorfällen Glauben beimißt, standen sie doch vereinzelt, sonst würde man das Bild gewiß etwas allgemeiner gehalten haben. Allein mit solchen kleinen Scandalen war dem Volk viel leichter beizukommen und die Braun- und Schwarzröcke verfehlten dann auch nicht, sie noch besser auszumalen und aus Eigenem zu vermehren, wie uns Ohrenzeugen bestätigten. Leider war der Tag der Rache für diesmal noch nicht gekommen. Als der Landsturm am 24. Juli zum ersten Male aufgerufen wurde, erhielt er sogleich Gegenbefehl, und als er vor Ablauf der ersten wie der zweiten Waffenruhe auf die ihm angewiesenen Stellen rückte, flogen noch kurz vor der letzten Stunde Boten und Telegramme nach allen Seiten, die ihn nach Hause schickten. Den Rosenkranz in der einen Hand, den Stutzen in der andern waren die wackern Bursche viele Meilen weit gewandert, hatten fleißig Messe gehört beim Schmettern der Kriegsmusik, aber kein Feind ließ sich sehen, keine Büchse knallte. Das war doch eine schwere Geduldprobe. In Anbetracht ihrer und als Sporn für die Zukunft bereitete man den Heimkehrenden allenthalben einen mehr oder weniger feierlichen Empfang, namentlich in Bozen, wo der Obercommandant der Landesvertheidigung Feldmarschallieutenant Graf Castiglione vor die in dreifacher Reihe aufgestellte Sturmmannschaft hintrat und sie mit folgenden Worten ansprach: „Dreimal rief ich euch, treue und biedere Männer, unter die Waffen, und jedesmal eiltet ihr, 35,000 Mann stark, an die euch zugewiesenen Stellen. Freudig verließet ihr Haus und Hof, Weib und Kind, die eurer Arbeit bedürftigen Felder, und strömtet von Berg und Thal herbei, um dem vermessenen Feinde zu zeigen, daß keine Wandelung der Zeit den Muth, die Treue und die Anhänglichkeit des Tirolervolks an das allerdurchlauchtigste Herrscherhaus zu mindern vermochte. — Ich danke euch im Namen unsres allergnädigsten Kaisers und Herrn."

Die Militärs und Beamten suchten überhaupt die ganze Erhebung in diesem Sinne zu deuten, obschon sie nur zu gut wußten, wer ihre Träger, und deren Hilfe selbst nicht verschmähten. Was sie auf eigene Faust thaten, ergab sich fast durchweg als Uebermaß des Eifers. Dahin zählen wir namentlich die Anwerbung von Freiwilligen, die neben der Bildung neuer Scharfschützencompagnien an verschiedenen Orten Deutschtirols und Vorarlbergs sehr eifrig betrieben wurde, nachdem der Kaiser am 17. Juli wegen der Verstärkung der

Digitized by Google

Nordarmee zu doppelt kräftiger Vertheidigung des Landes ermahnt hatte. Die Angeworbenen erhielten, wenn sie schon früher als Unteroffiziere oder Gemeine Militärdienste geleistet, 40 oder 35 Gulden, sonst aber 25 Gulden Handgeld, wodurch sich dann eine wahre Musterkarte flotter Gesellen zusammenfand, meist wälsche Arbeiter, die durch die Einstellung der Brennerbahn brodlos geworden, auch ehemalige päpstliche und mexikanische Söldner und selbst abgehärtete Kostgänger von Arresten. Das Resultat konnten nur jene als befriedigend ansehen, die Schützen um jeden Preis wollten und die dadurch erwachsenen Kosten gar nicht in Anschlag brachten. Noch größere Verdienste sammelten sich die Retter der Ehre Wälschtirols. Die verrätherischen Signori, welche die Ankunft des Generals Medici mit unsäglichem Jubel gefeiert, sollten beschämt werden durch die allgemeine Stimme des Volkes. Schon bei der Erstürmung Borgos gab es Bauern, die sich nur Stutzen erbaten, um mit den Kaiserlichen zu kämpfen, über viele andere nicht minder offenbare Kundgebungen von Patriotismus hielt die Polizei in Trient Vormerkung. Man wußte dies in Wien so darzustellen, als ob sich durch ganz Wälschtirol nur ein Schrei der Entrüstung erhoben über den verwegenen Feind, als ob alle, mit Ausnahme der Signori, nur der eine Wunsch beseelte, ihn mit bewaffneter Hand aus dem Lande zu jagen. Eine allerhöchste Entschließung vom 6. August ermächtigte sohin den Generalmajor Baron Kuhn, auch in Wälschtirol die Landesvertheidigung zu organisiren und schon am 10. desselben Monats erging dessen Aufruf an die Südtiroler. Er gemahnte sie ihrer alten Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und forderte sie auf, sich um die siegreichen Fahnen Oestreichs zu schaaren und ihren stillen Thälern die Segnungen des Friedens für immer zu erkämpfen. Eine angehängte Kundmachung des k. k. Hofraths Graf Hohenwart enthielt auch die nähern Bestimmungen über ihre Aufstellung. Alle Einwohner vom 18. bis zu 50 Jahren wurden aufgerufen sich bei ihrer Prätur zu melden, um das kurz nachher auf 2,200 Mann festgesetzte Contingent von Landesschützen zu stellen, das nicht überschritten werden durfte. Für den Fall eines Abgangs sollten zur Ergänzung die Militärpflichtigen nach den vorhandenen Listen einstehen. Alle ohne Unterschied erhielten ein Handgeld von 12 Gulden, und zwar die Hälfte davon zur Beischaffung von Kleidung und Schuhen; sie durften aber nicht gleich den deutschtiroliſchen Landesschützen ihre Offiziere selbst wähleu, sondern erhielten sie von der k. k. Armee. Zur Deckung der Kosten dieser Werbung überbrachte ein geheimer Bote 8.000 Stück Napoleond'or nach Trient, als Sammelplätze waren die Orte Predazzo, Cles, Stenico und Volano bestimmt, nur für den Bezirk Trient fand man keinen nöthig. Trotz des verschwenderischen Lobes über die alte Anhänglichkeit der Wälschtiroler hegte man also doch einigen Zweifel an ihrem guten Willen, wiewohl ohne Grund, da das Handgeld, so klein es war, sie doch in Menge zur Kasse lockte. Fast noch mißtrauischer als die etwaige

Digitized by Google

Einziehung der Militärpflichtigen klang die Aufstellung kaiserlicher Offiziere zur Leitung, grade als ob man das Corps sonst nicht zusammenhalten könnte. Wenn so große Vorsicht noth that, ließ der Patriotismus manches zu wünschen übrig. Auch konnte man angesichts der Adressen, welche Victor Emanuel von den Vorstehern und Räthen mancher Gemeinden überbracht wurden, und stürmisch den Anschluß Wälschtirols an Italien forderten, eine Unterdrückung des wahren Volkswillens nur durch die überwiegende Menge andrer nachweisen, die sich für Oestreich erklärten. Beispiele sind verführerisch, und so wurde denn bald nach dem Abzug der feindlichen Dränger eine Aufforderung an alle Gemeindevorsteher in Umlauf gesetzt, „sofort die Gemeindevertretungen einzuberufen und auf Grund ihres Beschlusses eine Adresse an Se. k. k. Majestät abzufassen, in welcher die Gemeinde im Namen aller ihrer Glieder den Wunsch ausspricht, mit Oestreich vereinigt zu bleiben, ohne sich auf irgendwelche Bemerkungen einzulassen". Es verstehe sich von selbst, hieß es dann weiter, „daß diese Adresse als von der Gemeindevertretung freiwillig und nicht zufolge höherer Einflüsterung verfaßt figuriren muß". Wir wissen zwar nicht, wie viele solcher Adressen an den k. k. Hofrath Graf Hohenwart, der sie überliefern sollte, gelangten, ihr Zudrang scheint aber nicht befriedigt zu haben, da ein officiöser Correspondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" trotz der bestimmtesten Ableugnung einer diesfälligen Anregung aus Wien auch ihre fernere Annahme zusichern zu können meinte.

Wir wollen hierbei nicht verschweigen, daß beim Einzug der Oestreicher eine übergroße Menge Menschen, in Pergine bei 20,000, herbeiströmte, um sie wie im Triumphe zu empfangen. Generalmajor Kuhn wurde fast erdrückt von den schlichten Leuten, die sich drängten, ihm die Hände zu küssen, er konnte die Freudenthränen nicht unterdrücken. In Levico, das für sehr garibaldianisch galt, schmückten sich die Bauern mit grünen Zweigen, von den Fenstern flaggte die tiroler Fahne, das Volk schrie: Evviva l'Austria, evviva l'Imperatore! Auch die Bauernhäuser auf der Straße nach Borgo prangten in festlichem Schwarzgelb und in Borgo selbst entkleidete die Menge die östreichischen Fahnen ihrer Hüllen und schmückte sie mit Kränzen. Man muß aber auch erfahren, wie die Bewohner des Valsugano von den italienischen Truppen behandelt wurden. Das Vieh nahmen sie ihnen von der Weide, selbst die noch unreife Frucht vom Acker, die erzwungenen Lieferungen bezahlten sie mit italienischem Papiergeld und in den letzten Tagen gar nicht. Gleichwohl möchten wir es bei der Beweglichkeit des wälschen Blutes und der Stammverwandtschaft mit den südlichen Nachbarn sehr bezweifeln, daß sie diesen bei einem neuen Einfall als erbitterte Feinde gegenüberstehen. Was Generalmajor Kuhn beim feierlichen Empfange in Pergine den Abgeordneten des Marktes sagte, dürfte auf viele passen: „Sie haben, grade so wie heute mich, früher den General Medici

Digitized by Google

begrüßt, und würden ihn, wenn er morgen käme, abermals so empfangen." Der ländliche Ball, der am selben Abend dem General Kuhn gegeben wurde, war nur ein schwacher Abglanz des prachtvollen Festes, womit kurz vorher die Anwesenheit des Prinzen Amadeus gefeiert wurde.

Italien steht am Vorabend eines nothgedrungenen Friedens, Garibaldis Freischaaren sind entlassen, die Armee Victor Emanuels wird um die Hälfte vermindert. Bleibt das „Trentino", bleibt Wälschtirol für Oestreich gesichert? Wir glauben es nicht. Seine Vereinigung mit Italien ist nur aufgeschoben. Nach dem Princip der Nationalität und dem Zeugniß seiner Signori ist es durch und durch italienisch, und was auf die Stimme des armen tributpflichtigen Volkes zu halten, erfahren wir täglich. Oestreich könnte in dieser, wie in fast allen brennenden Fragen nur dann auf Erfolg hoffen, wenn es aufrichtig und ohne Hintergedanken die Bahn der Freiheit einschlüge; seine Feinde wären dadurch entwaffnet. Daran ist aber unter den jetzigen Umständen gar nicht zu denken. Tirol muß Tirol bleiben, das Goldland der Pfaffen, und wenn es einmal um seine reichere südliche Hälfte kommt, so ist das, wie manches andere, ihr Werk.

Missionsbericht aus Assyrien.

Aus dem Neusyrischen übersetzt von Th. Nöldeke.

1.

Im 3. Bande Nr. 7 der in Urmia erscheinenden Zeitschrift „die Lichtstrahlen", über welche ich vor Kurzem in diesen Blättern einige Notizen gegeben habe, steht ein Bericht zweier von den amerikanischen Missionären abgesandten syrischen Geistlichen über ihre Reisen und ihre Thätigkeit unter den Brüdern auf türkischem Gebiet, namentlich in Botan, dem Lande nordwestlich von Mosul, wo sich das kurdische Hochgebirge zum obern Tigris herabsenkt. Diesen Bericht geben wir im Folgenden in wörtlicher Uebersetzung wieder.

Natürlich haben diese eingebornen Missionäre keine weitere Bildung als die, welche sie von ihren Lehrmeistern erhalten haben; ihr ganzer Standpunkt ist einseitig und dazu sind sie eben nicht besonders gewandt im Erzählen. Dennoch bietet der Bericht manches Interessante dar, namentlich über die religiösen Zustände der Christen in jenen Gegenden. So wohlwollend die Missionäre von mancher Seite her aufgenommen werden, so heftige Anfeindungen erleiden sie nicht blos von den im Westen ziemlich zahlreichen Landsleuten, die in das Netz der römischen Kirche gegangen sind, sondern noch mehr von einigen conservativen Nestorianern selbst. Daß Letztere von ihrem Standpunkt aus nicht

Digitized by Google

so sehr im Unrecht sind, wie die Berichterstatter meinen, wäre nicht ganz schwer zu beweisen; doch unterliegt es keinem Zweifel, daß sie eben keinen hohen Standpunkt einnehmen, und daß das altmorgenländische Wesen mit seinem Hängen an Aeußerlichkeiten — hier dreht sich der Streit namentlich um das Fasten — für Naturen, die ein wahrhaft religiöses Bedürfniß empfinden, keinen Vergleich aushalten kann mit dem Christenthum der Amerikaner und ihrer Zöglinge trotz seiner unläugbaren Schwächen.

Großer Erfolge können sich unsre Erzähler freilich nicht rühmen, obgleich sie ihre Aufgabe allem Anschein nach in Anbetracht der Landes- und sonstigen Verhältnisse recht geschickt angreifen. Ohne Zweifel haben einheimische Geistliche, die ausdrücklich die höchsten Autoritäten der alten Kirche anerkennen und sich leicht bis zu einem gewissen Grade den Anschauungen ihrer Zuhörer accommodiren, bessere Aussichten des Gelingens, als ganz fremde Missionäre.

Die Sprache, in welcher unsere Missionäre mit den Bewohnern der westlichen Gegenden verkehrten, war wohl hauptsächlich die diesseits und jenseits der kurdischen Berge allgemein verbreitete türkische. Zwar ist die eigentliche Muttersprache aller dieser Nestorianer ein syrischer Dialekt, aber nach bestimmten Angaben in der genannten Zeitschrift ist das Syrische in Botan so verschieden von dem in Urmia, daß ein gegenseitiges Verständniß in der Muttersprache nicht möglich ist. Mit etwas gelehrteren Geistlichen konnte man in der altsyrischen Schriftsprache verkehren.

Die Reise durch wilde Gebirge und von Räubern arg heimgesuchte Gegenden war natürlich nicht ohne Gefahr; doch scheint die Furchtsamkeit der Berichterstatter noch größer gewesen zu sein als diese. Nur die Nestorianer der innern Hochgebirge hegen eben einen tapfern, selbstbewußten Geist, während die in den Ebenen unter persischem oder türkischem Druck seit langer Zeit Niedergebeugten ganz den demüthigen, ängstlichen Sinn der Rajas zeigen.

Der Bericht ist jedenfalls nach und nach geschrieben. Am deutlichsten erhellt dies aus der Stelle, nach der die Briefe aus Mosul noch nicht angekommen sind, während nachher deren Ankunft und noch bedeutend spätere Ereignisse erzählt werden. Ob der Bericht blos von einem der Beiden (Murad Chan) abgefaßt ist, oder ob sein Gefährte auch Theil daran hat, ist nicht zu sehen.

Das Geographische anlangend, so wird sich der Leser nach den Hauptpunkten leicht im Allgemeinen orientiren. Die Reise geht von Urmia am Ufer des danach benannten Sees im westlichen Adherbaidschan (Nordmedien) mitten ins Kurdengebirge hinein nach Kutschanis, dem Sitz des Patriarchen der Nestorianer, und von hier über Dschulamerg, den Hauptort dieser Gegend, zunächst am Ufer des wilden Bergstroms Zab her über Amedia und Alkosch nach Mosul, gegenüber dem alten Ninive; von hier aus geht es nördlich nach Gezira (Dschezirat Ibn Omar) im Tigris und weiter in das nahgelegne höhere Land.

Digitized by Google

Die genannten Orte, sowie noch mehre andre wird man auf jeder genaueren Karte finden. Doch muß ich gestehen, daß ich einige im Bericht vorkommende Dörfer weder auf Kieperts Karte des osmanischen Reichs noch auf sonstigen mir zu Gebote stehenden Karten gefunden habe. Besonders bedaure ich, daß ich nicht eine der Zwischenstationen zwischen Urmia und Kutschanis (von denen Mamekan öfter in der Zeitschrift erwähnt wird) nachweisen kann, da uns hier nicht einmal die sehr genaue Chanykof-Kiepertsche Karte von Adherbaidschan hilft, obgleich doch wohl die beiden ersten Stationen noch innerhalb dieses Landes fallen. Für einen Theil der Reisen bietet die Karte zu Layards „Ninive und seine Ueberreste" einige Daten. Wir ergreifen diese Gelegenheit, um die Schilderungen Layards über die Christen der Gebirge und der Gegend von Mosul bestens zu empfehlen.

In der Schreibart der Ortsnamen habe ich mich aus guten Gründen fast überall eng an die Aussprache des Syrers gehalten, auch wo in europäischen Werken eine andere Schreibweise vorlag. Leider ist aber der Gebrauch der Vocalzeichen aus mehren Ursachen im Neusyrischen so unbestimmt nicht nur in Bezug auf Qualität, sondern auch auf Quantität, daß meine Umschreibung immer nur als eine ungefähre Wiedergabe der syrischen Aussprache gelten kann. Nur selten konnten wir eine Controle vermittelst einer bekannten arabischen Schreibart ausüben. Was die Consonanten anbetrifft, so spreche man z immer als weichen Zischlaut (wie im Französischen), s als harten, w fast vocalisch (wie im Englischen).

Bei einer Sprache, von der es kein Wörterbuch und nur eine unvollkommene Grammatik giebt, wird es einem Uebersetzer schwer, kleine Fehler zu vermeiden. Doch hoffe ich, daß solche wenigstens nicht zahlreich sein werden. Einzelne Wörter, deren Bedeutung ich nicht sicher ermitteln konnte, habe ich durch Fragezeichen angedeutet.

Zu manchem Punkt wären wohl noch weitere sachliche Ausführungen erwünscht; doch da ich zunächst weiter nichts beabsichtigte, als einen Text zugänglich zu machen, der in einer nur äußerst wenigen europäischen Gelehrten verständlichen Sprache geschrieben ist, so muß ich es dem, der sich für den Inhalt interessirt, überlassen, sich die weiteren Informationen selbst zu verschaffen.

Th. Nöldeke.

Reise der Prediger, Diaconus Murad Chan und Diaconus Musche (Moses), nach dem Lande Botan.

Dienstag den 10. October (1851) verließen wir Urmia und gingen nach Tschiniza; da predigten wir am Abend.

Digitized by Google

Mittwoch verließen wir Tschiniza und begaben uns nach dem Gebiet Bradus nach Gangatschin ins Haus Mariwas; auch da predigten wir.

Donnerstag begaben wir uns nach Kala demiru ins Haus Bados und predigten auch da; man hörte sehr schön zu.

Freitag gingen wir von dort nach Mamekan ins Haus des Diakonus Tammu, wo wir drei Tage blieben; wir warteten nämlich auf den Herrn Doctor (der Mission), der von Kutschanis kommen sollte.

Mittwoch (sic) verließen wir Mamekan und begaben uns nach Schewawuta ins Haus des Reis (Ortsvorsteher) Kanun, der uns mit großer Freude empfing. Man brachte uns ein Evangelienbuch. Abends predigten wir vor ungefähr dreißig Menschen.

Donnerstag gingen wir von dort nach Kutschanis, wo wir im Hause des (Patriarchen) Mar Schimon sehr freundlich aufgenommen wurden. Wir hatten Audienz bei ihm, küßten ihm die Hand und gaben ihm die Briefe (der Missionäre). Er ließ uns Platz nehmen, trat ans Fenster, las die Briefe, gab uns jedoch keine Antwort. Am Sonnabend sagten wir dem Dencha, er möchte doch den Patriarchen bitten, uns einen Brief zu geben. Er hatte dies nämlich versprochen. Am Montag hatten wir wieder Audienz und redeten mit ihm folgendermaßen: „Wir sind an Dich gesandt, daß Du uns einen (Empfehlungs-) Brief gebest, damit wir ins Land Botan zum Predigen gehen können." „An wen," erwiederte er, „soll ich Euch einen Brief geben? Ich habe die Leute in Botan nie gesehen." Als wir sagten, wir wüßten die Namen der Ortsvorsteher, sprach er: es geht nicht an!" Die Priester Kammu, Huria und Abdelahad disputirten mit uns über die Lehren von dem Kreuz, dem Abendmahl und der Taufe; wir erwiederten ihnen sanftmüthig. Der Patriarch betheiligte sich nicht dabei, seine einzigen Worten waren: „alle Sahebs*) sind gute Leute."

Wir erhoben uns, baten um Urlaub und küßten ihm die Hand. Am Freitag war ein Erdbeben in Kutschanis, welches das Haus des Patriarchen erschütterte.

Am Montag verließen wir Kutschanis. Als wir an den Berg Bar Tschella kamen, war er mit Schnee bedeckt, so daß wir nur mit vieler Mühe hinauf kamen. Dann kamen wir nach Dschulamerg. Jetzt überfiel uns ein Regenwetter; außer uns beiden bestand die Gesellschaft noch aus einem Mann aus (dem District) Tiari und zweien aus (dem District) Baz. Wir waren am Rande des Zab, als die Sonne unterging. Die Leute aus Baz trennten sich von uns, wir aber gingen am Rande des Zab fort in Finsterniß, Dunkel und fürchterlichem Regen. Zu beiden Seiten des Zab sind hohe Berge, der Weg ist in

*) Saheb, „Herr", werden im Orient gern die Europäer genannt; bei diesen Syrern sind es immer die amerikanischen Missionäre.

Digitized by Google

den Fels gebauen. Wenn ein Pferd ausglitt, so flog Feuer aus seinen Hufen. Laut rauschte der Fluß, heftig schlug der Regen nieder, kurz es war eine unbeschreibliche Noth. Wir ritten immer längst des Zab, bis ein Theil der Nacht vorüber war. Uns war sehr bange. Wir sahen ein Feuer wie einen Stern in einer Schlucht (?) von Tiari leuchten. Als wir an die Stelle kamen, wo der Fluß des (Ortes) Tal in den Zab hinabstürzt, blieben wir stehen: auch das Feuer verschwand uns da aus den Augen. Als wir nun nach dem Gipfel eines hohen Felsens sahen, erblickten wir ein Licht wie Mondschein (?). Wir stiegen sogleich am Rand des Flusses hinauf und sahen da in einer Höhle ungefähr fünfzehn Leute, welche ein Feuer angezündet hatten. Nothgedrungen*) gingen wir zu ihnen, und da waren es Leute aus (den christlichen Districten) Tiari und Diz. Als wir auf ihre Frage, „woher kommt Ihr?“ erwiederten, „vom Hause des Patriarchen“, standen sie rasch auf, kamen auf uns zu und trockneten unsere Kleider. So kamen wir zu Ruhe. Wir glaubten, daß der Herr dies Feuer für uns eingerichtet hätte und dankten ihm sehr. Hier predigten wir nun den Leuten von Christus, der um der Sünder willen vom Himmel herabgekommen, und sangen ihnen geistliche Lieder vor. Sie dankten uns schön dafür. Wir aber wunderten uns gar sehr über die Macht des Herrn, der uns in dieser Nacht der Noth in einer Felsenspalte eine Gesellschaft gegeben hatte. Er tilgte auch unsre ganze Müdigkeit: die ganze Nacht ließen wir unser Feuer nicht ausgehen.

Dienstag verließen wir die Höhle und kamen nach Tal ins Haus des Malek (Häuptlings) Raschu. In der Nacht blieben wir in einem Pavillon (?). Wir predigten ihnen von der Buße.

Mittwoch verließen wir Tal und erstiegen den Berg Bet Selibe. Mit vieler Mühe kamen wir nach (dem District) Techoma, nach Gundechta. Als wir an die Kirche kamen, sahen wir da den trunksüchtigen Priester Oschana (Hosianna) mit rothen Augen. Wir grüßten ihn, aber da ward er zornig und sprach: „ich will mit Euch und Euren Engländern nichts zu thun haben, denn ich habe um Euretwillen viel Tadel auszustehen; ich will Euch nicht einmal beherbergen.“ So machte er großen Lärm über uns. Wir kehrten darauf beim Diaconus Asaddu ein, der uns sehr gastfreundlich behandelte. Er hatte noch einen alten, liebevollen Vater.

Donnerstag verließen wir, vom Diaconus Asaddu begleitet, Techoma und kamen nach Bia ins Haus des Sahda. Am Abend predigten wir über den Apostel Jacobus. Sie freuten sich sehr über die Worte Gottes. Sahda sagte: „in meinem ganzen Leben habe ich jetzt erst zweimal eine Predigt gehört.“

Nachdem wir Freitag Bia verlassen, erblickten wir eine Karavane von ungefähr 40 Leuten aus Techoma. Einer von uns trat nun vor sie hin und

*) Es war zu fürchten, daß es räuberische Kurden wären.

Digitized by Google

einer mitten unter sie, und so predigten wir ihnen etwa eine halbe Stunde. Gegen Abend kamen wir nach Amedia. Wir kehrten in einem Haus ein und sahen da viele Leute aus Tal. Am Abend zogen wir ein neues Testament heraus, um zu predigen. Sogleich erhoben sie sich, küßten uns, und als wir predigten, gefiel das ihnen gar wohl.

Am Sonnabend stiegen wir auf die Feste von Amedia. Unser Pferd war sehr hungrig und hatte wunde Füße. Wir gaben 5 Schahis (etwas über 2 Silbergroschen) für Hafer und fütterten damit das Pferd. Ein Viertel Hafer d. i. nach unserer Rechnung 2 Haftas*), kostete 6 Schahis (2¾ Sgr.), ein Viertel Weizen 8 Schahis (nicht ganz 4 Sgr.). Da wir sahen, wie theuer es hier war, blieben wir selbst lieber hungrig. Brod konnten wir nicht kaufen, weil keins da war. Nachts blieben wir mit drei Leuten aus Techoma in einer Herberge. Am Abend predigten wir. Als wir am Sonntag Morgen aufstanden, waren unsere Gefährten aus Mosul grade im Begriff abzureisen. Wir gingen auf den Markt, konnten aber kein Brod kaufen. Ein Kaufmann aus Mosul kaufte für uns mit Mühe ungefähr 1½ Hafta für 15 Schahis (7 Sgr.). Ein Geruch von Hunger kam von Amedia her!

Wir verließen den Ort und gingen bis an eine Höhle, wo wir übernachteten. Am Montag verließen wir die Höhle. Unterwegs kauften wir einen Sack Stroh für 4 Schahis. Wir gelangten an eine Herberge am Wege und ließen uns hier nebst vier Leuten aus Alkosch nieder. Da uns diese berichteten, daß der Ort sehr gefährlich sei, so hielten wir die ganze Nacht hindurch ein Feuer in Brand. Unsere Gefährten schliefen, während ich mit einem Kaufmann Wache hielt. Um Mitternacht traten fünf (kurdische) Räuber mit Flinten, Schwertern und Schilden ins Haus und schauten wie Besessene hierhin und dahin. Beim Schein des Feuers erkannte mein Gefährte, der Kaufmann, einen von ihnen und begrüßte ihn als Bekannter. Auch die andern wurden dadurch verwirrt und waren nicht im Stande, uns auszuplündern. Auf ihre Frage nach dem Inhalt unsrer Ladung sagte der Kaufmann: „blos Briefe und Brod sind drin." Mit den zu dem Kaufmann gerichteten Worten: „Du hast uns einen großen Schaden zugefügt!**)" entfernten sie sich darauf.

Dienstag verließen wir die Herberge und kamen nach Alkosch ins Haus des papistischen Priesters Jonan (Jonas); dieser gab uns aber kein Quartier. Da sagte uns jemand: „wenn Ihr zum Kloster Rabban Hormizd geht, so wird man Euch da sehr gut halten." So machten wir uns denn wieder auf und stiegen auf hohen Stufen nach dem Kloster empor, wo uns die Mönche, in der Meinung, wir seien Papisten***), sehr freudig aufnahmen.

*) Ich kann leider aus Mangel an den nöthigen Hilfsmitteln die Größe dieser Maße nicht angeben.

**) Weil wir dich als einen Bekannten nicht ausplündern dürfen.

***) Eine Meinung, die sie nach dem Folgenden nicht gestört zu haben scheinen.

Digitized by Google

Wir gingen zum Gebet mit ihnen. Als nun die andern Mönche hinausgegangen waren und wir mit dem Mönch Michael zurückblieben, baten wir ihn, uns alle (sehenswerthen) Stellen zu zeigen, da wir von fern hergekommen wären. Da steckte er ein Licht an und zeigte uns einige Stellen. Da wir uns wunderten, fragte er, ob wir noch mehr sehen wollten. Wir bejahten es, und nun zeigte er uns das Grab des heiligen Hormizd und den Ring, den er um seinen Kopf zu binden pflegte. Wir glaubten das jedoch im Herzen nicht.

Mittwoch verließen wir das Kloster in Gesellschaft von zwei fränkischen Patres, die erst vor kurzem aus ihrer Heimath gekommen waren und eine Ladung Wein nach Mosul brachten. Der Weg bis Mosul war wegen der Araber sehr gefährlich. Als wir an die Brücke von Mosul kamen, hielten uns die Römer*) zurück, damit wir Quarantäne hielten. Die Patres logen ihnen auf die Frage, woher sie kämen, vor, sie kämen aus dem Stadtgebiet von Mosul, und wurden infolge ihrer Lügen eingelassen, während wir, die wir auf ihre Frage nicht logen, in das Quarantänehaus geführt wurden. Fünf Tage hielten wir Quarantäne, und man nahm uns dafür 8 Sahibkiran 8 Schahi (etwa 2½ Thlr.) ab. Da der Quarantäneaufseher, ein Osmanly, hörte, daß wir lesen könnten, so beschied er uns eines Tages zu sich und fragte mit unsern Büchern in der Hand: „ist dies das Evangelium?“ Auf unsere bejahende Antwort sagte er: „lest mir vor; ich möchte doch sehen, wie das ist“. Wir lasen ihm einige passende Stellen vor und sangen ihm auch einige geistige Lieder vor. Er fand viel Gefallen daran und sagte, den andern Tag wollte er uns aus der Quarantäne freilassen. Am andern Tag, Sonntag Morgen, wurden wir denn auch frei und begaben uns ins Haus des Mr. Williams.**)

Am Mittwoch gingen wir zum Consul,***) damit er uns einen Brief für das Land Botan gäbe. Er öffnete einen Kasten (?) und zeigte uns Schriften. Wir lasen laut zusammen, worüber er sich sehr freute. Dann gab er uns einen Brief und sprach: „meine Kinder, ihr sollt mit mehr Menschen zusammen reisen, denn der Weg ist wegen der Araber sehr gefährlich; darum bleibt in Tel Kef, bis eine Karawane zusammen ist und dann geht.“

Denselben Tag um Mittag verließen wir Mosul. Unterwegs trafen wir einen Reiter mit einer Lanze, der seinen Kopf und sein Gesicht (nach Beduinenart) umwickelt hatte. Ich sagte zu Musche: „paß auf! dieser Mensch ist sehr böse“. Er entfernte sich dann ein wenig von uns und zog sich vom Wege in die Wüste zurück; auf einem unebnen Terrain verloren wir ihn aus den Augen. Als wir oberhalb einer Vertiefung ankamen, in die wir hinabgehen sollten, sahen wir zur Rechten und erblickten einen Kopf in einem niedrigen Terrain,

*) Die Bewohner des romäischen Landes (Rum), d. h. die Türken.
**) Wohl ein Missionär.
***) Dem bekannten Mr. Rassam.

Digitized by Google

der wie ein Vogel nach der Vertiefung hin kam. Wir erkannten, daß es jener Mensch war, darum gingen wir in die Vertiefung hinab und eilten sehr rasch. Als wir beinahe schon aus jener heraus waren, näherten wir uns zwei Leuten aus Mosul. Da sahen wir, daß der Reiter oberhalb der Vertiefung hervorkam, aber als er sah, daß wir aus seinem Bereich entronnen waren, ärgerlich seiner Wege ging. Wir wunderten uns über die große Macht Gottes und dankten ihm gar sehr, daß er uns aus so vielen Nöthen errettet hatte. In Tel Kef kehrten wir beim Diaconus Habbe ein.

Am Freitag verließen wir Tel Kef in Begleitung eines Lastthiervermiethers (?) und gingen nach Maelthaje ins Haus des papistischen Priesters Paulos. Da kamen zu uns die Papisten, Diaconus Ischak und Reis Choschib von Marge. Der erstere fragte uns: „seid ihr Amerikaner?“ Wir sagten: „nein, wir sind Christen“. „Wir auch“, sagte er. Da sprachen wir: „wenn es der Herr Priester erlaubt, wollen wir ihm auf das von Dir Gesagte antworten.“ Als der Priester nun seine Erlaubniß gab, so erklärten wir: „Ihr gehorcht dem Papst mehr als Christo.“ Wir redeten noch weiter über den Papst; er konnte nichts erwiedern. Dann redete er über die Maria, daß sie die Mutter Gottes und die Retterin sei, und über die Ohrenbeichte. Wir brachten Beweise aus der heiligen Schrift vor, ungefähr eine Stunde lang: alle seine Worte wurden widerlegt. Da schämte er sich sehr, aber Reis Choschib sagte: „wahrlich, so ists, wie diese Männer sagen; wir sind im Irrthum; alle ihre Worte sind wahr.“ Der Priester aber sagte nichts; wir merkten, daß er der Lehre der heil. Schrift nicht kundig war.

Literatur.

Friedrich Rückerts Leben und Dichtungen von Dr. C. Beyer. Koburg, Sendelbach. 1866.

Als eins der ersten literarischen Denkmäler für den jüngst hingegangenen letzten Helden der poetischen Zeit unsres Jahrhunderts begrüßen wir das kleine Buch mit Wärme. Es versucht Rückerts Dichtungen unter dem bei jedem wahren Poeten einzig zutreffenden Gesichtspunkte der Selbstbekenntnisse des Menschen aufzufassen und so der Theilnahme des deutschen Volkes zu vermitteln. Wie es der hingebenden Pietät des Verfassers, obenein bei örtlicher Nachbarschaft, nicht schwer gewesen sein kann, seine Notizen über des Dichters Lebensgang durch mündliche Traditionen zu bereichern, so sichert ihm die anerkennenswerthe Popularität in Sprache und Erzählung, mit welcher er seine Aufgabe löst, den Antheil des großen Kreises von Haus und Schule, für den er schreibt. Verständige Oekonomie in Auswahl und Einordnung der Lesefrüchte aus den lyrischen und didaktischen, sowie in den prosaischen Resumés der epischen Schriften giebt der Schilderung trotz ihrer Mittelgattung zwischen Biographie und Anthologie anmuthende und harmonische Haltung.

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eine Wallfahrt nach Jerusalem.

Bilder ohne Heiligenscheine

von

Moritz Busch.

2. verbesserte Ausgabe. 2 Bände. Preis 2½ Thlr.

Inhalt: Bilder ohne Heiligenscheine. — Meerfahrt. Korfu. Syra. Erinnerungen an Griechenland. — Smyrna. Alexandrien. Die Chalifenstadt am Nil. — Ein Derwischkloster und ein Methodisten-Campmeeting. — Traumleben am Nil. Eine Nacht unter den Pyramiden. — Von Alexandrien nach Jaffa. Der Ritt nach Jerusalem. — Das preußische Hospiz. Die Stadt und ihre Alterthümer. — Sitten und Zustände Jerusalems. Die Religionsparteien. Die fränkische Gesellschaft. — Der Jordan. Das Todte Meer. Kloster Mar Saba. Bethlehem — Der Einzug des Großfürsten Constantin. Im Haram Esch Scherif. — Von Jerusalem nach Nablus. Türkisches Regiment. Die Samariter. — Die Ebene Esdrelom. Nazareth. Auf dem Karmel. Drei Tage in Phönicien. — Jerusalem in der Zeit Jesu. —

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Roderich Benedix,

Bilder aus dem Schauspielerleben.

2 Bände. Preis 1 Thaler.

Amelie Bölte,

Erzählungen einer Deutschen in London.

Preis 15 Ngr.

Bei **F. W. Grunow** in Leipzig erschien neu und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Meißner, Alfr., Novellen 2. Ausgabe. 2 Bände. 2 Thlr.

Mund, E. D., Erlebnisse eines Arztes. 2 Abtheilungen à 2 Bände. 4 Thlr.

Wartenburg, K., Deutsche Opfer. 1¹/₆ Thlr.

Schirmer, A., Aus aller Herren Ländern. 3 Bände. 4 Thlr.

Herbert, Luc., Nikolaus und Metternich. I. Abtheilung. 2 Bände. 2²/₃ Thlr.

— — Leopold I., König der Belgier. 1¹/₃ Thlr.

— — Louis Napoleon. Volks-Auflage. 5 Bände. 4²/₃ Thlr.

Kalisch, A., Unter dem Storchnest. 3 Bde. 4 Thlr.

Stein, P., Aus Andalusien. 2 Bände. 2¹/₂ Thlr.

Mühlbach, Louise, Erzherzog Johann und seine Zeit. Volks-Ausg. 4 Abthlgn. 6 Thlr.

Ich erlaube mir hierdurch das gebildete Lesepublikum auf diese interessanten neuen Erscheinungen höflichst hinzuweisen.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Julian Schmidt, | Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod. 5. Aufl. I. II. Bd. 5 Thlr. 25 Ngr.

Das rühmlichst bekannte Werk ist in dieser neuen Auflage wiederum ganz durchgearbeitet und mit zahlreichen neuen Forschungen versehen. Es schließt sich unmittelbar des Verfassers „Geschichte des geistigen Lebens von Leibniz bis auf Lessing's Tod" an. Der 3. Band des Werkes wird schnell nachfolgen.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 43.

Ausgegeben am 19. Oktober 1866.

Inhalt:

Die Großmächte und Deutschland . . . . . Seite 121
F. Rückert als Gelehrter 129
Stimmungen in der Provinz Hannover 155

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Dietrich Reimer in Berlin.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Verlag von J. Guttentag in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vierte Auflage, in 12 Lieferungen à 5 Sgr., von:

G. E. Lessing.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Adolf Stahr.

Vermehrte und verbesserte Volks-Ausgabe.

2 Bände. 796 Seiten. Preis 2 Thlr. für beide Bände.

Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Die historischen Volkslieder der Deutschen

vom dreizehnten bis sechszehnten Jahrhundert.

Gesammelt und erläutert

von

R. von Liliencron.

Herausgegeben von der historischen Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften in München.

Erster und zweiter Band.

Lex. 8° à 40 Bogen. Geh. à 3 Thlr. 10 Ngr.

Die ganze Sammlung ist auf vier Bände berechnet, von denen jährlich Einer ausgegeben werden soll.

Verlag von I. Guttentag in Berlin.

Soeben erschien:

Schwabe, Dr. H., Die Förderung der Kunst-Industrie in England und der Stand dieser Frage in Deutschland. Für Staat und Industrie, Gemeinden, Schul- und Vereinswesen. Preis 1⅙ Thlr.

Früher erschien:

Bergius, C. J., Grundsätze der Finanzwissenschaft mit besonderer Beziehung auf den Preussischen Staat. 1865. Preis 2⅔ Thlr.

Bei **Georg Reimer** in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Hülferuf aus Sachsen.

Broch. 2½ Sgr.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. K. Brunnemann,

Geschichte der nordamerikanischen Literatur.

8°. brochirt. — 20 Ngr.

Dieses Werk ist keineswegs eine trockene Aufzählung dessen, was Amerika auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat, sondern es entrollt in lebendiger Darstellung vor dem Auge des Lesers ein treues Bild der allmähligen literarischen Entwicklung des grossen Landes jenseits des Oceans, und bietet so auch denen, die sich nicht gerade mit literar-historischen Studien befassen, eine angenehme und zu gleicher Zeit unterhaltende und belehrende Lectüre.

Bei **J. J. Grunow** in Leipzig ist soeben complet geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Staat

oder **die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit.**

Unentbehrliches populäres Handbuch und Rathgeber für alle Klassen und Berufsstände des deutschen Volkes. 8 Bde. Von Dr. E. H. Th. Huhn. Pr. 12 Thlr. 5¼ Ngr.

Band I. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. II. Volkswirthschaftslehre der Urproductionen. III. Volkswirthschaftslehre der Gewerbe und des Handels. IV. Finanzwissenschaft. V. Staatsrecht. VI. Völkerrecht. VII. Politik. VIII. Statistik. Das Werk kann auch nach und nach in Lieferungen à 7½ Ngr. bezogen werden; jeder Band wird auch einzeln abgelassen.

Digitized by Google

Die Großmächte und Deutschland.

Nach funfzig Friedensjahren entbrannte der deutsche Krieg. Niemand in Deutschland, der nicht über sechzig Jahr alt war, oder in der Fremde beobachtet hatte, wußte aus eigener Erfahrung von der Noth, Vergewaltigung und den Forderungen eines Krieges zu erzählen. Der rasche Verlauf, das schnelle Ende des Kampfes brachte Millionen nur unvollkommen ins Bewußtsein, welches die Consequenzen eines solchen Ausnahmezustandes in civilisirter Gesellschaft sind. In den einverleibten Landschaften und in den Staaten, die vorläufig sich selbst überlassen wurden, beginnt das Leben wieder im gewohnten Gleise zu laufen, hier und da sucht man leichtherzig und gedankenlos das Ungeheure zu vergessen, oder findet sich gleichgiltig in das Unabänderliche, und es sieht an manchen Stellen aus, wie an jenem Orte Kurhessens, wo der Ortsdiener ausschellte: „Beim Bürgermeister ist eine königliche Bekanntmachung angeschlagen, wer die lesen will, kann hingehen, und vom 3. October sind wir preußisch.“ Auch in solchen Kreisen, welche den verhängnißvollen Ernst ihrer politischen Lage besser erkennen sollten, sucht man die Eindrücke der letzten Monate als etwas Ungemüthliches abzuschütteln und möchte in der alten behaglichen oder sentimentalen Staatenlosigkeit fortvegetiren. In Sachsen hat es große Aufregung verursacht, als General v. Tümpling den Befehl erließ, Offiziere und Mannschaften der sächsischen Armee, welche sich in Sachsen ohne preußischen Erlaubnißschein aufhielten, zu arretiren. Beurlaubte sächsische Offiziere faßten das als eine unerträgliche Beleidigung und verließen zürnend wieder die Heimath. Doch was war dieser Befehl anders als eine von den kriegsrechtlichen Folgen des Kampfes? Noch war, als die Drohung erlassen wurde, weder ein Waffenstillstand noch ein Vertrag mit Sachsen geschlossen, und die sächsische Armee im Kriegsstand zu den Occupationstruppen. Der preußische General hatte doch nur eine selbstverständliche militärische Pflicht erfüllt und es ist lehrreich, daß

Digitized by Google

Vielen noch alles Verständniß fehlt, wie diese Maßregel nur ein Symptom des Krankheitszustandes ist, in welchem sich das Land Sachsen befindet. Wenn in der zweiten Kammer Würtembergs eine große Majorität ihrem alten Parteizorn noch heut nicht entsagt hat, ernsthaft darüber eifert, ob sich der Schwabe an den neuen Bundesstaat anschließen soll oder nicht und zu dem Beschluß kommt, man möge dies unterlassen und sich mit den süddeutschen Nachbarn allein einrichten, so ist auch diese Debatte und ihr Resultat Symptom einer politischen Naivetät, welche der Besorgniß Raum giebt, daß unsern Freunden in Schwaben im günstigen Falle einmal dasselbe Schicksal über den Hals kommen werde, welches der hessische Ortsdiener ausgeschellt hat. Denn in Wahrheit ist den Schwaben längst die Möglichkeit genommen zu wählen, ob sie zu dem deutschen Bunde treten wollen oder nicht. Ihr Zollverein mit halbjähriger Kündigung, ihre eingeschlossene Lage und ihre politische und militärische Desorganisation, die sie selbst nicht gründlich bessern können, zwingen, sich wahllos dem Bunde anzuschließen; und nicht sie, sondern Preußen hat die Bedingungen zu formuliren, unter denen es ihren Einschluß zum Nutzen Deutschlands will. Noch immer bildet man sich in Süddeutschland ein, Preußen habe keine dringendere Aufgabe, als sich um ihre Sympathien zu bewerben. Mögen sie sich jetzt des Glaubens freuen, es sei wieder alles wie zuvor, etwa mit der angenehmen Aenderung, daß die Südstaaten jetzt gänzlich unabhängig sind, keine Bundespflicht zu erfüllen haben und im Vollgenuß der Freiheit dahinleben können. Die Erkenntniß wird nicht ausbleiben, und die jetzt in Bayern, Würtemberg, Baden keine liebere Unterhaltung haben, als die Tyrannei des norddeutschen Bundes und Preußens hervorzuheben, sie werden in ihrer Isolirung schneller, als wenn sie jetzt einverleibt wären, fühlen, daß sie schon seit funfzig Jahren nur Preußen zweiter Classe, nur socii, nicht cives romani gewesen sind, und daß sie grade dieser halben und ungesunden Lage, die ihnen so lieb geworden, ihre gegenwärtige politische Unklarheit beizumessen haben.

Besser als viele Deutsche im Lande wissen die Landsleute in der Fremde den Werth der preußischen Erfolge zu schätzen. Aus England, Frankreich, den Vereinigten Staaten, aus Südamerika, selbst aus Australien kommen Freudenrufe und Glückwünsche. Viele der Männer, welche jetzt dort so patriotisch warm empfinden, sind als verbitterte Leute ausgewandert, in ihrem Herzen Abneigung gegen das alte Preußen. Aber ihr Leben in großen Staatsverhältnissen hat ihnen den Werth eines Großstaats und die idealen Empfindungen, welche er seinen Bürgern mittheilt, so werthvoll gemacht, daß ihnen Augen und Herz geöffnet sind für die Bedeutung eines Preußens, welches sich seiner Kraft bewußt wurde.

Auch von den fremden Nationen wird die Bedeutung der preußischen

Digitized by Google

Erfolge völliger gewürdigt, als in manchen Landschaften der Heimath. Die politischen Machtverhältnisse Europas sind dadurch plötzlich geändert, nach vielen Jahrhunderten der Ohnmacht vermag die deutsche Nation wieder ein Herrenwort in Europa mitzusprechen, an die Stelle des deutschen Bundes, den seine verfassungsmäßige Passivität allen Gegnern deutscher Kraft werth machte, ist die Politik eines aufstrebenden Staates getreten, der unter allen Großmächten Europas die günstigste Finanzlage und ein Heer hat, dessen Organisation jetzt beneidet und wie zu Friedrich des Zweiten Zeiten um die Wette nachgeahmt wird. Wichtiger noch als die politische Wiederbelebung Italiens ist die von Deutschland geworden; unser Volk ist zur Zeit kriegerischer, die continentale Lage in der Mitte Europas zwingt den neuen Staat, Mitspieler zu werden bei jedem Streit der Großmächte. Seine geographischen Verhältnisse machen ihn zu dem gefährlichsten Gegner Rußlands und Frankreichs, und deshalb zum werthvollsten Verbündeten, seine Culturinteressen endlich verknüpfen ihn so innig mit den höchstcultivirten Ländern Europas, daß die Zunahme seiner innern Kraft eine Stärkung für alle andern geworden ist. Denn die Zeit schwindet, wo ein Volksthum die Ausbeutung seines schwachen Nachbars sich für den besten Vortheil hielt.

Es ist natürlich, daß dieser Fortschritt Europas am schnellsten und willigsten da erkannt wird, wo die insulare Stellung festländische Allianzen nothwendig macht, in Italien und England. Wir haben in der letzten Zeit manchen plötzlichen Umschwung in der öffentlichen Meinung Englands erlebt, kaum einen größern als während der letzten Monate im Urtheil über Preußen. Es war zunächst der Erfolg im Kriege, der dies Wunder bewirkte; aber nicht er allein, auch die unbefangene Freude über jede tüchtige Kraftäußerung, welche den Engländern seit alter Zeit eigen ist, die lange zurückgedrängte Erinnerung an die enge Verwandtschaft mit Preußen, welche auf ähnlicher Bildung und im protestantischen Gewissen ruht; endlich die politische Erwägung, daß jetzt unter den Großmächten Europas ein neues Gewicht gegen die Schwächen des französischen Wesens und seine alte Neigung zu Uebergriffen in die große Wagschale falle, auf welcher die Schicksale Europas gewogen werden. Gern vergessen wir, daß man in England zu sehr die gesunde Tüchtigkeit unserer Staatsgrundlagen verkannt hat über den Mängeln, welche noch aus der alten Zeit des tyrannischen Beamtenstaats bei uns zurückgeblieben sind. Die große Mehrzahl der englischen Blätter und Politiker hat dies gut gemacht, denn, was sie für uns hatten, war eine warme und herzliche Anerkennung.

Es wird erzählt, daß Kaiser Napoleon nach der unerhörten Cession Venetiens eine Conferenz von Marschällen und Generalen einberufen habe. Auf dem Tisch seines Cabinets lag eine Karte von Deutschland, der Kaiser frug die Ein-

Digitized by Google

getretenen, welche Zeit für Frankreich nöthig sei, um eine Armee von 300,000 Mann am Rhein aufzustellen. Die Antwort war: etwa zehn Wochen. Da sprach der Kaiser: dann ist die Sache entschieden, Frankreich hält Frieden. Und er bewies, auf den Lauf der deutschen Eisenbahnen deutend, in drei Wochen stehen 300,000 Preußen am Rhein, in zehn Wochen sind sie also in der Nähe von Paris. Ob diese Rücksicht wirklich den Kaiser bestimmt hat, seine Vermittlerrolle mit solcher Mäßigung durchzuführen, wissen wir nicht. Grade durch sie hat er für Oestreich mehr durchgesetzt als irgendeinem andern Sterblichen möglich gewesen wäre, er hat eine zweite Katastrophe vor Wien gehindert und aller Wahrscheinlichkeit nach den lothringischen Stolz vor einer zweiten Demüthigung bewahrt, die fürchterlicher gewesen wäre als die Tage von Skalitz und Königsgrätz. Er hat auch die definitive Regelung der deutschen Angelegenheiten durch seine Intervention aufgehalten, Sachsen und die Mainlinie als zwei gefährliche Fragezeichen in Deutschland stehn gelassen. Das fühlt man im Heere und Volke Preußens. Dennoch hat sein Verhalten in dieser Zeit den Eindruck persönlicher Würde und einer maßvollen Haltung gemacht. Es war sein eigenes Interesse, einen Krieg um Tod und Leben seiner Dynastie zu vermeiden, aber es war auch für Preußen eine große Sache, daß ein solcher Kampf in diesem Jahre erspart blieb. Und wir verstehen die schwierige Lage und die Pflichten eines Beherrschers der Franzosen zu würdigen. Jetzt hören wir, daß der Kaiser erkrankt ist und lesen, daß unfruchtbarer Scharfsinn in der Tagespresse bereits in eine unsichere Zukunft hinein combinirt. Wir Preußen begnügen uns, ein aufrichtiges und warmes Bedauern auszusprechen über die Erkrankung eines Fürsten, der den Deutschen vom Anfang seiner Regierung ein geschneidter und anerkennender Beurtheiler war, und der uns gegenüber, wie groß auch zuweilen die Versuchung zu Uebergriffen wurde, in bedrohlichen Jahren und in Zeiten unserer Schwäche stets eine besonnene und wohlgeneigte Haltung erwiesen hat. War er ein Gegner unserer Sache durch seine Pläne und Pflichten gegen Frankreich, so war er uns doch ein freundlicher Gegner, der in allen seinen officiellen Acten stets loyale Offenheit und noch etwas Anderes bewiesen hat, was der Preuße zuweilen ritterliche Artigkeit nennen durfte. Es ist billig, daß wir dem klugen Staatsmann in derselben Weise begegnen. Der Preuße darf dies aussprechen, ohne in Verdacht zu kommen, daß er eigennützig um die Freundschaft Frankreichs werbe. Wohl vermag Preußen ein guter Verbündeter Frankreichs zu sein, denn wir begehren keinen Fuß breit französischen Landes und wir sehen neidlos das Wachsthum seiner Macht am Mittelmeere und die großartige Entwickelung der französischen Production. Aber wenn wir Freunde sein sollen, so tragen wir uns nicht an, man muß uns suchen. Diese Zurückhaltung ist doppelt geboten nach dem Kriegstaumel, den die preußischen Erfolge

Digitized by Google

in Frankreich hervorgerufen haben. Wir vermögen freilich dem Kaiser auch nichts Lockendes zu bieten, denn Preußen würde einer Vergrößerung Frankreichs auf Kosten der Schweiz und Belgiens nicht zusehen können, ohne sein eigenes und das deutsche Interesse wahrzunehmen, wir können auch in einer Zukunft, die wir fern wünschen, seiner Dynastie keine Stütze gewähren, denn das vermag nur der gute Wille Frankreichs, und es ist zur Zeit ungewiß, ob dem Kaiser ein enges Bündniß mit Preußen als günstig für die Befestigung seines Hauses in Frankreich erscheinen wird. Aber wir sind Frankreich gegenüber immer in der glücklichen Lage, daß wir gute und zuverlässige Nachbarn sein können, und daß aus dem friedlichen Wettstreit der beiden großen Culturvölker Centraleuropas sich allmälig eine große Gemeinsamkeit der Interessen entwickeln mag. Nur eins fordern wir von Frankreich, daß es sich gewöhne, alles deutsche Gebiet, was außerhalb Oestreich liegt, als ein Volk und ein Land zu betrachten, und daß es nicht durch den Eifer einzelner schwäbischer und ultramontaner Fanatiker bestimmt werde, in Begünstigung der separatistischen Wünsche weiter zu gehen, als der Kaiser bisher gethan hat. Nicht allen Deutschen ist vergönnt gewesen, bei dem Kampfe dieses Jahres auf der rechten Seite zu stehen, und der Aerger über das Unerwartete verwirrt noch vielen das Urtheil; auch fehlt es unter uns nicht an Fürsten und Parteiführern, deren Verblendung so bösartig ist, daß sie jetzt lieber französisch als mit Preußen deutsch sein wollen. Aber wenn es ein Mittel giebt, Preußens Politik und sein Heer höchst populär und dem gesammten deutschen Volke werth zu machen, so wäre es trotz allem Aerger in Frankfurt und Schwaben grade ein Krieg mit Frankreich. Wir haben immer für einen Beweis von erleuchtetem Urtheil gehalten, daß Kaiser Napoleon in dieser Rücksicht den Charakter des deutschen Volkes mit seinen Tugenden und Schwächen richtig gefaßt hat.

Ueber der Temperatur preußischer Beziehungen zu Rußland liegt ein gewisses Geheimniß. Rußland war seit Friedrich Wilhelm dem Dritten ein verwöhnter Nachbar. In langen Jahren eines friedlichen Stilllebens galt Kaiser Nikolaus in der preußischen Armee für den großen Herrn, an dessen Lob und Auszeichnungen fast mehr gelegen war als an der Zufriedenheit des eigenen Kriegsfürsten. Zwar Friedrich Wilhelm der Vierte ließ sich so leicht keine Gelegenheit entgehen, in seiner geistreichen Weise einen persönlichen Gegensatz zu dem Formalismus des Zaaren hervorzuheben, aber der Glaube an die russische Uebermacht blieb bis zum Krimkriege in Heer und Diplomatie. Zwischen König Wilhelm und dem Kaiser Alexander besteht noch eine persönliche Freundschaft, und unter den russischen Generalen, welche in den Grenzländern auch die Civilverwaltung leiten, lebt bis zu diesem Jahre der alte Hochmuth, welcher dienstliche Gefälligkeiten preußischer Behörden als etwas Selbstverständliches betrachtete und den

Digitized by Google

preußischen Staat für eine Dependenz Rußlands anzusehen geneigt war. Darüber hat das preußische Ministerium des Auswärtigen noch in der letzten polnischen Insurrection Erfahrungen gemacht. — Aber nicht nur Preußen empfand den Druck einer herrischen und unfreundlichen Nachbarschaft, sorglich hat Rußland die Verbindung mit deutschen Fürstenhäusern ausgebeutet, mit Ausnahme der Wittelsbacher, Albertiner und Welfen ist jedes größere Fürstenhaus Deutschlands eng mit dem russischen Kaiserhause verschwägert, durch hundert Jahre war es russische Politik, die Gemahlinnen aus den erlauchten Familien Deutschlands zu wählen, und jüngere Prinzen dieser Häuser an den Hof und in das Heer zu ziehen. Es ist deshalb bedeutsam, daß in dem Jahre der böhmischen Schlachten nicht eine deutsche, sondern eine dänische Fürstentochter, freilich auch sie aus deutschem Blut, nach Rußland geworben wurde. Auch hier ist die üble alte Zeit der gemüthlichen Beziehungen und Familieninteressen überwunden. Grollend sehen die Vertreter der russischen Politik sich bei uns die große Umwälzung vollziehen. Und man würde mehr als warnende Privatbriefe und diplomatische Aperçus zu beantworten haben, wenn nicht der große Staat des Ostens unter Kaiser Alexander dem Zweiten durch eine große sociale Reform im Innern in Anspruch genommen wäre und außerdem durch eine Ausbreitung der Herrschaft in Asien, die an Großartigkeit kaum von den Erwerbungen übertroffen wird, welche England seit hundert Jahren gemacht hat. Der größte Welttheil wird allmälig unter zwei europäische Mächte getheilt, deren Fortschritte unaufhaltsam sind, weil sie mit einer gewissen Naturnothwendigkeit vor sich gehen. Wie weit die Ausbreitung der Grenzen über Mongolen, Chinesen und asiatische Kaukasier eine wirkliche Stärkung der russischen Macht fördere, ist eine Frage der Zukunft, für unsere Zeit ist erkennbar, daß dadurch das letzte Schicksal des türkischen Reiches beschleunigt wird.

Es ist der dringende Wunsch Frankreichs und des Tory-Ministeriums in England, die Krisis, welche am Bosporus bevorsteht, hinauszuschieben. Aber wenn auch die türkischen Truppen durch Gewalt und Versprechungen mit den Kandioten fertig werden; es ist viel Blut geflossen, der Haß heiß entbrannt, die Begehrlichkeit der Griechen und Südslaven lange durch russische und französische Agenten genährt und in ihren Aeußerungen unberechenbar; ein Gemetzel, die türkische Finanzwirthschaft, ein Aufstand in Konstantinopel können jeder Zeit zu einer Entscheidung nöthigen. Wir haben darum keine Sicherheit, daß der Zeitraum der großen industriellen Weltausstellung in Paris friedlich verläuft.

Der funfzehnte December naht, er soll die französische Besatzung aus Rom entfernen und dem Mittelmeerstaat der Halbinsel Entscheidung über eine Frage bringen, welche seit Jahren die nationalen Leidenschaften aufgewühlt hat. Schon ruft die italienische Volkspartei, man müsse ein Ende machen, trotz

Digitized by Google

der kaiserlichen Zuaven, welche in päpstliche Uniformen gekleidet sind, und trotz der italienischen Regierung, welche im Einverständniß mit Frankreich über das Territorium des Kirchenstaats entscheiden möchte. Die Verhandlungen um Venetien haben gezeigt, daß die Minister Victor Emanuels über einem unsicher heißblütigen Volke stehen, dem seine nationalen Ansprüche weit mehr ins Bewußtsein gekommen sind als seine politischen Pflichten. Aber ob die Selbständigkeit Roms noch auf Monate hinaus conservirt werde, oder ob ein heftiger Volksact die weltliche Herrschaft des Papstes werfe, in beiden Fällen wird Italien in neue unabsehbare Verwickelungen verflochten. Im ersteren Falle wird das beginnende Einvernehmen mit Oestreich verdorben — was wir für kein Unglück halten — und die theure Freundschaft Frankreichs verloren; im anderen Falle aber wird dem italienischen Staat ein innerer Gegner geschaffen, der gefährlichste von allen, zur Zeit unbesiegbar. Denn was bedarf Italien vor allem, um groß und fest zu werden? Volkserziehung, Zucht der Beamten, Reform der Universitäten nach deutschem Muster, das Aufblühen einer freien Wissenschaft, welche Volkslehrer zieht. Hört die katholische Kirche auf, den Italienern eine feindselige, weltliche Macht zu sein, so gewinnt sie zuverlässig in Italien den größten Theil ihres verlorenen Einflusses auf die Herzen wieder, ihre Grundsätze bleiben, ihr System, wenig modificirt, muß in den Staat aufgenommen werden. Wie soll eine aufgeklärte Regierung das moralische Siechthum und die Herrschaft des pfäffischen Wesens bändigen, wenn dies unsichtbare Wesen erst aufgehört hat politisch gefährlich zu sein? Ist der Papst nur Gebieter der Seelen, so muß der Staat dem früheren gefährlichen Gegner Concessionen machen, weil ihn selbst nicht mehr die politische Leidenschaft des Volkes gegen die Kirche stützt. Wir begreifen nicht, wie man in Italien einem Concordat entgehen will, das der vornehme Schutzherr der Kirche, Oestreich, sich nicht fern zu halten vermochte. Und wenn erst Bettelmönche und Jesuiten als gute Italiener zum Volke predigen, dann wird nach menschlichem Ermessen unmöglich werden, Bürger, Soldaten und Beamte zu ziehen, wie sie der neue Staat nicht entbehren kann.

Und wieder, wenn die päpstliche Kirche in Italien unter die weltliche Herrschaft eines einzelnen Staates gestellt wird, wie soll die katholische Kirche in Frankreich und Deutschland päpstlich bleiben? Mit der Entscheidung über das Schicksal Roms wird die Kirchenfrage zu einer großen politischen Frage und alle Culturstaaten der Welt werden in die Lage kommen, darauf eine Antwort zu suchen.

So neigt sich dies Jahr, welches dem deutschen Staat die Grundlagen eines neuen Daseins gegeben hat, nicht Friede verheißend seinem Ende zu. In Oestreich mühen sich Regierung und Presse, den prager Frieden wie einen

Digitized by Google

Waffenstillstand zu behandeln, dem eine militärische Genugthuung folgen werde. Von derselben Hoffnung nähren sich alle übrigen Gegner Preußens. Preußen hat einen zweiten Kampf mit seinen Gegnern vom alten Bunde nicht zu scheuen, wenn diese Gegner ohne fremde Hilfe bleiben. Denn — Italien ausgenommen, dessen militärische Kraft noch unentwickelt ist — vermag jeder einzelne Großstaat des Continents den Krieg gegen einen Nachbar mit mehr oder weniger Gefährde, mit größerer oder geringerer Aussicht auf Erfolg, zu unternehmen. Für Preußen war der große Erfolg dieses Jahres, daß es grade so viel Zuwachs zu seiner Heeresmacht gewonnen hat, um jedem einzelnen Staat des Continents gewachsen zu sein, nicht nur durch eine größere Zahl von Streitern, auch durch gebessertes Terrain, Verbindungen, Hilfsquellen. Ja es ist nach dieser Richtung nicht mehr der relativ schwächste unter den vier continentalen Großstaaten. Aber ebenso klar ist, daß jede Vereinigung von je zwei Staaten gegen einen dritten die Existenz des dritten bedroht. Nicht jeden in gleicher Weise. Was will man Frankreich in Europa nehmen, außer etwa Nizza? Wie will man Rußland um Congreß-Polen verkleinern, ohne auch Preußen und Oestreich Schwierigkeiten zu bereiten? Nach dieser Richtung ist Preußen noch auf einige Jahre der am meisten gefährdete Staat, denn es ist auf allen Seiten mit Nachbarn umgeben, welche deutsche Provinzen für sich begehren.

In diesen Wochen steht jede Großmacht allein, keine in inniger Verbindung mit einer andern, jede beobachtend und mit vorsichtiger Schonung der Nachbarn sich den Weg zu künftigen Allianzen offen haltend. Aber aus dieser reservirten Stellung mag schon die nächste Folgezeit herausnöthigen und darum ist für den deutschen Königstaat genau das geboten, was jetzt zu Berlin am eifrigsten vorbereitet wird: die Einfügung der neuerworbenen Länder in das preußische Wehrsystem.

Digitized by Google

F. Rückert als Gelehrter.

Wenn schon der Dichter Friedrich Rückert dem größeren Publikum unbekannter geblieben ist und setzen wir gleich hinzu, bleiben mußte als manche andere Günstlinge der Zeit, so ist der Gelehrte Friedrich Rückert selbstverständlich noch weniger in das allgemeine Bewußtsein gedrungen. Es gehört ja mit zu den Eigenthümlichkeiten unseres deutschen geistigen Lebens, daß es bei aller seiner Breite und Tiefe einzelne seiner Hauptströmungen gleichsam durch undurchdringliche Dämme von einander geschieden fortbewegt. Wir sehen hierin keineswegs eine nothwendige Folge jener mit Recht gerühmten Eigenschaften, sondern einen Mangel, der einen viel tieferen und gefährlicheren Grund hat, als man gutmüthig und leichtsinnig genug gewöhnlich zu glauben geneigt war, bis diese unsere unmittelbare Gegenwart die Wahrheit so verhängnißvoll zu enthüllen begann. Denn ein gesunder nationaler Organismus hätte auch auf dem geistigen Gebiete eine solche Isolirung der Kräfte nicht geduldet, wie ja ein Blick auf andere bessere Zeiten und durchgebildetere Völker zeigt. In unserm speciellen Falle mochte man wohl zur Entschuldigung oder Erklärung anführen, daß das wissenschaftliche Feld, auf welchem sich die Thätigkeit des Gelehrten Friedrich Rückert bewegte, ein allzu fern abliegendes sei. Denn wer, außer einer ganz kleinen Anzahl von Fachgenossen, möge oder könne sich um die orientalistischen Studien bekümmern? Wenn nur diese Fachgenossen wußten, was sie von ihm zu halten hatten, so schien damit dem Interesse der Wissenschaft Genüge gethan. Daß umgekehrt auch sie wieder den Dichter mehr oder minder ignorirten, war nur die natürliche Folge derselben Ursache, hat aber, wie sich leicht nachweisen läßt, nicht wenig dazu beigetragen den Meister, der sich in seiner Totalität so wenig begriffen fühlte, immer mehr nach außen abzuschließen, allerdings ohne seiner productiven Potenz weder als Dichter noch als Forscher Eintrag zu thun. Aber er behielt die Früchte beider Felder mehr und mehr für sich, ohne irgendwie durch den Mangel an entgegenkommendem Verständniß sich gekränkt oder auch nur gereizt zu fühlen, wie es so manchen Andern mit geringeren Gaben und größeren Ansprüchen geschehen ist. Es bedurfte für ihn nicht des warnenden Beispiels eines August Wilhelm von Schlegel, der in ohnmächtiger Selbstgenügsamkeit schließlich zu einer komischen Figur herabsank und natürlich auch in seinen Productionen, sowohl im Gebiete der Poesie wie in dem der Wissenschaft weit hinter dem Ziele zurückblieb, und zwar je länger desto mehr, das er nach seiner Ausstattung hätte erreichen müssen. Friedrich Rückert folgte hier, wie überall, seinem eigenen Genius und dieser

Digitized by Google

führte ihn so sicher und mühelos, wie es nur den wenigen auserwählten Lieblingen des Schicksals vergönnt ist. Es wird sich auch wohl selten ein zweites Beispiel dafür finden, wie sein Nachlaß auf eine selbst die Nächststehenden und Vertrautesten überraschende Weise darthut.

Würden, wie zu hoffen steht, die sehr zerstreuten gedruckt erschienenen wissenschaftlichen Aufsätze und Abhandlungen Rückerts gesammelt, so würden sie trotzdem eine Anzahl von Bänden füllen. Einige davon sind von so bedeutendem Umfange, daß sie deshalb recht wohl für selbständige Bücher gelten könnten. Fast alle aber sind in die bescheidenste und bequemste Form gekleidet, in die von Recensionen. Da sich unwillkürlich nach dem bekannten Durchschnittswerth solcher Producte das Urtheil über ihren Gesammtwerth bildet, so ist es nicht zu verwundern, daß auch sie gleichsam nicht für voll gerechnet wurden und daß man von einem Friedrich Rückert noch etwas mehr als Recensionen erwartete, zumal da man wußte, daß er nicht blos eines, sondern mehre wissenschaftliche Themata auch zu äußerlich selbständiger Behandlung in Angriff genommen habe, z. B. eine Ausgabe, Uebersetzung und Erklärung des Schah-Nameh, eine zusammenfassende Darstellung des semitischen Sprachbaues — dem Stoffe nach etwas Aehnliches, wie Renans vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen — eine persische Grammatik, eine arabische und persische Metrik, außerdem auch noch eine Reihe kritischer Textesausgaben aus allen Zweigen der orientalischen Literaturen, sowie Commentare in selbständiger Bearbeitung, z. B. zu den Propheten des Alten Testamentes und den Psalmen.

All dies, was Rückert als Gelehrter geleistet hat oder leisten wollte, pflegt im Bausch und Bogen in das Specialgebiet der Orientalia gerechnet zu werden. Die Fachgenossen selbst, mit wenigen Ausnahmen, beurtheilten es von diesem an sich berechtigten aber auch ebenso beschränkten Gesichtspunkt und so weit unsere allgemeine Bildung überhaupt von wissenschaftlichen Leistungen Notiz zu nehmen gewöhnt ist, die nicht zu dem herkömmlichen Apparat des höheren Schulunterrichts in directer Beziehung stehen, galt ihr Rückert eben auch nur als ausgezeichneter Orientalist, weil ihn die nächsten Sachverständigen dafür hielten. Er selbst hat sich aber ein anderes und viel weiteres Ziel gesteckt und es bis zur letzten Stunde seines Lebens rastlos verfolgt. Es war die Sprache im weitesten Sinne des Wortes, deren wissenschaftlicher Erkenntniß seine gelehrte Thätigkeit gewidmet war, wie diese selbe wissenschaftliche Erkenntniß der Sprache ihm die gleichsam naturnothwendige Basis seiner Poesie von Anfang an gewesen und bis zuletzt geblieben ist. Daß die sogenannten orientalischen Sprachen sich nach außen hin und auch zeitweise in seinem eigenen inneren Leben und Schaffen einen bevorzugten Platz errangen, vertrug sich recht wohl mit jener Universalität seines Strebens. Denn es war natürlicherweise bedingt von Einflüssen, die bis zu einer gewissen Grenze vom Zufall, wenn man es

Digitized by Google

so nennen will, abhängig blieben. Die Entfaltung der Wissenschaft der Sprache knüpfte sich ja bekanntlich an das Studium der orientalischen Sprachen, besonders des Sanskrit. Jeder, der auch noch so selbständig seinem Genius folgend seinen Weg nach demselben Ziele mit vielen Andern macht, wird doch unwillkürlich von ihnen beeinflußt und in ihre Bahnen gezogen. Ist es eine originelle Natur, so bleibt sie freilich nicht für immer darin, und jeder Schritt, den sie auf gleichem Wege mit den Andern thut, ist ein Versuch, ihre eigene Bahn zu finden und sich von der Masse wenigstens durch das Tempo ihres Ganges zu emancipiren. So darf man wohl auch behaupten, daß Rückert durch äußere und insofern zufällige Anregung auf das Feld der orientalischen Studien gelockt wurde; Joseph von Hammer auf der einen Seite, Friedrich Schlegel auf der andern waren seine ersten Führer, der Eine in die bis dahin vorzugsweise orientalisch genannten Gebiete der arabischen und persischen Literatur, der Andre in das wenigstens für Deutschland und somit in gewissem Sinne für die Wissenschaft zuerst durch ihn nicht geöffnete aber mit brillantem Funkengesprühe von Ferne her beleuchtete Gebiet der indischen Studien.

Friedrich Schlegel und Hammer sind beide jetzt antiquirt in den Augen der Wissenschaft. Der Erste vielleicht mit Unrecht, weil er, auch wenn man das Strengwissenschaftliche oder vielmehr nach heutigem Begriffe nicht Strengwissenschaftliche in ihm abzieht, noch immer etwas übrig behält, was bleibenden Werth hat und wäre es auch nur die oft wirklich vollendete Form der Darstellung. Dadurch wird den von ihm originell gefundenen Gedanken, die ihrer Materie nach natürlich Gemeingut geworden sind, für ewig ihre wahre Originalität und zugleich ihre Lebensfähigkeit in gestalteter Form gesichert. Ueber Hammer dagegen mag die moderne Wissenschaft einen Strich ziehen oder ihn höchstens noch als einen ihrer untergeordneten Diener gelten lassen, die blos dazu geeignet sind, die Massen des Rohmaterials heranzuschleppen und allenfalls auch für die primitivsten Zwecke der Arbeit handlich zu machen. Aber in seiner Zeit und für den Kreis der Bildung, in welchen auch Rückert gleichsam hineingeboren war, muß auch seine Bedeutung sehr hoch angeschlagen werden. Jedermann weiß, was Goethe für seinen westöstlichen Divan Hammer nicht blos zu verdanken glaubte oder gar zu verdanken vorgab, sondern wirklich verdankte. Auf dem von ihm beherrschten oder wenigstens geschäftig begangenen Felde war er in Deutschland der Erste, der den Begriff des Studiums der orientalischen Sprachen von seiner traditionellen Beschränkung entkleidete und es gewissermaßen idealisirte. Bis dahin galt es entweder als eine curiose Liebhaberei, zu deren Befriedigung viel Zeit und Geld, namentlich sehr theure Bücher gehörten, oder als ein Mittel, um Dragoman bei der östreichischen Gesandtschaft in Konstantinopel zu werden, wie es Hammer selbst gewesen ist, oder als ein Vehikel für die Erklärung des Alten Testamentes. Durch Hammer

Digitized by Google

dämmerte die Ahnung auf, daß hier eine selbständige Welt von Geist und Schönheit beschlossen liege, deren Lösung eben das Ziel der orientalischen Gelehrsamkeit sei. Das Ziel dieser Studien war damit schon um vieles weiter gesteckt als bisher, und die Massenproduction — wissenschaftlich allerdings durchgängig leichte Waare —, mit welcher Hammer seine Lebensaufgabe durchzuführen suchte, die Fluth von Textesausgaben der hervorragendsten orientalischen Dichterwerke, von Uebersetzungen gleichfalls in poetischer Form — mochten sie ästhetisch und wissenschaftlich auch noch so mißlungen sein —, von literargeschichtlichen Darstellungen eines Geisteslebens, das für die deutsche Bildung der Zeit noch mit dem Schleier der Nacht bedeckt war, all dies imponirte und regte unendlich an, bis Goethes westöstlicher Divan zum ersten Male die zu voller Reife abgeklärte Herrlichkeit des orientalischen Geistes ganz und gar in den deutschen Geist aufnahm und aus ihm reproducirte.

Es läßt sich sehr leicht auch aus äußeren Zeugnissen gewöhnlicher Art nachweisen, wie diese Dreiheit von Anregungen, durch Friedrich Schlegel, durch Hammer und schließlich und entscheidend durch Goethe nicht etwa nur den Dichter Friedrich Rückert, sondern auch den Gelehrten für lange Zeit in die Bahn geführt hat, auf der er sich nach der gewöhnlichen Meinung immer d. h. seitdem überhaupt sein wissenschaftliches Thun sich bestimmt fixirt hatte und ausschließlich befunden haben soll. Jedenfalls war es nur eine Anregung von jenen zweien, die man mehr oder minder nach ihrer eigenen Meinung zu den Vertretern der Wissenschaft im Gegensatz zu dem Dichter Goethe stellen muß, was Rückert von ihnen erhielt, außerdem verdankt er ihnen nichts; er war vom ersten Moment, wo er als Schüler in diese Studienkreise eintrat, über seine Lehrer hinaus. Einmal, weil er einen Reichthum von wissenschaftlich durchgeschulter Arbeitskraft mit herüberbrachte, von der weder die geistreiche bequeme Art des Einen, noch die eilfertige und breitspurige Routine des Andern etwas besaß, dann aber, und dies war noch viel bedeutsamer, weil er in jedem Falle die Einheit seines Genius, sowohl wo er sich als Dichter, als da, wo er sich als Forscher oder Gelehrter bethätigte, nicht reflectirend, sondern instinctiv strenge festhielt. Beide Functionen seines einen Wesens waren nur die Aeußerungen derselben gemeinsamen Action des Geistes, nicht blos verschiedene Actionen eines und desselben Geistes, wie es der gewöhnlichen Anschauung zu erscheinen pflegt und wie es so oft und so schal als möglich bald dem Dichter Rückert, bald dem Gelehrten Rückert wenn auch nicht zum Vorwurf gemacht, doch absichtlich zur Beschränkung des Werthes des Einen oder des Andern zu benutzen versucht wurde. Wenn man die Totalität seines Wesens nach der vulgären Fiction in einen Dichter und einen Orientalisten spaltete, konnte nach dem gewöhnlichen Längenmaße des menschlichen Geistes, so zu sagen, natürlich weder für den Einen, noch für den Andern ein bedeutendes Quantum erübrigt

Digitized by Google

werden. Nur schade, daß dies Durchschnittslängenmaß eben nicht für ihn paßte und am allerwenigsten, wenn man es halbiren wollte.

Uebrigens hat er selbst in dem ersten Producte, was er in die Welt gedruckt hinausſandte, sein wissenschaftliches und zugleich sein Gesammtprogramm auf eine wunderbar klare Weise gegeben. Sein ganzes späteres Schaffen als Dichter und Gelehrter ist hier in den wesentlichen Grundzügen mit einer Art von Divination gezeichnet, die für den secirenden Verstand etwas Unbegreifliches enthält. Da es in einem Druckwerke geschehen ist, das nach der Bestimmung seiner ganzen Gattung ebenso rasch vergessen als gelesen, oder vielmehr von den Wenigsten, die überhaupt zu lesen pflegen, weder mit Augen gesehen, noch gelesen wurde, nämlich in einer akademischen Habilitationsschrift, so ist es begreiflich, daß auch diejenigen, die sich ernst und eindringlich mit dem Geiste Friedrich Rückerts befreundet haben, davon nichts zu wissen scheinen. „Dissertatio philologico-philosophica de idea philologiae, quam — und wie die andern solennen und verzopften Formeln heißen, die bei solchen Gelegenheiten angebracht werden müssen — publice defendet Fridericus Rückert. Jena, 30. März 1811.“ 86 Seiten auf sehr bescheiden graues Papier in sehr altmodischem hohem Octavformat gedruckt, macht schon das Aeußere dieses Werkchens auf den heutigen Leser einen eigenthümlichen Eindruck. So weit sich übrigens noch eine gewisse populäre Tradition aus jener Zeit bis auf unsere Tage in Jena und in den Theilen Deutschlands, die von den akademischen Einflüssen dieser damaligen Centraluniversität berührt wurden, erhalten und die gewaltigen Katastrophen der Weltgeschichte und des Universitätslebens während des letzten halben Jahrhunderts überdauert hat, verweilt diese oder verweilte bis zur jüngsten Zeit noch immer mit einer sichtbaren Vorliebe bei jener Habilitationsschrift und noch mehr bei den drastischen Vorgängen während der Habilitation selbst. Niemals vorher und niemals seitdem hat ein solcher Actus, dessen indifferente Nüchternheit sprichwörtlich geworden ist, die unmittelbaren Theilnehmer so tief erregt, wie die Vertheidigung dieser Abhandlung de idea philologiae. Der noch völlig namenlose, in Jena kaum persönlich bekannte junge Docent — er zählte am 30. März 1811 noch keine 23 Jahre — imponirte wahrscheinlich am meisten durch die Macht seines ganzen Wesens, das sich in einem unvergleichlich durchsichtigen Aeußern auch dem blödesten und kindischsten Sinne als etwas Einziges in seiner Art begreiflich machte. Daneben aber erregte auch die schon damals ungewöhnliche Gewandtheit in der äußeren Handhabung der lateinischen Sprache, ein stets schlagfertiger Witz und Humor, den man überall eher als auf diesem Katheder zu finden gewohnt war, den Enthusiasmus des studentischen Publikums, das in dem damaligen Jena aus der Elite von ganz Deutschland bestand. Eine Menge Anekdoten sind von der Sage zu den wirklichen, an sich schon pikanten Ereignissen dieses Wortgefechtes hinzugedichtet, die weit

Digitized by Google

und breit noch jetzt cursiren, wenn auch vorauszusehen ist, daß sie mit der Generation, die sie erzeugt hat, absterben werden. Der olympische Stolz eines Eichstädt — der große Eichstadius, der letzte wirklich „perfecte“ Lateiner, was die spätere Kritik nicht einmal einem Gottfried Hermann ganz und gar zugestehen wollte —, die vornehme Suffisance eines Gabler und mehrer anderer namenloser Heroen des akademischen Zopfes erlitten hier eine so eclatante Niederlage, daß sich die Freude der süßen akademischen Plebs und zugleich ihre Indignation über die geringschätzige und höhnische Vornehmthuerei, mit der jene illustres und spectabiles zuerst ihren Gegner niederzuschmettern gedachten, nicht anders Luft machen konnte, als in einer allgemeinen Vertilgung aller den Genannten zugehörigen Fensterscheiben nebst unzähligen obligaten Pereats und den obligaten Vivats für den jungen Helden. Es muß denn doch diesem sonst so kurzsichtigen Völkchen nachgerühmt werden, daß es zwar wenig Verstand, aber desto mehr Instinct hat. Wenn irgendeinmal, war er hier auf der rechten Spur. Der künftige Dichter der gebarnischten Sonette, der Uebersetzer der Makamen stellte freilich eine andere Art von Philologie dar, als man bis dahin in den Hörsälen von Jena zu tractiren gewöhnt war und wenn auch zehn gegen eins zu wetten ist, daß unter den hunderten von begeisterten Vivatrufern nicht einer auch nur die ersten Sätze der Dissertation in ihrer ganzen, man möchte sagen, grenzenlosen Perspective verstanden hat, so schadet das der Anerkennung, die man ihrem gesunden Sinne zollen muß, nicht im Geringsten. Ein Franz Passow, damals Lehrer am weimarischen Gymnasium und später ein begeisterter Verehrer Friedrich Rückerts, wußte doch, eben weil er Philolog im gewöhnlichen Sinne und nicht mehr Student war, nichts weiter über die Dissertation zu sagen, als daß er sie für das Product eines Narren erklärte und in Knittelversen verhöhnte.

Der Begriff der Philologie war von Rückert in so großartige Perspective gestellt, daß es grade einem besseren Kopfe schwindeln konnte; der gewöhnliche Troß wurde von dem gänzlich Unbegreifbaren natürlich nicht angefochten. Schon darin lag nach dem damaligen Stand der Wissenschaft eine unvergleichliche Kühnheit, daß einer mitten aus der zünftigen Schaar heraus, wie es dieser junge Mann that, der sich selbst einen Philologen nannte und Philologie dociren wollte, rund heraus erklärte, griechische Sprache und Poesie behaupteten nur eine Stelle in dem Entwickelungsgang des menschlichen Geistes, sie seien aber nicht die absolute Vollendung der Sprache und Poesie, nicht die Sprache und Poesie an sich, wie es die Philologen, altmodische und neumodische, auf gleiche Weise damals noch als unbedingtes Credo hinstellten. Für jeden Zweifel hatten sie nur ein mitleidiges Lächeln, denn Zorn verlohnte sich kaum. Dieser blieb einer späteren Zeit aufbehalten, als jene geniale Intuition eines Einzelnen eine mehr und mehr Anhang findende Ketzerei wurde. Jetzt ist uns,

Digitized by Google

Dank der philosophischen und historischen Arbeit des letzten Menschenalters das gesammte griechische Wesen so völlig in den Organismus der geschichtlichen Entwickelung eingefügt, daß es uns, die wir so schnell zu vergessen gelernt haben, sonderbar vorkommt, wenn man der ersten Verkündigung dieser Wahrheit solche Bedeutung beimißt. Sie ist uns schon so trivial geworden, daß wir die schüchternen Versuche des Widerspruchs nur mehr als Curiositäten belächeln, wie man sie freilich am ersten an „Philologen" in jenem alten Sinne zu finden gefaßt ist. Der Hinweis auf die orientalischen Quellen der griechischen Cultur, den das Schriftchen versuchte, konnte nach dem damaligen Stande der positiven Kenntnisse in der Linguistik und Geschichte nur ein sehr fragmentarischer sein, doch ist er frei von allen jenen phantastischen Confusionen, in die sich Creuzer und seine Anhänger verloren. Daneben aber erkannte die künstlerische Potenz des jungen Philologen den eigentlichen Kern des griechischen Wesens mit einer Klarheit und Tiefe, die für immer auch in der schmucken Fassung des lateinischen Ausdrucks etwas Classisches an sich tragen. Die Schönheit der Erscheinungsform ist ihm das weltgeschichtliche Product des griechischen Geistes, allerdings nur ein Moment der weltgeschichtlichen Evolution, aber ein ewig giltiges und befruchtendes und hier wieder ist ihm Homer die wahre Quintessenz und Quelle des Griechenthums in seiner idealen Bedeutung. So hat denn auch der Mann und Greis nicht umzulernen nöthig gehabt: die griechische Sprache und Poesie ist ihm stets dasselbe geblieben, was sie der Intuition seiner Jugend war. Er lebte in ihr und von ihr als von der süßesten und liebsten Speise unter allen und seine Tafel war doch wahrlich reicher besetzt als bei den Meisten. Er widmete ihr auch dann noch immer nicht blos jene einzige durchbohrende Kraft der Receptivität, mit der er jedes Object in dem Moment, wo er an dasselbe herantrat, auch sofort bewältigte, sondern er blieb bis zuletzt nach seinem eigenen Bekenntniß ein bewundernder und demüthiger Schüler des griechischen Kunstgenius. Ohne an den Minutien der specifisch philologischen Arbeit dieser letzten Decennien besondern Antheil zu nehmen, las er fortwährend griechische Dichter und wenn auch mit Vorliebe Homer, so doch mit noch mehr Zeit und Kraftaufwand die Tragiker, selbstverständlich ohne der auch in ihren Trümmern so reichen Reste der übrigen griechischen Poesie zu vergessen. Wie überall war sein Lesen und seine Receptivität zugleich die lebhafteste und vielseitigste Productivität. Eine ganze Reihe der von ihm benutzten Handausgaben bezeugt dies: wie schon der vierzehnjährige Knabe sein Schulexemplar der Odyssee dazu benutzt hatte, um mit äußerst zierlicher, aber leider auch vergänglicher Bleistiftschrift eine metrische deutsche Interlinearversion dem griechischen Texte zwischenzuschieben, so sind auch jene später benutzten alten und neuen Drucke mit Noten aller Art angefüllt. Theilweise eigentlich kritischer Natur, Wiederherstellungen des Textes so zu sagen von innen heraus, ohne sich um die Lesarten des Codex

Digitized by Google

A oder B oder X viel zu kümmern, aber auch ohne sie zu verachten, meist begründet durch die poetische Substanz des Lesers und Kritikers, ausnahmslos auf metrische und rhythmische Erkenntnisse gestützt, für welche der gewöhnliche Herausgeber, unbeschadet seines Fleißes und seines Wissens, meist gar kein Organ besitzt, aber beinahe ebenso oft auch, wie in jenem Exemplar des Homer, Interlineal- oder Randversionen, natürlich alle sogleich künstlerisch geformt, den Rhythmen und Metren des Originals nachgebildet, leider gewöhnlich in kleinster Schrift und fast immer mit Bleistift im Momente hingeworfen, aber meist auf den ersten Wurf so fertig, daß spätere Revisionen selten etwas daran zu bessern fanden.

Daneben bezeugt eine Menge Einzelblätter, die aus den letzten Jahren Rückerts stammen, daß er wahrscheinlich nur für sich selbst und einige fachgelehrte Freunde auch zusammenhängende kritische und namentlich metrische Studien besonders in den Tragikern und Pindar gemacht hat, wenn es dafür eines Zeugnisses bedürfte. Eine Anzahl von größeren Textesabschnitten aus verschiedenen Tragödien des Euripides liegt vor in saubersten Reinschrift, wie unmittelbar zum Drucke fertig gemacht. Es sind namentlich lyrische Stellen und sie stehen in deutlicher Beziehung zu den umfassenden Aufzeichnungen und Darstellungen griechischer lyrischer Vers- und Strophenformen, aus denen sich beinahe ein vollständiges System der griechischen Metrik und Rhythmik zusammensetzen ließ. Denn sie werden erzeugt durch sehr ausgedehnte und bis in das allersubtilste Detail geführte Untersuchungen über den Bau des dramatischen Trimeters und namentlich des Hexameters. Für den letzteren ist der griechische wie natürlich zur Basis genommen, aber seine specifische Entwickelung bei den Römern, namentlich bei den Elegikern, für die Rückert unter allen Erzeugnissen der römischen Poesie die entschiedenste und fast ausschließliche Vorliebe bewahrte, ist ebenso gründlich erforscht und dargelegt, aber in diesem Falle alles auf ein bestimmtes praktisches Ziel hin, um die Theorie des deutschen Hexameters zu begründen. Denn alle bisherigen Versuche, vor allem Voß und seine Schule, schienen ihm eine gänzlich falsche Bahn betreten zu haben und er selbst war mit seinen früheren, ohnehin sehr sparsamen hexametrischen Gestaltungen allmälig ganz unzufrieden geworden. In der unendlichen Fülle der poetischen Tagebuchblätter, wie man sie wohl nennen dürfte, in denen das ganze innere und äußere Leben des Dichters bis ins kleinste Detail während der letzten zwanzig Jahre niedergelegt ist, findet sich eine sehr beträchtliche Anzahl von hexametrischen Versuchen oder solchen im elegischen Versmaß. Von umfassenderer Anwendung dieses Verses bietet nur die einzige vollständige und geradezu druckfertige, auch thatsächlich für den Druck bestimmte Uebersetzung des Theokrit ein Beispiel. Sie stammt aus der Mitte der fünfziger Jahre, ist aber bis zuletzt mancher Revision unterzogen worden. Nach den Schriftzügen zu urtheilen,

Digitized by Google

müssen einige solcher Verbesserungen, die durchweg metrischer und rhythmischer Art sind, noch aus den allerletzten Lebensmonaten stammen.

Schon viel früher, noch in den dreißiger Jahren versuchte er die ganze Kraft und den Reichthum seiner Sprach- und Verskunst an dem vielleicht großartigsten Objecte, das die gesammte Poesie des Alterthums darbietet, an einer Uebersetzung der Vögel des Aristophanes. Die Kunde von diesem Versuche ist seiner Zeit in das Publikum gedrungen und jeder, der Friedrich Rückert zu würdigen verstand und zugleich einen Begriff von dem Wesen der aristophaneischen Poesie hatte, erwartete die Resultate davon mit höchster Spannung. Doch ist das gleichfalls druckfertige und durch spätere Revisionen nur wenig veränderte Manuscript eben nur Manuscript geblieben, wahrscheinlich weil er seinen Vorsatz, mehre aristophaneische Komödien und nicht blos diese eine zu übersetzen, im Drange andrer Studien damals nicht ausführen konnte und später noch weniger darauf zurückzukommen gestimmt war. Bis zuletzt aber pflegte er seine grenzenlose Bewunderung des Aristophanes als Künstler und namentlich als einziger und unübertroffener Muster des Verses auszusprechen. Dies scheint ihn überhaupt zu ihm hingezogen zu haben: der Inhalt und die Stimmung der attischen Komödie war sonst, wie sich leicht denken läßt, seiner durchaus positiven, reinen und harmonischen Seele keineswegs homogen und es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß er sich aus diesem Grunde von einer Arbeit abwandte, die ihn, so zu sagen, nur von der technischen Seite her anziehen konnte, während er ihre ethische Substanz ungenießbar fand. Natürlich trat mit dem wachsenden Ernste des eigenen innern Lebens grade diese Rücksicht allmälig in ganz andrer Kraft an ihn heran, als in den früheren Jahren, wo sich der Mensch in dem Dichter noch eher dem bloßen Techniker oder Künstler unterordnen mochte. Jene in Stoff und Form an Aristophanes angelehnten Gebilde, die beiden Theile der politischen Komödie, Napoleon und andere dem Publikum noch völlig unbekannte ähnliche Erzeugnisse frühester Zeit wären später nicht denkbar gewesen.

In nächster Beziehung zu dieser vielseitigen und durchweg productiven Thätigkeit auf dem Felde der griechischen Literatur stand auch sein Antheil an der lateinischen Sprache und ihrer Literatur. Als Philolog vom Fache in der älteren beschränkten Bedeutung, wo damit nur Griechisch und Lateinisch gemeint war, hatte er seine öffentliche gelehrte Thätigkeit begonnen. Seine Vorlesungen in Jena nach seiner Habilitation, die er übrigens nicht lange fortsetzte, sondern schon Ende 1812 abbrach, erstreckten sich auf streng philologische Gegenstände. Es lag in der damaligen Richtung der Philologie, welche selbst wieder durch die Einflüsse der allgemeinen Bildung bestimmt wurde, daß das Lateinische sein früheres unverhältnißmäßiges Uebergewicht an das berechtigtere Griechische hatte abtreten müssen. Nichts desto weniger beherrschte Rückert das

Digitized by Google

Lateinische als Sprache selbst und in allen Gestaltungen seiner Literatur vollständig. Ein interessantes Zeugniß dafür ist seine Habilitationsschrift selbst. Sie ist in einer Art Lateinisch geschrieben, daß die fremde und todte Sprache vollkommen lebendig und so zu sagen als die Muttersprache des Autors erscheint. Der vulgäre Ausdruck „in classischem Latein geschrieben", der so oft als ein gedankenloses und zweideutiges Lob angewandt wird, paßt hier am wenigsten. Er besagt eigentlich ein seelenloses, der wahren inneren Harmonie und damit der eigentlichen sprachlichen Lebensfähigkeit entbehrendes Flickwerk aus allerlei Reminiscenzen, für welche es zuletzt nur eines recht handfesten Gedächtnisses und einer unermüdlichen Uebung bedarf. Jedermann weiß, daß man mit diesem modernen classischen Latein originelle oder auch nur moderne Gedanken nur stammelnd ausdrücken kann. Hier aber in dieser Abhandlung über die Idee der Philologie ist nicht blos der Hauptinhalt des modernen philosophischen Denkens, insbesondere der älteren schellingschen Philosophie, sondern auch der durchweg originelle Flug eines selbständigen Geistes vollkommen klar und zureichend, dabei aber auch in der gewandtesten und zierlichsten Form dargestellt. Es würde nicht leicht sein, ein ähnliches Beispiel vollkommen zutreffenden und schönen Ausdrucks für Materien von dem entschiedensten modernen und philosophischen Gehalte in deutscher Sprache aufzufinden, geschweige denn unter den zahlreichen größeren und kleineren lateinisch geschriebenen philosophischen Büchern und Dissertationen dieser oder auch einer späteren. Daß aber jene Kritiker alten Schlages, welche nur ihr classisches Latein gelten ließen, wie sie es eben nicht besser verstanden, auch den formal sprachlichen Ausdruck in Rückerts Dissertation angriffen und, wie es scheint, heftiger und gereizter als den Inhalt selbst, der ihnen wahrscheinlich gar zu fern ablag, darf nach dem eben Gesagten nicht Wunder nehmen.

Das linguistische Interesse Rückerts an der lateinischen Sprache nahm in dem Maße zu, als er selbst den Kreis seiner sprachlichen Studien immer mehr erweiterte und was dasselbe war, sich in das Detail immer tiefer versenkte. Doch hat er ihr nie jene zeitweise ausschließliche Beachtung und Beschäftigung zugewendet, wie so vielen andern ihrer Schwestern. Da hier die Arbeit nach der Beschaffenheit des Materials und der Zahl der damit beschäftigten Kräfte eine leichtere war als anderswo, so überließ er sie im Wesentlichen Anderen, ohne sich ganz von ihr zurückzuziehen. Dagegen fesselte ihn die künstlerische Seite der lateinischen Literatur noch bis zuletzt. Ihre Bedingtheit von dem Vorbilde der griechischen und wiederum ihre relative Originalität boten ihm einen fortwährenden Reiz. Vor allem war es die römische Lyrik, der er grade so wie der griechischen, ja fast noch eifriger, seine receptive Productivität zuwandte. Seine metrischen und rhythmischen Studien gingen, wie schon bemerkt, naturgemäß immer vom Griechischen aus, aber das Lateinische wurde ebenso

Digitized by Google

eindringend und liebevoll beachtet. Noch in den allerletzten Jahren beschäftigte ihn eine metrische Nachbildung des Horaz, zwar nicht des ganzen Horaz oder auch nur aller seiner lyrischen Erzeugnisse, aber doch einer ziemlich großen Anzahl derselben. Die Arbeit gehörte zu den Beschäftigungen, die er zur Erholung von mühsameren und umfassenderen besonders gern auf seinem Lieblingsruheplatz, auf dem Goldberge, vorzunehmen pflegte. Dort auf dem einfachen Tische, der eine kleine Anzahl von Büchern aufbewahrte, die zu gleichem Zwecke bestimmt waren, lag auch seine Handausgabe des Horaz, die bekannte leipziger Duodezausgabe von 1851, die Moritz Haupt besorgt hat. Das Exemplar, F. R. 1852 bezeichnet, enthält, wie die meisten von ihm gebrauchten Bücher, eine Menge von Randbemerkungen aller Art. In ihrer kaustischen Schärfe und in der schlagenden Kraft des epigrammatischen Ausdrucks stehen diese Randnoten neben dem gewöhnlichen Haufen ihrer Art ganz einzig da. Sie beziehen sich meist auf das Technische und eigentlich Poetische der einzelnen Gedichte, theilweise aber auch auf die Textesherstellung des Herausgebers, an welcher dieser Leser nicht wenig auszusetzen hatte. Was von der eigentlichen Uebersetzung sich vorgefunden hat, umfaßt etwa zwischen einem Drittel und der Hälfte der lyrischen Gesammtmasse des Horaz. In der vorliegenden Form, lose, mit Bleistift unendlich fein beschriebene Blätter, kann es nach der Gewohnheit Rückerts, alles eigentlich fertig Abgeschlossene mit Tinte und äußerst sauber selbst zu mundiren, noch nicht für abgeschlossen gelten. Einige dieser Bleistiftblätter müssen nach den Schriftzügen aus den letzten Monaten des vergangenen Sommers stammen, wo er, trotz der Belästigungen seines körperlichen Uebels, doch noch immer seine gewohnten Spaziergänge nach seinem Goldberg zu machen pflegte. Uebrigens ist nach dem Inhalt der erwähnten Randnoten nicht zu glauben, daß er gesonnen war, noch viel mehr als das Vorliegende zu übersetzen. Das Nichtübersetzte ist durch so markirte ästhetische Verdammungsurtheile als werthlos bezeichnet, daß er sich wohl nicht aus bloßer äußerer Gewissenhaftigkeit entschlossen haben würde, auch nur eine Stunde seiner Geistesthätigkeit auf seine Reproduction zu verwenden.

Es bedarf keiner besonderen Erwähnung, daß sich die philologische Thätigkeit Rückerts in jenem tiefsten und umfassendsten Sinne schon von jeher auch auf die Muttersprache richtete. Es genügte ihm das angeborene Sprachgefühl und die vollendete Handhabung des unmittelbar lebendigen Sprachmaterials in keiner Weise, wie sie wohl anderen großen Meistern des Wortes genügt hat. Die vollkommene Identität seines künstlerischen und wissenschaftlichen Genius trieb ihn zu dem eindringenden Studium der Geschichte unserer Sprache und unserer poetischen Formen, wie es neben ihm und zum Theil durch das Verdienst von persönlich ihm verbundenen und befreundeten Männern, vor allem der Gebrüder Grimm, Schmellers und Uhlands, zu einer reich ausgebildeten Special-

Digitized by Google

doctrin erhoben worden ist. Er folgte mit reger Theilnahme den Fortschritten dieser Wissenschaft, er bemächtigte sich des reichen Materials, welches durch die Thätigkeit unserer Germanisten aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen und in reinlichen und sorgfältigen Ausgaben zugänglich gemacht wurde. Keine bedeutendere Forschung auf diesem Felde blieb ihm unbekannt, aber wie überall ging er auch hier als ein Autodidakt von Gottes Gnaden, frei von den Fesseln der Schule, seinen eigenen Weg. Das ideal-patriotische Interesse, was auch er unter der Anregung einer dafür günstigen Zeit zuerst zu den Denkmälern unserer älteren Poesie und Sprache mitgebracht hatte, machte bald einem abgeklärten, rein wissenschaftlichen Platz. Als ein Zeugniß für jene frühere noch befangenere Schätzung mag der bald aufgegebene Versuch gelten, die umfangreichen Reste unserer mittelalterlichen Lyrik, die sich in der sogenannten Manesseschen und der Weingartner Handschrift erhalten haben, zu bearbeiten und in gereinigtem Texte wiederherzustellen. Vieles davon gab ihm auch, wie gewöhnlich, Veranlassung zu Nachbildung in neuhochdeutscher Sprache, wovon ja auch einige wenige Proben in die gesammelten Gedichte aufgenommen sind. Jene umfassende Arbeit, 1816 in Stuttgart begonnen, durch die römische Reise 1817 unterbrochen und, wie es scheint, später nicht mehr vorgenommen, konnte nach dem damaligen Stande der Germanistik zu keinem Resultate führen. Rückert besaß dazu auch keine anderen Hilfsmittel als den so incorrecten bodmerschen Abdruck der Manesseschen Sammlung und die Weingartner Handschrift selbst, die sich schon damals in Stuttgart befand. Mit äußerster Genauigkeit sind ihre Lesarten verglichen und Kleinigkeiten beachtet, für die man dem Dichter wohl kaum ein Auge zutrauen dürfte. Interessant bleiben jene daraus gewonnenen Textes-wiederherstellungen immerhin, wenn sie auch für die Technik der heutigen Wissenschaft unmittelbar kaum zu verwerthen sind. Das feinste metrische und rhythmische Gefühl spricht aus jeder, kritisch genommen oft mehr als gewagten Conjectur, zugleich auch das tiefste Verständniß der innern Stimmung und Empfindung jener so ganz aparten Producte. Er verlor diese Gattung unserer älteren Poesie auch später nicht aus den Augen: so giebt, um nur eins zu erwähnen, sein Handexemplar von des Minnesangs Frühling in gewöhnlicher Weise kurzer, schlagender Randnoten, kühner Correcturen des Textes u. s. w. ein Zeugniß von der lebhaften Theilnahme, mit der er freilich von einem andern Augpunkt als in jenen Jugendjahren noch in seinem höchsten Greisenalter jene künstlerisch so reich ausgebildete Erscheinung beachtete. Er selbst stellte in einer kurzen gelegentlichen Bleistiftnote in seinem Handexemplar des Horaz ihren technischen oder künstlerischen Werth in Vergleich mit dem der griechischen, namentlich äolischen Lyrik, wie wir sie namentlich durch die Vermittelung des Horaz kennen und sagte „an die bunte Mannigfaltigkeit des Minnesangs reicht die äolische Lyrik nicht", setzte aber hinzu: „Goethes lyrische Weisen sind schöner als beide."

Digitized by Google

Bei weitem den größten Theil der Arbeitskraft in den Jahren der vollsten Reife und meist noch ungestörter Körperfrische verwandte Rückert, trotz der vielseitigsten gelehrten Thätigkeit, von der bisher nur ein paar Richtungen angedeutet wurden, auf sein eigentliches wissenschaftliches Berufsfach im gewöhnlichen und im höchsten Sinne, die orientalischen Sprachen. Das Dreigestirn des Arabischen, Persischen und Sanskrit, das man zu meinen pflegt, wenn man von orientalischen Sprachen und Literaturen schlechtweg spricht, war ihm verhältnißmäßig erst spät aufgegangen. Vor seiner Rückkehr aus Italien, im Herbste 1818, hatte er nur aus abgeleiteten Quellen den Orient mehr ahnen als kennen gelernt, wofür seine Habilitationsschrift zeugt. Aber er war doch schon auf dem richtigen Wege: die Herrlichkeit der orientalischen Poesie in ihrem selbstwüchsigen Rechte neben der antikclassischen wird dort ausdrücklich betont und gepriesen, ebenso daß das Sanskrit den Schlüssel für die gesammte Sprachforschung zu geben bestimmt sei. Aber erst der persönliche Umgang mit Hammer führte ihn zu wirklichen Studien. Er bewahrte diesem Manne daher auch immerfort ein dankbares Gedächtniß, obwohl niemand unter allen Lebenden so wie Rückert befähigt war, seine oft beinahe lächerlichen wissenschaftlichen und ästhetischen Mängel zu erkennen. Ein freundlicher brieflicher Verkehr zwischen den beiden setzte sich lange Jahre fort, bis er endlich von Seite Hammers auf eine gradezu unbegreifliche Weise gestört wurde, sei es, weil er den Ruhm seines ehemaligen Clienten, den er in gewissem Sinne auch für seinen Schüler rechnete, beneidete, sei es, daß irgendwelche Einflüsterungen den eiteln und leicht erregbaren Mann irre machten. Durch Hammer wurde Rückert auch in die Wiener Jahrbücher der Literatur eingeführt, für welche er namentlich in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre eine ganze Reihe von Recensionen lieferte. Damals existirte in Deutschland noch keine orientalische Specialzeitschrift, aber die jetzt lange begrabenen und beinahe vergessenen Wiener Jahrbücher öffneten bereitwillig ihre Spalten auch den umfangreichsten Aufsätzen aus jenem Fache, wenn sie sich nur an die kanonische Form der Recension banden. Auf diese Art sind einige dieser Recensionen beinahe zu der Größe eines mäßigen Buches angeschwollen und, wie schon bemerkt, alles andere eher, als was man so gewöhnlich unter einer bloßen Recension versteht.

Thatsächlich reducirte sich der Einfluß Hammers auf Rückert blos auf eine allgemeinste Hodegetik zum Studium der orientalischen Sprachen, die er selbst verstand, d. h. Arabisch, Persisch und Türkisch, nebst allerlei freundlicher Aushilfe an Büchern und anderem gelehrten Apparat. Gelernt hat Rückert von Hammer höchstens nur, wie man es nicht machen darf, sowohl als factischer Gelehrter wie als Uebersetzer. Rückert war von Anfang an auf seine eigene Kraft verwiesen, aber er setzte diese nun auch, sobald er seit dem Jahre 1820 mit seinem früheren Wanderleben abgeschlossen und sich in Koburg niedergelassen,

Digitized by Google

ganz und völlig ein und das Resultat war, daß er in wenigen Jahren unter die ersten Meister der Wissenschaft zählte. Um solche Erfolge zu erringen, bedurfte es freilich einer unvergleichlichen Begabung für sprachliche Studien oder richtiger für das Wesen der Sprache in jener eminenten Bedeutung, wo die Poesie und alle Kunstform eine ihrer natürlichen Ausstrahlungen ist, wie es die Intuition des Jünglings gefunden und in begeisterten Worten dargestellt hat. Aber daneben war es doch auch ebenso sehr Sache der Willenskraft. Der Ausdruck „eiserner Fleiß" würde in diesem Falle nicht recht passen, weil die Metapher zu sehr die Vorstellung des Mühseligen, Schwerfälligen erweckt. Es läßt sich aber auch eine höchste, von dem Willen erzeugte und geleitete Anspannung der Geisteskraft denken, die sich als ein fortwährender Adlerflug des Geistes darstellt. So war es bei ihm. Da er den sprödesten Stoff des Sprachmaterials nicht von außen erlernte, sondern sofort von innen reproducirte, da in ihm alles Fremdartige sofort in sein Eigenstes sich umsetzte, so mochte diese Art des Lernens den Andern, die nur von ferne zusahen und sie nur nach ihren Ergebnissen beurtheilen konnten, etwas Unbegreifliches, man möchte sagen etwas Dämonisches scheinen. Unbegreiflich, oder wie man es sonst nennen will, bleibt natürlich immer das, was man angeborene Begabung, Talent, Genius zu nennen pflegt. Aber die Art, wie dieser Genius sich des Stoffes bemächtigte, war doch nur dieselbe, wie sie jeder Andere, wenn er dieselbe Concentration der ganzen Seele darauf wenden will, auch in seiner Macht hat. Darum kann man auch mit Fug und Recht Rückert einen der specifisch fleißigsten Arbeiter nennen, welche die Geschichte der Wissenschaft kennt und nicht blos in jenem banalen Sinne, daß wohl wenige andere Gelehrte so viel Stunden ihrer Lebenszeit an und hinter dem Büchertische verbracht haben, wie er, sondern auch in dem höheren, daß nur wenige jede Secunde der Arbeitszeit in so gewaltiger, so viel es scheint, immer gleicher Anspannung der Kraft des Geistes auszukaufen vermochten. Denn wenn jemand etwa verstehen wollte, was der Ausdruck „sich in die Arbeit versenken" bedeute, so mußte er ihn bei der Arbeit sehen. Aber nicht als wenn er nach der Art gelehrter Nachteulen die Sehkraft bei natürlichem Sonnenlicht verloren und wie sie, wenn sie zufällig aus ihrem Bücherneste aufgestört werden, nun tölpisch und lächerlich hin und her zu fahren gepflegt hätte, denn in dieser Hinsicht besaß er gar nichts von dem Stempel des Stubengelehrten, so wie er auch sonst allen äußeren gelehrten Prunk gänzlich von sich ferne hielt.

Aber auch dies alles erwogen, bleibt es noch immer unbegreiflich, wie ihm die Zeit für sein grenzenloses Lernen und Schaffen — beides war ja bei ihm unzertrennbar — ausreichte. Insbesondere geben die äußerlich so stillen Jahre der Zurückgezogenheit als Privatgelehrter in Koburg, von 1820—1826, das Bild einer so intensiven und zugleich so vielseitigen gelehrten Arbeit, wie keine

Digitized by Google

zweite Periode in seinem Leben. Um sie auch nur in ihrer äußern Ausdehnung zu würdigen, muß man wissen, daß er sich einen guten Theil der damals noch mehr wie jetzt schwer zugänglichen und was für ihn damals besonders entscheidend war, überaus theuren literarischen Hilfsmittel mit eigener Hand abschrieb. Manches davon hat sich erhalten, so z. B. eine vollständige und sehr saubere Abschrift des Sanskritwörterbuchs von Wilson in zwei riesigen Foliobänden, allerdings keine todte Copie, die bei ihm undenkbar gewesen wäre, sondern sofort durch eigene Beobachtungen vermehrt und emendirt. Ganze Stöße von Bänden abschriftlicher arabischer und persischer Textausgaben sind allmälig bis auf unbedeutende Reste zu Grunde gegangen, weil eine spätere Zeit correctere Drucke davon lieferte, die seine nur für seinen eigenen Gebrauch gefertigten Arbeiten überflüssig machten. Ebenso benutzte er schon damals fleißig den kostbaren orientalischen Handschriftenschatz der gothaer und andrer Bibliotheken und ließ sich die Mühe minutiösester Copirung und Vergleichung niemals verdrießen. Vieles Derartige ist später von Andern herausgegeben, manches aber auch noch nicht, was einstweilen nur in der mehr oder minder unmittelbar druckfertigen Gestalt seiner abgeschriebenen und emendirten und gewöhnlich auch mit Noten und metrischen Nachbildungen versehenen Texte vorliegt. Wie immer war er auch in solchen Arbeiten von einer großartigen Unbefangenheit und Selbstlosigkeit. Daß er jedem, der von ihm geistige oder wissenschaftliche Förderung begehrte, sie ohne Rückhalt und mit gänzlicher Hintansetzung seiner eigenen Person gewährte, wissen die, die es erfahren haben, nach Gebühr zu würdigen. Aber noch ehrwürdiger ist der Eindruck den man aus den stummen Zeugnissen seines Fleißes selbst empfängt. So oft er sie später, oft nach einem Zwischenraume vieler Jahre wieder in die Hand bekam, entweder durch zufällige Veranlassungen oder durch den Gang seiner Studien auf sie zurückgeführt, übte er gegen sie eine rücksichtslose Schärfe der Kritik, wie er sie niemals so leicht gegen die Leistung eines Fremden anwandte. Notizen auf dem Umschlage von Convoluten solcher Papiere, wie etwa „unbrauchbar, antiquirt, blos zum Andenken aufzuheben" oder „durch die Arbeit von X. überflüssig gemacht" vernichteten so mit einem Worte die Früchte langer und mühseliger Thätigkeit, befreiten ihn aber auch wieder von einer Last oder einer Verantwortlichkeit gegen sein eigenes gelehrtes Gewissen, indem er sich nun nicht mehr darum zu kümmern brauchte. Natürlich erhalten dadurch günstige Urtheile, die sich an der Spitze mancher ältrer entweder unvollendeter oder lange abgeschlossener Arbeiten finden, ein um so höheres Gewicht. Was er selbst bei späterer Revision der Erhaltung werth fand oder sich zu einer vollendenden Durcharbeitung vorbehielt, darf wohl unbesehen als ein noch ungehobener wissenschaftlicher Schatz gelten. So z. B. steht in seinem Handexemplar des Sanskrittextes des Nala (es war die erste boppsche Ausgabe von 1819): „Ich habe den Nala wieder gelesen 1857, 16. Mai

Digitized by Google

(seinem siebenzigsten Geburtstage) und ihn würdig befunden in metrischer und poetischer Reinheit hergestellt zu werden. Ich habe dazu in den Blättern für Metrik die meisten zu verbessernden Stellen zusammengestellt. Die meisten sind auch im Texte selbst von mir corrigirt." Da er allmälig doch fühlen mochte, daß ihm die Zeit, diese sowie unzählige andere Aufgaben auch äußerlich vollständig zu lösen, nicht mehr hinreichen möge, so sind diese und so viele andere ähnliche Notizen zugleich auch als eine Mahnung und Verständigung für diejenigen gemeint, welche später zu Ehren und Frommen der Wissenschaft seine Geisteesschätze zugänglich zu machen gedächten. Denn es darf wohl als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, daß er diesen Fall vorausgesehen und verschiedene darauf bezügliche Dispositionen getroffen hat. Er wollte nicht blos für sich selbst, sondern für die Wissenschaft oder alle die, welche an diesen Studien betheiligt sind, gearbeitet haben, wenn er auch sich selbst von der äußeren Beschwerde und dem unendlichen Zeitverluste dispensirte, den die Veröffentlichung solcher gelehrter Arbeiten nothwendig mit sich bringt. Er war sich bewußt, seine Kraft nicht blos für sich, sondern für die Gesammtheit besser anzuwenden, wenn er nur den Theil der Arbeit, den eigentlichen geistigen und schöpferischen auf sich nahm, in welchem es ihm kein Andrer gleichthun konnte. Was ebenso wohl Andern überlassen werden mochte, ließ er auf sich beruhen, indem er sich dem Vertrauen hingab, daß eine nähere oder fernere Zukunft schon die Mittel und Wege finden werde, um sich der Früchte seines Geistes zu bemächtigen.

Jene gedeihlichste Periode der gelehrten Thätigkeit wiederholte sich in ausgedehnterem Maßstabe am Schlusse seines Lebens, in den letzten achtzehn Jahren, die er von 1848—1866 fortwährend in Neuseß und fortwährend nur sich selbst lebend zubrachte. Zwischen inne liegt seine akademische Berufsthätigkeit in Erlangen und Berlin. Da er für sein eigenstes Fach oder für den Studienkreis, dem er sich grade damals mit der größten Intensität gewidmet hatte, als Lehrer wirkte, so verband sich beides, sein Amt und seine Privatthätigkeit gänzlich mit einander. Nur brachte es das Amt mit sich, daß er diese oder jene Specialität wenigstens zeitweise besonders berücksichtigte, die er vielleicht ohne eine solche äußere Veranlassung weniger oder in anderem Zusammenhange aufgenommen haben würde. Dies gilt hauptsächlich von seinen Arbeiten im Bereiche der hebräischen Sprache und Literatur. Als Professor der orientalischen Sprachen hatte er herkömmlich die Verpflichtung dieses Fach zu vertreten und er that es viele Jahre lang, aber allmälig mit sinkendem Interesse, bis er sich endlich, da sich ein anderweiter Ersatz in einem jüngeren Docenten fand, ganz davon dispensirte. Später führte ihn wohl hier und da einmal der Gang seiner Studien wieder darauf zurück, aber er verweilte immer nur kurz dabei. Die engezogene Grenze, innerhalb deren die Denkmäler des hebräischen Geistes, sowohl in der Poesie wie in der Sprache selbst beschlossen sind, bot ihm zu wenig Aus-

Digitized by Google

beute. Daß er sich aber einstmals mit voller Kraft auch in diesen Stoff versenkte, dafür zeugt nicht allein die bekannte Uebersetzung der Propheten. Sie ist unvollständig geblieben; es sollte nämlich ein Commentar folgen, der niemals erschienen ist. Doch ist er zum großen Theil sorgfältig ausgearbeitet und zum Drucke vorbereitet noch handschriftlich vorhanden und auch später öfter revidirt und verbessert. Er umfaßt die kleinen Propheten vollständig, von den großen nur die letzten zwanzig Capitel des Jesaias. Er basirt offenbar auf Collegienheften und scheint auch bei den Vorlesungen, die Rückert mehre Male grade über diese Themata hielt, benutzt worden zu sein.

Neben der Uebersetzung der Propheten wandte er seine nachbildende Meisterschaft aber auch den Psalmen zu. Etwa siebzig davon, also ungefähr die Hälfte, nach ihrem poetischen Verdienste ausgewählt, sind in dem Original möglichst treu sich anschließender, öfter und auch noch in den spätesten Jahren sorgfältig nachgefeilter Form vorhanden. Ein Vergleich mit den andern älteren und neueren deutschen Psalmenübersetzungen, an denen wir bekanntlich einen Ueberfluß haben, ist kaum anzustellen, denn man darf behaupten, daß alle früheren Uebersetzer in dem, was hier hauptsächlich wirkt, in dem völligen Eindringen in die rhythmische Form dieser hebräischen Lyrik so viel wie nichts geleistet oder es höchstens zu unsicherem Tasten gebracht haben. Diese Uebersetzung ist wie die der Propheten von einem ausführlichen, leider aber lückenhaften Commentar begleitet. Auch er geht, wie es scheint, auf Collegienhefte zurück, erhebt sich aber weit über das gewöhnliche Niveau solcher, und war, wenn auch nicht zur Veröffentlichung, doch zu vollständiger wissenschaftlicher Begründung und Erschöpfung des Gegenstandes für den Autor selbst bestimmt. Studien über Hiob sind nur zu den ersten Anläufen gediehen: eine zusammenhängende vollständige Uebersetzung, das sicherste und niemals fehlende Zeichen, daß Rückert ein Object wirklich bewältigt hatte, findet sich nicht, sondern nur gelegentliche Ansätze dazu, die um so mehr es beklagen lassen, daß diese Arbeit ganz bei Seite gedrängt wurde, wie auch eine ähnliche über die Sprüche Salomonis.

Es ist ein eigenthümliches, aber nach der Geisteshaltung Rückerts wohl zu erklärendes Factum, daß grade aus dieser Zeit auch eine Uebersetzung der poetischen Theile des Korans stammt, oder in dieser Zeit zum Abschluß gebracht wurde, denn die Anfänge reichen noch in die koburger Periode, wahrscheinlich in die allererste Zeit der arabischen Studien überhaupt. Diese Koranübersetzung ist, wie es scheint, so weit vollständig, als es von Anfang beabsichtigt war, denn Rückert dachte niemals daran den ganzen Mischmasch abgeschmackter Confusion und platter Trivialität, der sich neben der gehaltvollsten Poesie in der Sammlung des Koran findet, nude crude ins Deutsche zu übertragen. Auch hier geht ein ausführlicher, rechtfertigender und begründender Commentar Hand in Hand mit der Uebersetzung. Der Commentar sollte wie jener über die Pro-

Digitized by Google

pheten und die Pſalmen zugleich die Stelle einer kritiſchen Textesausgabe vertreten. Darauf bezieht ſich auch die gelegentlich ins Publikum gekommene Notiz, daß Rückert mit einer Koranausgabe und Ueberſetzung beſchäftigt ſei, oder ſich beſchäftigt habe. Auch dieſe Koranſtudien hat er noch in ſpäter Zeit in gewohnter Weiſe gepflegt und revidirt, obgleich er unſers Wiſſens ſpäter nicht mehr an ihre Veröffentlichung dachte.

Neben dem Arabiſchen und Hebräiſchen wurden aber auch die andern ſemitiſchen Sprachen trotz des natürlichen Uebergewichtes, welches das Arabiſche linguiſtiſch und literariſch ihnen gegenüber behauptete, von Rückert nicht unbeachtet gelaſſen. So ſtammen grade aus der erlanger Periode, die man deshalb die weſentlich ſemitiſche ſeiner gelehrten Thätigkeit nennen kann, umfaſſende Arbeiten über das Aethiopiſche, das ihn nur von der rein linguiſtiſchen Seite anzog, da es eigentlich keine ſelbſtändige Literatur beſitzt, ſondern ſich auf Ueberſetzungen aus dem Kreiſe der jüdiſchen und chriſtlichen kirchlichen Denkmäler beſchränkt. Schon damals feſſelte ihn auch das Koptiſche; er erkannte ſofort in ihm ein merkwürdiges Mittelglied zwiſchen dem Semitismus und Indogermanismus, oder wie er es ſpäter immer entſchiedener fixirte, die Reſte einer älteren Sprachbildung, in der nur die Keime jener beiden großen Aeſte des flectirenden Sprachſtammes vorhanden und beſchloſſen liegen. Doch hinderte ihn damals der Mangel an irgend genügenden Hilfsmitteln weiter vorzudringen, vielleicht auch die grenzenloſe Trockenheit und Unerquicklichkeit der koptiſchen Literatur, die wie die äthiopiſche faſt nur eine Ueberſetzungsliteratur innerhalb des engſten Kreiſes iſt. Damals überwog bei ihm offenbar noch das künſtleriſche oder poetiſche Intereſſe über das rein linguiſtiſche; ſpäter verhielt es ſich umgekehrt. Daß er Syriſch und Chaldäiſch nicht blos vollſtändig beherrſchte, ſondern auch wie überall, ſofort auch hier ſelbſtändig über das bisher Geleiſtete hinausging, bedarf keiner Erwähnung. Das Reſultat waren die großartig angelegten Fragmente einer vergleichenden Grammatik der ſemitiſchen Sprachen, die ſchon erwähnt wurden. Es läßt ſich nicht erkennen, ob dieſe vorhandenen relativ wenigen Blätter jemals zu einem vollſtändigen Ganzen gehört haben: jedenfalls aber können ſie ſelbſt nicht möglich gedacht werden ohne viele andre zwiſchen und vor ihnen, die bis jetzt ſpurlos verſchwunden ſind. Es war darauf abgeſehen, das Weſen des ſemitiſchen Sprachbaues in ſeinen innerſten Tiefen bloß zu legen und ſo zu ſagen den ſemitiſchen Grundtypus an ſich zu conſtruiren. Arabiſch und Hebräiſch, als die beiden zugänglichſten und entwickelſten Schöpfungen des ſemitiſchen Sprachgeiſtes, ſind vorzugsweiſe berückſichtigt und hier wieder das der Zeit nach jüngere, in ſeiner eigentlichen ſprachlichen Conception aber ältere und urſprünglichere Arabiſch. Doch der äußeren Zugänglichkeit wegen wird immer vom Hebräiſchen ausgegangen, weil es bei weitem die bekannteſte und relativ auch leichteſte Sprache der ganzen Gruppe iſt. Formen-

Digitized by Google

lehre und Syntax sind gleicherweise berücksichtigt, aber nicht getrennt oder nach einander, wie es unsere gewohnte Schablone sprachlicher Darstellungen zu verlangen pflegt, sondern mit und in einander. Denn es ist die Erkenntniß des Sprachgeistes in seiner Totalität, auf die hier gezielt wird und nicht eine äußere Vollständigkeit des bloßen Sprachmaterials oder seine übersichtliche Gliederung zum Behufe des Lernens. Ob auch das elementar-sinnliche Element des Lautlebens mit herangezogen worden ist, läßt sich aus den Trümmern nicht ersehen. Die Vergleichung nach den andern Sprachgruppen, namentlich den indogermanischen hin, ist zwar nicht unterlassen, aber doch mit großer Restriction angewandt, ein Zeichen, daß sich damals Rückerts Ansichten über diesen so äußerst wichtigen Gegenstand noch nicht zu der scharfen Bestimmtheit durchgearbeitet hatten, die sie später erreichten.

Das Interesse für eine solche Vergleichung erwachte bei ihm in dem Momente, wo er neben Arabisch zugleich auch Persisch und Sanskrit zu durchdringen begann. Er ließ es sich auch nicht durch die ungemeinen Schwierigkeiten verkümmern, mit denen diese Forschung umringt ist, noch weniger durch die Verketzerungen, denen ein solcher freierer Flug über das einmal abgezirkelte und abgezäunte Feld der Tagesmode in der Wissenschaft hinaus nothwendig ausgesetzt ist. Niemand hütete sich sorgfältiger vor allem unzulänglichen und unvorbereiteten Zufahren, wie er: aber wenn jemand mit einem solchen Apparat von linguistischem Wissen, wie er sich zum zweiten Male bei keinem in dieser Zeit vereinigt fand, an die Sache herantrat, und wenn dieser jemand noch dazu mit einem gleichfalls einzigen Maße genialer sprachlicher Intuition ausgerüstet war, so durfte ein solcher sich auch wohl an etwas wagen, dem aus praktischen Gründen schwächere Kräfte fern bleiben mußten. Wenn dies recht und billig ist und keiner an sie die Forderung des Unmöglichen stellen wird, so scheint es umgekehrt gleichfalls recht und billig, den Genius auch auf seinem separaten Wege gewähren zu lassen. Doch man weiß ja, wie es hier und anderwärts mit der Reciprocität bestellt ist. Auch Rückert wäre gewiß nicht dem zornigen oder höhnischen Gebelfer entgangen, wenn er die Früchte seiner bis zuletzt mit immer wachsendem Eifer fortgesetzten vergleichenden Sprachstudien auf den Markt gebracht hätte. Daß er es nicht that, war nicht etwa Scheu vor dem Urtheil der Schule, sondern einfache Folge des eben erwähnten Umstandes. Wäre es ihm vergönnt gewesen bei längerer Lebensdauer zu einem Abschluß zu gelangen, so würde er auch nicht gezögert haben die Resultate seiner wissenschaftlichen Thätigkeit hier wie anderwärts klar und bestimmt zu ziehen, ohne daß er sie deshalb auch sofort dem Drucke übergeben hätte. Aber er ist auch sich selbst gegenüber hier wohl zu einem vorläufigen innern, doch zu keinem äußern Abschluß gekommen.

Für die Periode des Vorwiegens semitischer Studien kann die Vollendung

Digitized by Google

der Hamasa als Grenze angenommen werden. Sie fällt in das Jahr 1844; die Arbeit gehörte zu denjenigen, die sowohl den Gelehrten wie den Dichter in aller seiner Kraft in Anspruch nahmen. Begonnen war sie schon in den ersten Jahren seiner orientalischen Studien, noch in Koburg, aber aus verschiedenen Ursachen oft Jahre lang liegen geblieben, so daß bis zu ihrem völligen Abschluß beinahe ein ganzes Menschenalter verging. Von da ab verlor Rückert die arabische Sprache und Literatur zwar nicht aus den Augen, aber er sagte sich selbst, daß er bis zu dem Ziele vorgedrungen sei, das er sich ursprünglich selbst gesteckt hatte und daß er einen Theil seiner Arbeitskraft nun von diesem Felde hinwegziehen könne, um ihn anderwärts ergiebiger zu verwenden. Den Platz des Arabischen hatte allmälig in der Neigung und in der äußern Disposition über seine Arbeitszeit das Sanskrit und daneben das Persische eingenommen. Durch das letztere war selbstverständlich auch immer ein Verbindungsfaden mit dem Arabischen festgehalten, von dem es in den Kunstformen seiner Literatur in den Stoffen, ja selbst in seinem lexikalischen Material so stark beeinflußt ist, daß es ohne jenes gar nicht recht begriffen werden kann.

Dem äußeren Umfange nach ist das Material aller Art, welches Rückerts Sanskritstudien zu Tage gefördert haben, noch bedeutender selbst als das der arabischen, ja der gesammten semitischen. Ohne seinen Gehalt noch in Betracht zu ziehen, scheint sich darin eine weit über das gewöhnliche Maß des Fleißes und der Productivität hinausreichende Thätigkeit eines ganzen vollen Lebens abzuspiegeln, während es hier nur ein Stück, wenn auch ein vorzüglich begünstigtes, des Ganzen ist. Was Rückert als Ahnung in seiner Doctordissertation ausgesprochen, das sah er allmälig im Laufe des letzten Menschenalters der linguistischen Studien in Erfüllung gehen. Im Sanskrit war zwar nicht die Ursache an sich gefunden, wie manche Leute von starker Phantasie und geringer Gedankenschärfe wähnten — Rückert selbst hat sich niemals eine solche Confusion der Begriffe zu Schulden kommen lassen —, aber doch eine Art von Schlüssel für die Genesis und Construction einer ganzen Menge von Sprachen. Die Sprachvergleichung, eine Wissenschaft, die ohne die genaue Kenntniß des Sanskrit undenkbar wäre, beruhte auch für ihn zunächst auf dieser Grundlage, aber wir haben schon gesehen, daß seine linguistische Perspective viel zu großartig war, als daß er seinem Auge an der Grenze der sogenannten indogermanischen Sprachen hätte Halt gebieten können. Die vollkommenste Herrschaft über das Sprachmaterial des Sanskrit erlangte er rasch und ungefähr in derselben Zeit, in der er eine für die Erlernung offenbar viel schwierigere Sprache, eine, die namentlich in der Fülle und Mannigfaltigkeit ihres Wortschatzes das Sanskrit weit übertrifft, das Arabische, sich zu eigen machte. Nur möchten wir hier noch bemerken, daß der Ausdruck in derselben Zeit sich auf eine längere Periode bezieht. Wenn Rückert an die Bewältigung einer neuen Sprache ging, ein Fall,

Digitized by Google

der sich in seinem gelehrten Leben mindestens ein halbhundertmal wiederholte, so befolgte er, nicht aus Reflexion oder als mnemotechnisches Hilfsmittel, sondern durch den unmittelbaren Instinct seines Geistes getrieben, stets die Methode, eine ganze längere Zeit — er rechnete im Durchschnitt 6 bis 8 Wochen dazu nöthig —, nur diese eine Sprache vorzunehmen und ausschließlich in ihr zu leben. Es war ihm während dem gradezu unmöglich, Schriftwerke einer andern oder mehrer anderer daneben zu lesen, am allerwenigsten etwa mehr als eine ihm noch unbekannte auf einmal oder neben einander zu erlernen. Sein Geist bohrte sich, so zu sagen, oder versenkte sich so völlig hinein in das ihm noch fremde Object, daß einstweilen kein Raum für etwas Anderes gleicher Art blieb. Andere wissenschaftliche Gegenstände aus ganz entlegenen Gebieten konnten ihn nicht stören: sie dienten ihm vielmehr zu der bei solcher erschöpfenden Anspannung durchaus nöthigen Erholung.

Das linguistische Interesse, welches ihn zuerst zum Sanskrit geführt hatte, verband sich naturgemäß sofort mit dem poetischen. Wenn irgendwo, erhielt das eine wie das andere hier seine reichste Befriedigung, ohne daß er je zu einer Ueberschätzung sich hätte verleiten lassen. Davor sicherte ihn schon seine universelle Kenntniß der Sprache, sein Eindringen und Einleben in die Weltliteratur in einem Umfange und einer Tiefe, deren sich nicht leicht ein Anderer rühmen konnte. Wie hätte er von einseitigen Vorurtheilen befangen sein können, er, der in allen sichtbaren Erscheinungen der Sprachen und ihren Kunstschöpfungen nur die stufenweisen und organischen Offenbarungen eines und desselben Geistes sah, er, dem der Begriff der historischen Berechtigung und Würdigung schon durch Intuition aufgegangen war, als er nur noch auf einem relativ sehr engen Gebiete, dem der classischen und modernen Sprachen und Literaturen, heimisch war? Daß ihn aber die verhältnißmäßig einzige Vollendung der Sprachbildung, ebenso wie die verhältnißmäßig einzige Fülle der Phantasie und poetischer Conception im Sanskrit mit stets wachsender, weil stets besser begründeter Bewunderung erfüllte, versteht sich eben deshalb von selbst. Jene sonderbare Art von angeblichem Patriotismus, der ihm als Dichter und als Gelehrten seine angebliche Vorliebe für so völlig fremdartige Dinge und die nach einem ebenso wunderlichen Vorurtheil nothwendig damit verbundene Entfremdung von der eigenen Heimath zum Vorwurf zu wenden suchte, blieb ihm unverständlich, oder er hätte in ihr das, was sie ist, eine bloße Borniertheit, wenn nicht etwas Gemeineres sehen dürfen, wenn seine große und reine Seele nicht zu arglos dazu gewesen wäre. Es geschah häufig genug, um irgendeinen poetischen, landsmannschaftlichen oder politischen Parteigenossen gegen ihn den absolut Selbständigen und Unabhängigen möglichst ins Licht zu setzen und wenn man sonst nicht viel zu sagen wußte, so war man damit wohlfeil genug mit einer Waffe versehen, die immer einige Wirkung that, da wir uns

Digitized by Google

in Deutschland während der letzten Decennien nur durch die Herrschaft der patriotischen Phrase trotz ihrer von Vielen geahnten und jetzt so entsetzlich offenkundig gewordenen Lügenhaftigkeit so sehr haben imponiren lassen. Sein Patriotismus war von anderem Gehalte; wie er in Beziehung auf die großen praktischen Interessen der deutschen Nation stets und mit ganzer Seele Theil nahm und nach seinen reichen Kräften förderlich eintrat für alles, was zu ihrer Ehre und Läuterung diente, wußte jeder, der ihm nahe stand. Nur das patriotische Phrasenthum und die gedunsene Schwätzerei, von welcher namentlich diejenigen sich nicht ersättigen konnten, die sich jetzt als die eigentlichen Todfeinde jeder gründlichen und ernsten That zur Rettung der deutschen Nation aus einem Abgrund von Schmach, Verkommenheit und Verwahrlosung erweisen, war und blieb ihm immer unerträglich, wie er überhaupt weder an sich noch an Andern die Phrase duldete.

Wie groß er von dem Berufe des deutschen Geistes und der deutschen Sprache auf dem idealen Gebiete der Kunst und der Wissenschaft dachte, davon legt schon jene früheste Jugendarbeit, die Abhandlung über die Idee der Philologie, genügendes Zeugniß ab. Dem deutschen Wesen erkannte er allein die Fähigkeit zu, den ganzen Reichthum des fremden Geisteslebens in sich aufzunehmen, ohne sich selbst untreu zu werden. Und wie er in beredten Worten gegen den Unfug der ehr- und charakterlosen Hingabe an das Fremde eiferte, ebenso sehr bekämpfte er auch die Pedanterie des nationalen Purismus, der bornirten Exclusivität auf idealen Gebieten. Die Idee der Weltliteratur war ihm schon damals aufgegangen, aber er faßte sie nicht in jenem vagen, kosmopolitischen Sinne, in welchem sie gleichbedeutend ist mit einem Aufgeben der deutschen Eigenart. Er selbst hat ja durch seine eigene künstlerische Thätigkeit am deutlichsten gezeigt, wie er sie meinte, denn kein Anderer hat, wie auch seine Verkleinerer zugeben müssen, eine so unendliche Menge von Schätzen der Fremde der Heimath zugeführt und sie ganz und gar deutsch gemacht, nicht blos mit einem äußerlich übergehängten deutschen Gewande verkleidet. Schon damals erklärte er sich gegen die Art, wie Voß die fremde, namentlich die antike Poesie deutsch zu machen versuchte. Er fand sie im Gegensatz zu der damals geläufigen Meinung durchaus roh und handwerksmäßig. Ihm selbst schwebte schon damals ein anderes Ideal des Uebersetzers vor, das er später so bewunderungswürdig verwirklichen sollte. Daß es ihm nicht blos mit Hilfe des sprachlichen Instinctes oder des angeborenen Talentes gelang, bedarf keiner Bemerkung, wie mächtig man sich auch beide denken möge. Er versenkte sich mit rastlosem Fleiße in die subtilsten und mühseligsten Studien unserer lebenden Sprache, grade so wie er ihre Vergangenheit allseitig ergründete. Er ging ihr in alle ihre verborgensten Falten und Winkel nach und nichts war so klein und scheinbar so geringfügig, worauf er nicht die Schärfe seines Blickes gelenkt hätte. Ohne dem Verdienste

Digitized by Google

Anderer zu nahe zu treten, darf man wohl behaupten, daß kein Anderer unter den Lebenden sich an seiner und bis in die allerletzten Tiefen dringenden Erkenntniß unserer Sprache mit ihm messen konnte. Aber er hatte dies, wir wiederholen es noch einmal, nicht als ein Geschenk irgendeiner transcendentalen Offenbarung, sondern als die Frucht unermüdlicher, liebevoller und selbstloser Arbeit. Unzählige Notizensammlungen aller Art, zum Theil bis zum Tage seines Scheidens fortgesetzt, zeugen davon. Grade in den allerletzten Tagen beschäftigte er sich bei noch völlig ungeschwächter Geisteskraft mit solchen Forschungen und als er schon die Kraft zum Schreiben verloren hatte, dictirte er, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, noch einige Bemerkungen, die sich auf den Wortschatz unserer lebenden Sprache beziehen, Ergänzungen zum Wörterbuche der Gebrüder Grimm, wie er sie früher halb humoristisch bezeichnete. Denn der Gesichtspunkt, von dem er ausging, war ein grundverschiedener. Ihm kam es darauf an, der Sprache ihre gesammte Lebensfähigkeit abzulauschen, um sie zu künstlerischem Gebrauche für sich zu verwenden oder Anderen den Weg dahin zu zeigen. Die bloße gelehrt-historische Sammlung des Sprachschatzes einer gewissen äußerlich abgegrenzten Periode, wie etwa seit Luther, hatte für ihn gar kein Interesse, so sehr er auch den darauf verwandten Fleiß zu würdigen wußte und sich an dem vielen sinnigen und richtig Gesehenen in dem Detail jenes Werkes erfreute. Seine Mängel liegen so offen vor, daß sie Rückert am wenigsten entgegen konnten, aber nach seiner Art, die durch und durch positiv war, verweilte er auch hier mit Vorliebe bei dem, was er und die Welt aus jener wohlgemeinten und mühseligen Arbeit gewonnen hatte.

All dies brauchte einem vorurtheilsfreien und verständigen Kenner des Dichters Rückert nicht gesagt zu werden. Doch da wir an solchen keinen Ueberfluß haben und der Stand unserer deutschen Bildung derartig ist, daß man auch in der nächsten Zukunft nicht auf die Anbahnung eines innigeren Verhältnisses zwischen ihm und dem deutschen Publikum zählen darf, so war diese kurzgefaßte Auseinandersetzung des Sachverhaltes, wenn auch eine Abschweifung, so doch nothwendig, um die Lüge der banalen Phrase aufzudecken oder mit dem rechten Namen zu bezeichnen. —

Jene innige Durchdringung des Geistes der Fremde und der deutschen Heimath, wie sie Rückerts ganze Poesie charakterisirt, hat bekanntlich grade an einem Stoffe der Sanskritliteratur sich am seelenvollsten und kunstreichsten vollzogen. Sein Nal und Damajanti ist selbst nur von wenigen aus der großen Zahl derer bemängelt worden, die von dem „Deutsch-Orientalen Rückert" sonst nichts wissen wollten. Die überwältigende Schönheit des Stoffes und der Dichtung konnte selbst auf den stumpfen und groben Sinn, durch den sich im Allgemeinen unser Publikum vor dem anderer gebildeten Länder unvortheilhaft auszeichnet, seine Wirkung nicht verfehlen. Wer das Original kennt, weiß, daß

Digitized by Google

hier keine eigentliche Ueberſetzung, ſondern eine freie Nachbildung, eine Umdichtung, wie ſie die größten Meiſter, voran Shakeſpeare, ſo oft verſucht haben, einen ihrer größten Triumphe feiert. Das Original in ſeiner vollen landſchaftlichen und nationalen Abſonderlichkeit kann dadurch für die Wiſſenſchaft nicht erſetzt werden, wohl aber hat der Geiſt der modernen Bildung und Kunſt durch Rückert alles, was ihm davon brauchbar und inſofern ewig menſchlich berechtigt iſt, aufgeſogen. Neben dieſer freieren Schöpfung iſt die Zahl der anlehnenden, wirklich abhängigen Nachbildungen indiſcher poetiſcher Erzeugniſſe eine ſo große, daß wer das Sachverhältniß nicht kennt, vermuthen müßte, ein reich begabter, künſtleriſch und wiſſenſchaftlich gleich mächtig ausgeſtatteter Genius habe alle ſeine Kraft und die ganze ihm vergönnte Zeit ſeines Erdendaſeins nur für dieſe eine Arbeit eingeſetzt. Vielleicht von der größten Anziehungskraft für die wiſſenſchaftlichen und gebildeten Kreiſe dürfte darunter eine Ueberſetzung der Sakuntala ſein. Sie ſtammt aus den fünfziger Jahren, iſt vollſtändig vorhanden, ſorgfältig nachgebeſſert und vollkommen druckfertig. Sie ſcheint auch, wie aus einigen Notizen des Verfaſſers hervorgeht, gradezu dafür beſtimmt geweſen zu ſein, iſt aber auch aus den ſchon auseinandergeſetzten Gründen im Pulte liegen geblieben. Selbſtverſtändlich geht neben der Ueberſetzung, äußerlich aber ganz getrennt von ihr, ein unendlich reicher Apparat von kritiſchen und exegetiſchen, namentlich auch techniſchen Studien über die poetiſchen Formen des Stückes und der indiſchen dramatiſchen Poeſie überhaupt. Denn es finden ſich außer eigentlich gelehrten Bemerkungen und Studien zu den bedeutendſten übrigen bisher bekannten Erzeugniſſen derſelben auch noch verſchiedene Anſätze zu kunſtmäßigen Uebertragungen, von denen aber keiner weit gediehen zu ſein ſcheint. Wie er in den brahmaniſchen Erzählungen und anderwärts einige der gehaltvollſten Epiſoden des Mahabharata dem deutſchen Volke dargeboten hatte, zwar anders als Nal und Damajanti, nicht als freie Umdichtung, ſondern als deutſche Nachdichtung des indiſchen Originals, ſo beabſichtigte er noch eine große Anzahl anderer Blüthen der indiſchen Epik unſerer Sprache anzueignen. Vieles davon, faſt ausnahmslos gleichfalls dem unerſchöpflichen Mahabharata entnommen, iſt von ihm vollendet worden, manches aber nur begonnen. Ueberall ſchließt ſich auch hier die gelehrte, kritiſch-exegetiſche Thätigkeit unmittelbar an die künſtleriſche. Neben der deutſchen metriſchen Uebertragung ſteht gewöhnlich der gereinigte Sanskrittext, das Ergebniß ſeiner productiv-kritiſchen Arbeit, ſelbſt eine Art von Kunſtſchöpfung, indem hier eine dem urſprünglichen Dichter mindeſtens gewachſene poetiſche Kraft das vor Alter Verfallene wieder in dem Jungbrunnen des wiſſenſchaftlich geſchulten Kunſtgefühls belebt hat.

Aber mehr als dies alles ergriff ihn die Fülle und Tiefe der Ergebniſſe, welche ſich durch das allmälige Bekanntwerden der Vedaliteratur herausſtellten. Von dem erſten dürftigen specimen Roſens bis zu den faſt unüberſehbaren

Digitized by Google

Publicationen der jüngsten Zeit entging ihm hier nichts. Auch hier wieder bezeugte er seine vollste Theilnahme durch umfassende, natürlich den Kunstformen der Originale nachgebildete Uebersetzungen, besonders von Hymnen des Rig-Veda. Sie stützen sich auf eine großartige Fülle von metrischen und rhythmischen Beobachtungen zunächst aus dieser vorsanskritischen Poesie, dann aber auch aus der eigentlichen sanskritischen Periode. Die Entdeckung, wie man sie wohl nennen darf, der Vedaliteratur fällt in eine Lebensperiode Rückerts, wo er nach dem gewöhnlichen Herkommen die Befugniß gehabt hätte auszuruhen und Anderen die Ausbeute der neuen Welt des Geistes, die sich damit erschloß, zu überlassen. Er aber wurde dadurch nur zu erhöhter, gleichsam verjüngter Thätigkeit angeregt und behielt die wahrhaft begeisterte Theilnahme an der Hebung dieser Schätze, von der er in dem Momente erfüllt wurde, als er ihre ersten Resultate kennen lernte, ungeschwächt bis zuletzt. Er ist immer wieder auf die Veden, ihre Kunstformen und ihr eigentlich linguistisches Material, besonders das lexikalische zurückgeführt worden, was seine hier vorzugsweise reichen und vollständigen Papiere bezeugen.

Wir haben in dieser möglichst gedrängten Uebersicht nur die eigentlichen Spitzen und diese nicht einmal alle, so z. B. übergehen wir ganz seine kolossalen Arbeiten über das Schah-Nameh; heraustreten lassen, in denen sich die wissenschaftliche Thätigkeit Rückerts zusammendrängte. Aber es darf auch nicht ganz übergangen werden, daß sie unendlich ausgebreiteter war, als sich bisher darstellte. Daß man ihn nicht als einen bloßen Orientalisten in dem beschränkten Fachsinne gelten lassen darf, hat sich bereits ergeben. Seine linguistischen und literarischen Interessen reichten aber noch weit über die bereits umschriebenen Grenzen hinaus. Es ist eine Periode in seinem gelehrten Leben gewesen, in der er dieselbe Concentration des Geistes, von der wie von dem Blitze alle Hindernisse zerschmettert wurden, einer Reihe von Sprachen zuwandte, die auch bei dem jetzigen Aufschwung des linguistischen Studiums doch nur sehr vereinzelt gepflegt werden. Hierher läßt sich schon das Koptische rechnen, dessen eminente Bedeutung ihn bis in die letzte Zeit zu unermüdlichem Fleiße reizte. Die Resultate davon liegen in den ausgedehntesten grammatikalischen und lexikalischen Sammlungen vor, die zugleich wie immer völlige Neuconstruirungen des bisherigen Wissensstandes sind. Wegen einer gewissen Wahlverwandtschaft seines literarischen Genius, nicht seines sprachlichen, möge hier auch des Armenischen gedacht werden. Im Beginne der vierziger Jahre beschäftigte er sich eindringlich damit und eine poetische Frucht davon ist die Tragödie König Oesali, eines der ergreifendsten Geschichtsbilder von welthistorischer Perspective.

Fast ebenso mächtig wie später durch das Koptische sah er sich lange Zeit

Digitized by Google

durch die südindischen Sprachen angezogen, die man gewöhnlich Tamulisch, Telinga, Karnata und Malabarisch zu nennen pflegt. Wir behalten diese nur halb richtigen Namen hier natürlich bei. Die neue Welt, die sich ihm damit erschloß, setzte sich für ihn gleich in Verbindung mit einem äußerlich weit davon entlegenen Sprachkreis, in welchen er schon früher eingedrungen war, mit dem der finnisch-tatarischen Sprachen. Darunter fesselte ihn vorzugsweise die gewöhnlich Finnisch im engeren Sinne genannte, weil sie in den Resten ihrer großartigen Volksepik fast allein unter ihren Schwestern sich zur Kunst veredelt hat. Aber er gebrauchte sie und ihre Verwandten auch zu umfassenden sprachvergleichenden Studien sowohl nach den südindischen und andern flexionslosen Sprachen, namentlich nach der malayischen hin, wie auch nach der Seite der vollendet flectirenden, der indogermanischen, ohne sich jedoch erschöpfend oder abschließend darauf einzulassen. In der letzten intensiv und extensiv so unendlich reichen neusesser Arbeitsperiode hat er nur selten einmal dies ungeheure Gebiet betreten, doch es auch nicht ganz bei Seite gelassen. Aus der früheren Zeit stammen als selbstgeschaffene Hilfsmittel des Studiums eine Menge von handschriftlichen, stets natürlich eigenhändigen Arbeiten, die schon als Zeugnisse seines rastlosen Fleißes im gewöhnlichen Sinne des Wortes interessant sind. Eine Reihe stattlicher Folianten und Quartanten enthält die Abschriften der vorhandenen dürftigen und noch dazu höchst seltenen und damals vor zwanzig Jahren noch viel unzugänglicheren Hilfsmittel lexikalischer und grammatikalischer Art, auch Texte, wie immer, sofort selbständig weiter geführt, durchgearbeitet und ganz umgegossen der Sache nach, wenn auch nicht in der Form.

Wir wollen hier kurz abbrechen; was hälfe es noch weitere statistische Thatsachen einer wissenschaftlichen Allseitigkeit aufzuzählen, die offen gesagt zu gewaltig ist, als daß man sie recht zu würdigen, ja nur als möglich zu begreifen vermöchte? Es gehörte dazu eine ähnlich disponirte Natur, die aber auch mit ähnlicher Energie alle in ihr ruhende Kraft in Bewegung gesetzt hätte. Wäre es eine bloße Gelehrtennatur, so würde sie wieder nicht geeignet sein, das volle Verständniß für Rückert als Gelehrten zu hegen, denn jene einzige völlige Durchdringung des Gelehrten und des Dichters, des Forschers und Künstlers ist ja das, was seine Individualität construirt. — Wer in das Detail eingehen wollte von dem, was hier nur in der Massenwirkung gleichsam von ferne gezeichnet werden konnte, würde einen unerschöpflichen Stoff finden, dessen Anziehungskraft, weil er so durchaus von dem Walten eines künstlerischen Genius erfüllt ist, auf jeden wirken müßte. Denn alles, was von ihm stammt, ist von einem inneren Leben erfüllt, das die Sprödigkeit des Stoffes, auch wenn er der entlegenste und abstruseste ist, ganz bewältigt hat. Es läßt sich keine kleinste Notiz seiner Hand denken, die nicht durch die Originalität in Auffassung und

Digitized by Google

Form, so wie sie dasteht, als ein Document desselben Geistes bezeichnet wäre, dem die deutsche Nation jedenfalls die vielseitigste und reichste künstlerische Gestaltung ihrer Sprache zu danken hat. —

Stimmungen in der Provinz Hannover.

Vor zwei Jahren, als die Discussion über die Zukunft der Elbherzogthümer die deutschen Politiker aufregte, ist bei Abwehr der particularistischen Forderungen von Seiten der national Gesinnten oft das Stichwort ausgesprochen worden: wir wollen kein zweites Hannover. Der Vergleich lag nahe genug. Denn hinreichender Grund war zu der Befürchtung, daß wie im Welfenkönigreiche, so auch in dem Lande nördlich der Elbe die exclusive und eigenwillige Natur des Volksstammes sich bei autonomer politischer Verfassung nur um so hartnäckiger auf sich selber stellen und von productiver Gemeinschaft mit dem Lebensprincipe des neuen Deutschland, dem preußischen Staate, sich ausschließen würde. „Hannover" aber heißt nach seinem bisherigen politischen Charakter ins Begriffliche übersetzt nichts anders als Körper gewordenes Frondiren gegen Preußen, das politische „Nein" unter jeglichem Aspect. Andrerseits bezeichnend für die politische Impotenz solcher Königthümer wie das welfische war, ist der Dünkel, mit welchem das Deficit der Macht geläugnet wurde; soll es doch weiland König Georg — der seinen Namen beiläufig bemerkt, nach dem Beispiel seiner fremdländischen Vorfahren gern in der wälschen Form aussprechen hört — sehr verdrossen haben, daß es ihm nicht gelingen wollte, in politischen Noten für das seinem Hochmuth anstößige Prädikat Mittelstaaten den Ausdruck „Mittelreiche" zur Geltung zu bringen. Indeß, was ihm auf sprachlichem Gebiete versagt blieb, hat er, einzig übertroffen von seinem hessischen Vetter, auf politischem erlangt: er hat in der That aus seiner Monarchie das deutsche Reich der Mitte gemacht, das Land des politischen Stillstandes, dessen oberstes Gesetz die Laune des Herrn war und dessen Staatsbeamten zugemuthet wurde, sichs zur Ehre zu rechnen, daß sie amtlich die königliche Dienerschaft hießen.

Dieser Mummenschanz ist, Gottlob, vorüber. Er hat, mit den Augen des Humoristen betrachtet, der Nation neben schwerem Verdruß manche Erheiterung

Digitized by Google

gebracht; aber wir Deutschen sind keine politischen Rentiers, welche solche Summen an ihre Unterhaltung wenden können, wie die Welfenherrlichkeit uns gekostet hat. Schlimm genug, daß ein so großer Theil der Hannoveraner zu denen gehörte, die sich gewöhnt hatten, diese Wirthschaft humoristisch aufzufassen. Das alte Erbtheil egoistischen Beharrens und passiven Selbstgenügens ist für das geschichtliche Leben der Niedersachsen höchste Gewähr und größte Gefahr zugleich. Die Fähigkeit ihres derben Wesens, viel tragen zu können, ehe sie die Last spüren, hat sie auch vieles ertragen lassen, was einem Volksstamm von solcher Begabung unziemlich ist. Nicht unempfindliche Nerven sind schuld daran; gute Bildung, kluger Sinn, hochgesteigertes geistiges und materielles Verkehrsleben geben ihnen volle Ebenbürtigkeit mit den übrigen Norddeutschen, aber es haftet in ihrer braven Natur eine verhängnißvolle Bequemlichkeit, die sie im guten und im schlimmen Sinne davor bewahrt, außer Fassung zu gerathen. Diese Kraft unentwegter Gemüthsruhe ist angesichts der Anforderungen unsrer modernen Zeit zu sittlicher Schwäche geworden. Wenn man im Gespräch auch mit hochgebildeten Bürgern der zahllosen herrischen Thorheiten und kindischen Ränkünen des Königs, seines rein persönlichen und von unwürdigsten Einflüssen beherrschten Regiments, ja selbst wenn man der Mißhandlungen der Landesverfassung und des Zustandes politischer Rechtlosigkeit gedenkt, in dem er sein Volk zu exerciren liebte, begegnet man meist nur gutmüthigem Lächeln oder dem Achselzucken des Bedauerns; die Entrüstung, die sich darauf gebührte, ist den allermeisten abhanden gekommen, oder vielmehr sie haben sie nie gehabt. Es versteht sich von selbst, daß wir mit um so größerer Achtung die Männer der liberalen Opposition ausnehmen.

Seit Holstein wie Hannover dem preußischen Staate gesichert sind, droht sich die Mahnung, deren eingangs erwähnt wurde, umzukehren; jetzt scheint gesorgt werden zu müssen, daß die Provinz Hannover kein zweites Holstein werde. Daß der neuen Ordnung der Dinge im Welfenreich kein stürmischer Enthusiasmus entgegengebracht wurde, ließ sich bei dem politischen Temperament der Hannoveraner erwarten. Wer aber voraussetzte, die Veränderung werde im Lande mit phlegmatischem Gleichmuth oder gar mit stillem Behagen aufgenommen werden, sieht sich sehr getäuscht. Außer in Ostfriesland, das vermöge seiner preußischen Traditionen in einer exceptionellen Lage war, sind in sehr wenigen Orten freudige und zustimmende Kundgebungen erfolgt. Die große Mehrzahl der Bewohner des flachen Landes wie der Städte hat sich ablehnend verhalten, in der Hauptstadt ist die Stimmung bei Groß und Klein äußerstes Mißvergnügen und es hat allmälig Formen angenommen, die sehr schlecht zu dem fast übertriebenen Anstande passen, den man sonst dort gewohnt ist. Zwar pöbelhafte Auftritte der Art, wie sie in Celle vorgekommen sind, hat die Hauptstadt

Digitized by Google

nicht gesehen, aber große Aehnlichkeit mit denselben hatten die Excesse am Geburtstag des Kronprinzen doch. Immerhin mögen solche derbe Ausbrüche eines Unwillens, für den es ja hundert kleine persönliche Anlässe geben kann, den unteren Schichten der Bevölkerung in die Schuhe geschoben und sie sonach höchstens disciplinarisch gerügt werden; zum preußischen Gouvernement haben wir das Vertrauen größter Schonung; aber ganz vereinzelte Eruptionen waren jene Erscheinungen nicht. Schon in den ersten Tagen nach der Katastrophe von Langensalza, noch mehr natürlich seit dem Annexionsbeschluß, kamen allerhand kleine Aufreizungen vor. Wenn gegen Abend die Knaben in den Straßen Hochrufe auf den König und den Prinzen ertönen ließen, so ist es niemandem eingefallen, das für etwas Anderes als für jugendliche Kehlübungen zu nehmen, aber wenn die Duodezpatrioten Umzüge halten mit weißgelben und schwarzgelben Fähnchen und Spottlieder auf Preußen dabei singen, so liegt die Befürchtung nahe, daß sie dazu angeregt sind, und das ist von Seiten der Anstifter ebenso unpädagogisch wie feig. Ein solcher Rimelreim ist mir im Gedächtniß geblieben: „Guckuk, Guckuk warte, bald kommt der Bonaparte, will uns helfen wiederholen, was die Preußen uns gestohlen." Guckuk ist die allgemein recipirte Bezeichnung des preußischen Adlers. Beim Dunkelwerden kann man den Ruf allenthalben hören, wo sich preußische Soldaten befinden. Als Ziel der demonstrativen Spaziergänge der Schuljugend galt Herrenhausen, wo die Königin bis vor kurzem wohnte. Da traf sichs dann wohl, daß der Zug dem Wagen der hohen Frau in der langen Allee begegnete; dann stieg sie aus, die Kinder umringten sie und sie ließ sich die Namen nennen. Fast überall im Lande, namentlich aber in der Hauptstadt, genießt die Königin wirkliche Verehrung. Es ist keine Uebertreibung, daß eine Loyalitäts- und Beileidsadresse an sie, welche in der Stadt unter der Hand colportirt wurde, in kurzer Zeit mit mehr als 40,000 Unterschriften bedeckt war. Aus dem kleinen Heimathhofe zu Altenburg hat sie warmen Sinn für Freud und Leid des Bürgers auf den stolzen Welfenthron mitgebracht; ihrem liebevollen und schlichten Wesen verdankt die königliche Familie das Lob häuslicher Tugenden. Insbesondere hat die Mildthätigkeit der hohen Frau die Herzen erobert; wir gönnen ihr den schönen Besitz und es ist menschlich betrübend, daß sie künftig darauf verzichten muß, sich der Wirkungen landesmütterlicher Sorge zu freuen. Die Geschichte aber ist eine hartherzige Frau, die an privaten Schmerzen stumm vorübergeht.

König Wilhelm hat wiederholt ausgesprochen, daß er loyale Pietät ehrt, und er wird in dieser Richtung nie ohne Noth harte Maßregeln ergreifen. Aber die Hannoveraner ihrerseits sollten Tact genug haben, die Grenzen dieser Connivenz zu achten. So gut und schön die Ovationen für die Königin sein mögen, dem selbstverschuldeten und heilsamen Falle des Königs sollte füglich

Digitized by Google

aller Weibrauch fern bleiben. Was in aller Welt soll es heißen, wenn man Fünfgroschenstücke, die sein Bild tragen, in Gold gefaßt an der Uhrkette trägt, wie man es bei genug gebildeten Leuten der höheren Classe sehen kann; oder was soll das Fernbleiben vom Theater, über dessen gefürchtete Schließung man im voraus mit hartem Vorwurf gegen Preußen jammerte; endlich, was denkt man sich bei der herausfordernden Trauerkleidung, die bereits gebührende Rüge gefunden hat? Das abstoßende Verhalten gegen die preußischen Truppen mag Nachsicht finden, so lange das Schicksal der hannoverschen Armee, deren Offiziere jetzt durchweg Civilkleidung tragen, unentschieden ist; aber wenn man mit Ostentation fortfährt, vom Eintritt nicht nur vieler Capitulanten, sondern auch anderer Landeskinder in die östreichische Armee zu reden, so vergesse man nicht, daß hierbei von Desertion die Rede ist, und daß die Strenge des preußischen Militärgesetzes lieber unversucht bleibt!

Alle diese kleinen Züge des Widerspruchs sind zwar keineswegs staatsgefährlich; aber sie stehen verständigen und gradsinnigen Norddeutschen schlecht zu Gesicht. Denn leider bleibt nur die Wahl, sie entweder für unreife Faselei oder für Speculation auf Rückkehr des Vertriebenen zu halten. Nach der überlangen politischen Passivität des Volkes ist diese Wahrnehmung höchst unerfreulich und sie bestätigt nur, wie hohe Zeit es war, daß die Hannoveraner Preußen d. h. active Bürger eines wirklichen Staates wurden.

Von sehr vielen verständigen Leuten des bürgerlichen Mittelstandes, auch in der Residenz, muß man loben, daß sie der larmoyanten Sympathie für den Exkönig, die ich unter ihnen selbst als „Pudeltreue“ habe belächeln hören, fremd sind. Aber wenn der Blinde auch diesen Ausgang verdient hat — so sagt man — warum ist uns der Kronprinz nicht zurückgegeben worden; er ist unschuldig an der traurigen Politik des Vaters und überdies hatte Preußen die Macht, sein Regiment durch alle möglichen Conventionen einzuengen. Weicht auch dieser Einwurf der Vorstellung, daß durch ein solches Arrangement eine in jedem Betracht unbefriedigende, für Herren und Unterthanen gleich peinliche Doppelautorität constituirt wurde, dann heißt es: Was hat das Land verbrochen, daß man ihm seine Verfassung nimmt? Den thätigen Liberalen, welche in der Kammer gegen die Handgriffe König Georgs mannhaften Protest erhoben haben, mag des Landes Constitutionsurkunde den Werth haben, den jedes Schmerzenskind für die hat, die es beim Leben erhielten; über die absolute Vortrefflichkeit mögen Kundigere urtheilen; bei den Meisten, welche dies Stichwort zu dem ihrigen gemacht haben, bedeutet es nicht viel mehr als geistige Bequemlichkeit und die bekannte Liebhaberei des Eigenthums. Unsere Verfassung, so hört man, mag so gut oder so schlecht sein wie sie will, sie ist unser Erwerb, unser Rechtsfundament; das ist Grund genug, um daran fest-

Digitized by Google

zuhalten. Ganz gut und brav; wenns nur auch so wahr wäre. Es ist zu beklagen, daß die Sonderverfassung eben als solche in Zukunft das Haupthinderniß tüchtiger politischer Zucht bilden würde, die den Hannoveranern nur gegeben werden kann, wenn sie zu dem Stolze des Bewußtseins gelangen, im preußischen Staate mitzurathen und mitzuthaten. Wir meinen, diese Entschädigung kann wenigstens auf die Dauer über den Affectionswerth, den die alten Institutionen haben, hinwegsetzen. Ueberdies mag man sich erinnern, daß das Königreich Hannover ein Conglomerat ist, dessen verschiedene Bestandtheile verschiedene Geschichte und mit ihr verschiedenen politischen Erwerb haben vergessen müssen, um die hannoverische Verfassung zu einer Zeit zu erhalten, in welcher die politischen Anforderungen der norddeutschen Stämme auf ziemlich gleicher Höhe standen. Daß berechtigte und werthvolle Eigenthümlichkeiten geschont werden sollen, ist preußischerseits überdies oft genug erklärt worden. Aber nicht so sehr die Verfassung und ihr innerer Werth, als vielmehr die Gunst der finanziellen Lage und namentlich ihre Wirkung in der Beamtenwelt, das ist es, dessen die große Zahl derer, die jetzt ihre eigenen und die Chancen Angehöriger erwägen, vor allem berücksichtigt, wenn sie die Autonomie ihres Landes begehren.

Wie über die Frage der Beamtenbesoldung und andere noch wichtigere während des Interims der Königsdictatur entschieden werden wird, ist nicht zu übersehen, aber der gute Wille, mit welchem berufene Autoritäten des Landes ihren Rath ertheilen, kann sicherlich viel Nutzen stiften. Die leichtfertige Art freilich, mit der auch Leute von sonst tüchtigem Sinn und ehrenvoller Lebensstellung das ganze Vorgehen Preußens verurtheilen, läßt leider nicht erwarten, daß sie so bald etwaige Opfer, die von ihnen gefordert werden, über den neuen unbegehrten politischen Gütern verschmerzen werden, die der Wechsel des Regiments ihnen bringt. Es hat etwas sehr Widerwärtiges, den Expectorationen solcher Patrioten zuzuhören, die den preußischen Staat als den Bonvivant auf fremde Kosten oder als den Bankerotier ansehen, der seine Hoffnungen auf einen „Raubkrieg“ gesetzt hat. Mag man indeß in diesen Kreisen, deren Existenz nicht wegzuläugnen ist, vorläufig in passiver Ablehnung verharren und sich damit schadlos halten, den König Wilhelm den „Aneigennützigen“ zu nennen — wie ein beliebtes Wortspiel lautet —, man wird erkennen, daß durch Beibehaltung dieses vornehmen Degouts jeder auf eigene Kosten frondirt. Es prägt sich in diesem Verhalten ein im bedenklichen Sinne bäuerlicher Zug aus, der einem guten Theile der hannoverischen Bevölkerung anhaftet. Jahrzehnte lang hat man der Welfendynastie ohne Murren, wenigstens ohne ernsthafte Auflehnung, mit der edelsten Naturalleistung gesteuert, die es für gebildete Völker giebt, mit dem sittlichen Besitz des Rechtsbewußtseins und der Würde

Digitized by Google

des Staatsbürgers, die zum Spiele königlicher Willkür erniedrigt war. Jetzt soll es anders werden. Dieser unwürdige Schoß wird abgelöst, den Hannoveranern ist fruchtbarer veredelnder Antheil an einem wirklichen Staate geschenkt; dafür wird die pecuniäre Steuer erhöht werden. Wer feilschend die Münze in der Hand dreht und mit Wohlgefallen auf die Fleischtöpfe der vergangenen Aera zurückweist, giebt sich das Zeugniß, daß er vom großen Strome erhabener Interessen, der die neue Zeit und das wiedergeborene Deutschland bezeichnet, seitab gestanden hat.

Die Wiederkehr der Erfahrungen von 1815 hätte der Nation bei den neuen Annexionen Preußens erspart bleiben sollen; daß es geschehen wäre, wenn die Jüngstvergangenheit des preußischen Regiments den Anforderungen des Liberalismus genügt hätte, ist nicht zu behaupten. Die liberalen Elemente in den neuen Provinzen sind mit wenigen entschuldbaren Ausnahmen grade nicht oppositionell. An der Unklarheit der politischen Ideale in den Kleinstaaten liegt die größere Schuld. Sei's drum; mögen manche Scenen sich heute wiederholen, welche die Einverleibung der neuen Provinzen vor funfzig Jahren begleiteten, mögen die Inquilinen der guten Stadt Hannover noch oft bei Geburtstagen des Welfenhauses gelbweißen Sand vor die Hausthüren streuen, dem heraufwachsenden Geschlechte, das erst ganz und völlig in den neuen Stand eintritt, wird er nicht in die Augen fallen und der freie Blick in eine bedeutendere Zukunft wird ihnen hoffentlich nicht getrübt werden; denn schon in schwierigerer Lage hat Preußen die Assimilationskraft eines echten Staates bewährt.

Den Gegenwärtigen aber, gut und böswilligen, die in die großen Geschicke des Hohenzollernreiches hineingezwungen sind, mag ein Gleichniß gesagt sein. Wenn der nordische Bauer sein Kind dem fremden Manne ungefragt zum Weibe giebt, und man will ihn der Härte zeihen, so antwortet er: die Liebe kommt nach der Hochzeit. Und die Erfahrung pflegt das Sprichwort zu Ehren zu bringen. So wird es auch in dieser politischen Ehe Preußens mit den neuen Ländern gehen, die nunmehr durch die Proclamation des Einverleibungspatents solenn vollzogen ist. Ueber ein Kurzes hoffen wir gesunde Kinder aus der ungewollten Verbindung.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Rud. Reichenau. Oscar Pletsch.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig; vorräthig in allen Buchhandlungen:

Aus unsern vier Wänden von **Rudolf Reichenau.**

9. Auflage. **Wohlfeile Ausg.** 3 Abtheil. in 1 Band. carton. 2 Rthlr. 1.: Bilder aus dem Kinderleben. 2.: Knaben und Mädchen. 3.: Auswärts und Daheim. (Jede Abtheilung auch einzeln.)

Dasselbe, 1. Abth., Pracht-Ausgabe, mit 66 Originalzeichnungen von Oscar Pletsch, in Holzschnitt von H. Bürkner. carton. 3½ Thlr., fein geb. 4½ Thlr.

Wohl wie kein anderes, schöpft dies Buch seine Stoffe aus der Familie und so sollte es in allen Familien einheimisch sein zum Vorlesen und immer erneutem Vorlesen. Alt und Jung und vorzüglich die Mütter werden ihre Freude daran haben.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben.

Der große Kurfürst und seine Zeit.

Historischer Roman

von **Louise Mühlbach.**

Erste Abtheilung: **Der junge Kurfürst.** 3 starke Bände.
Zweite Abtheilung: **Der große Kurfürst und sein Volk.** 4 Bände.
Dritte Abtheilung: **Der Kurfürst und seine Kinder.** 4 Bände. Eleg. broch. Preis jeder Abtheilung 5 Thlr.

Nach Preußens großartigen Erfolgen in diesem Jahre empfiehlt die Verlagshandlung zur Lectüre vorstehenden Roman, der den Begründer von Preußens Größe und Machtstellung mit Begeisterung schildert. Die erste Abtheilung umfaßt die Jugendgeschichte des großen Kurfürsten, und schildert in lebensvollen und pikanten Bildern das Beginnen der neuen Zeit, deren Held und Begründer der Kurfürst Friedrich Wilhelm war. Der erste Theil schildert sein Leben als Kurprinz. In dem zweiten besteigt der Kurprinz den erledigten Thron seines Vaters, und mit kräftiger Hand sehen wir ihn die Zügel der Regierung erfassen, sehen ihn stolz entschlossen, zu gleicher Zeit sein Land zu befreien von der lastenden Hand Oesterreichs und Polens, dem Kaiser von Deutschland die angemaßte Gewalt über die Mark Brandenburg, dem König von Polen die berechtigte Oberherrschaft über Preußen zu entwinden. Die dritte zeigt uns den Kurfürsten im Kampfe mit seinen aufrührerischen Städten, im Kampfe mit dem Könige von Schweden um den Besitz Pommerns, im Kampfe endlich gegen den Herzog von Holstein. Aber gegen diesen düstern Hintergrund contrastiren die lieblichen idyllischen Scenen im häuslichen Leben des Kurfürsten, seine Liebe und Ehe mit der edlen Louise Henriette von Oranien giebt den Stoff zu den anmuthigsten und heitersten Scenen, über die aber der Tod der Kurfürstin bald einen düstern Trauerschleier wirft.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Julian Schmidt, { Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod. 5. Aufl. I. II. Bd. 5 Thlr. 25 Ngr.

Das rühmlichst bekannte Werk ist in dieser neuen Auflage wiederum ganz durchgearbeitet und mit zahlreichen neuen Forschungen versehen. Es schließt sich unmittelbar des Verfassers „Geschichte des geistigen Lebens von Leibniz bis auf Lessing's Tod" an. Der 3. Band des Werkes wird schnell nachfolgen.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schmidt, Julian, { Geschichte der **französischen** Literatur seit der Revolution 1789. 8. 2 Bde. 5 Thlr. 18 Ngr.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Eine Wallfahrt nach Jerusalem.

Bilder ohne Heiligenscheine

von

Moritz Busch.

2. verbesserte Ausgabe. 2 Bände. Preis 2½ Thlr.

Inhalt: Bilder ohne Heiligenscheine. — Meerfahrt. Korfu. Syra. Erinnerungen an Griechenland. Smyrna. Alexandrien. Die Chalifenstadt am Nil. — Ein Derwischkloster und ein Methodisten-Campmeeting. — Traumleben am Nil. Eine Nacht unter den Pyramiden. — Von Alexandrien nach Jaffa. Der Ritt nach Jerusalem. — Das preußische Hospiz. Die Stadt und ihre Alterthümer. — Sitten und Zustände Jerusalems. Die Religionsparteien. Die fränkische Gesellschaft. — Der Jordan. Das Todte Meer. Kloster Mar Saba. Bethlehem. — Der Einzug des Großfürsten Constantin. Im Haram Esch Scherif. — Von Jerusalem nach Nablus. Türkisches Regiment. Die Samariter. — Die Ebene Esdrelom. Nazareth. Auf dem Karmel. Drei Tage in Phönicien. — Jerusalem in der Zeit Jesu. —

Digitized by Google

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Benedix, Rod., Bilder aus dem Schauspielerleben. 2 Bde. 1 Thlr.
Beta, H., Deutsche Früchte aus England. 2 Bde. 2⅓ Thlr. — Aus dem Herzen der Welt. 2 Bde. 2⅔ Thlr.
Busch, Moritz, Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenscheine. 2 Bde. 2⅓ Thlr.
Cosmar, A., Erziehung und Ehe. 3 Bände. 4 Thlr.
Ernesti, Louise, Waldemar Boothouse. 2 Bde. 2 Thlr. — Bilder und Skizzen. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Tochter des Spielers. 3 Bde. 3 Thlr. — Unverhofft kommt oft. 1 Thlr.
Gayette, Jeane Marie von, Jacobäa von Holland. 2 Bde. 2⅔ Thlr.
Genast, Wilhelm, Das hohe Haus. 4 Bde. 4 Thlr.
Grabowski, Stanisl. Graf, Ein leidenschaftliches Herz. 2 Bde. 1⅔ Thlr.
Großmann, A., Wahn und Wahrheit. 2 Bde. 2⅔ Thlr.
Gundling, Julius, Henriette Sontag. 2 Bde. 2 Thlr. — Satan Gold. 1 Thlr. — — Advokat Schnobeles. 2 Bde. 1⅓ Thlr. — Fes und Tschako. 1 Thlr. — Ein moderner Don Juan. 2 Bde. 1⅓ Thlr. — Pêle-mêle. 3 Bde. 4 Thlr.
Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. 2 Bde. 1⅓ Thlr.
Helene, Marie, Bilder aus dem Leben. 1⅓ Thlr.
Hemsen, Theodor, Die Czarentochter. 4 Bde. 4⅔ Thlr.
Herbert, Lucian. Louis Napoleon. 2. Volksauflage. 5 Bde. 4⅔ Thlr. — Napoleon III. 8 Bde. à 1⅓ Thlr. — Carlo Alberto und Louis Napoleon. 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — Victor Emanuel. 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — Napoleon III. und sein Hof. 1⅓ Thlr. — Neue Anekdoten aus dem Leben Napoleon III. 1⅓ Thlr. — 1830. Juli-Revolution. 2 Bde. 2 Thlr. — 1831. Polens letzte Tage. 2 Bde. 2 Thlr. — Aus Frankreich. 1⅔ Thlr. — Zwischen Leben u. Sterben. 1⅓ Thlr. — Die todte Hand. 4 Bde. 5 Thlr. — Nikolaus u. Metternich. I. Abthlg. 2 Bde. 2⅔ Thlr. — König Leopold I. 1⅓ Thlr.
Katsch, Ad., Vitibuck. 3 Bde. 3⅓ Thlr. — Unter dem Storchnest. 3 Bde. 4 Thlr.
Kessel, C. v., Schleswig-Holstein meerumschlungen. 22⅓ Ngr.
Meißner, Alfred, Neuer Adel. 3 Bde. 3⅓ Thlr. — Zur Ehre Gottes. 1⅓ Thlr. — Die Sansara. T. A. 4 Bde. 2⅓ Thlr. Desgl. Octav-Ausgabe. 4 Bde. 3⅔ Thlr. — Zwischen Fürst und Volk. Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried. 3 Bde. 3 Thlr. — Durch Sardinien. 15 Ngr. — Charaktermasken. 3 Bde. 4 Thlr. — Novellen. 2 Bde. 2 Thlr. — Am Stein. 15 Ngr.
Mende, Fritz, Politische Sünden. 1⅓ Thlr.
Mergentheim, J. v., Ein Freiheitskrieg in Böhmen (1681). 1⅓ Thlr.
Mühlbach, Louise, Erzherzog Johann und seine Zeit. 2. ill. Aufl. 4 Abth. à 3 Bde. 6 Thlr.
Mund, E. D., Erlebnisse eines Arztes. 2 Abthlgn. 4 Bde. 4 Thlr. — Die geraubte Schatulle. 2 Bde. 2⅓ Thlr.
Pichler, Louise, Bei Lampen- und Sternenschein. 2 Bde. 2¼ Thlr. — Die Kaiserbraut. 2 Bde. 2 Thlr. — Unter dem Lindenbaum. 1⅓ Thlr. — Friedrich von Hohenstaufen. der Einäugige. 3 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Der letzte Hohenstaufe. 3 Bde. 3 Thlr. 6 Ngr. — Heinrich IV. Vermählung mit Bertha von Susa. 2 Bde. 24 Ngr. — Aus böser Zeit. 3 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Vergangene und vergessene Tage. 24 Ngr.
Schirmer, A., Lütt Hannes. 3 Bde. 3⅓ Thlr. — Aus aller Herren Ländern. 3 Bde. 4 Thlr.
Smetana, Aug., Geschichte eines Excommunicirten. 3. Volksausgabe. 24 Ngr.
Smidt, Heinr., Deutsche Schiffe und dänische Kaper. 2 Bde. 1⅓ Thlr.
Stein, P., Johannes Gutenberg. 3 Bde. 3 Thlr. — Novellistische Gemälde aus Stadt und Land. 2 Bde. 2 Thlr. — Handwerk und Industrie. 2 Bde. 2 Thlr. — Drei Christabende. 1 Thlr. — Der letzte Churfürst von Mainz. 3 Bde. 2 Thlr. — Das Haus der Hofräthin. 2 Bde. 1⅔ Thlr. — Aus dem schwäbischen Volksleben. 1 Thlr. — Die Braut im Kloster. 3 Bde. 2⅔ Thlr. — Albrecht von Brandenburg. 3 Bde. 3 Thlr. — Leopold's Irrfahrten. 2 Bde. 2⅔ Thlr. — Aus Andalusien. 2 Bde. 2⅓ Thlr.
Stifft, A., Von Nord und Süd. 1⅓ Thlr.
Wartenburg, Karl, Neue Propheten. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Väter der Stadt. 3 Bde. 2 Thlr. — An trüben Tagen. 2 Bde. 2⅓ Thlr. — Französisches Leben. 1⅔ Thlr. — Deutsche Opfer. 1⅓ Thlr.
Wickede, Jul. von, Preußische Husarengeschichten. 3 Bde. 2 Thlr. — Die Soldaten Friedrich des Großen. 4 Bde. 2 Thlr.
Wohlfahrt, Kirchenrath Dr., Der Student von Oxford. Pädagog. Roman. 1⅓ Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 44.

Ausgegeben am 26. Oktober 1866.

Inhalt:

Hannoveraner und Kurhessen . . . . . Seite 161
Shakespeare und seine Zeitgenossen 169
Noch einmal das Kirchenvermögen in Oestreich 192
Das Parlament und die Fürsten 197

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Hannoveraner und Kurhessen.

Eine Geschäftsreise führte mich über Hannover und Hildesheim nach Kassel, als eben die Besitzergreifung verkündigt wurde. Da die dem feierlichen Acte geweihten Tage aufeinanderfolgten, so traf es sich ganz unabsichtlich, daß ich in allen drei Städten zugegen war. Die Eindrücke waren sehr verschiedenartig, aber zunehmend besser und erfreulicher, wie ich von Hannover nach Hildesheim, von Hildesheim nach Kassel vorrückte.

In Hannover hatte acht Tage vorher die bekannte Doppelversammlung von Landtagsmitgliedern und städtischen Beamten oder Vertretern stattgefunden, — das erste Lebenszeichen Bennigsens und seiner Freunde seit der Beendigung des Krieges, der dem Staate Hannover die Existenz gekostet hatte. Ihr langes Stillschweigen hatte viel Staunen und Unmuth erweckt, im Lande sowohl als außer Landes. In Wahrheit hatte ihre Lage außerordentliche Schwierigkeiten. R. v. Bennigsen zumal, der inmitten der fanatisch particularistischen kalenberger Bauern auf seinem Gute lebt und der, wenn er nach der drei Stunden entfernten Residenz kommt, auch eben nicht die frischeste politische Luft athmet, hätte seine gewohnten Umgebungen schon auf eine Weile verlassen müssen, wenn er so rückhaltlos auf Preußens Seite treten wollte, wie etwa die kasseler und die wiesbadener Führer oder wie die sächsischen Liberalen auf ihrer Landesversammlung. Er hat es vorgezogen, seine Maßregeln so zu treffen, daß gemäßigte und wohldenkende Particularisten mit ihm zusammengehen können. Jeder Protest der liberalen Partei als solcher gegen die Adresse, welche die Herren v. Münchhausen, v. Schlepegrell und v. Rössing nach Berlin überbrachten, welche aber der frühere Cultusminister Lichtenberg verfaßt und der frühere Finanzminister Erxleben mitunterzeichnet hatte, unterblieb demzufolge. Die Hildesheimer mußten damit auf eigene Hand vorgehen, und in der Versammlung vom 1. October blieb ein gleichartiger Anlauf ohne Erfolg. Nicht eher

Digitized by Google

ferner wollte man sich öffentlich aussprechen, als bis alles vollendete Thatsache sei. Die Versammlung wurde daher auch, weil die Besitzergreifung auf sich warten ließ, vom 24. September auf den nächstfolgenden Sonntag hinausgeschoben. In derselben soll sich Bennigsen denn auch anfangs gegen jede öffentliche Erklärung überhaupt gesträubt haben; er wollte lediglich die Eingabe an das Ministerium. Erklärung und Eingabe sind würdig gehalten, zweckmäßigen Inhalts; aber ein wärmerer Ton, eine entschiedenere Parteinahme für den neuen Stand der Dinge, ein freudigerer Muth für die noch übrigen vaterländischen Arbeiten wird doch darin nicht ohne Befremden vermißt. Ist es wirklich die active liberale Partei, die so spät und dann so vorsichtig bemessen spricht? Nein, es ist eine Coalition aller mittleren Elemente, und die nationale Fortschrittspartei, die gewohnt war, in Bennigsen den Dollmetscher ihrer Empfindungen und Entschlüsse zu finden, muß sich darein ergeben, ihn seine ausgezeichnete Führerschaft auf bisher bekämpfte oder in bestimmter Entfernung gehaltene andere Parteien oder Reste alter Parteien miterstrecken zu sehen.

Die sehr natürlichen Klagen über diesen relativen Wechsel der Stellung, von einstigen begeisterten Anhängern Bennigsens im Lande ausgesprochen, tönten noch in meinen Ohren nach, als ich die vormalige Welfenresidenz erreichte. Ich gebe sie hier als eine feststehende und beachtenswerthe Thatsache wieder, ohne noch entscheiden zu wollen, ob sie mehr als subjective Begründung haben. Das muß der Erfolg lehren. Wenn das Ergebniß der Reichstagswahlen vorliegt, oder wenn übers Jahr die Vertreter des hannoverschen Volkes gleichberechtigt in den preußischen Landtag eintreten, wird sich zeigen, ob Bennigsen sich augenblicklich mit Recht oder Unrecht der unvermeidlichen Mißstimmung seiner eifrigsten bisherigen Anhänger aussetzt. Ein Mann von seinem Charakter und seiner Vergangenheit kann wohl verlangen, daß man ihn nicht vorschnell verwerfe.

Ganz anders lautet natürlich das Urtheil über die nichtsnutzigen Agitationen, deren Vorhandensein Bennigsen eine vielleicht zu weitgehende Rücksicht zollt. Der Einverleibungstag rief jene bekannte Abgeschmacktheit des anonymen Centralcomités hervor, das natürlich bei Nacht tagend, in der Frühe gedruckte Zettel in die Häuser werfen ließ, welche zur Schließung der Läden, Anlegung von Trauerkleidern, Enthaltung von den öffentlichen Vergnüglichkeiten u. dgl. m. aufforderten. Die schlechte Copie wälscher und sarmatischer Nationalitätsdemonstrationen, angewandt gegen den die Nationalität vertretenden Staat, verfing nicht einmal recht bei den mißvergnügten Beamtenfamilien und den mit Verlust ihrer bunten Schilder bedrohten Hoflieferanten. Man brummt wohl Uebereinstimmung im vertrauten Kreise vor sich hin, aber nach außen hin machen die Meisten von ihrer angeblich so unbezähmbaren Loyalität gegen das Welfenhaus nur sehr bescheidenen Gebrauch. Schon waltet die weise Erwägung vor, daß wenn man nicht bald mit der neuen Regierung Frieden schließe, andere

Digitized by Google

Kreise überwiegenden Einfluß erlangen möchten. Darum sehen wir denn auch, daß die preußenfeindlichsten Bureaukraten statt der „hoffnungslosen Ergebung“ des Herrn v. Münchhausen mehr und mehr eine fast unverschämt zu nennende hoffnungsdreiste Ergebenheit gegen den neuen Herrn an den Tag legen. Wird aber der Pöbel erst nicht mehr von vornehmen Herren und Damen aufgemuntert, Gesinnungsterrorismus zu üben, so wird ihm der Spaß bald etwas Altes werden. Dann kann der gebildete Mittelstand die Sympathien für Preußen ungescheut kundthun, die er zum großen Theil selbst in der Residenzstadt hegt und nur aus Furcht noch verbirgt.

Hildesheim liegt der früheren Welfenresidenz zu nahe, als daß es nicht unter der Tendenz kleiner und sich selbst überschätzender Höfe, den Ort ihres regelmäßigen Aufenthalts künstlich zu steigern, vor andren hannoverschen Provinzialstädten hätte leiden sollen. Ohnehin gehörte es der Dynastie noch nicht lange genug an, um die Treue gegen das Welfenhaus schon unter seine religiösen Gefühle aufgenommen zu haben. Der alte Freiheitstrotz der im Kampfe gegen den Bischof erzogenen natürlich-regsamen Bürgerschaft und das begreifliche Widerstreben des hier domicilirten Katholicismus gegen ein protestantisches Regiment vereinigten sich, die Stadt zu einem ständigen Sitze der Opposition zu machen, die hier bis 1848, ja eigentlich wohl bis 1859 vorwiegend demokratische Farbe trug, seitdem aber nationale Farbe mit einem gewissen Stich ins Schwarzweiße. Man begann sich von da an gern der einstmaligen kurzen Zusammengehörigkeit mit Preußen zu erinnern, weniger aus positiver Sehnsucht, als weil man sich mit dem hannoverschen Staatswesen innerlich immer mehr überwarf. Diese Stimmung mußte auf den Gipfel getrieben werden, als König Georg seinen Günstling Wermuth zum Landdrosten von Hildesheim mit dem ausdrücklichen Auftrag ernannte, diese sprödeste unter den „Töchtern des Landes“ zu zähmen. Wermuth, von Anlage und langjährigem Beruf Polizeimann, war ein Meister in allen den kleinen Künsten, welche zu oberflächlichen Erfolgen führen um den Preis, die Zukunft desto sichrer aufs Spiel zu setzen. In einem so unumschränkt regierten Staate, wie Hannover vor diesem gesegneten Sommer trotz Verfassung und Landtag war, brauchte ein dem König so nahestehender und so seelenverwandter Mann wie er vor keiner Dreistigkeit zurückzuschrecken. Er hat sich denn z. B. auch nicht gescheut, um den vortrefflichen, unabhängig gesinnten Magistrat der Stadt zu beugen, in Betreff einer von ihm geforderten, vom Magistrat als zweckwidrig abgelehnten städtischen Anlage zwei höheren Wasserbaubeamten das von ihnen selbst aufgesetzte objective Protokoll einer Conferenz als unbrauchbar zurückzugeben und die Unterschrift unter ein von ihm gefertigtes unrichtiges Protokoll abzunöthigen, was einer dieser Beamten hinterdrein voll Scham und Reue dem Magistrat brieflich anzeigte. Während Hildesheim vor seiner Zeit grade vermöge der erleuchteten

Digitized by Google

Initiative des Magiſtrats — in welchem der Bürgermeiſter Boyſen (1848 bis 1850 ſchleswig-holſteiniſcher Miniſter des Innern) und der hochgebildete, energiſche Senator Roemer die leitenden Rollen ſpielen — im gedeihlichſten Aufſchwung begriffen war, ließ der neue Landdroſt es ſich vor allem angelegen ſein, die gemeinnützige Thätigkeit des Magiſtrats völlig lahm zu legen. Die Bevölkerung, dachte er, werde nicht unterſcheiden zwiſchen Unvermögen und äußerer Unmöglichkeit, ſich von der ohnmächtigen ſtädtiſchen Behörde der mächtigen königlichen zuwenden, und ſo ſchließlich in einem allgemeinen unterwürfigen Fußfall die alte Oppoſition der Stadt begraben. Es wäre unehrlich, zu läugnen, daß ſelbſt in Hildesheim auf dieſem Wege erhebliche Fortſchritte gemacht worden ſind. Wenige Jahre wie bisher vielleicht nur noch, und der Miſſionar des Welfenthums beherrſchte in Gemeinſchaft mit der ſtets für gewiſſe Gegenleiſtungen zu habenden katholiſchen Kleriſei die Wahlen. Vor dieſem demüthigenden Schickſal hat die preußiſche Occupation eine wackere Bürgerſchaft bewahrt. Es war daher kein Wunder, daß die erſten Pickelhauben nirgends im Hannoverland freudiger begrüßt wurden als in Hildesheim. Sie ſind dort wie Befreier aufgenommen und wie Gaſtfreunde gehalten worden. Diejenigen unter ihnen, welche von Hannover nach Hildesheim kamen, athmeten auf, als kämen ſie aus Feindes in Freundes Land. Die preußiſchen Offiziere verkehrten viel und gern mit den Bürgern in den öffentlichen Localen, während die in Civil einhergehenden Offiziere des aufgelöſten welfiſchen Heeres, ja ſelbſt die meiſten Civilbeamten ſich des öffentlichen Erſcheinens mehr als jemals enthielten. Es entſprach daher nur einer ſchon mehre Monate langen Vergangenheit, wenn bei der Huldigungsfeier, die hier nicht wie in Hannover hinter Schloß und Mauern vor ſich ging, ſondern unter der ſtrahlendſten Mittagsſonne, Magiſtrat und Bürgervorſteher und andere angeſehene Bürger im Feſtanzuge zugegen waren, und wenn der dem neuen Staate zugewandte Sinn der Bürgerſchaft die Gelegenheit ergriff, um durch eine raſch veranſtaltete Sammlung freiwilliger Beiträge die Truppen der Garniſon für den ihnen entgangenen Antheil an der heimiſchen Siegesfeier ſchadlos zu halten.

In Kaſſel habe ich mich ſeit ſechzehn Jahren faſt alljährlich ein paar Mal Stunden oder Tage lang aufgehalten, aber noch niemals, außer in dieſem Herbſt, anders als mit gedrückten Gefühlen und trüben Betrachtungen. Ich lernte es kennen unmittelbar nachdem die große Niederlage des preußiſchen Staates und der Nation im Jahre 1850 dieſem Boden, dem tapfer widerſtrebenden Volke die empfindlichſten Spuren unter allen aufgeprägt hatte. Die triumphirend zurückkehrende Wirthſchaft des Kurfürſten ſammt ſeinen Schergen Haſſenpflug und Bilmar breitete über das Land eine finſtere Grabesdecke aus. Da ich bald nachher zufällig Jacob Grimm in einer ſprachwiſſenſchaftlichen Angelegenheit um Rath zu bitten hatte, ſchilderte ich ihm in Kürze die Eindrücke, die mir

Digitized by Google

die ihm so theure Stadt hinterlassen hatte. Er antwortete: „Was Sie mir von meinem Kassel schreiben, hat mich bewegt. Oft, wenn ich Abends von einsamen Spaziergängen heimkehrend die Gegend beleuchtet sah, habe ich dort meine besten Gedanken gehabt oder empfunden.“ In der That beweglich war das Geschick der Stadt selbst für Einen, den keine individuellen Bande näher an sie fesselten. Ihr war während der letzten Fremdherrschaft, die Deutschland zu ertragen gehabt hat, das schimpflichste Loos gefallen — Stätte der Orgien eines Nichtsnutzigen zu sein, den nur der verwandtschaftliche Zufall als Herrn über ehrliche Deutsche setzte. Und nun hatte sie aus dem Unglückstopf, der 1815 geschüttelt wurde, wiederum das unglücklichste aller Loose gezogen, und mußte sich von eingebornen Drängern nicht viel anders behandelt sehen, als damals von dem Sprossen der Familie Bonaparte und ihrem Trosse. So oft man ihre öden Straßen durchstrich und ihre verwahrlosten Paläste, ihre modernen Ruinen sah, packte des Vaterlandes ganzer Jammer Einen an. Es war daher auch durchaus im Interesse der dynastischen Solidarität, daß die menschenfeindliche Laune des Kurfürsten keine Congresse in Kassel abzuhalten erlaubte. Die harmlosesten Seelen wären als Verschwörer und Revolutionäre wider Willen wieder von hier fortgegangen. Die Steine der unvollendet daliegenden Kattenburg, die zertrümmerten Glasscheiben der Orangerie, die verschlossenen Thüren der Bildergalerie, das Gras auf Plätzen und Straßen, ja schon die weiten leeren Hallen des Bahnhofsgebäudes predigten, jedem Patrioten verständlich, den Umsturz des Bestehenden.

Nun ist Gott Lob das Bestehende umgestürzt, und ein unsäglich geplagtes, durch Schuld der Regierenden zurückgehaltenes Volk wird sich zu neuem Muth und Behagen am Leben erheben. Für die Kurhessen werden nach ihrem vollen Werthe die Eisenbahnen und Telegraphen jetzt eigentlich erst erfunden, denn bisher waren sie ihnen zuweilen Früchte des Tantalus. Eine Fabrikstadt von Hanaus Bedeutung blieb vom europäischen Telegraphennetz ausgeschlossen. In der launischen Verhinderung einer reichen und selbständigen Entfaltung des Eisenbahnwesens wetteiferte der Kurstaat mit dem Welfenstaat. So groß und allgemein war die Lähmung, mit welcher das gemeinschädliche kurfürstliche Regiment den Unternehmungsgeist des Volkes schlug, daß selbst die Entfernung aller äußerlichen Bande nur langsam dazu führen wird, ihn wieder zu beleben. Das nächste Gefühl ist aufjubelnde Freude über den zurückgegebenen Gebrauch der Gliedmaßen; es wird vielleicht noch Jahre dauern, ehe man ordentlich marschiren und bedeutende Ziele ins Auge fassen lernt. Schon aus diesem Grunde möchte es der Situation entsprechen, wenn ein Theil des aufgehäuften Staatsvermögens, statt zu unmittelbarer und dauernder Minderbelastung der in jetzt Kurhessen wohnhaften Preußen mit Steuern, vielmehr zur Entfesselung der natürlichen Hilfsquellen dieser so lange und schmählich vernachlässigten Provinz benutzt würde. Es ist nur gut

Digitized by Google

zu beißen, wenn die preußische Regierung in Hannover nicht die Erbschaft ihrer schlechten Vorgängerin in eigenen Eisenbahnunternehmungen antreten will, sondern dem Privatcapital endlich die verschlossenen Thore aufthut. Aber man kann im Grundsatz sehr entschieden gegen Staatsbahnen sein, und doch finden, daß in der nunmehrigen preußischen Provinz Kurhessen ein umfänglicher Staatsbahnbau vollkommen am Platze wäre. Es würde damit ein Staatsversäumniß von Jahrzehnten nachgeholt, und der nicht zu umgehenden Rechtsgleichheit der neuen Preußen mit den alten am sichersten und schnellsten die vernünftige Grundlage gleicher Leistungsfähigkeit geschaffen.

Kaum ist der Kurfürst aus Kassel fort, so melden sich die durch ihn bisher ausgeschlossenen nationalen Congresse. In einer und derselben Woche haben die Künstler, die Genossenschaftsmänner, die Leiter des Protestantentags sich dort versammelt. Es war die Huldigungswoche; die Genossenschaftsmänner mit dem unvergleichlichen Schulze-Delitzsch an der Spitze setzten ihre Sitzungen aus, um der Feier beizuwohnen, die sonst so öden Straßen waren voll heiterer Menschen, welche sich ihrer Freude rückhaltlos überlassen durften, die Aue lag im herrlichsten Sternenglanze, die Soldaten fraternisirten zum hundertsten Male mit den Bürgern, ihren neuen Landsleuten, und so ergab sich aus allem, daß hier nicht blos, wie in Frankfurt und Hannover, eine mürrisch widerstrebende Stadt unterworfen, sondern daß ein neuer Volkstheil mit dem preußischen Staat verschmolzen war. Die Kurhessen werden in der Wärme dieses innerlich mitempfundenen Einverleibungsprocesses rasch die activen und positiven Tugenden des Mannes wiedergewinnen, die sich während ihrer langen öffentlichen Leidenszeit nothgedrungen in lauter passiven Heldenmuth umsetzen mußten; mögen die Hannoveraner zusehen, daß sie ihren größeren Vorrath an Thätigkeitstrieb und Unternehmungsgeist nicht in unfruchtbarem, weibischem Sträuben gegen eine nicht blos materielle, sondern auch moralisch übermächtige vaterländische Entwickelung vergeuden.

An diesen Bericht eines verehrten Correspondenten werden einige Bemerkungen gefügt. Es ist wahrscheinlich, daß es der preußischen Regierung nicht gelingt, bei dem Einverleibungsproceß der neuen Landschaften Fehlgriffe zu vermeiden. Wenn Herr Wiese sich für die Schulangelegenheiten Hessens Rath bei Herrn Vilmar erholt, wenn Herrn Grafen von der Lippe überlassen bleibt, sich die Vertrauensmänner zu wählen, mit denen Recht und Gericht organisirt wird, ist niemandem zu verdenken, wenn er dem Erfolg ohne großes Vertrauen entgegensieht. Es ist ein mißlicher Umstand, daß den preußischen Beamten, welche dort in der Reactionsperiode heraufgekommen sind, die Einleitung der wichtigsten

Digitized by Google

Veränderungen anvertraut werden muß. Nicht an gutem Willen und Eifer wird es ihnen fehlen, wohl aber an unbefangener Würdigung der örtlichen Zustände, und wie wir befürchten, zuweilen an frischer Kraft und großem Organisationstalent. Wir alle wissen, daß in Preußen selbst Gesetzgebung und Verwaltung in manchem hinter den Forderungen der Zeit zurückgeblieben sind, das läßt sich nicht im Augenblick nachholen, keinenfalls ohne Personenwechsel.

Unläugbar ist das sehr unbequem, es wird immer wieder verstimmen, und eine wirkliche Vereinigung der Interessen und der Gemüther wird erst dann stattfinden, wenn die neuen Preußen durch ihre erwählten Volksvertreter mit den übrigen zusammen berathen. Unterdeß aber möchten wir doch werthen Freunden in Hannover, Hessen, Nassau, Frankfurt einen Wunsch an das Herz legen. Auch diejenigen, welche den Werth der Verbindung mit Preußen wohl zu schätzen wissen, sind durch die Ereignisse dieses Jahres überrascht worden. Daß die Einverleibung ohne jedes Zuthun der Völker stattfand, unter Waffenlärm, durch einen Frieden, der hinter den böhmischen Bergen geschlossen wurde, das hat alle Männer friedlicher Thätigkeit in eine passive Stellung gebracht, deren Uebelstände jetzt fühlbar werden. Wir haben erlebt, daß über uns verfügt wurde, und deshalb beharren viele Wohlgesinnte noch jetzt in der Rolle theilnehmender Kritiker, und weitverbreitet ist die Stimmung, den Preußen allein liege ob, jetzt alles, was sie so selbstwillig begonnen, zum Ende zu führen. Solche Stimmung wird genährt durch eine gewisse deutsche Unbehilflichkeit, welche jede Thätigkeit, die nicht im gewohnten Gleise verläuft, von sich abhält, bei manchen der Besten durch ein stolzes Zartgefühl, welches verbietet, daß man sich anträgt und Aufforderung und Entgegenkommen beansprucht. Ueberall giebt es rühmliche Ausnahmen, aber irren wir nicht, so steht die Mehrzahl der preußisch Gesinnten immer noch wie der Chor in der Tragödie mit Beistimmung, Seufzer und Klage.

Jetzt aber ist keine Zeit zu solcher Zurückhaltung. Jeder patriotische Mann, dem um die Sache zu thun ist, d. h. um das höchste Interesse des jetztlebenden Geschlechtes, muß erkennen, daß dies die Tage sind, wo ihm die Pflicht gebietet, sich selbst zum Wohl seines Vaterlandes einzusetzen; wird er nicht gesucht, so soll er sich anbieten, selbst wenn unrichtige Auffassung der preußischen Regierung sein Erbieten nicht nach seinem Werth würdigt, soll er sich nicht schweigend zurückziehen; es giebt viele Wege, ein Ziel zu erreichen, die Presse, Adressen, Versammlungen, Deputationen haben jetzt entscheidende Bedeutung gewonnen. Wer Schädliches zu hindern vermöchte, und thut es nicht, auch der begeht ein Unrecht und verletzt eine große patriotische Pflicht.

Durch die Beendigung des Krieges ist uns keineswegs ein sicherer Friede geschenkt, in welchem die Volkskraft ruhig ihre Neubildungen zeitigen kann.

Digitized by Google

Wir sind mitten in einer revolutionären Umgestaltung des deutschen Lebens, die dadurch nicht weniger radical wurde, weil sie mit kriegführenden Heeren begann. Ob das gute Ende dieser Bewegung ein einheitlicher Staat Deutschland wird, ob die preußische Regierung, ermüdet durch den Widerstand äußerer Feinde und die Apathie des Volkes, auf halbem Wege stehen bleibt; ob die große Entscheidung friedlich verläuft, oder durch neues Blutvergießen herbeigeführt werden muß, das hängt zum großen Theil von der Haltung der deutschen Patrioten ab, und deshalb soll niemand meinen, daß es auch ohne ihn gehen werde.

Es ist kein Geheimniß, daß an manchem deutschen Hofe und in der wiener Burg nichts sehnlicher erwartet wird, als ein Umschwung, der das Alte restaurirt, Preußen demüthigt, Oestreich und den Bundestag wieder einrichtet. Man soll allerdings nicht zu viel Gewicht legen auf die Illusionen deutscher Aristokratie und die Combinationen gekränkter Erzherzöge, welche im nächsten Jahre mit dem ganzen reorganisirten Heere des Kaiserstaats doch noch den Einzug in Berlin hoffen. Zwischen solchen Träumen und der That liegen viele Hindernisse, und die Lage des Kaiserstaats mag im nächsten Frühjahr hoffnungsärmer sein als selbst jetzt. Aber in jedem Falle liegt uns allen, nicht nur der preußischen Regierung, sondern jedem Einzelnen ob, nach Kräften die Wiederkehr solcher Gefahr zu vermindern. Kein besseres Mittel giebt es dazu, als Befestigung der neuen Staatsverhältnisse und warme Unterstützung der preußischen Regierung, trotz aller Selbstverläugnung, welche hier und da noch einem ehrlichen Liberalen nöthig wird.

Wir haben unsere Pflicht erfüllt, indem wir bis zu dem Tage, wo der Krieg unvermeidlich wurde, gegen Mißgriffe und Parteitendenz des preußischen Systems das Gewissen des deutschen Volkes vertraten. Seit die Nothwendigkeit des Krieges offenbar wurde, war es ebenso unsere Pflicht, jede Parteiopposition zu unterlassen; es gab seitdem für uns Deutsche nur die Frage: Preußen oder Oestreich, moderner oder mittelalterlicher Staat, Einheit oder Vieltheiligkeit. Noch heute steht die Frage genau ebenso; für den neuen Preußen aber ist Gelegenheit in Fülle, in friedlicher Arbeit den Sieg der Sache zu fördern, an welcher uns Herz und Leben hängt.

Digitized by Google

Shakespeare und seine Zeitgenossen.

In diesem Blatte ist bereits eine Reihe von Aufsätzen besprochen, die zuerst unter dem Titel „Shakespearestudien eines Realisten“ im Morgenblatt erschienen, Aufsehen selbst in literarischen Kreisen erregten und später als selbständiges Buch herausgegeben wurden, vor welchem sich Gustav Rümelin als Verfasser genannt hat. Wenn hier nach Monaten, in denen die leidenschaftliche Theilnahme der Deutschen ausschließlich einem anderen Gebiete hoher Interessen zugewandt war, diese Arbeit eines Dilettanten noch einmal besprochen wird, so geschieht dies zunächst, um daran zu erinnern, daß ein ästhetisches Urtheil sehr entschieden auftreten kann, ohne irgend competent zu sein, dann aber, um an das Buch einige Bemerkungen über die Stellung des großen Dichters in seinem Volke zu fügen, welche auch den Lesern „der Grenzboten“ von Interesse sein dürften.

Man hat das Buch des Herrn Rümelin als ein patriotisches Unternehmen dargestellt, weil der Verfasser zu Gunsten der deutschen Dichter die Bewunderung des Briten wieder in festgesteckte Schranken zurückgeführt habe. Offenbar würden wir uns mit diesem wunderlichen Patriotismus den größten Schaden zufügen; denn in Wahrheit hat unsere Bühne erst durch Einführung Shakespeares sichere künstlerische Grundlage gewonnen, auf diesem Grunde haben unsere deutschen Meister ihre Werke errichtet, in den Werken Shakespeares findet doch immer die Schauspielkunst ihre höchsten Aufgaben, die Dichter unerreichte Vorbilder.

Wir übergehen viele gewagte Behauptungen des Verfassers, wie z. B. daß Shakespeare ursprünglich eine „lyrische Begabung“ gehabt, welche „das Theaterwesen“ in ihm erstickte, daß der Druck seiner verachteten Stellung ihn sorglich, ja zur Melancholie, zum Pessimismus geneigt gemacht habe, daß seine Bühnenwirkungen „viel weniger auf der kunstvollen Planmäßigkeit und Zusammenstimmung des Ganzen als auf dem spannenden Reiz der einzelnen Theile“ beruhen u. s. w. Um Verständniß und Kenntnisse des Verfassers zu charakterisiren, wird es genügen, hier sein Urtheil über einige Stücke anzuführen. Der Verfasser sagt S. 36: „In den englischen Historienstücken geht die Selbständigkeit der Theile bis zum Uebermaß, mit Ausnahme von Richard dem Dritten haben sie kaum eine weitere Einheit als die in den Titeln der Stücke enthaltene; es sind aneinandergereihte lebende Bilder, für sich wirksam und bedeutend, aber von losem Zusammenhang. So wird der erste Act von Richard dem Zweiten, dessen Beziehungen zum Folgenden so wenig klar hervortreten, verständlicher, wenn man sich vergegenwärtigt, welches Interesse schon an und für sich ein in

Digitized by Google

Gegenwart des Königs auszufechtender Ehrenhandel von zwei großen Baronen grade für dieses Publikum haben mußte. Wenn die Freunde des Dichters, die hohen Beschützer seiner Bühne ihren Platz unmittelbar auf dem Bühnenraum hatten und man sich täglich fast körperlich berührte, wenn so der wichtigste Theil des Publikums eine unter sich zusammenhängende und dem Bühnenpersonal persönlich befreundete Coterie bildete, so war der Anlaß so nahe und die Ausführung so leicht, sich unter allen möglichen Gestalten, in Scherz und Ernst, dem größeren Publikum unbemerkt, zu unterhalten."

Wir brauchen wohl kaum daran zu erinnern, daß Richards despotische Brutalität, die sich in der plötzlichen Aufhebung des Turnieres und in der damit verbundenen Verbannung Herefords kundgiebt, grade die tragische Schuld ist, an der er vor unseren Augen zu Grunde geht, daß also der Bau des ganzen Stückes auf diesem ersten Acte beruht und ohne ihn nicht bestehen könnte.

Ferner meint Herr Rümelin: „Ein König, der so handele," wie Lear im Anfang der Tragödie, „zeige so wenig Verstand, daß man sich über den baldigen Verlust des Restchens kaum noch wundern könne." — Daß Lears natürliche Anlage zu dem Wahnsinn, den die Vorgänge der Tragödie folgerichtig an ihm ausbilden, auch die Anlage der Tragödie ausmachen mußte, hat der wahrhaft realistische Vortrag des Irrenarztes Professor Dr. Heinrich Neumann („Lear und Ophelia. Breslau 1866") treffend nachgewiesen. — In seinem Urtheil über „Maß für Maß" verlangt Herr Rümelin nichts Geringeres, als daß die darin handelnden Personen das Gesetz der Todesstrafe für außerehelichen Liebesgenuß ebenso „unsinnig und undenkbar" finden sollen, wie der Realist d. h. daß die Geschöpfe des Gedichtes den Dichter blamiren sollen. Ich erinnere daran, daß der Stoff dieses Dramas gar nicht Shakespeares Erfindung, sondern von dem späteren Puritaner Whetstone ist.

Bei Romeo und Julia erklärt Rümelin, „daß wenn Romeo, Julia, der Pater Lorenzo und die Andern ruhige, besonnene, mit vernünftiger Ueberlegung verfahrende Leute gewesen wären, gar kein Unglück hätte entstehen können." — Sehr wahrscheinlich.

Für Desdemonas Geschmack wird bemerkt, ihre Liebe zum Venetianer von mauriſcher Abkunft sei viel eher zu begreifen als „ihre Neigung über die kaukasische Race hinaus für das Wollhaar und die dicken Wulstlippen des schwarzen Scheusals." Es ist dies eine Ansicht, die das schwarze Scheusal selbst mit Herrn Rümelin theilt und die bekanntlich ein Hauptmotiv für Othellos Eifersucht ist.

„Mit der Erklärung des Hamlet," sagt Rümelin, „wird man schwerlich je zurecht kommen, wenn man nicht schon den ganzen Dichter kennt, wenn man nicht weiß, welchen Hörerkreis er dabei im Auge hatte, um welche Wirkungen

Digitized by Google

es ihm zu thun ist, welchen Werth er überhaupt auf die pragmatische Seite der tragischen Handlung legt, und welche Befähigung er für diesen Theil der dramatischen Technik hat, wie ihm überall der Effect der einzelnen Theile wichtiger ist als der kunstvolle Faden des Ganzen."

„Hamlets Handlungen sind confus und unzweckmäßig; er wählt seltsame und unverständliche Mittel für seinen Zweck. Der Grund hiervon ist aber nicht, daß der Dichter ihn so darstellen wollte. Die unverkennbare Unzulänglichkeit in Hamlets praktischem Thun ist nicht sowohl für Hamlet als für Shakespeare charakteristrend. Worin sollen denn die deutlichen Beweise für seine Unentschlossenheit liegen? Die retardirenden Momente sind ja für eine Tragödie so unerläßlich, als die Hemmung für eine gute Uhr. Wenn Hamlet gleich nach der Erscheinung des Geistes den Act der Rache vollzöge, so wäre das Stück in der zweiten Scene zu Ende. In der That aber handelt Hamlet ununterbrochen im Stück; sich wahnsinnig stellen, ist auch ein Handeln, und zwar ein sehr intensives und anstrengendes.

„Wenn wir wohl begreiflich finden," fährt Gustav Rümelin fort, „daß bei der dramatischen Behandlung der Hamletsage als die Hauptaufgabe erschien, unter der Decke verstellten Irrsinns Sprüche tiefsinniger Weisheit zu verbergen, daß der Dichter diesen Anlaß benutzte, unter fremder Gestalt seinen eigenen damaligen Gemüthszustand zum dichterischen Ausdruck zu bringen — auch ihm versagte eine bornirte und vorurtheilsvolle Gegenwart die Dichterkrone, auch seiner Seele hatte sich über diesen Erfahrungen ein Humor der Verzweiflung bemächtigt, der sich in Reden, die der Menge unverständlich sind und als Worte eines Irrsinnigen erscheinen können, Luft zu machen suchte —, so dürfen wir doch ebenso wenig verkennen, daß eben diese Zuthat in die Hamletsage nicht als etwas Fremdartiges, Störendes eingreift, daß es dem Dichter nicht einmal am Herzen lag, jedenfalls nicht gelungen ist, diese Inconvenienzen ganz zu beseitigen. Derselbe Hamlet, dem Shakespeare die zarten Fühlhörner, die Melancholie, den vibrirenden Geist und Witz der eigenen Dichterseele gegeben hatte, paßte nun einmal nicht mehr zum blutigen Rächer einer blutigen That.

Mit welch sittlichem Adel und Feuer weiß Hamlet der Mutter das Gewissen zu schärfen und doch raucht die Degenklinge des weisen Bußpredigers noch von dem frisch vergossenen Blut eines alten Mannes, der ihm nichts zu Leid gethan, des Vaters seiner Geliebten. Er entschuldigt sich darüber etwa wie wenn man jemand auf den Fuß getreten hat; ja seine Worte erinnern fast an Mephistos: „Nun ist der Lümmel zahm." Die verständigen Bürger von Helsingör mußten wohl sagen, es sei immer ein Glück für Dänemark, daß die Krone an Claudius und nicht an diesen närrischen, überhirnischen Prinzen gefallen sei, aus dessen Betragen kein Mensch klug werden könne, der einen

Digitized by Google

alten treuen Diener tödtet wie eine Ratte, mit deſſen Tochter eine Liebſchaft anfängt und ſie dann ohne allen ſichtbaren Grund wieder verläßt und zum Wahnſinn und Selbſtmord treibt.

Dieſer Wahnſinn Opheliens tritt wie ein Naturereigniß ein, deſſen Prämiſſen uns nicht gegeben werden, das wir einfach als ſolches hinnehmen müſſen. Sie zeigt ſich von der Geiſtesſtörung Hamlets nicht tiefer und ungewöhnlicher ergriffen, als wir den Umſtänden gemäß finden müſſen. Der Tod des Vaters iſt allerdings ein neuer Schlag, doch iſt es das normale Loos des Sterblichen, daß die Eltern vor den Kindern ſterben und Vater Polonius iſt vom Dichter nicht ſo angelegt, daß eine Tochter ohne ihn ſchlechterdings nicht weiter leben zu können denken müßte. Daß er durch die Hand des Geliebten fällt, iſt das Schwerſte an der Sache, doch war die Tödtung zufällig und ohne Abſicht. Daß Hamlet auch im Fall ſeiner Geneſung nicht mehr Ophelias Gatte werden könnte, iſt vom Dichter wenigſtens nirgends angedeutet und unter den gegebenen Umſtänden keineswegs ſelbſtverſtändlich; er konnte das Geſchehene auf keine beſſere Art gut machen, der Verwaiſten keinen wirkſameren Troſt bieten. — Bei der Einführung von Schauſpielern in das Stück war offenbar der primäre Zweck, die Anſpielungen auf die damaligen londoner Theaterwirren und die eigenen Gedanken und Erfahrungen über das Bühnenweſen vorzubringen. Nun fragte ſich aber, wie laſſen ſich denn überhaupt Schauſpieler in die Hamletſage einfügen? Der Dichter kam auf den ganz plauſiblen Einfall, die Ausſagen des Geiſtes durch die Beobachtung des Königs bei Aufführung eines Stücks von gleichem Inhalt zu controliren, ſo daß nun die Unterhaltungen Hamlets mit den Schauſpielern als das Secundäre, nur epiſodiſch Eingeſchaltete erſcheinen. Ebenſo konnte ſich der Dichter nicht verbergen, daß, wenn die weltſchmerzlichen Dialoge des ſubjectiven Hamlet ſo viel Raum einnehmen durften, dadurch allzu ſtark retardirende Momente in die Handlung hereinkamen. Der Sagenhamlet mußte ſich deshalb von Zeit zu Zeit der Säumniß und Unthätigkeit anklagen und es ſchob ſich ſo als vermittelndes Zwiſchenglied fremdartiger Elemente die Vorſtellung des geiſtvollen unſchlüſſigen Säumers herein, die dann hier und da jenen Schein, als ob das Ganze doch in einem Guß gedacht wäre, erregte, der ſich bei eingehendem Beſinnen wieder ſchlechterdings nicht feſthalten läßt."

So weit Herr Rümelin. Gegenüber dieſem ausführlichen Urtheil wird hier nur daran erinnert, daß die Frage, ob der vor unſerem ſhakeſpeariſchen auf der engliſchen Bühne gegebene Hamlet eine Jugendarbeit deſſelben Dichters oder eines andern ſei, noch nicht genügend erörtert iſt, ebenſo wenig in wie fern Shakeſpeare das alte Stück benutzte; das jedoch iſt ſicher, daß der uns vorliegende ſhakeſpeariſche Hamlet mit dem der Sage außer dem Namen des Helden nur den Anlaß weniger Situationen aus des nordiſchen Vorgängers endloſer Lebensgeſchichte gemein hat und zwar für den Sagenhamlet die gering-

Digitized by Google

fügigsten. Die ganze Last der Mahnung des Geistes, das Mißtrauen an seiner Echtheit, die Prüfung durch das Schauspiel, die bis zum Ende des Stückes verzögerte That fand Shakespeare im „Jeromino“ und der „spanischen Tragödie“ von Kyd vor, wie in Gervinus (Bd. 1, S. 121) und in Ulrici (Abth. 1, S. 108 und 109) zu lesen ist, was Herr Rümelin nicht weiß oder vergessen hat. Ferner erlauben wir uns noch die realistische Bemerkung, daß des Hamlet Selbstquälerei und unschlüssige gedankenblasse Grübeleien etwa den zehnten Theil der ganzen Tragödie ausmachen; daß jene Stellen geheuchelten Wahnsinns, die nach Rümelins Ansicht „die ganz specielle Aufgabe für den waren, der diesen Stoff dramatisch behandeln wollte,“ unter 106 Seiten der Rolle nur 21 einnehmen. Mithin muß Shakespeare den Schwerpunkt wohl wo anders gesucht haben.

Bei Beurtheilung des Coriolanus wird Plutarch mit Shakespeare verwechselt. Wenn der Verfasser sagt: „Coriolan ist eine auf dem Boden alter Republiken nicht denkbare Gestalt; seine Tapferkeit und Stärke gleicht der eines nordischen Recken, eines Siegfried, Roland oder auch Simson, ist aber bei republikanischen Bürgerheeren von ziemlich gleicher Bewaffnung nicht begreiflich,“ so vergißt er, daß Shakespeare die verdächtigten Heldenthaten des Marcius nur noch in abenteuerlicherer Uebertreibung bei Plutarch vorfand. Wir sehen im shakespearischen Drama vielmehr allenthalben gemildert und auf das Wahrscheinliche zurückgeführt. Grade in den kleinen epischen Momenten ist das deutlich zu erkennen. Zu Plutarch paßt Rümelins Anführung, „Marcius habe die zurückfliehenden Volsker allein in ihre Stadt verfolgt, die Stadtthore seien hinter ihm geschlossen worden und er habe sich nach längerer Zeit, zwar verwundet, aber nach Erlegung zahlreicher Feinde durch das geschlossene Thor wieder den Weg gebahnt;“ bei Shakespeare sehen wir, sobald Marcius die Stadt betreten, die schadenfrohen Bürger zurückbleiben, sofort den Freund und Mitfeldherrn Laetius erscheinen, der nach Marcius frägt, und da jener sich von dem Feinde bedrängt ihren Augen zeigt, die Römer aufruft und mit ihnen dem Freunde zu Hilfe in die Stadt dringt. Hiermit schließt die Scene und eine spätere zeigt uns die Römer als Sieger. Rümelins Bericht von der Erlegung der zahlreichen Feinde und dem Durchbruch durch das verschlossene Thor, findet sich in Shakespeares Scene nicht begründet. Vielmehr hat uns der Dichter mit richtigem Urtheil die allerdings riesenhaften Thaten, welche Plutarch den Marcius in der Stadt thun läßt, vorenthalten. Auch darin weicht Shakespeare von seiner Quelle ab, der er sonst Schritt für Schritt folgt, daß er den Marcius, dessen Muth und Schlachtlust in Aufidius einen bestimmten Anhalt fand, sofort nach überstandenem Grauen der Schlacht, Besinnung und Kraft verlieren, ihn ohnmächtig werden läßt. Wir haben hier also ein ganz augenfälliges Beispiel, wie falsch Rümelins Behauptung ist, daß Shakespeare „von seinen Quellen

Digitized by Google

gewöhnlich nur darin abweiche, daß er sie in der Richtung des Phantastischen überbiete und ihre pragmatische Motivirung abschwäche."

Aber genug der Beispiele! Mögen Shakespeares Dramen Weltweisheit, Menschenkenntniß, Tiefe sittlicher Anschauung, ein reiches Wissen, Humor und was sonst aufweisen oder nicht, die Hauptsache ist, daß Gustav Rümelin *bewiesen* haben will, daß Shakespeare alle diese „Qualitäten" nach den dargelegten Verhältnissen nicht besitzen konnte!

Von der Stellung der Schauspieler zur bürgerlichen Gesellschaft sagt Rümelin (S. 4): „Sie bildeten einen ehrlosen, von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossenen und geächteten Stand."

Einen kleinen Beleg für die Anerkennung, die unter Elisabeth und Jacob dem Ersten der Schauspielerstand trotz aller Anfeindungen der Puritaner genossen, liefert jene Tafel an der Wand des Altarplatzes in der Kirche zu Stratford am Avon in der Grafschaft Warwick, mit der Inschrift:

Judicio Pylum, genio Socratem, arte Maronem,
Terra tegit, populus moeret, Olympus habet.

Folgt darauf ein englischer Spruch, zu deutsch etwa so:

Halt, Wandersmann! was eilst du so in Hast?
Lies, wenn du kannst, wen neid'scher Tod umfaßt
In dieser Gruft: Shakespeare, mit dem Natur
Zugleich starb. Besser schmückt der Name nur
Sein Grab, als Lob. Und was er schrieb, erweist
Die jetz'ge Kunst, sie lebt von seinem Geist.

Obiit A. Dni 1616.
Aetat. 53. Die 23. Apr.

Und höchstens sieben Jahre ehe dieser Stein von seinen Thaten Kunde gab, legte man zu Füßen des Altars den Leib zur Ruhe.

Freilich war William Shakespeare Dichter und Theaterunternehmer, kein bloßer Schauspieler. Aber Herr Rümelin versichert: „für die bürgerliche Achtung war dies eher nachtheilig als günstig, und der Puritaner von der echtesten Sorte sah darin wohl keinen weiteren Unterschied als den zwischen der Bordellwirthin und der Dirne."

Nun findet sich im Todtenregister der Kirche St. Saviour (Heilandssprengel) in der londoner Vorstadt Southwark, daß ein Schauspieler Edmund Shakespeare in dieser Kirche am 31. December 1607 begraben worden. (1607. Dez. 31 st. Edmond Shakespeare, a player, in the church.)

Er war der jüngste Bruder Williams und spielte an dem gleichen Theater „zum Globus" eine so untergeordnete Rolle, daß er nicht unter den Theilhabern genannt wird. Wurde hier also „die Dirne" in der Kirche begraben? Oder sollte man Rücksicht auf seine Verwandtschaft genommen haben? Das würde sicherlich große Anerkennung der Zeitgenossen vorausseßen.

Digitized by Google

Einen ferneren Beitrag über die Stellung der Schauspieler giebt uns Stephen Gosson, der hartnäckigste Verfolger der Bühne in seiner „Schule der Entartung"; „school of abuse"*); er sagt: „Ich spreche so nicht, als ob jeder, der diesen Beruf treibt, sich so weit verirrte (nämlich: sich hochmüthig gegen das Volk zu zeigen, das ihn doch des Sonntags bezahle), denn es ist wohl bekannt, daß einige von ihnen sauber, bescheiden, wohl unterrichtet, ehrenhafte Haushälter und wohl angesehene Bürger unter ihren Nachbarn zu Hause sind —" und dieser selbe Stephen Gosson flehte als fungirender Geistlicher des Orts des Himmels Segen auf den Schauspieler Alleyn herab,**) der von den Ersparnissen seines Höllensoldes in seiner Heimath ein Armenhaus gründete (das Dulwich-Collegium) und das Elend der ganzen Gegend milderte.

In welchem Ansehen William Shakespeare in seiner Heimath stand, dafür zeugen Briefe seiner Nachbarn und Freunde, die theils in eigner Noth, theils in Sachen der Gemeinde sich an ihn wenden und die nicht nur seine Theilnahme an den städtischen Angelegenheiten darthun — war er doch selbst Mitpächter der Zehntabgaben — sondern in denen man sogar auf sein Ansehn in London hofft.***)

Auch daß William Shakespeare seine beiden Töchter an angesehene Bürger vermählte — die älteste Susanna an den stratforder Arzt Dr. John Hall, die jüngere 1616 im Februar an den Weinhändler Thomas Quiney in Stratford — spricht für die Achtung, die er bei seinen Landsleuten genoß.

Und dennoch sagt Herr Rümelin: „Die Gesetze jener Zeit stellen die Schauspieler mit den Gauklern, Seiltänzern, Bärenführern u. s. w. stets in eine Linie" — das einzige Gesetz, das hier gemeint sein kann, ist das vierzehnte der Elisabeth. Es lautet etwa folgendermaßen†): „Alle Fechtmeister, Bärenführer, gewöhnliche Schauspieler von Interludes und Musikanten (nicht solche Schauspieler, welche irgendeinem Barone dieses Königreiches oder irgendeiner anderen ehrenwerthen Person höheren Ranges zugehören, und damit bevollmächtigt sind unter Hand und Waffensiegel eines solchen Barones oder einer solchen Person zu spielen), alle Gaukler, Hausirer, Kesselflicker und Schnorranten; welche besagte Fechtmeister, Bärenführer, gewöhnliche Schauspieler von Interludes, Musikanten, Gaukler, Hausirer, Kesselflicker und Schnorranten herumziehen und keine Erlaubniß von wenigstens zwei Friedensrichtern haben, von denen der Eine zu dem quorum der Grafschaft gehören muß, wo und in welcher sie grade wandern, sollen festgenommen, verurtheilt und behandelt werden wie Schelme, Vagabunden und hartnäckige Bettler und sollen solche Buße und Züchtigung em-

*) Abdruck für die Sh. Society, pag. 29 unten.
**) Siehe Sh. Society, Memoires of Edw. Alleyn, p. 134.
***) Siehe Delius Shakespeare.
†) Charles Knight, the Stratford Shakespeare vol. I, p. 89; Malone und Collier.

Digitized by Google

pfangen, als durch jenen hierauf bezüglichen Act bestimmt worden ist." Wie Charles Knight richtig ausführt, war dies ein Erlaß, der lediglich zu Schutz und Ehre der regelmäßigen Schauspieltruppen dienen mußte.

Und selbst gegen die vereinzelten Wanderkomödianten wurde nur eingeschritten, wenn sie keine Erlaubniß zu ihrem Gewerbe erhalten hatten. Dann aber wurde gegen sie als Vagabonden verfahren und zwar verfügt das darauf bezügliche Gesetz (das erste Edward des Sechsten): daß dem unglücklichen Wanderer, der keine Arbeit nachweisen konnte, ein V (Vagabond) mit einem heißen Eisen auf die Brust gebrannt werden und er auf zwei Jahre Leibeigner (slave) dessen sein solle, der ihn vor dem Friedensrichter denuncirt; und das Statut weist den Inhaber des Leibeigenen an, „den besagten Leibeigenen mit Schlägen, Fesseln oder sonst zum Arbeiten anzuhalten." Als man sah, daß durch solches Verfahren die Demoralisation wuchs, wurde die Acte bald aufgehoben.

Daß „Elisabeth sich gleich nach dem Antritt ihrer Regierung zu einem allgemeinen Verbot der öffentlichen Bühnen verstanden", wie Rümelin behauptet, ist unwahr. Sie erneuerte das Edict von 1549, das unter Eduard dem Sechsten aus politischen Rücksichten die Schauspiele von Ostern bis Allerheiligen untersagte, keineswegs im Allgemeinen. Auch wurde trotzdem bei Hofe gespielt. Die jährlichen Gehalte des Musik- und Komödiantenetats betragen just in jener Zeit 1,230 Pf.*) Dazu findet sich ein Schreiben vom Jahre 1574 mit dem Privatsiegel an den Großsiegelbewahrer, das ihm befiehlt, an alle Justitiarien ꝛc. Patentbriefe zu senden, welche James Burbadge und vier andre Personen, Diener des Grafen von Leicester ermächtigen: „Die Kunst und das Fach Komödien, Tragödien, Bühnenstücke und andres dergleichen, wie sie bereits ausgeübt und einstudirt oder hiernach ausüben und einstudiren wollen, auszuüben, zu pflegen und zu betreiben, sowohl zur Ergötzung unsrer lieben Unterthanen, als zu unsrer Labung und Vergnügen, wenn wir es für gut finden, sie zu sehen," — wer sich solcher Verpflichtung bei Hofe zu spielen weigern wollte, solle mit Gefängniß, ohne Bürgschaft, zu seiner Pflicht angehalten werden — und gestattet ihnen ihre Aufführungen „sowohl innerhalb unsrer Stadt London und den Bezirken derselben" als auch „allenthalben in unserem Königreiche England abzuhalten."

Auch das Folgende ist ein Versehen Rümelins: „Die Wirkungen der Bühne," schreibt er, „waren rein localer Natur, da sie sich auf die Hauptstadt beschränkten und von einer Bedeutung der Theater in anderen Städten oder gar auf dem Land so viel als nichts zu sagen ist."

Es ist eine bekannte Thatsache, daß einzelne Städte, wie York, Coventry, Cavenham, Chester, Kingstone u. a. ihre eigne Truppe hielten.**) Die von

*) Siehe W. von Baudissins Ben Jonson und s. Schule. 1. Theil. pag. XXVII.

**) Siehe Ulrici B. I, S. 40 u. 41.

Digitized by Google

Coventry war vornehmlich berühmt und spielte 1572 vor Elisabeth in Kenilworth, wohin sie Leicester seiner Dame zu Ehren hatte kommen lassen.

Daß die regelmäßigen Truppen der Barone beständig im Lande herum gastirten, wie obiges Gesetz gestattet, ist ebenfalls bekannt. Die stratforder Rechnungen des Magistrats, vor dem jede Schauspieltruppe eine Prüfungsvorstellung zu geben und die der Bailiff nach seinem Gutdünken zu honoriren hatte, bevor er die Concession zum Spielen gab*) (mayorplay) weisen zum Beispiel auf, daß in den Jahren 1576 bis 1582, also während William Shakespeares Entwickelungszeit bis zu seiner Heirath und dem bald darauf folgenden Entschluß zum Theater zu gehen: 1576 zwei Truppen, 1577 zwei Truppen, 1579 zwei Truppen, 1580 eine Truppe, 1581 zwei Truppen, 1582 eine Truppe in Stratford in der dortigen Gildenhalle Vorstellungen gegeben haben. Ja es ist eine längst anerkannte Thatsache, daß die großen Reisen der sogenannten englischen Komödianten, deren Thomas Heywood auch stolze Erwähnung thut.**) nach Schottland, Holland, Deutschland, ja bis nach Italien hinab gedrungen sind und daß sie für die deutsche Schauspielkunst von epochemachendem Einfluß waren.***)

Eine weitere Angabe: „Im Jahre 1575 habe der Lordmayor und die Gemeindebehörde Londons alle Theater aus dem Bereiche ihrer Amtsgewalt (der City) ausgewiesen und dieselben genöthigt, in die Vorstädte und an exemte Plätze zu flüchten." Kurz zuvor war der Lordmayor von dem geheimen Rathe bedeutet worden, „die Schauspieler in der Stadt London zu dulden und anderweitig für eine gute Aufnahme besorgt zu sein." Darauf erschien im Jahre 1575 eine Acte, nach welcher ihm die Macht zustand, allein theatralische Aufführungen in der Stadt zu genehmigen (so gut wie den Mayors auf dem Lande) und in welcher er, der Anzahl der entstehenden Truppen Einhalt zu thun, den Schauspielern den Druck auferlegte, die Hälfte ihrer Einnahmen für wohlthätige Zwecke abzugeben. Die Klagen der Frommen, „daß zweihundert Schauspieler in seidenen Gewändern herumstolzirten, während fünfhundert arme Bürger darbten", mochte ihn dazu getrieben haben. Auch gab er dem Drängen der Puritaner nach, daß in der City an Sonntagen gar nicht, an Festtagen nur nach dem Abendgebete (4 Uhr) gespielt werden sollte. Diesem Mandate gleichsam zum Hohn kaufte James Burbadge ein großes Haus in dem Umkreis des alten Klosters von Blackfriars „noch keinen Steinwurf weit außer der Grenze der städtischen Controle", zwischen den Besitzungen des Lordkanzler und des Lord Hunsdon mitten inne und richtete das alte Gebäude, das längst als

*) Eine äußerst zweckmäßige Maßregel.

**) In seiner Apology for Actors, für die Sh. Society wieder abgedruckt. pag. 58.

***) Siehe Ed. Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst B. I, S. 148 u. f.

Digitized by Google

Theatermagazin gedient, zu einem Theater ein, welches dem Bezirk, in dem es lag, den Namen dankte: Blackfriars.

Dem Beispiel dieser Truppe folgten viele andere und zogen aus der City und entzogen sich damit der schweren Abgabe und dem Verbot, am Sonntage zu spielen,*) obgleich Gustav Rümelin behauptet „es durfte niemals am Sonntage gespielt werden.

Wie sehr die Obrigkeit „mit der Bürgerschaft hierbei in Einklang handelte", sagt Gustav Rümelin, „geht aus den zahlreichen Petitionen und Adressen hervor, mit denen sie von den Einwohnern, zumal der Stadttheile, in welchen sich Theater befanden, bestürmt worden."

Payne Collier hat diese zahlreichen Petitionen zu unsrer Kenntniß gebracht; wir haben sie gezählt und gefunden, daß ihre Summe sich auf zwei beläuft. Die eine bei obigem Anlaß des Baues von Blackfriars vom Jahre 1576, die zweite vom Jahre 1630, vierzehn Jahre nach Shakespeares Tode, also nicht mehr hierher gehörig. Beide waren völlig erfolglos; und was die erste betrifft, so ist sie uns längst durch einen Zeitgenossen verdächtigt. Wenn sich auch Lord Hunsdon und Lady Russel mit unterzeichnete, so theilt Thomas Nash**) uns doch mit, daß sie aus „Weinschenken, Aleweibern und Speisehäuslern" bestanden hätte, „welche sich durch den zahlreichen Besuch der Theater in ihrem Erwerb beeinträchtigt sahen".

Erst vierzehn Jahre nachdem alle diese Mißhelligkeiten gehoben waren, tritt William Shakespeare in die Reihe der Theilhaber von Blackfriars.

Aber mag auch die Behörde nichts gegen die Theater ausgerichtet haben oder haben ausrichten wollen, der puritanische Einfluß war doch immerhin der Art, daß, wie Herr Rümelin sagt, „achtbare Männer, gesittete Frauen und Jungfrauen aus Gründen des Anstandes die Schwelle des Theaters nicht überschreiten konnten, ja daß für sie nicht einmal ein Platz vorgesehen war."

Und doch stieg die Zahl der Schauspielhäuser während Shakespeares Zeit bis auf siebenzehn (Herr Rümelin läßt sieben weg) und alle reussirten dermaßen, daß endlich die Regierung eine Schranke setzen mußte. Wer war denn also das Publikum, das diese zahlreichen Häuser überfüllte? Rümelin weiß die treffende Antwort: müßige Junker, junge Stutzer, Matrosen und Dirnen. Er giebt uns auch ein Bild des Globustheaters, oder besser seines Publikums, das er von Thomas Nash indirect citirt. Da nicht gesagt ist, wo unter dieses fruchtbaren Schriftstellers Schriften die angeführte Beschreibung steht, so wird es schwer,

*) Als im Jahre 1583 das Amphitheater (kein Schauspielhaus) in Parisgarden einstürzte, fand man Anlaß, das Spielen an Festtagen auch außer der City zu verbieten; daß Sonntags noch gespielt wurde, erhellt aus Stubbes Pamphlet gegen diesen Brauch, das im Jahre 1584 erschien.

**) Thomas Nash, in Pierce Pennyless. Sh. Society, pag. 61.

Digitized by Google

sie zu finden. Dagegen wurde uns leichter, in Skottowes Leben Shakespeares eine Schilderung des Sommertheaters zum Globus zu finden, mit genauer Angabe der Maße, wie sie die Theaterunternehmer und Zeitgenossen Shakespeares Henslow und Alleyn uns überliefert haben. Es ist jedenfalls diesen beiden Männern Schuld zu geben, wenn ihre Beschreibung anders lautet als die des Herrn Rümelin. Unwesentlich ist, daß dieser nur zwei Galerien zählt, während es deren drei gab, auch ist nicht erklärlich, wie er die Reihen im Parterre sich gedacht hat, da in den Sommertheatern keine Bänke waren, was aber das Sitzen und Liegen der Lords auf der Bühne „hinter den Coulissen" betrifft, so müssen wir nur berichtigen, daß es noch bis lange nach Shakespeare auf der englischen Bühne gar keine Coulissen gab und wollen nur flüchtig erwähnen, wie dieser Brauch zu erklären ist. Wie bekannt, war die Bühne ursprünglich ein an eine Wand gerücktes Gerüst, das einem Tische ähnlich von drei Seiten dem Publikum zugänglich war; ja als man in Höfen spielte, die ringsum offene Galerien besaßen, konnten Zuschauer selbst oberhalb der Bühne Platz nehmen. Diese Einrichtung blieb in den eigens als Theater erbauten Häusern bestehen, wo die Bühne die ganze Breite des Raumes einnahm, gestattete man Einzelnen vom Publikum, rechts und links auf den Bretern selbst zu sitzen und nur eine gewisse Fläche für die Handlung frei zu lassen. Aber außerdem gab es sogenannte Herrenzimmer oder Privatlogen, die sich unmittelbar an die Bühne anschlossen und in denen wir denn auch auf uns erhaltenen Abbildungen vornehme Damen neben Herren sitzen sehen. So gab es doch einen Platz, wo jene Edelfrauen und Bürgerweiber sitzen durften, an welche Stephen Gosson seine vier gedruckte Seiten lange Warnung richtet und in der er unter anderem sagt: „Ich schreibe einige Zeilen an euer holdes Selbst, nicht weil ich euch als eitle Hausfrauen zu tadeln, sondern als tugendsame Damen zu berathen und zu ermuthigen gedenke. — Ich habe so manche von euch gesehen, die gewohnt sind, sich in den Theatern zu lustiren — in der That, ich muß gestehen, da kommen zum Schauspiel von allen Arten, alte und junge: ich will nicht sagen, daß alle fehlen, doch ich versichere euch, ich will auf keine schwören. — Seid ihr verdrießlich und ihr geht ins Theater, um die Grillen wegzujagen, so ist das ein so gutes Mittel als euch gegen euren Kopfschmerz an den Schädel zu hauen"*) u. s. w.

Daß die Damen in den offenen, unbedeckten Theatern sich, wie damals überhaupt gegen Luft und Sonne üblich war, mit Larven geschützt haben, will ich nicht bestreiten; in den geschlossenen Theatern wie Shakespeares Blackfriars, wo bei Kerzenlicht gespielt wurde, saßen sie mit unbedecktem Gesicht, wie Stephen Gosson ihnen vorwirft, „um gesehen zu werden".

*) School of Abuse, für die Sh. Society gedruckt, pag. 46 u. 49.

Digitized by Google

Auch das Tabakrauchen war nichts Despectirliches, sondern so gebräuchlich, wie noch heute in Holland; oder wie könnte man sonst das Verbot der Obrigkeit der Universität Oxford deuten, welche das Tabakrauchen in der Kirche verbot, „wegen der zu großen Masse des Qualms".

Aber, meint Herr Rümelin, den Ton gaben doch die Junker an und ihre Coteriespäße würzten Shakespeares Stücke, seine Helden mußte er aus dem Adel wählen und das bürgerliche Drama vernachläßigen, das seine Zeitgenossen cultiviren. — Da Shakespeare vor demselben Publikum spielte, wie seine Zeitgenossen und alle glänzende Geschäfte machten, so begreife ich nicht, wie Shakespeare einer Rücksicht unterworfen gewesen sein kann, die seine Rivalen nicht zu nehmen hatten. Daß Shakespeare mit den Vertretern des bürgerlichen Lustspiels, Ben Jonson und seiner Schule nicht zusammengeworfen werden darf, weil diese als Gründer einer neuen Gattung gewissermaßen einer späteren Periode angehören, während Shakespeare die Elemente der alten Schule in sich vereinte, erfüllte und erschöpfte, ist hier nicht zu erörtern.

Den Junkereinfluß auf die Wahl der shakespeareschen Stoffe soll man in dessen Stücken wahrnehmen? — Kurz ein paar Beispiele, die directen Bezug auf die Bühne haben. Sagt nicht Hamlet über den Polonius, den echten Vertreter des Hofgeschmackes: „Er mag gern eine Posse oder eine Zotengeschichte, sonst schläft er ein —?" oder zeigt nicht der als Lord verkleidete Kesselflicker in der „bezähmten Widerspenstigen" mit seinen Fragen, während er das Stück auf der Bühne mit anschaut, deutlich genug: wie die Schauspieler den Kunstsinn dieses vornehmen Theils des Publikums ansahen? Wie kommen denn überhaupt die Höflinge davon? Nicht der „alte närrische Schwätzer" Polonius, auch die jungen Cavaliere, Rosenkranz, Güldenstern, Osrick, Christoph von Bleichenwang? oder das ganze Lustspiel „Wie es euch gefällt", das die Nichtigkeiten des Schranzenthums in allen Abstufungen vom melancholisirenden Gernredner, durch den affectirten Le Beau bis zum brutalen Genüßling, den Hofnarren herab geißelt?

In wie fern Gustav Rümelins Ausnahme von seiner Regel, „Die lustigen Weiber", dieselbe bestätigen soll, ist mir nicht klar. Wenn hierin offenbar das lasterhafte Junkerthum an den Bürgerstand Preis gegeben wird, so kann ich sonst dagegen nirgend finden, daß bürgerliche Stände, Geistliche, Schulmeister und Polizei als solche lächerlich gemacht würden, vielmehr sehen wir nur ihre Ausartungen gegeißelt, die heutigen Tages wie damals bespottet werden. Räth doch z. B. Jacques, indem der elende Textdreher gehöhnt wird, sogleich dem Narren einen ordentlichen Geistlichen zu nehmen. Uns dünkt, schon dieses kleine Beispiel zeigt, daß Shakespeare nicht den Stand, sondern dessen profanirende Entartung habe treffen wollen. Es kann nur absichtliches Verkennen sein, zu sagen: „Bürgermeister, Friedensrichter, Gelehrte, Geistliche, Aerzte finden wir

Digitized by Google

nur in komischer Verwerthung." Es lassen sich eine Menge sehr ernster Vertreter dieser Fächer finden. Ich erinnere nur an den Oberrichter in Heinrich dem Vierten (zweiter Theil), der durch seine strenge ausnahmslose Rechtlichkeit und Pflichterfüllung dem jungen Prinzen die erste Aeußerung seiner edlen Wandlung entlockt.

Endlich glaubt Herr Rümelin auch noch in der specifischen Art des shakespearischen Witzes, der uns vielfach so fremdartig anmuthet, einen Einfluß jenes Bühnenpublikums finden zu sollen. „Der Jüngling, wie der Ungebildete oder Halbgebildete," sagt er, „spielt gern mit dem Wort; er hat sich die Sprache noch nicht so völlig assimilirt, wie der Mann von reifer Bildung. Eine Phrase zu Tod zu hetzen, der Rede eines andern einen albernen, beleidigenden, zweideutigen Sinn zu geben, die Ausdrucksweise in kolossalen Hyperbeln ist dem Geschmack eines jugendlichen Publikums besonders entsprechend."

Nun Shakespeare selbst nennt sein Zeitalter so spitzfindig, daß der Bauer dem Hofmann auf die Ferse tritt, eine Zeit, in der man mit Silben zu Tode gestochen wird, wenn man nicht nach der Schnur spricht; wo jeder Narr mit Worten spielen kann, so daß der Witz sich fast am besten durch Stillschweigen bewährt und Gesprächigkeit nur noch an Papageien zu loben ist; wo mancher Narr, so aufgestutzt, um ein spitzes Wort die Sache preisgiebt." Die übereife Bildung der gelehrten Höfe hatte nach spanischem und italienischem Vorbild diese Redeweise allgemein und modisch gemacht, sie wurde seit John Lillys Pamphlet „Euphues" reden genannt; denn er war der zierlichste Vertreter dieser Redeweise der Ueberbildeten.

„Wenn sich," sagt Gustav Rümelin, „der shakespearische Witz in Beziehung auf Zweideutigkeiten nicht sehr enthaltsam und wählerisch erweist, so ist auch dieses aus der Zusammensetzung seines Publikums leichter verständlich. Man thut der guten alten Zeit bitteres Unrecht, es erscheint uns als ein Frevel gegen das puritanische Zeitalter der jungfräulichen Königin, zu glauben, man habe solche Reden im Munde einer gebildeten Frau für zulässig angesehen, wie in dem Witzgefecht zwischen Benedict und Beatrice."

Es ist doch wohl kaum möglich, daß Gustav Rümelin so völlig ohne Kenntniß des damaligen s. g. guten Tones ist, um nicht zu wissen, daß Zotenjägerei, obscöne Schaustellungen und eine Sprechweise, die wir unanständig nennen, auch bei den vornehmsten Damen in jener guten alten Zeit allgemein waren? Vielleicht fällt ihm einmal die mit großen Kosten hergestellte Abbildung des Festzuges bei der Vermählung des Herzogs Johann Friedrich von Würtemberg mit der Markgräfin Barbara Sophie von Brandenburg am 6. November 1609 in die Hände, wo er sich an einem Beispiel aus seinem Schwabenlande überzeugen kann, wie weit in jener Zeit die Grenze des Anstandes sich stecken ließ. Er wird da im Geleite der splinternackten Fortuna unter andern die

Digitized by Google

voluptas an Ketten gehend von einer Frau dargestellt mit den priapischen Insignien auf ihrem vertu gadin einherparadiren sehen.

Daß es in England nicht anders war, dafür mag ein Zeitgenosse Shakespeares, Thomas Nash*), zeugen, wenn er ausruft: „Westminster! Westminster! manches Jungfrauenthum hast du zu verantworten am Tage des Gerichtes! Du warst einst eine Freistätte der Heiligen, jetzt ist deine Stätte frei von Heiligen. Chirurgen und Apotheker, ihr wißt, das ich sage, ist wahr; denn ihr lebt gleich den Schergen von den Sünden des Volkes; zeugt ihr mir, ob irgendein Ort so liederlich ist, wie diese Dame London? — Ei, geht wohin ihr wollt in den Vorstädten und bringt mir zwei Jungfrauen, die Keuschheit angelobt haben, und ich will ein Nonnenkloster bauen! Den Hof dürfen wir nicht antasten, aber sicherlich ist dort, wie in den Himmeln, so mancher fallende Stern und nur eine wahre Diana." Und die sich brüstende Keuschheit Elisabeths heute noch für echt zu erklären, heißt besserer Erkenntniß widersprechen.

Dazu kommt noch ein nicht zu übersehender Umstand, daß grade die losesten Stücke Shakespeares für die Hoffeste ausgesucht wurden, wie z. B. bei Vermählung der Prinzessin Elisabeth mit dem Pfalzgrafen eben jenes „Viel Lärm um Nichts", das Gustav Rümelin solchen Anstoß gegeben, „Die lustigen Weiber", „Der Sturm" u. s. w., und außerdem die Thatsache, daß die ganze Gattung der zotigen Volkspoße vom Hofe auf die Bühne überging. Ich erinnere an John Heywood.

Aber auch Shakespeares Gunst bei Hofe stellt Rümelin in Frage. Er sagt: „Es ist natürlich nicht daran zu zweifeln, daß Shakespeare so gut wie andere Schauspieler seiner Truppe auch in den königlichen Schlössern zu spielen hatte, daß dabei ein und das andere Mal auch eines von seinen Stücken zur Aufführung kam, allein man hat vergeblich versucht, irgendein reales Zeugniß für ein näheres Interesse, das Elisabeth an unserem Dichter genommen haben soll, ausfindig zu machen. Nach allem, was wir von ihrer Bildung und ihrem Kunstgeschmack wissen, ist es auch nicht zu verwundern, daß sie an den Werken einer so ungelehrten Kunst den „Stempel des Genius" nicht erkannte." Und ferner: „Von König Jacob wissen wir nur, daß, als Shakespeare sich um ein kleines Hofamt, mit welchem die Aufsicht über die scenischen Aufführungen verbunden war, bewarb, ihm ein obscurer Concurrent vorgezogen wurde. Auch der Plan, den mütterlichen Adel auf sich übertragen zu sehen, ging nicht in Erfüllung."

Diese eben genannten Punkte würden in der That der Tradition und allgemeinen Annahme, Shakespeare habe bei seinen Fürsten in besonderer Gunst gestanden, einen Stoß geben. Sie sind also einzeln zu prüfen. Jenes Amt bei Hofe, the master of the revels, hatten unter Elisabeth inne: Sir Thomas

*) Thomas Nash im Pierce Pennyless. Sh. Society. pag. 63 u. 64.

Digitized by Google

Cawarden, von 1560 an Sir Thomas Banger, von 1573 Sir Thomas Blagrave als sein Substitut, von 1579 Sir Edmund Tilney mit Umgehung Lillys, der sich in einem vorhandenen Briefe auf das ihm für diese Stelle gegebene Versprechen beruft.

Unter Jacob erhält 1621 Ben Jonson eine nie in Erfüllung gegangene Survivance, 1622 Sir John Astley dieselbe Stelle. — Ein Schriftstück, das Shakespeare um die Stelle nachsuchen läßt, ist längst als gefälscht erkannt.*)

Der mütterliche Adel soll William Shakespeare geweigert worden sein. Es ist unserm eifrigsten Suchen nicht gelungen, herauszubekommen, wer Gustav Rümelin gesagt hat, daß William Shakespeare sich darum bemüht habe. Es bleibe hier dahin gestellt, wie weit so etwas bei englischem Adelsbrauch überhaupt möglich war. Dagegen theilen alle Berichterstatter mit, daß John Shakespeare, des Dichter Williams Vater, das Wappen der Ardens, der Familie seiner Frau, auf sich übertragen zu sehn wünschte und daß ihm dieser Wunsch in einem langen Diplome erfüllt wurde.**)

Die Zeichen der Ungunst König Jacobs fielen somit weg, aber auch Zeichen der Gunst finden sich. Unmittelbar nach seinem Regierungsantritt erhob Jacob durch ein Patent***) die Truppe des Lordkanzler, Shakespeare als zweiten Unternehmer, zu königlichen Schauspielern. Und wenn sich auch unter Elisabeths Regierung, wo leider die Rechnungsbücher mangeln, außer dem Zeugnisse der Zeitgenossen Chettle und Ben Jonson und wenig anderen Andeutungen, Shakespeares Gunst nicht beweisen läßt, so kann sie unter Jacob gar nicht in Zweifel gezogen werden. In den Registern der Hoffeste von 1604 und 5 finden wir unter vierzehn bei Hofe gespielten Stücken meist ungenannter Dichter, acht von Shakespeare, meist mit Angabe seines Namens. Zu jener oben erwähnten Vermählung der Prinzessin Elisabeth gab man unter vierzehn Stücken sechs shakespearesche, in einer Zeit, wo er sich längst von der Bühne zurückgezogen hatte. Und als wegen der Pest die Theater in London geschlossen wurden, ließ Jacob sich seine Truppe nach Wilton kommen.†)

Was endlich Shakespeares Ungelehrtheit betrifft, so könnte davon nur dem übergelehrten Benjamin Jonson gegenüber die Rede sein. Man hat viel zu thun, will man alle Werke in englischer oder die unübersetzten fremder Sprachen aufzählen, die Shakespeare zum mindesten flüchtig inne haben mußte. Wenn Rechtsgelehrte ihn zum gewesenen Advocatenschreiber machen, um der technischen Ausdrücke willen, die ihm geläufig waren, so spricht diese Annahme eben nicht

*) Vergleiche R. E. S. A. Hamiltons, Sir Frederick Maddens, Halliwells, Hunters und endlich noch C. W. Inglebys Untersuchungen der von Payne Collier gegebenen Documente.

**) Siehe Delius, Shakespeares Werke, B. VII, S. 23.

***) Delius, B. VII, S. 30.

†) Siehe Knights Stratford Shakespeare S. 137.

Digitized by Google

für seine Unbildung. Auch fehlen alle triftigen Beweise, daß er den Schulunterricht nicht regelmäßig genossen; denn „der Ruin" seines elterlichen Wohlstandes, den Gustav Rümelin als Grund anführt, war eine Geldverlegenheit von höchstens zwei Jahren. Und welchen Grad von Bettelhaftigkeit setzte es voraus, wenn der Vater von acht Kindern nicht eins derselben aus seinem Geschäft entbehren konnte, das in der Freischule ohne alles und jegliches Schulgeld unterrichtet werden konnte. Da ist Aubreys Bericht glaubhafter, der den jungen William nach absolvirter Schule Schulmeister auf dem Lande sein läßt. Doch Shakespeares Wissen zu vertheidigen ist unnöthig; um die Wette waren Engländer und Deutsche bemüht, den reichen und vollen Strom seiner edlen Bildung bis zu ihren Quellen zu verfolgen. Ja man hat darin des Guten zu viel gethan, und fast jede mögliche Berufskenntniß aus seinen Werken erwiesen.

„Mit achtzehn Jahren," wird uns gesagt, „kam Shakespeare in die Lage, daß er ein acht Jahr älteres Landmädchen heirathen mußte, oder heirathen zu müssen glaubte." — Die argwöhnischen Erklärer sehen hierin schon die Grundlage seiner sogenannten unglücklichen Ehe. Die frühe Geburt der ersten Tochter soll Vater und Mutter als Liebesdiebe brandmarken. Die Herren übersehen aber, daß die kirchliche Weihe in jener Zeit erst einige Monate nach geschlossenem Ehebunde üblich war und daß nach altgermanischer Sitte der vor Zeugen förmlich abgelegte Eid der Treue volle Giltigkeit und Achtung hatte.*) Charles Knight und andere haben den Punkt zur Genüge erledigt und eine Menge Stellen in Shakespeares Stücken erklären die Sitte ausführlich. Shakespeares Ehebund ist von jedem widerlichen Gewissenszwange rein zu sprechen und „seine süße Heiligkeit ist nicht entweiht zum leeren Wortschwall".

Auch die oft besprochene Gunst des jungen Henry Wriothesley, Grafen von Southampton, wird von Herrn Rümelin hervorgehoben. Aber das Verhältniß des Dichters zu dem jungen Grafen stellt sich nach den beiden vorhandenen Widmungen zu den erzählenden Gedichten keineswegs als ein vertraulich freundschaftliches dar. Das Document, das dafür sprechen könnte, ist gefälscht. Gustav Rümelin spricht über diesen Umstand sein Bedauern aus, findet das Schriftstück aber so hübsch erfunden, daß er es dennoch benutzt.

Bodenstedts Versuche die Entstehung der Sonette nachzuweisen und die sinnlos angenommene Einheit des Stoffes zu zerreißen, ignorirt Rümelin ohne Weiteres. Aber wäre die Herausgabe seiner Studien nur wenige Wochen später erfolgt, so würden ihm im Beginn dieses Jahres durch das erste Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft und den vortrefflichen Aufsatz von R. Delius (Seite 18) wohl alle Anhaltspunkte genommen worden sein, die fraglichen Sonette für etwas Anderes zu halten, als wofür unbefangenes Urtheil sie von

*) Noch jetzt besteht dergleichen in Schottland. Siehe Charles Dickens A rogues life.

Digitized by Google

vornherein nehmen muß: für Dichtungen. Daß die Gedichte nicht an Southampton gerichtet sein können, daß sie überhaupt gar nicht an eine Person, und gar einen Mann gerichtet sind, ferner daß sie gleich nach ihrem Erscheinen nur für „zuckersüße" Dichtungen galten, und erst durch einen raffinirten Speculanten zu einer selbstverklagenden Biographie des Verfassers gestempelt und von da ab in diesem Sinne beurtheilt und übersetzt wurden, das alles finden wir bei Delius gründlich bewiesen. Auch geben er und Bodenstedt uns die englischen und italienischen Muster an, denen eine Anzahl der shakespeareschen Sonette nachgebildet ist. Daher erklären sich auch die zahlreichen Wiederholungen, die nichts sind als Studien über dasselbe Thema und von dem ungeschickten Herausgeber allesammt nebeneinander gestellt wurden. Auch aus seinen Dramen sind mannigfache Parallelstellen nachzuweisen und in diese Gattung gehören grade diejenigen Sonette, welche bisher den übelsten Schatten auf des Dichters Leben geworfen hatten. Gern gebe ich zu, daß sich eine große Anzahl Gelegenheitsgedichte darunter findet, und wenn wir Shakespeares Leben in seinen Einzelheiten kennten, würde sich uns manches erklären. So steht uns natürlich nur frei, auf die feststehenden Vorgänge seines Lebens die Anklänge zu suchen, nimmermehr aber, aus dem Inhalt der Gedichte auf des Dichters Thaten zu schließen.

Herr Rümelin hat die Behauptung aufgestellt, daß Shakespeare „gleich nach seinem Tode fast zwei Jahrhunderte lang von seinem eigenen Volke verkannt und vergessen" worden sei. Es ist nicht ganz an dem. Seine Stücke blieben nach seiner Entfernung vom Theater auf der Bühne, zwei Theaterunternehmer stritten sich um das Recht ihrer Aufführung, wir wissen, daß bei seinen Lebzeiten, nicht „ein sehr geringer Theil, sondern von sechsunddreißig Stücken neunzehn durch Speculanten im Druck erschienen, ganz dem Brauche zuwider; daß Betrüger auf Shakespeares bekannten Namen hin mehrfachen Buchhändlermißbrauch trieben, und daß sieben Jahre nach seinem Tode von seinen früheren Collegen eine Gesammtausgabe seiner Dramen gemacht wurde. Ihr folgten unter den Stuarts noch drei weitere Gesammtausgaben. Der von 1632 ist unter anderen ein Gedicht Miltons vorangedruckt, das etwa so lautet: „Ein Epitaph auf den bewunderungswürdigen dramatischen Dichter W. Shakespeare.

Was braucht mein Shakespeare für sein werth Gebein
Die Arbeit seiner Zeit in nacktem Stein,
Soll'n seine heiligen Reliquien nun
In sternenhoher Pyramide ruhn?
Du theure Sonne der Erinnerung,
Du großer Erbe der Bewunderung,
Wozu bedarfst du solcher Zeugenschaft,
Die deinem Namen schalen Klang verschafft?

Digitized by Google

Du konnt'ſt in unſerm Staunen und Ergötzen
Dir ſelbſt ein unvergänglich Denkmal ſetzen:
Denn wo der trägen Kunſt zur Schande jetzt
Dein leichter Versbau fliegt, das Herz ſich letzt
Aus deiner Erbſchaft unſchätzbarem Buch
An deines delph'ſchen Worts Orakelſpruch,
Beſtiehlſt du unſre eignen Fantaſei'n
Und ſtarrſt uns durch dein Uebermaß zum Stein
Und liegſt, ſo beigeſetzt in einer Pracht,
Die Kön'ge ſo zu ſterben lüſtern macht."

Alſo iſt es unrichtig, „daß Shakeſpeares Werke nicht geleſen wurden". Als der Einfluß des franzöſiſchen Hoftons ſich auch in England geltend machte, ſehen wir natürlich frivolen Modeſtücken die ernſte Gattung weichen; als der Bürgerkrieg die Theater ſchloß, konnten auch Shakeſpeares Dramen nicht gegeben werden. Aber gleich nach Wiedereröffnung der Bühnen machte der Schauſpieler Batterton nach Tradition des Souffleurs Davenant den großen Dichter wieder auf der Bühne heimiſch und erzielte reiche Einnahmen damit. Die Verehrung Battertons ging ſo weit, daß er eigens nach Stratford reiſte, um dort Erkundigungen über Shakeſpeare einzuziehen und ſeinen Notizen verdankt man Rowes Lebensbeſchreibung Shakeſpeares, in der fünften Ausgabe der Werke. Von Batterton bis auf unſere Tage hat ſich in England die Tradition am Theater fortgepflanzt und es iſt mehr dem Geſchmack der Höfe und Vornehmen, als dem Antheil des Publikums Schuld zu geben, wenn die Mode der franzöſiſchen Zeit die Auffaſſung der ſhakeſpeareſchen Dramen und ihre Aufnahme verdarb.

Es iſt endlich nicht wahr, daß „die ganze romaniſche Race den britiſchen Dichter heute noch faſt ungenießbar findet". Gleichzeitig mit ſeiner Einführung in Deutſchland beginnt Shakeſpeare in Frankreich Boden zu gewinnen, an denſelben Stücken und mit denſelben Verſtümmelungen, wie bei uns, die nur größer waren, weil der herrſchende Zeitgeſchmack eben von Frankreich ausging. Bedeutende Mitglieder der Akademie haben ſich beeifert, dem engliſchen Dichter durch Bearbeitungen gerecht zu werden, aus ſeinen Stücken wurde immer mehr von der franzöſiſchen Zuthat entfernt, immer mehr von dem Urſprünglichen hergeſtellt, grade wie in Deutſchland, bis Benjamin Laroche in der Vorrede ſeiner mit ebenſo viel Pietät als Verſtändniß durchgeführten vollſtändigen Ueberſetzung der ſhakeſpeareſchen Dramen ausrufen darf: „Wo ſind die Zeiten hin, da Voltaire von der Höhe ſeines akademiſchen Stolzes herab Shakeſpeare als Barbaren, als betrunkenen Wilden kennzeichnete; da Letourneur in ſeiner ſchleppenden und farbloſen Proſa die energiſche und naive Ausdrucksweiſe des Schwans vom Avon unter dem lächerlichen Pomp ſeiner Umſchreibungen erſtickte und ohne Weiteres die Scenen, die ihm nicht behagten, mit Stillſchweigen

Digitized by Google

überging; da Ducis, der diesen großen Mann unter den lächerlichen Schutz seiner schwerfälligen und eintönigen Alexandriner nahm, seine edelsten Meisterwerke ins Classische travestirte? — Shakespeare ist abwechselnd Corneille, Molière und La Fontaine, aber er ist mehr Dichter als einer von diesen drei Männern: er hat die Eigenschaften, die sie auszeichnen, weiter entwickelt als einer von ihnen, er besitzt andere, die ihnen fremd sind. Als komischer Dichter ist seine Laune von Heiterkeit ursprünglich, lebendig, unversiegbar; als tragischer Dichter hat er mit größerer Energie als einer seiner Nebenbuhler jene beiden Triebfedern der menschlichen Seele angespannt: das Mitleiden und den Schrecken.

La Fontaine, Molière und Shakespeare haben für alle Glieder der menschlichen Familie geschrieben. Der reife Mann genießt sie, die Jugend begreift und liebt sie. Es sind drei Universaldichter. Ihre Werke werden neben Homer und der Bibel am längsten im Angedenken der Menschen fortleben." — An die maßgebende Einwirkung Shakespeares auf die romantische Schule der Franzosen wird hier nur erinnert.

Es bleibt nur noch ein Letztes, Shakespeares Stellung zu seinen gebildeten und gelehrten Zeitgenossen und die Beachtung, welche seine Werke in literarischen Kreisen fanden und die Gustav Rümelin (S. 16) „keine sonderliche und hervortretende" nennt. Als Beleg führt er dafür eine Stelle „von Thomas Nash*), einem angesehenen Kritiker jener Zeit" an und sagt: „In seiner Schilderung einer Aufführung von Heinrich dem Achten im Globustheater sagt er zu einer Zeit, da Shakespeare noch lebte, aber seine dichterische Laufbahn bereits abgeschlossen hatte**), unter anderem: „Der Verfasser dieses Stücks ist ein gewisser William Shakespeare, ein Mann, dem es keineswegs an Talent fehlt. Die Kenner geben indessen seinen Gedichten den Vorzug vor seinen Theaterstücken. Denn ein Theaterstück ist nur ein eitles Vergnügen. Die Menge ist danach begierig, hält aber nichts von den Verfassern solcher Stücke u. s. w." — Aber Heinrich der Achte wurde zum ersten Male aufgeführt im Jahre 1613, wobei durch einen Böllerschuß das leicht gebaute Globustheater in Brand gerieth. Und Thomas Nash, der, wie wir wissen, selbst dramatischer Dichter war, mußte im Jahre 1601 sein junges Leben schließen***), das er an die Bekämpfung der puritanischen Angriffe gegen Poesie und Bühne gesetzt hatte. Es ist also nicht wahrscheinlich, daß er zwölf Jahre nach seinem Tode Worte geschrieben, die ihm, von einem andern gesprochen, im Grabe kaum Ruhe gelassen hätten. Es ist ferner derselbe Thomas Nash, welcher im „Hans Habenichts" (Pierce Pennyless) wettert: „Ich will es gegen jeden Lumpenkerl und dickfößigen Wucherer unter ihnen allen vertreten: nirgendwo auf der Welt kann einem

*) Ich habe denselben Gewährsmann schon angeführt.
**) Nach Colliers Ansicht unrichtig.
***) Siehe Einleitung zu Pierce Pennyless, Sh. Society.

Digitized by Google

Menſchen gleiche Unſterblichkeit verlieben werden als in den Schauſpielen. Was ſchwatze ich zu denen von Unſterblichkeit, die ja die wahren Ehrenabſchneider ſelber ſind! Sie wiſſen, wenn ſie todt ſind, wird ſie niemand für eine edle Handlung auf die Bühne bringen, höchſtens in einer Wucherer- und Teufelspoſſe u. ſ. w."

Und ſolche Stellen ſind nicht vereinzelt bei ihm, ſein gelehrter Streit mit Harwey über ein gleiches Thema iſt bekannt. Thomas Naſh alſo kann ſo über Shakeſpeare nicht geurtheilt haben.

Aber vielleicht meint Herr Rümelin nicht dieſen Thomas Naſh. Es gab ja in jener Zeit noch einen andern dieſes Namens, aber dieſer andere heirathete Shakeſpeares Enkelkind, wird alſo über ſeinen Großvater beſſer unterrichtet geweſen ſein — vielleicht ſchrieb die citirten Worte ein Thomas, ohne Naſh? Und es iſt richtig: über jenen Theaterbrand finden ſich zwei Briefe vor von Männern, deren einer mit Vornamen Thomas heißt und an einen Thomas ſchreibt. Aber jene Stelle findet ſich bei ihnen nicht. Wenigſtens giebt Delius Proben der Briefe und würde die Hauptſache nimmermehr weggelaſſen haben, und was weſentlicher: die Erläuterer Shakeſpeares würden nicht ſolche Mühe haben aufwenden müſſen, um feſtzuſtellen, daß jener Heinreich der Achte Shakeſpeares Stück war, wenn bei jener Gelegenheit Shakeſpeare als Verfaſſer genannt und beurtheilt wäre.

Doch London zählte zu Shakeſpeares Zeit noch andere Schriftſteller. Herr Rümelin führt ſelbſt einen andern an: Webſter, Shakeſpeares Freund, der „von Chapmans vollem und hohem Stil ſpreche, der Ben Jonſon, Beaumont und Fletcher hochpreiſe" und der „Shakeſpeares Thätigkeit nur als eine ebenſo glückliche wie fruchtbringende erwähnt."

Aber außer Webſter und Naſh ſchrieben an der Wende des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts noch andere Engländer von ihrem großen Dichter; möchten einige Proben ihrer Feder hier darthun, daß William Shakeſpeare auch von ſeinen literariſchen Zeitgenoſſen gewürdigt wurde.

In einer Epigrammenſammlung von Weever, die etwa in das Jahr 1596 zu ſtellen iſt, alſo in eine Zeit, wo Shakeſpeare erſt etwa zehn Jahre als Schriftſteller thätig und mehre ſeiner bedeutendſten Werke noch ungeſchrieben waren, finden wir die affectirt lobpreiſenden Verſe, die im Deutſchen etwa folgendermaßen lauten würden:

O honigſüßer Shakeſpeare! Charaktere,
Die du gezeugt, Apoll hat ſie gewährt,
Weil eine Göttin ſich zur Mutterehre
Abbilder ihrer Schönheit hat begehrt.
Adonis Rabenlocken, Roſenwangen,
Der glühenden Venus Werben um ſein Lieben;
Lucretias Keuſchheit, von Tarquin umfangen,
Der wilde Luſt in wildes Leid getrieben,

Digitized by Google

Romeo, Richard, wie sie alle heißen!
Hold ihre Rede, zuckersüß und kräftig,
Unselig ihre Thaten, selig doch zu preisen,
Sie alle sind zu deinem Ruhm geschäftig.
Die liebeglühenden Kinder, Shakespeare, laß sie!
Mehr bräutlich Schaffen heischt die Muse noch, umfaß sie!

Und aus derselben Zeit lautet eine Stelle in Francis Meres berühmten „Palladis Tamia, wits Treasury" („Schatzkästlein des Witzes") aus dem Jahre 1698: „Wie man sich die Seele des Euphorbus in Pythagoras lebend dachte, so lebt die süße, würdige Seele des Ovid im methfließenden und honigzungigen Shakespeare. Wie Plautus und Seneca unter den Lateinern als die Besten für Komödie und Tragödie gelten, so ist Shakespeare unter den Engländern der ausgezeichnetste in beiden Gattungen für die Bühne. Wie Epius Stolo sagt, daß die Musen mit Plautus Zunge reden würden, wenn sie Lateinisch sprächen, so sage ich, daß die Musen in Shakespeares fein gewobenen Phrasen reden würden, wenn sie Englisch sprächen."

Und die scherzenden Verse des Zeitgenossen Davies in seinem Scourge of Folly (Geißel der Narrheit), die oft als Zeugniß für Shakespeares fürstlichen Anstand citirt werden, lauten etwa so:

„Man sagt, possirlich g'nug, wenn, guter Will,
Du nicht den König spieltest in den Possen,
Des Königs Umgang wär' vielleicht dein Ziel,
Und du ein König unter den Genossen.
Man spottet auch, doch in dem Spott ist Sinn,
Nicht närrisch, herrisch ströme dir der Witz dahin.
Du säetest Ehren und erwirktest Gunst
Für alle, die sich rühmen deiner Kunst."

Und gewidmet sind diese Verse:

„Unserem englischen Terenz, Mr. Will. Shake-speare."

Der ersten Gesammtausgabe der shakespearischen Dramen, die seine früheren Collegen und Freunde John Heminge und Henry Condell sieben Jahre nach des Dichters Tode herausgaben, ist eine Anzahl von s. g. Empfehlungsgedichten vorangestellt, von denen wir die besten hier folgen lassen wollen.

Leonard Digges weiht „dem Angedenken des abgeschiedenen Autors Meister W. Shakespeare" folgende Verse:

Shakespeare, hier geben treue Standesbrüder
Der Welt nun endlich deine Werke wieder,
Und aus der Gruft ersteht dein Name neu.
Spring' immerhin der Stein des Grab's entzwei,

Digitized by Google

Verfall' dein Stratford-Monument im Bruch,
Doch wirst du ewig leben hier im Buch.
Mag Marmor auch und Erz in Staub vergehen,
Lebendig wird dich stets die Nachwelt sehen.
Des Neuen satt greift sie zurück zum Alten,
Wird, was nicht Shakespeare's heißt, für Abart halten
Und jeder Vers und jede Zeile soll
Dich aus dem Grabe zaubern lebensvoll.
Wie Naso sagt: nicht Flamm' und Rost der Zeiten
Soll deinem Buche Untergang bereiten.
Nie werd' ich dich für todt erachten, Schatten!
Bis der verwaisten Bühne kommt zu Statten
Ein neuer bessrer Stil, als deiner da,
Drin Romeo erglüht für Julia;
Bis edler sich die wohlgefügte Rede
Vernehmen läßt, als in der Römer Fehde;
Bis eines andern Dichters Kunst und Geist
Sich überlegen deiner Gluth erweist;
Sei sicher, Shakespeare! nimmer wirst du sterben,
Wirst dir im Lorbeer Ewigkeit erwerben!"

Ein weiteres humoristisches Gedicht, unterzeichnet J. M., lautet etwa so:

„Wir staunten, Shakespeare, dich von der Lebensscen'
Zur Grabesgarderob' abgehn zu sehn.
Todt scheinst du uns; doch dein gedrucktes Wort
Sagt jetzt dem Publikum, du gingst nur fort
Zu Rückkehr mit Applaus! S'ist Künstlerart;
Die Rolle schließt, er selbst lebt auf in neuem Part.
So tratst du nur zur Sterblichkeit hinaus
Um nun zu debütiren in gefülltem Haus."

Endlich aus Ben Jonsons berühmtem, achtzig Verse langem Gedichte nur einige entscheidende Hauptstellen:

„Du Seele unsrer Zeit! — so ich beginne:
Beifall und Labung! Wunder unsrer Bühne!
Mein Shakespeare auf! Ich leg' dich nicht inmitten
Von Chaucer, Spenser, will nicht Beaumont bitten,
Hinaufzurücken, dir den Platz zu leeren. —
Du selbst ein Denkmal, kannst der Gruft entbehren.
Auch lebst du ja, denn deine Werke leben,
Und uns ward Witz sie preisend zu erheben. —
Mir scheint nicht Recht, mit jenen dich zu nennen,
Den Großen, die sich dir nicht messen können,

Digitized by Google

Wie würd'ſt du Lilly weitaus übereilen,
Den Späßer Kid und Marlowes mächt'ge Zeilen,
Hätt'ſt du auch kaum Latein, noch Griechiſch inne. —
Ich müßt' Euripides und Aeſchylus,
Pacuvius, Sophokles und Accius,
Der bei Cordova fiel, heraufbeſchwören,
Damit ſie, neu belebt, dein Pathos hören,
Das Hörer ſchüttelt (shaking). — Zieh den Soccus an,
Und ſtelle dich zu der Vergleichung dann
Dem ſtolzen Rom und kecken Griechenland,
Die aufgeſtiegen aus dem Schattenland. —
Triumph, mein England! Denn ein Mann iſt dein,
Dem alle Bühn' Europens Huld'gung weih'n.
Ohn' Alter war er und für alle Zeit!
Die Muſen ſchritten noch im Kinderkleid,
Als wie Apoll er kam in Götterkraft,
Wie Hermes, ſchon als Knab' in Meiſterſchaft.
Stolz ſpendete Natur ihm ihre Gaben,
Erfreut, die Spindel ſeines Worts zu haben.
So reichlich ſpinnt er es und webt ſo nütz,
Daß ſie jetzt abhold jedem andern Witz.
Die Scherze des Terenz und des Ariſtophan,
Der witzge Plautus ſtehe ihr nicht mehr an. —
Doch nicht Natur allein, auch deine Kunſt,
Mein edler Shakeſpeare, fordert Gunſt:
Iſt auch des Dichters Stoff Natur allein,
Die Kunſt giebt ihm die Form. Die nenne ſein,
Wer Leben ſchildern will; er tauche gut,
Wie du, den Stoff in ſeines Herzens Gluth
Und auf der Muſen Amboß ſtrecke, wende
Das Eiſen zweckvoll er zum guten Ende.
Sonſt erntet er nur Spott ſtatt Lorbeer ein,
Fleiß auch macht Dichter, nicht Geburt allein.
So war's mit Dir. Wie Vater's Angeſicht
In ſeinen Erben lebt, ſo leuchtend ſpricht
Shakeſpeares Gemüth und Geiſt in allen Theilen
Aus ſeinem Vers, den wohlgewebten Zeilen:
In jeder, ſcheint es, ſchüttelt er den Speer*)
Und ſchwingt ihn gegen der Verdummten Heer.
Was für ein Anblick, ſüßer Avonſchwan!
Zögſt du auf unſern Waſſern jetzt heran,
Um auf der Themſe Sand der Kunſt zu walten,
Die einſt Eliſ' und Jacob hoch gehalten!

*) Spiel mit dem Namen: shake-spear.

Digitized by Google

Doch nein! ich seh' dich in den Hemisphären
Gesellt den Sternen, unsre Welt verklären!
O strahle fort, du Fixstern der Poeten
Und zieh' die matte Bühn' aus ihren Nöthen.
Seit Du entflogen, trauert sie in Nacht,
Uns glänzt nur Tag, wo deine Dichtung wacht.

Ben Jonson."

Man sieht aus diesen Beispielen, daß unsere Shakespeareverehrung noch nicht an die Lobpreisung der Zeitgenossen heranreicht.

Otto Devrient.

Noch einmal das Kirchenvermögen in Oestreich.

Da ich zwar von Geburt Katholik bin, aber ein Ungar, so haben Sie nicht zu fürchten, daß ein Klerikaler sich als Wolf im Schafskleide auf Ihrer grünen Flur einschleiche. Wenn ich zu protestiren versuche gegen das Aufkommen des Gedankens — der auch in einer der letzten Nummern Ihres Blattes Ausdruck gefunden hat —, in Oestreich das Kirchenvermögen durch den Staat einziehen zu lassen, wie das in Frankreich, Belgien, Italien, Rumänien u. s. w. geschah, so entspringt dieser Protest keineswegs irgendwelchen Sympathien für den Klerus.

Aber ich bin Ungar, daher mehr oder weniger des angeborenen Instincts jener nicht sehr gelehrten, aber praktischen Nation mit theilhaft, welche in ihrer tausendjährigen europäischen Geschichte so viel der glänzenden als der dunklen Blätter haben mag, aber doch nirgend den Fleck politischer Hilflosigkeit.

Doch gehen wir direct zur Sache über.

Laut deutschen Journalen betrug Ende April 1864 die östreichische Staatsschuld: 3,316,443,180 Fl., mit jährlichen Zinsen von 221,142 668 Fl., während die normale Staatseinnahme der östreichischen Monarchie, selbst unter der Centralisationsdespotie der Periode Bach, nie 250.000,000 überstieg.

Ihre Wochenschrift nun giebt an, der Klerus habe selbst 1849 den Werth des kirchlichen Grundeigenthums in Oestreich zu 366,000,000 Fl. declarirt.

Digitized by Google

Vergleicht man blos diese Ziffern, so wird man sich ziemlich trostlos gestehen müssen, bei solchen Staatsschulden wäre eines solchen Werthes Confiscation grade so ergiebig und pretiös, als wenn man, wie das Sprichwort sagt, „einen Betteljungen in die Hölle wirft". Dies Experiment, überhaupt kaum denkbar, da es bei der bigotten Bevölkerung aller nichtungarischen Länder der Monarchie direct Revolutionen hervorrufen würde, in Ungarn dagegen die energischste, zuletzt active Protestation aller constitutionell Gesinnten, — würde auch bei glänzendstem Resultate überdies kaum ausreichen, für einmal den Jahreszins der Staatsschuld zu decken. Also was wäre finanziell mit 366 Millionen Fl. gewonnen gegenüber einer Staatsschuld, welche heute unzweifelhaft schon über 4000 Millionen oder 4 Milliarden Fl. betrugen muß?

Ferner vergißt man, was übrigens auch der erwähnte Artikel der „Grenzboten" ausführt, oder — bei der großen Unkenntniß über Oestreich — man weiß es nicht, daß schon Kaiser Joseph der Zweite, und viel gründlicher als dies heute möglich wäre, dieses Experiment durchführte. Und was war das Resultat? Daß die Regierung allerdings sich um ein paar hundert Millionen bereicherte; aber nicht nur, indem sie dem Volke widerrechtlich das wegnahm, was im Grunde Volksvermögen war, und was der Klerus nur unter gewissen Bedingnissen zeitweilig zu nutznießen hat, sondern noch mehr: das so geplünderte Volk konnte dann auch noch für die Erhaltung der ihrer Existenzmittel Beraubten mehre Lebensalter hindurch sorgen. Das war eine falsche politische und Rechtsphilosophie jenes „Despoten aus Liebe". Er warf eines Tages mit absolutester Willkür an die hunderttausend Kleriker nackt in das Volk, heimste ihren Kirchenreichthum als gefundene Beute ein, und überließ es den derart um ihr Capital betrogenen, schwerste Steuern zahlenden Bürgern, nun nicht nur doppelte Steuern zu zahlen, sondern auch die keines bürgerlichen Lebenserwerbes fähigen Ausgeplünderten bis an ihr jeweiliges seliges Ende zu füttern und durch Almosen zu erhalten. Ich selbst bin nicht völlig ein halb Jahrhundert alt, aber noch zu meiner Kinderzeit mußten in meines Vaters Haus ein paar alte verkommene Paulaner ernährt werden, die Kaiser Joseph der Zweite so echt human 1780 auf die Straße gesetzt hatte, indem er hübsch selber einsteckte, was jene Pfaffen unseren Vätern — nämlich dem Volke — abgenommen hatten.

Und was war die wirklich praktische Folge jenes glücklichen Versuches, den angeblichen Dieb zu erleichtern? Die Witzigung desselben. Denn nachdem nach Josephs Tode die Reactivirung der Klöster und Orden in Oestreich erfolgte, hüteten die Verbrannten sich wohl, nochmals ihre Schätze frei liegen zu lassen. Der Klerus in Oestreich und Ungarn besitzt zusammen wohl eine Capital von über ein Milliarde, aber nur in Ungarn besteht dies Vermögen vorwiegend in Gütern, Immobilien, Kirchenschmuck, überhaupt in greifbaren und

Digitized by Google

findbaren Gegenständen. In den josephinirten Landen der Monarchie dagegen haben die Klöster und Orden nur so viel an Grundbesitz, als einestheils zur leiblichen Versorgung der Brüder nöthig ist, und anderntheils an Schmuck, was gewissen Orten historisch ihre Anziehungskraft giebt, z. B. die kostbaren, auch artistisch sehr werthvollen Madonnengruppen zu Maria Eichel, mit großen herrlichen Juwelen aus Glas. Besonders die in der That reichen Orden der Benedictiner, Prämonstratenser u. s. w. haben ihr oft kolossales Vermögen in Staatspapieren; ja ihre weltlichen Agenten sind in der Börsenwelt bekannt als die verwegensten und glücklichsten Spieler. Ein Klerus von solcher Macht und Bedeutung, wie der in Oestreich, wäre ein ziemlich armseliges Wesen, hätte er nichts als einen Grundbesitz von 366 Millionen Werth — noch dazu Werth auf dem Papiere, denn wer die Grundbesitzverhältnisse Oestreichs kennt, der weiß, wie geringe Realität gegenwärtig solche nominelle Werthe haben. Auch Gesellschaften ungarischer Magnaten haben zusammen weit über 366 Millionen Werth an Grundbesitz, und bemühen sich schon seit funfzehn Jahren durch allerlei Associationen davon was zu verkaufen, um baar Geld zu erlangen, — haben aber trotz allen Commissionsprämien noch keinen Morgen, weder im In- noch im Auslande, an den Mann bringen können. Nebenbei bemerkt, Ungarn hat 23,749 große Grundbesitzer, von denen viele mehr Land als jene kleinen deutschen Fürstenthümer haben, die einen Monarchen mit Hofstaat ernähren, während der jährliche Reingewinn obgenannter großen und dazu der 2,013,584 kleineren ungarischen Grundbesitzer zusammen blos auf 101,779,856 Fl. geschätzt wird. Solche Folgen hat eine Regierungsweise, wie sie in Oestreich seit drei Jahrhunderten dauert.

So sieht denn die materielle Seite der Frage aus: man müßte Revolutionen hervorrufen, und das allerglücklichste Resultat wäre die Confiscation von Gütern im Nominalwerth von ein paar hundert Millionen, deren Verkauf dem Finanzminister noch mehr Kopfzerbrechen machen würde als der Verkauf der Staatsdomänen.

Was aber die politische und nationale Seite der Frage betrifft, so sind diese weitaus noch bedenklicher.

Die östreichische Regierung hat seit achtzehn Jahren nicht nur gegen den Willen ihrer Völker, und ohne diese in ihrer Gesammtheit zu fragen, auf eigene Faust hin über zwei Milliarden Schulden gemacht, sondern im Gegentheil, sie hat diese Gelder in der offen ausgesprochenen Absicht geliehen, ihre Völker zu bändigen; die östreichische Regierung möge daher ihre Schulden selbst bezahlen. Notabene, es ist hier ausdrücklich von der östreichischen Regierung, nicht vom künftigen Könige von Ungarn die Rede; denn Ungarn hat selbst so wenig Schulden, als sein König welche machen darf und kann. Was in Frage steht, ist die *östreichische* Staatsschuld, da es eine andre nicht giebt.

Digitized by Google

Diese östreichische Staatsschuld wurde aber nicht nur gegen Wissen und Willen Ungarns und der meisten andren Lande Oestreichs contrahirt, sondern überdies noch fast ausschließlich bei ausländischen Gläubigern, namentlich bei den Süddeutschen und Schweizern, bei den Belgiern, Holländern und Engländern. Frankfurt war oft der Vermittler, der die glühenden Kohlen den andern in der Hand ließ, doch auch sich selbst die Taschen beschädigte. In Belgien allein sind, Dank dem Genie des Mr. Langrand-Dumonceau, anderthalb Milliarden, in Actien bis zu hundert Franken herab, den kleinen Capitalisten und Epiciers in die Sparbüchse gespielt. Sobald Oestreich endlich einmal den unvermeidlichen Staatsbankerott aussprechen wird, trifft dieser fast mehr als das Capital in Oestreich jene Herren Ausländer, welche sich dem Dilemma accommodirten „lieber gut essen, wenn auch schlecht schlafen". Grade jene Schreier nach östreichischer Bruderliebe und die Brüllfrösche mitteleuropäischer Demokratie, grade sie haben die Völker zum Vertrauen auf Oestreich gemahnt, auf daß Oestreich ja recht ungenirt die Mittel habe, die Freiheit zu verbreiten! Europa lieferte bereitwillig die Mittel — damit Oestreich weiter lebe; und zwar grade die ärgsten principiellen Gegner der Tendenz Oestreichs waren die bereitwilligsten Opferer. Natürlich, beim Gelde hört nicht blos die Gemüthlichkeit, hören auch Verstand, Politik und Nationalgefühl auf. Dagegen die Völker Oestreichs — und zwar hierin einmüthig alle — haben sich weit mehr von dieser einen Schwäche freigehalten, theils aus Armuth, theils aus Schlauheit oder aus Opposition. Die Regierung war froh, konnte sie von den Unterthanen überhaupt nur ihre Steuern eintreiben. Und Zwangsanlehnsversuche hatten solchen Erfolg, wie das boscarollische Anleben per 500 Millionen 1858, das im Auslande ein freiwilliges war, dabei aber doch 483 Millionen vom Auslande her eintrug, während es in der Monarchie als Zwangsanlehen durch die Gensdarmerie colportirt wurde, und trotzdem blos 17 Millionen ergab.

Endlich aber, und das ist der Hauptpunkt der ganzen Frage: was ist denn eigentlich Kirchenvermögen? Doch ohne Zweifel und überall ist es das Resultat der Gaben und Schenkungen, welche des jetzt lebenden Volkes Vorfahren, als Functionäre oder als Privatleute, der Kirche im Geiste ihrer Zeit darbrachten; oder es sind Stiftungen, welche mit Willen der ganzen Nation geschahen, und durch legislative Organe zu gesetzlichen Thatsachen wurden. Somit ist der Klerus der nutznießende Pfandinhaber eines dem Volke gehörenden Nationalvermögens. Wenn es also je dazu kommt, daß dies Pfand zurückgelöst werden soll, solcher Art, daß man das Capital einzieht, und von den Interessen den Klerus besoldet — und ohne Zweifel wird es auch in Oestreich, früher oder später dazu kommen — so hat doch gewiß nur das Volk selbst, die Nation, Eigenthumsrechte auf dies Capital ihrer Vorfahren, und nicht eine Regierung, welche von der Nation keine Genehmigung dazu erhalten hat.

Digitized by Google

Der bekannte wiener Bankier St.-M. gab vor einigen Jahren eine Soirée. Diese beehrte auch der damalige Finanzminister mit seiner Gegenwart. Durch den Hausherrn in den Sälen umhergeführt, blieb der Minister plötzlich vor einem Paare prachtvoller alter Kandelaber aus massivem Silber stehen, und war kaum mehr vom Platze wegzubringen, bis endlich der ungeduldige Bankier sich den geschäftlichen Scherz erlaubte, zu fragen: „Wollen Eure Excellenz diese Leuchter etwa auch zur Aufbesserung der Finanzwirren haben?" Das etwa ist die Stimmung der Oestreicher gegenüber den Finanzoperationen ihres Staates.

Man hat sich wohl zu hüten, solche Andeutungen wie die der Confiscation des Kirchenvermögens auszusprechen. Die östreichische Regierung hat feine Ohren. Bereits hat sie seit achtzehn Jahren was niet- und nagelfest in gesammter Monarchie und ihr zugänglich war, verkauft und verpfändet. Die Staatsdomänen, die Bergwerke, die Eisenbahnen, die confiscirten Güter u. a. m. Und daneben noch gegen vier Milliarden Schulden; all das um eine Politik durchzuführen, wie jene von 1848—1866. Es ist also die einzig denkbare Möglichkeit vorhanden, daß man die Regierung vielleicht doch den Volkswünschen geneigt mache, wenn man ihr die Möglichkeit nimmt, ihre Finanzen eigenmächtig aufzubessern. Denn so lange sie auch nur noch eine Million aufzufinden weiß, bleibt sie unzugänglich und wandelt fort in ihren Illusionen. Somit, seien Sie versichert, sind alle Völker Oestreichs gefaßt, und nicht wenige warten ungeduldig wie auf das letzte Rettungsmittel, auf eine Staatsbankerotterklärung, welche zwar momentan das gewerbliche und merkantile Leben auch in der Monarchie fürchterlich träfe, aber der tödtlichen Abzehrung ein Ende machen könnte. Jetzt geht es wie mit dem Schwanze des Hundes, dessen Operation auf ein Mal zu schmerzhaft für das Thier schien, der also immer nur in Stückchen abgehauen wurde. Endlich aber, da die östreichische Regierung nur zu Concessionen zu bringen ist, wenn die Staatsnoth drängt, werden die Völker ihr wahrlich nicht auch noch das Kirchenvermögen in Sicht stellen, also ihr eigenes Nationalvermögen zur Disposition geben. Im Gegentheil, es wäre zu wünschen, daß auch all die andern Völker Oestreichs stets so entschlossen gehandelt hätten, als es die Ungarn thaten, welche seit achtzehn Jahren geduldig den eigenen Ruin ertrugen, aber keinerlei Concessionen machten, vielmehr noch heute mit 400 Millionen an Steuern im Rückstande sind. Aber durch diese Energie wurde die Krise von heute herbeigeführt, und einzig an diesem Widerstande Ungarns brachen die östreichischen Regierungsexperimente.

Also, der Rechtsinhaber auf das Eigenthum der Kirchengüter ist das Volk, die Nation; der Klerus ist blos dieses Schatzes zeitweiliger Nutznießer; die Regierung aber, die ihn eigenmächtig antasten würde, beginge ein Unrecht am Volke.

Ein Ungar.

Digitized by Google

Das Parlament und die Fürsten.

Das preußische Reich deutscher Nation. Ein Beitrag zum Aufbau. Braunschweig, 1866. Fr. Wagners Hofbuchhandlung.

Mit seltsam gemischter Empfindung, halb Stolz, halb Scham im Herzen, blicken wir heute auf die Aera der nationalen Jubiläen zurück, die dicht hinter uns liegt. Von dem Wendepunkt aus betrachtet, den Preußens Sieg herbeigeführt hat, erscheinen die meisten wie ebenso viele Todtenfeierlichkeiten, die den Abschluß überwundener Epochen des nationalen Gedankenlebens bezeichnen. Seit dem stolzen Sommer dieses Jahres — das empfindet Freund und Gegner — hat Janus das Haupt gewechselt. Wir brauchen nicht mehr, den Blick rückwärts gewandt, Muth und Beglaubigung unserer selbst von verschwundener Herrlichkeit zu borgen; vor uns liegt Größeres als hinter uns. Schwärmer und Sänger der Festjahre reiben sich verwundert die Augen: an der Stelle, an welcher die hehre Maid aus Nebelheim, der sie gehuldigt haben, erscheinen sollte, stehen brandenburgische Recken, wilde Männer mit Keulen und trutzigem Antlitz; selten ist unreifen Köpfen greller der Unterschied von Ideal und Wirklichkeit vor Augen getreten, wie nun. Aber wir segnen die Stunde, in der die Wahngebilde gutherzigen Selbstbetrugs wills Gott auf immer verscheucht wurden.

Fremd fast, mit völlig unklarem Bewußtsein ihres Antheils, stand die Mehrzahl auch der Guten und Besten in der Nation den gewaltigen Vorgängen gegenüber. Als das Gewitter heranzog, war in Norddeutschland banges Grauen der Erwartung vorwiegend. Die lärmenden Stimmen aus Süden erschütterten die gedrückte Atmosphäre kaum; die Nähe großer Verhängnisse hielt die Seelen gebannt. Tief an die Erde gedrückt von der bleiernen Luft zogen ganz einzeln die Sturmvögel der Presse den Wolken voraus. Still und mürrisch, wie die preußischen Krieger zum Kampfe, erwogen die meisten Patrioten die Chancen des ungeheuren Wagnisses, das Preußen auf sich nahm.

Jetzt, da die Ernte des großen Sommers eingeheimst wird, sind die Zungen gelöst; überall regt sich Zuruf, Rath, Mahnung und Einspruch, und es ist Gefahr, daß das Würdige und Beherzigenswerthe in dem Schwalle von publicistischen Kundgebungen ersticke, die ohnehin abgespannten Gemüthern begegnen. Um so mehr ist die politische Journalistik dem wahrhaft Trefflichen schuldig, ihm durch Beifall Eingang und Gehör zu vermitteln.

Bei der oben angeführten Schrift, deren Gedankengang wir skizziren, leitet uns hierzu nicht blos die literarische, sondern in hohem Grade auch die Partei

Digitized by Google

pflicht an. Wir begrüßen in dem anonymen Verfasser einen Genossen in Wunsch und Kampf für das neue Deutschland, für das preußische Reich deutscher Nation, wie er es mit sinnvoller Erinnerung an frühere große Stadien der vaterländischen Geschichte nennt, einen tapferen Bekenner, dessen Zeugniß besonderen Werth schon deshalb in Anspruch nimmt, weil er weder Preuße ist, noch in Preußen schreibt, sondern offenbar einem unserer norddeutschen Kleinstaaten angehört.

Einsichtige Politiker haben sich nicht verhehlt, daß nach Besiegung seiner großen Feinde für Preußen die schwierigste Frage die sein wird: was soll mit unseren kleinen Freunden geschehen? Der norddeutsche Bund und seine von Macht zu Macht lautenden Verträge ist die Antwort; kann sie aber auch bei allerbestem Willen der Contrahenten für mehr gelten als für den officiellen Schein, nach dem sich die Dinge ihren Lauf nehmen sollen? Gewollt oder ungewollt, verschuldet oder nicht, — bei dem Drange zum summarischen Proceß, der unserer Zeit eigen ist, muß der Tag kommen, wo die Wucht der realen Verhältnisse an alles, was öffentliche Geltung beansprucht, die erschütternd lakonische Frage richtet, ob sein Dasein heilsam und nothwendig sei für den neuen Staat und für ihn allein.

Um die Zukunft der particularistischen Interessen und Existenzen in der kommenden Periode unsrer nationalen Entwicklung handelt es sich. Zu lange hat die Nation sie als ihre Lebensformen gehegt und gehalten, als daß sie schlechterdings werthlos sein könnten; das Zeugniß, das unsre vergangene Geschichte dafür ablegt, zu ignoriren, ist unmöglich; und wenn sie auch nur Mittel, die in der Erfüllung des nationalen Staates ihren Zweck anerkennen müssen, so erleichtert das nicht die reale Aufgabe der Geschichte, sondern höchstens das Gewissen derer, welche thätig sind, sie zu vollziehen. In Wahrheit sind die particularen Existenzen da, sie geben vor, daß sie in die neue Zeit hinüber ein Ewiges zu retten haben, und es ist eine große Angelegenheit der Nation, darüber zu wachen. Finden die Träger dieser Interessen, in denen dieselben Person geworden sind, die kleinen Fürsten, den Entschluß, mit ganzem Ernste Ja zu sagen zu den neuen Thatsachen, welche vor uns liegen, erkennen sie die Nothwendigkeit, sich selbst aus dem Principe, das diesen Thatsachen zu Grunde liegt, neu sanctioniren zu lassen; wohlan, so wird der Nation die Sorge genommen, daß gewaltsamer Beginn, der, wie nothwendig auch immer, doch schmerzlich bleibt, der neuen Epoche die Methode vorzeichnet, und sie wird, dankbar dafür, ihre Bewunderung denen nicht versagen, die gekonnt, was sie zu müssen eingesehn.

Welcher Weg führt dazu? Die Hindernisse, mit denen Preußen zu kämpfen hat, rühren wesentlich von der Verbeißung des Parlamentes her, die scheinbar ohne Noth gegeben, ohne Dank aufgenommen wurde. Nichts fast als die Empfindung unendlicher praktischer Schwierigkeiten erweckt das Wort, das ehemals wie Zauber wirkte. Aber weil das Parlament das erste Bewegende der neuen Zeit, als das unsre Volksredner es verlangten, nicht war, sondern in Wirklichkeit die entscheidenden Thatsachen vorangegangen sind, deshalb ist es für die Nation nicht geringer, sondern gerade ein desto ernsthafterer Gewinn; denn das Parlament nach dem „Einfall" des Grafen Bismarck giebt festen Boden, sichere Ausgangspunkte und damit eine Gewähr, daß seine Beschlüsse dauern, anders als das achtundvierziger, dessen treffliche Genossen das Heil der Nation in abstracto dictirten, indeß ihr Fuß im Leeren stand. — Wie groß auch den Patrioten der Fortschritt dünkte, der gemacht worden wäre, wenn die Krone Preußen nur mit den Regierungen sich geeinigt hätte, dergestalt, daß sie sich ihren Verbündeten als einer Reihe von Vasallen gegenüber befände, dieser Zustand wäre doch nur quantitativ von dem früheren verschieden gewesen, bestände

Digitized by Google

nicht jener vierte Artikel des Bündnißvertrags, der die Verfassung Deutschlands bedeutet.

Nachdem aber die Fusion der Armeen beschlossen, deren Oberbefehl die Controle über das gesammte Verkehrswesen von selber involvirt, wie es andrerseits auf Finanzen, Unterrichtspflege und Justiz nothwendig zurückwirkt, muß die gegenseitige Durchsetzung der Volkselemente das Verlangen der Rechtseinheit steigern; endlich kann infolge ihres Antheils bei Aushebung der Mannschaften und bei Ordnung der Landwehren auch die Verwaltung mannigfaltigen Einflüssen nicht entgehen: bringt man die Summe dieser Consequenzen in Abzug von dem Begriff der Souveränetät, was ist dann künftig der Unterschied der entfürsteten Regenten und der deutschen Standesherren?

Der Präcendenzfall der deutschen Standesherren ist lehrreich und drohend zugleich. Sie, auf denen einst große Hoffnungen der Nation standen, sind heute trotz ihrer hochfürstlichen Ebenbürtigkeit vergessen, in unfruchtbarem Widerspruch gegen die realen Zustände verkümmert. „Und wenn die Nation nicht ein durchaus neues Interesse gewinnt, sie festzuhalten, wo giebt es eine Bürgschaft, daß nicht auch die norddeutschen Fürsten aus der Liebe und dem Bewußtsein der Nation herausfallen? Die deutsche Fürstlichkeit steht in Gefahr zur Antiquität zu werden."

Und andrerseits auch das kleinstaatliche Bürgerthum wäre durch jenen bloßen Bündnißvertrag mediatisirt, die wichtigste seiner Staatsbürgerrechte ohne sein Zuthun von den preußischen Kammern ausgeübt, wenn ihm nicht das Parlament die Stätte böte, auf der es in seine vollen Rechte und in noch weit höhere wieder eingesetzt wird.

In den schweren Competenzconflict, der sich bei der Auseinandersetzung der Parlamentsidee mit den bestehenden Factoren der Vertretung erhebt, ist jetzt die Parole der 49er Verfassung mit ihrem Staatenhause und Volkshause hineingeworfen. Können die politischen Zweifel dadurch gelöst werden? So lange wir im Ringen sind nach der höheren Einheit der Territorien, dürfen die particularistischen Interessen nicht innerhalb der Centralgewalt Geltung gewinnen. Die Anerkennung der höheren politischen Gesichtspunkte über den Sonderinteressen kann wohl von einer Versammlung erwartet werden, deren Mitglieder zur Vertretung der Gesammtheit berufen sind, nicht aber von einer solchen, welche darauf angewiesen ist, „für den Kleinstaat wie für einen angeklagten Verbrecher zu plaidiren"; und in dieser Lage wäre das Staatenhaus. In Summa: „ein deutsches Parlament, wenn es mehr als eine bloße Beeinträchtigung der Executive sein soll, verträgt sich weder mit den Machtansprüchen der Einzelregierungen, die der Bündnißvertrag factisch schon zu Unterobrigkeiten herabgedrückt hat, noch der Einzelkammern, einschließlich der preußischen. Wie das Parlament die Volksvertretungen der unwürdigen Stellung entreißt, in die wir gekommen sind, so sucht der Verfasser andrerseits in der Begründung einer deutschen Peerie, in der Zurückbildung der kleinfürstlichen Souveränetät in die Nobilität, die organische Vermittlung der vorhandenen Gegensätze."

Zu ihrem höchsten Schaden haben die deutschen Fürsten die Fundamente ihres Einflusses in der Nation je länger je mehr säculariſirt, die privatrechtliche Anschauung ihrer Stellung bevorzugt. Jetzt ist auch nach dieser Richtung Einhalt geboten; ihre Scheinsouveränetät kann künftig höchstens als eine mechanische Störung innerhalb des neuen Staatswesens empfunden werden; der ganze Inhalt ihrer Existenz ist rein negativ geworden, ein Zustand, der völlig unhaltbar ist. Ersatz und Rettung kann ihnen nur dann kommen, wenn sie mit tapferer Resignation zurückschreitend den idealen Boden wiederfinden, den sie freiwillig verlassen haben; wenn sie durch Annahme der Peerie die vollzogenen Rechts-

Digitized by Google

minderungen bestätigen und dafür die ehrenvolle Macht eintauschen, die nicht von Erde und Metall genährt, sie dem Herzen der Nation wieder näher bringt. Unsrer Geschichte ist die Peerie keineswegs fremd, grade „daß aus politischen Familien regierende wurden, daß die Staatshoheit zerfiel und ihre Theile polypenhaft zur Selbständigkeit erwuchsen, das ist das Verderben unsrer öffentlichen Zustände geworden. Die eigentlich politische Thätigkeit in öffentlicher Arena, ein unabhängiger Mann die eigene Ueberzeugung gegen Gleiche verfechten und schöpferisch verwerthen zu können, war den Fürsten bisher unmöglich."

Vor allem das erste Erforderniß bringen die Fürsten mit in das neue Verhältniß: die völlige materielle Unabhängigkeit. Sie macht ihnen möglich, aus dem Bewußtsein freier Bedürfnißlosigkeit zu handeln, zu welchem sie die Insassen unserer Herrenhäuser nie haben erheben wollen. Ein deutsches Herrenhaus, wie das preußische, will sagen, eine über das rechte Maß ausgedehnte Interessenvertretung, über das deutsche Volkshaus zu setzen, ist wahrlich nicht die Absicht.

In der Peerie ferner ist das lebendige Bindeglied zwischen Staat und Territorium gegeben. Neben der Ausübung obrigkeitlicher Functionen, die sich von den Staatshoheitsrechten trennen lassen, namentlich also derjenigen, welche in England in den Bereich des Selfgovernments fallen — Jurisdiction der untern Instanzen, Polizei, Schulwesen, Verwaltung, Finanzwesen im Umfange des Territorialkreises —, die anregende und opferbereite Initiative in gemeinnützigen Angelegenheiten würde Amt des Peers werden und ein unendlich segensreicher Einfluß die Folge sein, vorausgesetzt, daß er das neue fürstenwürdige Dasein und seine Pflichten begreift und will. Auch den Standesherren mag in der Peerie eine Stelle geboten werden, die Matrikel der Reichsfürsten neuen Stils müßte auch sonst staatsmännischem Verdienste offen sein.

Das preußische Reich deutscher Nation, für welche die Peerskammer gedacht ist, unterscheidet sich von allen früheren Formen vornehmlich durch zweierlei: ein festgeschlossener durchaus übermächtiger Staat bildet seinen Kern, giebt ihm dem Halt, durchwaltet das Ganze mit seinem Lebensprincip. Und ferner: die Reichsgewalt haftet nicht an den Fürsten als ihren Organen, sondern regiert unmittelbar mit eigenen Beamten. Sind die Fürsten als Territorialherren zugleich Generale, so vereinigen sie doch nicht mehr militärische und politische Befugnisse in ihrer Person als solcher. Darin liegt der wesentlichste Fortschritt von der weiland Dreikönigsverfassung.

Die Gewalt der größten Revolution, die wir seit drei Jahrhunderten erlebt haben, treibt die Geschichte vorwärts; es ist alles im Fluß; wir können das jetzt sich Bildende nicht aufhalten, wohl aber stören und verkrüppeln machen. Sind die Fürsten die Ersten der Nation, so ziemt es ihnen, den großen Zug der Geschichte zu verstehen; wollen sie es nicht, sie vermögen unfänglich zu schaden, aber doch sich selber am meisten. Daß wieder ein Luther käme, den Adel deutscher Nation erfolgreich an sich selber zu mahnen. Der Beitrag zum Aufbau, dem wir hier gefolgt sind, redet und wirbt mit edlem Ernst zu gleich verhängnißvoller Zeit in der Eneraie verwandter Gedanken. —

Geschrieben am Tage des sächsischen Friedens. M. J.

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Winckelmann.

Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen.

Von

Carl Justi.

Erster Band.

Mit einem Porträt Ws. nach dem Originale der Angelica Kaufmann gestochen von R. Rahn.

Gr. 8. 526 Seiten. Geh. Preis 3 Thlr.

Der vorliegende Erste Band behandelt Ws. Leben in Deutschland mit Skizzen zur Kunst- und Gelehrtengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Der zweite Band, W. in Italien, erscheint Anfang des nächsten Jahres.

Das Porträt, einzeln auf Chin. Pap. und gr. fol. Carton kostet 20 Sgr.

Im Verlage von Friedr. Andr. Perthes in Gotha erschien soeben:

Wintzingerode, Wilh. Graf, Graf Heinrich Levin Wintzingerode, ein Würtemberger Staatsmann. 8°. geh. 15 Ngr.

Rücke, J. F. Alphons, Albrecht I. von Habsburg, Herzog von Oesterreich und Römischer König. Ein Beitrag zur Deutschen Staaten- und Kirchengeschichte im 13. und 14. Jahrhundert. Nach den Quellen. gr. 8°. geh. 1 Thlr.

Verlag von I. Guttentag in Berlin.

Soeben ist ausgegeben:

Stahr, A., Agrippina, die Mutter Nero's. (Bilder aus dem Alterthum IV.) gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Die früheren Bände:

(Tiberius — Cleopatra — Römische Kaiserfrauen kosten ebenfalls à Band 2 Thlr.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien, und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Deutschland in Sturm und Drang.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Erste Abtheilung.

4 Bände. 8. broch. 5½ Thlr.

Die rühmlichst bekannte Verfasserin entrollt uns in diesem neuen Werke ein großartiges und umfassendes Bild der letzten Hälfte des achtzehnten und der ersten Anfänge des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Verfasserin beweist uns an der Hand der deutschen Geschichte, daß, wenn es noch so trostlos im Vaterlande aussahen, dennoch endlich ein Morgenroth, ein Erwachen, ein Auferstehen aus trüber Nacht eintritt! Daß dieses Erwachen des echten und rechten deutschen Volksgeistes von 1813 bald eintrete, dazu will die Verfasserin, was an ihrem Theil ist, durch dieses Werk mitwirken.

Alle die geistigen Kämpfe und Blüthen des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts, das Wogen und Gähren der Gemüther ist in diesem Werke in frappanten und anziehenden Schilderungen zur Anschauung gebracht.

Friedrich der Große bildet den Mittelpunkt der ersten Abtheilung und um ihn reihen sich als weitere Hauptpersonen sein Kronprinz Friedrich Wilhelm, dessen Geliebte, Wilhelmine Enke, der Dichter Moritz, Leuchsenring u. A. m. Bedeutungsvoll tritt auch schon Goethe vor uns hin, und interessant ist sein erstes Begegnen mit Schiller. Den Mittelpunkt der zweiten und dritten Abtheilung, welche den Titel: Fürsten und Dichter führen, bilden zunächst Goethe und Schiller, und hier hat die Verfasserin aus den reichen ihr zu Gebote stehenden Quellen den interessantesten und pikantesten Stoff gewählt zu anziehenden Scenen und Schilderungen.

Die vierte Abtheilung, welche den Specialtitel führt: Deutschlands Erhebung, oder: Von Jena bis zur Wartburg zeigt nun wie Deutschland aus seinen Sturm- und Drangtagen sich aufschwingt zu siegreichem Vorwärts sich aufschwingt zu neuem Gestalten und Schaffen. Wir sehen, wie Deutschland aus Sturm und Drang erlöst wird, aber auch wieder die Elemente zu neuem Sturm und Drang in sich zusammelt.

Digitized by Google

Rud. Reichenau. **Oscar Pletsch.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig; vorräthig in allen Buchhandlungen:

Aus unsern vier Wänden von **Rudolf Reichenau.**

9. Auflage. **Wohlfeile Ausg.** 3 Abtheil. in 1 Band. carton. 2 Rthlr. 1: Bilder aus dem Kinderleben. 2.: Knaben und Mädchen. 3: Auswärts und Daheim. (Jede Abtheilung auch einzeln.)

Dasselbe, 1. Abth., Pracht-Ausgabe, mit 66 Originalzeichnungen von Oscar Pletsch, in Holzschnitt von H. Bürkner. carton. 3⅓ Thlr., fein geb. 4½ Thlr.

Wohl wie kein anderes, schöpft dies Buch seine Stoffe aus der Familie und so sollte es in allen Familien einheimisch sein zum Vorlesen und immer erneutem Vorlesen. Alt und Jung und vorzüglich die Mütter werden ihre Freude daran haben.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Eine Mutter.

Roman im Anschluß an die „Colonie"

von

Friedrich Gerstäcker.

3 Bände. broch. Octav-Format. 4½ Thlr.

Der Roman „Eine Mutter", obgleich ein vollständig abgeschlossenes Buch für sich selber, bildet insofern eine Fortsetzung der brasilianischen Erzählung „Die Colonie", als er die Schicksale dreier in dieser aufgetretenen Personen — die im Laufe der Jahre nach Deutschland zurückgekehrt sind, hier weiter verfolgt. Es ist das Graf Retteck mit seiner Gemahlin Helene und jenes frühere brasilianische Faktotum: Jeremias.

Ein weiblicher Arzt

von

Arthur Stahl.

Zweite Auflage.

2 Bände. broch. 2 Thlr.

Die weibliche Krankenpflege, welche in vorstehendem Buche angeregt ist, beschäftigt jetzt alle Gemüther und darum glaubt die Verlagshandlung mit einer neuen Auflage desselben den rechten Zeitpunkt getroffen zu haben

„Ueber Land und Meer" fällt über die erste Auflage folgendes günstige Urtheil: Kein voluminöser, aber gleichwohl inhaltreicher Roman, lebendig, schön erzählt, die Charaktere naturwahr dargestellt, die Composition nach weiser Oeconomie aufgebaut, eine tüchtige Schöpfung, die uns im besten Sinne des Worts unterhält und geistig beschäftigt.

Bei **F. W. Grunow** in **Leipzig** erschien neu und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Meißner, Alfr., **Novellen.** 2. Ausgabe 2 Bände. 2 Thlr.
Mund, E. D., **Erlebnisse eines Arztes.** 2 Abtheilungen à 2 Bände. 4 Thlr.
Wartenburg, K., **Deutsche Opfer.** 1⅓ Thlr.
Schirmer, A., **Aus aller Herren Ländern.** 3 Bände. 4 Thlr.
Herbert, Luc., **Nikolaus und Metternich.** I. Abtheilung. 2 Bände. 2⅔ Thlr.
— — **Leopold I., König der Belgier.** 1⅓ Thlr.
— — **Louis Napoleon.** Volks-Auflage. 5 Bände. 4⅔ Thlr.
Kalsch, A., **Unter dem Storchnest.** 3 Bde. 4 Thlr.
Stein, P., **Aus Andalusien.** 2 Bände. 2½ Thlr.
Mühlbach, Louise, **Erzherzog Johann und seine Zeit.** Volks-Ausg. 4 Abthlgn. 6 Thlr.

Ich erlaube mir hierdurch das gebildete Lesepublikum auf diese interessanten neuen Erscheinungen höflichst hinzuweisen.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 45.

Ausgegeben am 2. November 1866.

Inhalt:

Der deutsche Krieg im Jahre 1866. 1. Die Heere u. ihre Stärke. Seite 201
Der mecklenburgische außerordentliche Landtag von 1866 211
Eine neuentdeckte arvalische Inschrift 227
Missionsbericht aus Assyrien. 2. (Schluß zu Nr. 42.) 229
Literatur 240

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg.
Literarische Beilage von Dietrich Reimer in Berlin.

Leipzig, 1866.

Friedrich Ludwig Herbig.

(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Der deutsche Krieg im Jahre 1866.

1.

Stärke und Statistik der Heere.*)

Der Verlauf des deutschen Krieges von 1866 steht in der Schnelligkeit, mit welcher sich die Ereignisse folgten, in der Bedeutung der Gefechte, welche sich Tag auf Tag aneinanderreihten und in dem großen Resultat, welches durch diese Kämpfe erreicht wurde, einzig in der Kriegsgeschichte der Neuzeit da. Nur der Feldzug Napoleons vom Jahre 1806 gegen Preußen, wo in den Tagen vom 10.—14. October durch kurze, aber feste Schläge das preußische Heer niedergeworfen und in volle Auflösung versetzt wurde, berechtigt zum Vergleich. Doch unterscheiden sich beide Kriege darin, daß Napoleon damals den Sieg durch eine meisterhaft ausgeführte Verfolgung voll ausnutzte und die Trophäen des im Sande verlaufenden Heeres bis an die Weichsel auflas und daß er den von Preußen, ebenso wie heute von Oestreich angebotenen Frieden nicht annahm, sondern auf die Vernichtung seines Gegners ausging. Die Ursache der raschen Erfolge war in beiden Fällen, daß der Sieger die Neuzeit repräsentirte, während der Besiegte sich stolz auf seine alten Vorzüge stützte. Das damalige französische, wie das heutige preußische Heer repräsentiren ein in voller Entwickelung begriffenes Volk, das auf der Höhe der Zeitcultur steht und das dabei von einem energischen Willen zu einem großen Ziel geleitet wird. Der Soldatenkaiser aber verfolgte in dem Kriege nur das Interesse seiner Person und seines Heeres, während Preußen die historische Entwickelung des eigenen Staats anstrebend einestheils die eigenen Truppen nicht so voll in ihren Kräften ausnutzt und andererseits die zum Frieden dargebotene Hand rasch ergreift.

*) Diese und die folgenden Mittheilungen werden auch deshalb einem Wunsch der Leser gerecht werden, weil Angaben und Urtheile eine Zuverlässigkeit beanspruchen dürfen, welche den ersten Berichten über die großen Wochen entging. Manches wird dadurch in neuem Licht erscheinen, z. B. die Stärkeverhältnisse der Kriegführenden. D. R.

Digitized by Google

Bevor wir den Krieg selbst in seinem Verlauf betrachten, müssen wir zum Verständniß zunächst die gegenüberstehenden Heere in ihren Eigenheiten zu erkennen suchen, dann die Vorbereitungen zum Kriege behandeln, den Krieg selbst in östliches und westliches Kriegstheater scheiden und endlich die Folgen desselben für jetzt und die Zukunft zu bestimmen suchen.

Das preußische Heer hat drei Eigenthümlichkeiten, welche es charakterisiren. — Die allgemeine Dienstpflicht mit einer Dienstverpflichtung von 19 Jahren reiht die gesammte geistige und körperliche Kraft des Volkes in das Heer ein und giebt ihm eine Stätigkeit und Nachhaltigkeit, welche keine andere Ergänzungsweise zu erzeugen im Stande ist. In Oestreich sowohl wie in andern deutschen Staaten ist der Wohlhabende und damit der gebildetere Theil der Bevölkerung bekanntlich durch Gesetz und Herkommen aus den Reihen des Heeres entfernt. Diese Armeen bestehen nur aus denjenigen Elementen, welche im großen Ganzen sich Treiben und Thun durch plötzliche Impulse, durch Nachahmung und durch Gewohnheit bestimmen lassen, und nicht gelernt haben, selbstthätig und erfindend in das Leben einzugreifen. Dieses selbstthätige Eingreifen ist aber grade die beste militärische Tugend, und der Umstand, daß unter den gemeinen Soldaten Preußens die Bildung so reich vertreten ist, sichert der Armee dieses Staates, alle anderen Verhältnisse gleich gerechnet, ein Uebergewicht über jedes nicht ebenso ergänzte Heer. Man hat oft vom Muth roherer Völkerschaften gesprochen und z. B. vielfach die Todesverachtung der Russen gerühmt. Diese Dauer im Feuer aber ist nur eine Art von Stumpfheit; was schließlich allein zum Siege führt, die Initiative fällt bei solchen Truppen nur dem Führer zu. Um diese vollständige Führung nicht zu verlieren, muß die Truppe dann immer in Masse fechten. Diese ist aber gegen ein gut geleitetes Einzelgefecht nicht mehr anwendbar, wie die Russen zur Genüge in dem Krimkriege erfahren haben. Je höher der einzelne Soldat als solcher im Werthe steht, um so dünner kann man die Linie machen, welche man dem Feinde entgegenstellt und um so lebendiger, in alle Gefechtsverhältnisse sich einschmiegender kann sie geführt werden, fügt sie sich von selbst ein. Lesen wir z. B. in den Berichten aus dem letzten Kriege, daß die Oestreicher bei Münchengrätz auf dem Muskyberge eine das ganze Isarthal beherrschende Stellung eingenommen haben, zu deren Wegnahme kein anderer Steg führte als ein schmaler Felspfad, auf dem sich nur einer hinter dem andern mühsam in die Höhe ringen konnte und daß diesen Pfad die preußische Infanterie benutzte, um den Rand fast im Rücken des Feindes zu ersteigen, sich in einem Walde zu entwickeln und dann muthig vorzubrechen und den Gegner schon durch ihr Erscheinen zum übereilten Abzug zu bringen, so drückt sich darin ein Thatendrang jedes einzelnen Soldaten aus, den die Welt bisher nur an den Franzosen kannte und bei ihnen z. B. in gleicher Art bei Ersteigung des Thalrandes der Alma bewunderte. — Liest man

Digitized by Google

in der östreichischen militärischen Zeitschrift, daß bei Königsgrätz die östreichischen Batterien, die auf weite Ziele wirksam schossen, durch preußische Tirailleurlinien, welche plötzlich auf 100 Schritt vor ihnen auftauchten, überrascht, durch rasches Feuer ihrer Bedienungsmannschaften meist beraubt und dann im Sturm genommen wurden, so zeugt dies von einem Feuereifer des preußischen Soldaten, wie ihn nur innerster Mannesmuth des Einzelnen hervorrufen kann und wie er in ungebildeten Massen nie zu finden ist.

Die von den Franzosen 1859 angewandte Taktik, welche Napoleon in seinem Armeebefehl bei Beginn des Krieges mit folgenden einfachen Worten charakterisirt: „Die neuen gezogenen Waffen sind nur gefährlich, so lange ihr ihnen fern bleibt; sie werden nicht hindern können, daß das Bajonnet wie sonst die furchtbare Waffe der französischen Infanterie bleibe," — diese Taktik hatten die Oestreicher zum Muster genommen und griffen die preußischen Tirailleurlinien in großer Nähe mit dem Bajonnete an. Die Preußen flohen aber nicht vor den wüthenden Stürmen, sondern standen ruhig, zielten und gaben ihr Feuer ab. Nicht ein einziges Mal ist zu lesen, daß ein solcher Effect von den Oestreichern erreicht worden wäre. Stehen und richtig Feuern ist aber die Hauptbedingung des Treffens und spricht zunächst für den einzelnen Soldaten und dann erst für die Waffe. — Sehen wir von der Infanterie ab, wo die Waffe allerdings dem preußischen Soldaten ein großes Uebergewicht gab und suchen wir Beispiele bei der Cavalerie, die ja bis dahin bei den Oestreichern immer als besser galt, so findet man zwar in den östreichischen Berichten eine Menge Erzählungen, daß sie die preußische Cavalerie regelrecht geschlagen habe, wo sie zusammengetroffen, aber nirgends, so viel Mühe man sich giebt, sind Beweise des Erfolges aufgeführt, während mannigfach östreichische Standarten durch Handgemenge der Cavalerie in die Hände der Preußen gekommen sind. Man wird dadurch gezwungen, den Berichten der letzteren zu glauben, daß sie bei gleicher Zahl immer Sieger geblieben sind. Da der östreichische Cavalerist fast volle sieben Jahre bei der Fahne dient und anerkannt gut geschult ist, so kommt man nothgedrungen zu dem Schluß, nicht daß der östreichische Cavalerist weniger Muth gezeigt hat, sondern daß die größere Intelligenz mitten im Kampf, in dem Drange der Gefahr zur Geltung kam und sogar die bessere Vorbildung des Gegners überwand. Einen Beweis für den beiderseitigen Muth in diesem Kriege muß jeder erfahrene Soldat darin finden, daß die Cavalerie bei allen Gelegenheiten in einander gekommen ist und sich tüchtig gerauft hat, während es sonst in der Regel vorkam, daß der eine sich innerlich schwächer fühlende Theil vor dem Zusammenprall Kehrt machte. Noch ein Moment muß erwähnt werden, worin sich die Verschiedenheit des östreichischen und des preußischen Heeres sehr deutlich ausspricht, das ist die Körperkraft. Der Deutsche und zumal der Norddeutsche ist von Natur kräftiger und größer als die slavischen

Digitized by Google

Völkerschaften, welche am stärksten in der östreichischen Armee vertreten sind; dazu kommt ein im Ganzen viel wohlhabenderer, also viel besser genährter Bauernstand in Preußen als in Oestreich, endlich bringt der gebildete Theil der preußischen Soldaten mit seiner im Verhältniß zur Masse stahlartigen Kraft noch die geistige Fähigkeit mit, den Fatiguen Trotz zu bieten. — Wer östreichische und preußische Infanterie hat marschiren sehen, dem muß der elastische, rasche Gang der Preußen gegen die gemessenen und resignirten Bewegungen der Oestreicher aufgefallen sein. Wer eins der Lazarethe besucht hat, in welchen Oestreicher und Preußen sich in gleichen Kleidern bewegten, der brauchte keinen nach seiner Nationalität zu fragen, er konnte an der Apathie der Züge in dem einen den Oestreicher, an dem sprechenden Auge den Preußen erkennen. Wer nach beendigter Schlacht über das Feld ging, der soll am Schreien und Winseln die Oestreicher erkannt haben, während die Preußen mit seltenen Ausnahmen still dalagen.

Nicht in so bedeutendem innerlichen Gegensatz standen die Bayern, Würtemberger und Badenser, am wenigsten die Sachsen und so war denn auch das Ringen mit diesen Truppen in gleichem Verhältniß ein schärferes, intensiveres und es wäre der preußischen Mainarmee nicht so leicht geworden ihre Erfolge zu erreichen, wenn die Führung bei jenen Truppen eine bessere gewesen wäre, wenn die Güte des Offiziercorps der süddeutschen Truppen nur in gleichem Verhältniß zu dem preußischen gestanden hätte, wie der Menschenschlag, aus welchem die Truppen hervorgegangen.

Das preußische Offiziercorps ist in seinem Vaterlande vor dem Kriege viele Jahre als das personificirte Junkerthum angesehen und deshalb vielfach angefeindet worden, auf der andern Seite sahen die Offiziere in dem Volke, welches im Kampf um die Verfassung, dessen Kernpunkt die Armeereorganisation war, sich der Regierung gegenübergestellt hatte, ihre persönlichen Gegner. Wie der Krieg den Verfassungsconflict gelöst, so hat er auch den Gegensatz zwischen Bürger und Offizier aufgehoben. Jeder hat den Werth des Andern kennen und die Zusammengehörigkeit fühlen gelernt und in nichts hat sich diese Versöhnung öffentlich herzlicher ausgedrückt, als in den Friedensfeierlichkeiten. Denn das Vaterland ist wieder als der Berechtigte in den Vordergrund getreten, dem alle angehören und für welches der Eine sein Blut, der Andre sein Gut eingesetzt hat. Preußen ist keine Phrase, so daß bei dem Ruf: „Hoch das Vaterland!“ sich der König und der Knecht als Brüder empfinden. Das preußische Offiziercorps besteht, wie bekannt, im Kriege aus zwei Kategorien, Offizieren der Landwehr und der Linie. Während die letzteren in der Mehrzahl aus dem Adel des Landes hervorgehen, gehört die erstere Classe theils diesem, theils der besitzenden Classe von Stadt und Land, in der Mehrzahl aber dem Beamtenstande an. Keinem fehlt ein höherer Bildungsgrad; und darin liegt die Be-

Digitized by Google

deutung der preußischen Landwehroffiziere. Ihnen mangelt militärische Schule, jene Sicherheit in der Handhabung der Disciplin, welche die Lebensluft einer guten Truppe bildet, aber sie besitzen das Ehrgefühl lieber zu sterben als verächtlich zu sein, sie gestehen dem Linienoffizier jeden militärischen Vorrang zu, nur nicht den des Muthes und sie behaupten im Moment der Gefahr das Uebergewicht des Geistes, welches ihnen ihre Bildung gewährt und das sie in den einfachen Verhältnissen eines Gefechts vollständig zu Führern ihrer Mannschaft befähigt. In den Stellungen, in denen das militärische Können immer mehr zur Hauptsache wird, verschwinden sie, da sie im kräftigsten Mannesalter aus den Dienstverpflichtungen scheiden. Aber der Landwehroffizier bildet eine so vorzügliche Ergänzung des preußischen Offiziercorps im Fall eines Krieges, wie keine Armee Europas aufweisen kann. Die östreichische Armee sowohl wie die kleineren deutschen Contingente müssen, um für den Fall eines Krieges über die nothwendige Zahl von Offizieren disponiren zu können, schon im Frieden die Kriegszahl vollzählig haben. Die im Frieden zuweilen inhaltarme und schlecht bezahlte Charge eines Subalternoffiziers muß demnach in so großer Zahl vorhanden sein, daß einerseits der Frieden keine Beschäftigung für sie bietet und daß, wenn man das Avancement nach der Tour stattfinden ließe, nur im Müßiggang oder doch nur in geistesleerer Beschäftigung groß gewordene Menschen, also vorzeitige Greise, zu den höheren Chargen gelangen würden. Bei solchen Aussichten erhält man aber aus den bessern Ständen kein genügendes Material und solche Generale würden der Verderb einer Truppe sein. Die östreichische Armee hat deshalb zwei verschiedene Elemente in ihrem Offiziercorps, solche, die aus dem Unteroffizierstande hervorgegangen sind und nicht über die untern Chargen fortkommen und solche, welche den höhern Ständen angehören und, je nach ihrer Geburt, die obersten Stellen im Heere erreichen. In Preußen dagegen existirt nur ein einziges, gleichberechtigtes Offiziercorps, an welches, ob Linie, ob Landwehr, von vornherein Ansprüche der äußern und innern Bildung gemacht werden und das also, so frei wie außer dem englischen kein anderes, das Gesetz der Ehre zur unabänderlichen Richtschnur seiner Handlungen machen kann. Und dieses sichere Ehrgefühl macht den preußischen Offizier nicht nur zu einem Vorbild in der Schlacht, sondern auch zu einem pflichtgetreuen Mann und vor andern zum wärmsten Vertreter und Pfleger der Interessen seiner Leute. Es ist eine Lust für jeden alten Soldaten, durch die Lazarethe zu gehen und zu hören, wie der Preuße, wenn er auf seinem Lager durch die Erzählung warm wird, von seinem Hauptmann oder Lieutenant spricht, kein Oestreicher, Bayer, Würtemberger u. s. w. schlägt auch nur entfernt einen gleichen Ton an. Wer in den europäischen Heeren auch nur etwas bekannt ist, wird zugeben, daß im Ganzen betrachtet nirgends der Offizier mit dem gemeinen Mann durch ein solch festes Band des Vertrauens verknüpft ist, wie in der preußischen Armee,

Digitized by Google

zumal in den Regimentern, in welchen die alte preußische Disciplin im Offiziercorps mit voller Strenge geübt wird. — Der zum Offizier avancirte Unteroffizier schließt sich vom gemeinen Mann und Unteroffizier ab, weil er nur durch die Scheidung etwas Anderes ist und nur auf diesem Wege das Vorgesetztenverhältniß scharf erhalten kann; in Preußen ist das letztere selbstverständlich, und die Verbindung, die Annäherung beider Theile ist Aufgabe. Das preußische Offiziercorps bildet eine Militäraristokratie, die höhern östreichischen Offiziere gehören der Aristokratie Oestreichs an; das ist der Unterschied beider. Die süddeutschen Offiziere bilden ein Mittelding, die Vorliebe für öffentliche Locale aller Art läßt sie zum Schaden ihrer innern und äußern Selbständigkeit ihrer Würde leicht vergessen. Der Corpsgeist im preußischen Offiziercorps hat den einen militärischen Nachtheil, daß er sehr den Einzelnen bestimmt und dadurch oft scharfe, aber brauchbare Charaktere ab- oder ausstößt und milde oder liebenswürdige zu gern und zu lange conservirt.

Die dritte Eigenthümlichkeit ist die Bewaffnung der preußischen Armee. Dabei müssen wir noch einmal das vielberufene Zündnadelgewehr erwähnen. Bei Besprechung dieses Gewehrs von fremden Schriftstellern hören wir, es trifft schlechter, aber es schießt öfter als die gezogenen Gewehre andrer Armeen. Man liest, daß man deshalb in Oestreich, Frankreich u. s. w. dazu schreitet, auch Hinterladungsgewehre einzuführen, aber da ja eben die Schnelligkeit sich als die Hauptsache ergeben hat, führt man statt der preußischen, die nur fünf Schuß in der Minute abgeben, solche ein, die das Doppelte an Geschwindigkeit leisten. Es erinnert dies an die Veränderung der Gewehre, welche Friedrich der Große in den europäischen Armeen, auch in der preußischen veranlaßte. Er hatte durch den eisernen Ladestock und das präcise Exercitium in seiner Infanterie eine Schnelligkeit des Feuers erzielt, das seine Gegner überraschte und wie die Welt sagte, überwand. Ihn hierin zu übertreffen wurde das Ziel aller Bestrebungen und dies führte dahin, daß man die Zündlöcher größer machte, um die Selbstbeschüttung der Pfanne vollständig zu sichern, und daß man die Kugeln und Patronen kleiner machte, um durch einfaches Aufstoßen des Gewehrs das Herunterfallen der Ladung zu veranlassen, das Ergreifen des Ladestocks aber zu ersparen. Man erreichte das raschere Laden, aber man traf nicht mehr. Die Franzosen gingen damals zuerst von dieser Richtung ab, führten neue Gewehre noch in den ersten Jahren der Revolution ein und trafen besser als ihre Gegner. Und das war auch in dem letzten Kriege bei den Preußen der wesentlichste Vortheil. Das Schnellfeuer hatte stellenweise großartige Erfolge, aber das Treffen ist doch immer die Hauptsache und lesen wir, daß der preußische Soldat in Summa und im Durchschnitt im Feldzug gegen die Oestreicher nicht zehn Patronen verschossen, so möchte man behaupten, daß der Gegner mehr davon auf den Mann verknallt hat. Leider läßt sich dies nicht constatiren, da die Oestreicher

Digitized by Google

einen großen Theil ihrer Patronenwagen und Taschen verloren haben. — Aber wenn es wahr ist, was preußischerseits actenmäßig behauptet wird, wie es nie vorgekommen sei, daß eine Infanterie sich verschossen hat, so muß zugegeben werden, daß nicht das Gewehr, sondern der Mann die Hauptsache bildete. Die vorzügliche Ausbildung, welche der preußische Soldat auf dem Schießstand genossen, welche ihn zum Schützen machte und ihm volles Vertrauen in sein Gewehr gab, das war es, was ihn ruhig erhielt, wenn der Gegner wie rasend anstürmte, und die auch den schnell abgegebenen Schuß zum Treffer machte; dieselbe Gewöhnung war es, welche Tirailleurlinien beim Anprallen feindlicher Cavaleriemassen von jeder künstlichen taktischen Form abhielt und die Kugel für hinreichend erachtete, den Gegner abzuweisen. Es ist nicht vorgekommen, daß die preußische Infanterie gegen feindliche Cavalerieangriffe Carré formirt hätte. Hat man östreichische und französische Infanterie auf dem Schießstand gesehen, wo Treffen eine Seltenheit war, so kann man behaupten, daß das beste Gewehr in solchen Händen eine schlechte Waffe und das Bajonnet, das bei wirklichem Gebrauch immer trifft, besser ist. — Das gute Treffen, nicht das Schnellfeuer hat den Oestreichern die kolossalen Verluste in der Schlacht bei Königsgrätz zugefügt, wo die Preußen fast durchweg die Angreifer waren und nur den fünften Theil so viel Leute verloren als ihre Gegner. Die Treffen bei Nachod und Trautenau, am 27. Juni, die beiden ersten ringenden Gefechte beider Armeen (das fünfte und erste preußische gegen das sechste und zehnte östreichische Corps), versetzten die Preußen in die Defensive, und hier war freilich der Verlust der Oestreicher auf den entscheidenden Punkten achtmal so groß als beim Gegner. Grade diese kolossalen Mißverhältnisse geben aber den Beweis, wie gut die Preußen trafen, denn die Schnelligkeit des Schusses beim östreichischen Gewehr gegen das preußische verhält sich nur wie 2 zu 5. — Warum haben die Sachsen nicht im gleichen Verhältnisse wie die Oestreicher verloren? nur weil sie besser schossen wie diese. Aehnlich verhält es sich bei den süddeutschen Truppen. Wenn erst alle Zahlen genau bekannt sind, wird sich die ganze Wahrheit obiger Behauptungen offenbaren. — In der Artillerie war die östreichische Armee mit der Treffsähigkeit im Vorzuge, denn sie zählte bei einem Armeecorps 80 gezogene Geschütze, während ein preußisches Corps nur 48 gezogene und 48 nicht gezogene hatte. Dies hat sich denn auch bei der großen Präcision, mit welcher die Oestreicher schossen und bei dem sehr vorwiegenden Gebrauch, welchen sie bei jeder Schlacht, schon im ersten Augenblicke, von der Artillerie machten, sehr zu ihrem Vortheil zur Geltung gebracht. Nur ist nach preußischen Erzählungen allgemein aufgefallen, wie selten die östreichischen Hohlgeschosse platzten. Daß die preußischen gezogenen Geschütze weniger gute Erfolge gehabt, wie östreichische Berichte sagen, ist nicht zu glauben, da die Preußen mehrfach bekunden, daß man an der schärfern Wirkung jedesmal die sächsischen

Digitized by Google

Batterien erkannte, welche doch von der preußischen Regierung geliefert waren. Man wird in der preußischen Armee dazu schreiten müssen, auch nur gezogene Geschütze zu verwenden, um den eventuellen Gegnern auch in dieser Waffe überlegen zu sein.

Bei der Cavalerie waren die Unterschiede in der Bewaffnung nur darin vorhanden, daß die preußischen Ulanen längere Lanzen hatten als die Gegner, und daß die Husaren und Dragoner auch Zündnadelcarabiner führten. Ersterer Vortheil soll sich mehrfach geltend gemacht haben, überhaupt hat sich die Lanze wieder als sehr wirksame Waffe bewährt. Die Zündnadelcarabiner sind nur im Vorpostengefecht zur Anwendung gekommen, wenigstens läugnen die Preußen, was östreichische Berichte erzählen, daß preußische Cavalerielinien die Oestreicher mit Salven empfangen hätten. Dem preußischen Cavalerie-reglement und der preußischen Cavalerietradition widerspricht dies wenigstens ganz. Schon Friedrich der Große sprach sich sehr ernst dagegen aus.

Berühren wir nun kurz die Vorbereitungen zum Kriege. Seit Anfang des Jahres 1866 wurde das Verhältniß zwischen Oestreich und Preußen mit jedem Tage gespannter. Oestreich glaubte, seinem Gegner sei mit dem Verfassungskonflict ein Krieg unmöglich. Keinenfalls erwartete es, daß das im Frieden groß gewordene preußische Heer wagen würde, sich mit der kriegsgewohnten östreichischen Macht und ganz Deutschland zu messen. So ließ sich der Kaiser von einem Schritt zum andern hinreißen, beide Heere fingen an zu rüsten, Preußen mit dem vollen Bewußtsein dessen, was es wollte, seine Gegner widerwillig, zögernd und halb. So kam es zu dem, den Krieg aussprechenden Bundesbeschluß vom 14. Juni, den Preußen sofort benutzte, um eine Basis zum Kriege zu schaffen, welche ihm seine getrennten Provinzen nicht boten. Zunächst demonstrirte es die östreichische Brigade Kalik, welche einen prächtigen Kern bot, um den sich die hannöverschen und hessischen Truppen sammeln konnten, um sich zwischen die preußische Macht einzuschieben, aus Holstein; ging dann gegen Hannover und Kurhessen vor, legte diese lahm, zwang die andern norddeutschen Staaten zur Passivität und disponirte fast seine ganze Armee gegen die östreichischen Kräfte. Am 19. Juni erklärte König Wilhelm den Krieg an Oestreich, übernahm selbst den Oberbefehl und hatte folgende Kräfte aufgestellt:

1) Die erste Armee Prinz Friedrich Karl mit dem zweiten, dritten und vierten Armeecorps und Cavaleriecorps, 72 Bataillone = 72,000 Mann, 18 Cavalerieregimenter = 11,000 Pferde und 49 Batterien mit 294 Geschützen in der Gegend von Görlitz.

2) Die Elbarmee unter General v. Herwarth, das achte Armeecorps und das halbe siebente Armeecorps, 34 Bataillone = 34,000 Mann, 6 Regimenter Cavalerie = 3,900 Pferde, 22 Batterien mit 132 Geschützen bei Torgau.

3) Die zweite Armee, der Kronprinz, das Garde-, erste, fünfte und sechste

Digitized by Google

Corps, 92 Bataillone = 92,000 Mann, 20 Regimenter Cavalerie = 12,500 Pferde, 58 Batterien mit 348 Geschützen bei Neisse.

4) Die Mainarmee, General Vogel v. Falkenstein, eine Division vom siebenten Corps, General v. Göben, die Division aus Schleswig, General v. Manteuffel und die frühern Besatzungen der Bundesorte in der Division General v. Beyer, damals die beiden erstern im Hannöverschen und General v. Beyer in Kurhessen, 48 Bataillone = 48,000 Mann; 5 Regimenter Cavalerie = 3,300 Pferde, 16 Batterien mit 96 Geschützen.

5) Schlesische Landesvertheidigung General Graf Stolberg, 9 Bataillone = 7,800 Mann, 3 Regimenter Cavalerie = 1,800 Pferde, 1 Batterie mit 6 Geschützen. Außerdem waren die Festungen mit den entsprechenden Garnisonen besetzt oder in Formation, aber schon bei Berlin versammelt.

6) Das Reservecorps, General v. Mülbe, 24 Bataillone = 24,000 Mann, 6 Regimenter Cavalerie = 3,600 Pferde und 8 Batterien mit 48 Geschützen.

Die Macht des Kaisers Franz Joseph und seiner Verbündeten war folgende:

1) Die Nordarmee unter Feldzeugmeister Benedek stand damals:

a) zur Deckung Böhmens gegen die sächsisch-schlesische Grenze General Graf Clam-Gallas mit seinem ersten östreichischen Corps, der aus Holstein gezogenen Brigade Kalik, einer Cavalleriedivision Edelsheim und den Sachsen. Das erste östreichische Corps und die Brigade Kalik in der Normalstärke

von 35 Bataillonen	38,000 Mann,	1 Reg.	Cavalerie	600	Pferde,	88 Geschütze,
die Cavalleriedivision		6 "	"	3,600	"	24 "
die Sachsen 17 Bat.	17,000 "	2 "	"	1,200	"	60 "
	55,000 Mann	Infanterie,		5,400	Pferde,	172 Geschütze.

b) Feldzeugmeister Benedek mit sechs östreichischen Corps und vier Divisionen Cavalerie:

168 Bataillone oder 168,000 Mann Infanterie, 28 Regimenter Cavalerie, oder 16,800 Pferde und 544 Geschütze

auf der Grenze von Böhmen und Mähren gegen Schlesien vorgeschoben.

2) In Bayern war man damals noch in der Formation begriffen, um die ganze Feldarmee aufzustellen, dieselbe ist aber nie in der versprochenen Stärke erschienen. Gefochten haben:

4 Divisionen à 2 Brigaden à 5 Bataillone, oder 40 Bataillone Infanterie; außerdem bei jeder Division 1 Regiment Cavalerie und 16 Geschütze oder 4 Regimenter Cavalerie, 64 Geschütze, also:

40 Bat. Infant. oder	36,000 Mann,	4 Reg.	Caval.,	2,360	Pferde,	64 Geschütze,
Reservecavalerie		8 "	"	4,720	"	12 "
Reserveartillerie						76 "
in Sa. 40 Bat. oder	36,000 Mann,	12 Reg.	Caval.,	7,080	Pferde,	152 Geschütze.

Digitized by Google

3) In Würtemberg hatte man auch noch nicht die Formation vollendet, man führte ins Feld eine Division bestehend aus:
12 Bat. Infanterie 10.000 Mann, 14 Escadrons 2000 Pferde, 52 Geschütze.

4) In Baden, das nur gezwungen rüstete: eine Division, bestehend aus: 11 Bataillonen Infanterie = 8,800 Mann, 11 Escadrons = 1,600 Pferde, 38 Geschütze.

5) In Hessen-Darmstadt, ebenfalls in der Rüstung, eine Division bestehend aus: 9 Bataillonen = 7,000 Mann, 8 Escadrons = 1,100 Pferden, 24 Geschützen.

6) Die aus den Bundesbesatzungen gebildete östreichische Brigade Hahn unter Feldmarschall Neipperg: 7,000 Mann Infanterie, 300 Pferde und 16 Geschütze.

Die Hannoveraner circa 19,000 Mann, Kurhessen 6,000 Mann und Nassauer 4,000 Mann, welche den eigentlichen Krieg, theils als vorher abgemacht, theils als Festungsbesatzung in Mainz u. s. w. nicht mitgefochten haben, sollen nicht in Anrechnung gebracht werden.

Addirt man die beiderseitigen Stärken, wobei von Stäben, Pionieren, Train und Troß abgesehen ist, so disponirte Preußen im Felde über:

277,800 Mann Infanterie, 36,100 Pferde und 924 Geschütze,
die Gegner über 295,000 „ „ 33,000 „ „ 982 „

Davon standen aber auf dem östlichen Kriegsschauplatz:
Preußen 229.800 Mann Infanterie, 32.800 Pferde, 828 Geschütze.
Oestreicher u. Sachsen 241,000 „ „ 22,000 „ 716 „

Auf westlichem Kriegstheater:
Preußen 48,000 Mann Infanterie, 3,300 Pferde, 96 Geschütze,
Süddeutsche und 1 Brigade Oestreicher 68,000 Mann Infanterie, 11,000 Pferde und 282 Geschütze.

Digitized by Google

Der mecklenburgische außerordentliche Landtag von 1866.

Die Umstände, unter welchen der diesjährige außerordentliche Landtag berufen wurde und der Zweck dieser Berufung erinnern sehr lebhaft an einen ähnlichen Vorgang im Jahre 1848. Damals hatte der Großherzog Friedrich Franz — in einer Proclamation vom 23. März „an meine Mecklenburger" — erklärt, daß eine Reform der Landesvertretung, auch abgesehen von den Welterereignissen der neuesten Zeit, unvermeidlich gewesen wäre, daß sie aber diesen Ereignissen gegenüber das dringendste Erforderniß sei. „Es liegt die Nothwendigkeit vor," so äußerte sich der Großherzog in jener Proclamation, „daß Mecklenburg in die Reihe der constitutionellen Staaten eintrete, und weil ich diese Nothwendigkeit erkenne, ist es mein ernster Vorsatz, daß der Schritt unverzüglich geschehe."

Diese Nothwendigkeit ward dann noch einmal dem zum 26. April nach Schwerin berufenen außerordentlichen Landtage vom Großherzog in der Eröffnungsrede vorgehalten. „Ich weiß," sprach er, „ich begehre viel von meinen getreuen Ständen, ein Scheiden von Ihrer bisherigen Wirksamkeit, aber ich weiß auch, daß, so wie zu allen Zeiten, so auch jetzt Sie bereit sind zu jeglichem Opfer, wenn Sie das Wohl des Landes darin erkennen." Die Stände entsprachen dieser Erwartung, nachdem schon vorher eine zahlreich besuchte Versammlung von adeligen und bürgerlichen Mitgliedern der Ritterschaft unaufgefordert die patriotische Erklärung abgegeben hatte, „daß sie alle und jede politischen Sonderrechte, welche ihnen bisher verfassungsmäßig zugestanden haben, freiwillig und gern, um das Wohl des Vaterlandes zu fördern, opfern wollen". In der Antwort auf die großherzogliche Proposition erklärten die Stände sich bereit, „dem Rufe der Landesherren und den Anforderungen der Zeit zu folgen und demgemäß ihre bisherigen grundgesetzlichen Landständschaftsrechte zu der Folge aufzugeben, daß künftig nur gewählte Repräsentanten die Ständeversammlung bilden".

Nachdem der Landtagsabschied diese Erklärung acceptirt hatte, wurde in Uebereinstimmung mit dem ständischen Beschlusse eine aus frei gewählten Vertretern bestehende constituirende Versammlung berufen und mit dieser ein neues Staatsgrundgesetz für Mecklenburg-Schwerin vereinbart. Dasselbe ward vom Großherzog vollzogen, mit dem Gelöbniß, fest und unverbrüchlich daran halten zu wollen, und am 10. October 1849 unter gleichzeitiger Aufhebung der bisherigen landständischen Verfassung publicirt, auch demnächst durch Berufung eines Landtags auf den 27. Februar 1850 in Wirksamkeit gesetzt. Indessen

Digitized by Google

hatte die feudale Partei längst angefangen, das dargebrachte Opfer zu bereuen, und war bestrebt gewesen, es vom Altar des Vaterlandes zurückzunehmen. Es gelang ihr auch nach kurzer Zeit, den Großherzog zu bewegen, mit den Wortführern der gesetzlich aufgehobenen Ritterschaft nach den Normen der gesetzlich aufgehobenen alten Landesverfassung ein Schiedsgericht zu bestellen, welches die Frage entscheiden sollte, ob das Staatsgrundgesetz von 1849 in rechtsgiltiger Weise zu Stande gekommen sei, und durch diese Fiction, daß das gesetzlich Todte noch lebe und noch zur Bestellung eines Schiedsrichters fähig sei, sowie daß der constitutionelle Fürst noch mit den erloschenen Ständen über die Frage wegen der Rechtsbeständigkeit der neuen Verfassung processiren könne, wurde die Wiederaufrichtung der alten Landesverfassung herbeigeführt, welche sich seitdem bis auf den heutigen Tag erhielt.

Durch den mit Preußen abgeschlossenen Bündnißvertrag vom 21. August d. J. wegen Begründung eines norddeutschen Bundes unter Mitwirkung eines frei gewählten Parlaments war Mecklenburg in eine ähnliche Lage wie im Frühling des Jahres 1848 gekommen. Zwar wurde der Feudalismus weniger unmittelbar von diesem Vertrage berührt als von den Forderungen, welche das Jahr 1848 an ihn richtete; aber indirect mußte dieser Vertrag, wenn er zur Ausführung gelangte und Mecklenburg in das Leben des neuen Bundesstaats organisch einfügte, doch eine so bedeutende Aenderung aller politischen und socialen Verhältnisse bewirken, daß als das Ende des damit betretenen Weges der Untergang der feudalen Landesverfassung deutlich genug hervortrat.

So weit der Vertrag namentlich durch Ueberweisung wichtiger Theile der Gesetzgebung an die zu begründende neue Bundesgewalt die Rechte der Stände berührte, war in demselben die Zustimmung der letzteren vorbehalten worden. Zur Erledigung dieses Vorbehalts wurde auf den 26. September von beiden Großherzogen ein außerordentlicher Landtag nach Schwerin berufen. Wenn aber auf dem außerordentlichen Landtage von 1848 die Regierungen sich von der inneren Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verfassungsreform durchdrungen zeigten und die Stände diese innere Nothwendigkeit gleichfalls anerkannten und sich bereitwillig in dieselbe fügten, so war die Stellung beider zu der verhandelten Frage in dem gegenwärtigen Falle eine vollkommen andere. Die Regierungen verhehlten es den Ständen nicht, daß der proponirte Beitritt zu dem neuen Bundesstaat nur das Product eines äußeren Zwanges sei, und die feudale Partei, welche die überwiegende Mehrheit in der Ritterschaft bildet, wurde durch die Reue über die im Jahre 1848 von ihr bewiesene Selbstverläugnung und über die damals von ihr gebrachten und nur mit Mühe rückgängig gemachten Opfer jetzt zur größten Vorsicht bestimmt. Daß man, so weit möglich, allen Consequenzen des Bündnisses widerstreben müsse, welche in irgendeiner Weise die feudale Landesverfassung zu alteriren droheten, darüber

Digitized by Google

war die ganze Partei einig. Nur über den Modus des Widerstrebens herrschte Differenz, indem eine Minderheit von einer Betheiligung Mecklenburgs an dem norddeutschen Bundesstaat überhaupt nichts wissen wollte, eine Mehrheit dagegen die Sachlage so auffaßte, daß man dem Zwange weichen müsse und nur darauf ausgehen könne, durch allerlei Vorbehalte und Clauseln so viel als möglich von den bestehenden feudalen Institutionen zu retten und aufrecht zu erhalten.

Der außerordentliche Landtag wurde unter großer Feierlichkeit im Thronsaale des Schlosses zu Schwerin vom Großherzog Friedrich Franz in eigener Person eröffnet. Derselbe richtete eine kurze Ansprache an die versammelten Stände, in welcher er auf die Rückwirkungen hinwies, die sich aus dem Kriege zwischen Preußen und Oestreich und die daraus hervorgegangene allgemeine Lage für die Stellung Mecklenburgs ergeben hätten, und die Mitwirkung der Stände, so weit dieselbe verfassungsmäßig erforderlich sei, für die Begründung des neues Verhältnisses in Anspruch nahm. Er knüpfte daran den Ausdruck der Erwartung, daß die Stände, vermöge ihres oft bewährten Patriotismus, ihm vertrauensvoll auf dem Wege folgen würden, den er nach bestem Gewissen zum Wohle seines Landes einschlagen zu müssen geglaubt habe. Die Worte wurden in einem Tone und einer Haltung gesprochen, welche auf die Anwesenden den Eindruck einer fast militärischen Bestimmtheit machte.

Hierauf wurde die beiderseitige Landtagsproposition von den Landtagscommissarien verlesen. In der schwerinschen Proposition wurde von den bisherigen Verhandlungen mit Preußen über den Bündnißvertrag, unter Anfügung der darüber geführten diplomatischen Correspondenz, Mittheilung gemacht, welche sich jedoch auf die unmittelbar zwischen dem König von Preußen und den beiden Großherzogen von Mecklenburg getroffenen Verabredungen nicht erstreckte. Es handle sich, so bemerkte die Vorlage, nicht mehr um die Grundzüge der neuen politischen Gestaltung Deutschlands, sondern nur noch um die nothwendigen Folgen bereits feststehender Thatsachen, auf welche entscheidend einzuwirken die mindermächtigen Staaten nicht in der Lage gewesen seien. Die Macht der Führung und der Initiative liege jetzt in der Hand des Königs von Preußen. Der Großherzog sei den auf die Neugestaltung Deutschlands bezüglichen Aufforderungen dieses erhabenen Monarchen, wenn auch theilweise nicht ohne erhebliche Bedenken, doch im Wesentlichen mit vollem und rückhaltlosem Vertrauen offen entgegengekommen. Derselbe lasse den Bündnißvertrag vom 21. August mit besonderer Hinweisung auf § 6 — welcher die ständische Zustimmung zur Betheiligung Mecklenburgs an dem Parlament vorbehält — zur verfassungsmäßigen Berathung und Erklärung den Ständen vorlegen und habe zugleich befohlen, zu demselben Zwecke auch den Entwurf eines Wahlgesetzes vorzulegen, „welcher nach Maßgabe des Artikel 5 des Bündnißvertrages

Digitized by Google

in einer der gegenwärtigen Sachlage entsprechenden Fassung für das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin bearbeitet worden sei".

In der strelitzischen Proposition ward dann in Uebereinstimmung mit der schwerinschen hervorgehoben, daß Mecklenburg einen maßgebenden Einfluß auf die in ihren wesentlichen Grundzügen bereits festgestellte Entwickelung der deutschen Verhältnisse nicht habe in Anspruch nehmen können. Mecklenburg — so hieß es ferner — habe für jetzt seine Aufgabe darin zu suchen, die Bedingungen zu finden und auszusprechen, unter denen der heimischen Verfassung auch unter dem neuen Bundesverhältnisse eine gedeibliche Wirksamkeit verbürgt bleibe. Wie die Fürsten, würden auch die Stände dem neuen Bunde Opfer in Bezug auf Selbständigkeit und Unabhängigkeit bringen müssen. Unter Berufung auf ihren Patriotismus werden die Stände dann aufgefordert, von dem Bündnißvertrage behufs verfassungsmäßiger Berathung Kenntniß zu nehmen und sich namentlich darüber zu erklären, wie weit sie bereit seien, rücksichtlich der im Artikel 6 der preußischen Grundzüge vom 10. Juni aufgeführten Gegenstände der Gesetzgebung einer Beschränkung oder Aufhebung ihrer landesverfassungsmäßigen Rechte zuzustimmen.

Die Vorlagen wurden einer aus vierundzwanzig Personen, zwölf Rittern und ebenso vielen Bürgermeistern, bestehenden Commission zur Prüfung und Berichterstattung hingegeben. Bei den Wahlen in diese Commission trug die feudale Partei einen entschiedenen Sieg davon. Die zwölf Ritter gehörten derselben ohne Ausnahme an, die städtischen Deputirten nur mit Ausnahme eines einzigen, des Syndicus Meyer aus Rostock, welcher unter der constitutionellen Aera Minister des Innern gewesen war. Daß auch die Bürgermeister fast sämmtlich die größten Anhänger der bestehenden Verfassung sind, beruht nicht so sehr auf politischer Ueberzeugung, als auf ihrer abhängigen Stellung, welche sie bindert, eine politische Ueberzeugung zu haben oder doch zu äußern. Einerseits sind sie abhängig vom Großherzoge, der in einer großen Zahl von Städten das Recht der Ernennung, in den übrigen wenigstens das Recht der Bestätigung derselben hat, und dessen Regierung durch Beförderung auf bessere Stellen, Verleihung von Hofrathstiteln u. s. w. auf dieselben einzuwirken vermag; andrerseits bringt ihre Stellung als ritterschaftliche Patrimonialrichter, in welcher Eigenschaft sie während der ersten zehn Jahre der Kündigung unterworfen sind, und ihre Advocaturpraxis es mit sich, daß sie sich nicht gern mit den Rittern verunei nigen. In dem vorliegenden Falle vermochten sie ebenso sehr den Beifall der Regierung als den der feudalen Partei in der Ritterschaft zu ernten, wenn sie die mecklenburgischen Institutionen nach Möglichkeit gegen die bedrohlichen Wirkungen des Bündnisses zu schützen suchten.

Nach zwei- bis dreitägiger Arbeit war der Commissionsbericht fertig und schon am 1. October konnte die Berathung über denselben im Plenum beginnen.

Digitized by Google

Der Bericht zerfiel in ein Majoritäts- und ein Minoritätserachten, von welchen das erstere von sechs Rittern (vier schwerinschen und zwei strelitzischen) und elf Bürgermeistern, das letztere von den übrigen sechs Rittern (gleichfalls vier schwerinschen und zwei strelitzischen) unterschrieben war.

In dem Erachten der Majorität ward vor Erörterung des Inhalts des Bündnißvertrages die allgemeine Frage aufgeworfen: ob überhaupt für die Stände Veranlassung vorliege, auf den Vorschlag einer unter Mitwirkung eines Parlaments zu gründenden Bundesverfassung einzugehen, oder ob sie in der Lage seien, denselben abzulehnen. Die Antwort hierauf ward durch folgende Erwägungen gegeben. Durch die Macht der Ereignisse und der thatsächlichen Verhältnisse sei den Landesherren die Nothwendigkeit auferlegt worden, in das Bündniß einzutreten. Dadurch hätten sie zugleich die Unabhängigkeit und Integrität des Landes bewahrt. Eine Folge davon sei das Fortbestehen der Landesverfassung, in deren Anerkennung nach Artikel 6 des Bündnißvertrages vom 21. August die beiderseitigen hohen Paciscenten einverstanden seien. Die Stände müßten die gebieterische Nothwendigkeit, welche den Großherzogen die thatsächlichen Verhältnisse auferlegt hätten, anerkennen und auf diese Verhältnisse stehe ihnen kein Einfluß zu. Eine Ablehnung der Proposition würde einestheils den Stand der Dinge nicht günstiger gestalten, anderntheils würden dadurch, abgesehen von anderen Gefahren, die Regierungen in die nachtheilige Lage versetzt werden können, von dem Einflusse auf die Feststellung des Bundesverfassungsentwurfs ganz ausgeschlossen zu werden und demnächst der Anerkennung der ohne ihre Mitwirkung etwa zu Stande kommenden Bundesverfassung thatsächlich sich doch nicht entziehen zu können. Die Commission könne deshalb nicht umhin, sich für das Eingehen auf die Proposition auszusprechen, und trete der in der strelitzschen Proposition ausgesprochenen Meinung bei, „daß Mecklenburg seine Aufgabe für jetzt darin zu suchen habe, die Bedingungen zu finden und auszusprechen, unter denen der bestehenden mecklenburgischen Verfassung auch unter den neuen Bundesverhältnissen eine gedeihliche Wirksamkeit verbürgt bleibe."

Es wird dann ausgeführt, daß das Parlament nur eine berathende Stimme haben werde und daß daher die Betheiligung an dem Parlament ganz ohne Gefahr sei, indem über die spätere Annahme oder Ablehnung des aus der Berathung mit dem Parlamente hervorgehenden Bundesverfassungsentwurfs noch den Großherzogen wie den Ständen die freie Entscheidung vorbehalten bleibe. „Durch diese Sachlage," so wird dann fortgefahren, „ist es uns ermöglicht, zur Beschlußfassung der hochansehnlichen Versammlung zu verstellen: die ständische Zustimmung dazu zu erklären, daß die hohen Regierungen sich an der Feststellung eines Bundesverfassungsentwurfes betheiligen und denselben dem zu berufenden Parlament zur Berathung vorlegen, indem wir jedoch zugleich vor-

Digitized by Google

schlagen: dabei vorzubehalten und zu bedingen, daß die aus solcher Berathung hervorgehenden Resultate demnächst den Ständen zur Abgabe ihrer verfassungsmäßigen Erklärung darüber vorgelegt werden."

Eines weiteren Eingehens auf das Einzelne bedürfe es bei dieser Sachlage zwar zur Zeit noch nicht: doch werde es nicht unangemessen erscheinen, schon jetzt die preußischen Grundzüge einer näheren Erörterung zu unterziehen und die daran sich knüpfenden Bedenken und Wünsche auszusprechen. Als solche Bedenken und Wünsche treten dann besonders folgende Aeußerungen über die preußischen Grundzüge vom 10. Juni hervor:

Die in den Grundzügen der Competenz der Bundesgewalt überwiesenen Gegenstände müssen das Maximum des Competenzkreises bilden und über die speciell dahin gewiesenen Gegenstände darf bei Feststellung des letzteren nicht hinausgegangen werden. Ueberhaupt muß der Grundsatz gelten, daß dem Parlamente eine Einwirkung auf die Verfassungsverhältnisse der Einzelstaaten nicht zuzuerkennen ist. Demnach wird unter anderm die Frage, ob und eventuell unter welchen Bedingungen der Anschluß Mecklenburgs an den deutschen Zollverein stattzufinden habe, von der freien ständischen Vereinbarung und Zustimmung abhängig bleiben müssen. Zu der Bestimmung in Artikel 4 der Grundzüge, wonach die Nationalvertretung aus directen Wahlen nach Maßgabe des Reichswahlgesetzes vom 12. April 1849 hervorgehen soll, wird bemerkt: „Wir können dies nur für sehr bedenklich erkennen. Die allgemeinen directen Wahlen nach reiner Kopfzahl geben nach unserer Ueberzeugung keine Garantie für ein dem ernsten und wichtigen Zwecke entsprechendes Ergebniß der Wahl, sondern geben dasselbe in den meisten Fällen lediglich dem Zufall preis. Wir halten deshalb dafür, daß in Bezug auf die Wahlen zu dem künftigen definitiven Parlament eine diese Bedenken wesentlich beseitigende Grundlage für das zu erlassende Wahlgesetz angenommen werde und würden wir uns auch nicht entschließen können, diese Bedenken in Ansehung des zunächst zu berufenden Parlamentes fallen zu lassen, wenn nicht das letztere eben nur zur Berathung des demselben vorzulegenden Bundesverfassungsentwurfs versammelt werden sollte." Starke Einwendungen werden sodann gegen den in Artikel 6 der Bundesgewalt zugewiesenen Competenzkreis erhoben. Danach unterliegt zunächst die gemeinsame Zoll- und Handelsgesetzgebung zwar in Betreff derjenigen Staaten, welche dem deutschen Zollverein bereits beigetreten sind, keinen Bedenken; aber der Eintritt Mecklenburgs in diesen Verein muß besonderer Vereinbarung vorbehalten bleiben und bis dahin kann es sich rücksichtlich der Zoll- und Handelsgesetzgebung der Bundesgewalt nicht unterwerfen.

Zu der Competenz der Bundesgewalt hinsichtlich der Gesetzgebung über Freizügigkeit, Heimaths- und Ansiedelungsverhältnisse, den Gewerbebetrieb, die Colonisation und Auswanderung nach außerdeutschen Ländern wird bemerkt:

Digitized by Google

„Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Bestimmung ihrem bei weitem größten Theile nach die erheblichsten Bedenken erregt, indem dieselbe in eigenthümliche einheimische Verhältnisse tief eingreift und namentlich für die Städte die drückendsten Unzuträglichkeiten herbeiführen würde. Wir halten dafür, daß die hier beregte Bestimmung auf die bezüglichen internationalen Verhältnisse der Staaten unter einander so weit thunlich zu beschränken, in Bezug auf die einheimischen Verhältnisse aber das verfassungsmäßige Recht bei Bestand zu erhalten sei." Der Bestimmung gegenüber, daß der Schiffahrtsbetrieb auf den mehren Staaten gemeinsamen Wasserstraßen, sowie die Fluß- und sonstigen Wasserzölle zur Competenz der Bundesgewalt gehören solle, wird die vertragsmäßige Revenue des Großherzogs aus dem Elbzoll gewahrt, bei der gemeinsamen Civilproceßordnung und dem gemeinsamen Concursverfahren der Vorbehalt gemacht, „daß diese Competenz nicht auf die mit der Landesverfassung in engster Verbindung stehende einheimische Gerichtsorganisation ausgedehnt werden darf." Man wollte dem Bundesstaate nicht die Patrimonialgerichte zum Opfer bringen!

Die Fürsten, so schließt dieser Theil des Berichts, sollen ersucht werden, allen ihren Einfluß aufzubieten, um den hier ausgesprochenen Wünschen die Erfüllung zu sichern.

Der Bericht wendet sich dann zu dem Wahlgesetz für das zu berufende Parlament. Jede der beiden Regierungen hatte einen besonderen Entwurf desselben vorgelegt. Anfangs wurde dieser Theil der Vorlagen sehr geheim gehalten. Die Wahlgesetzentwürfe waren nicht mit den übrigen Schriftstücken gedruckt worden und es bestand eine Zeit lang die Absicht, dieselben vor der Hand als Geheimniß der Commission zu behandeln und sie dem Plenum erst gleichzeitig mit dem Berichte zur Kenntniß zu bringen. Nur der energischen Reclamation eines bürgerlichen Mitgliedes der Ritterschaft ist es zu verdanken, daß dieser Plan nicht zur Ausführung kam und daß das Actenstück noch einige Tage vor der Berathung der Vorlagen im Plenum in die Oeffentlichkeit gelangte.

Man hatte allerdings für die Geheimhaltung einigen Grund, da die beiden Wahlgesetzentwürfe die durch den Bündnißvertrag auferlegte Verpflichtung, die Wahlen „auf Grund" des Reichswahlgesetzes vom 12. April 1849 vorzunehmen, in erheblichen Punkten bei Seite gesetzt hatten. Die Abweichungen von den Bestimmungen des Reichswahlgesetzes bestehen hauptsächlich in Folgendem:

1) In § 2 der beiden Wahlgesetzentwürfe wird bestimmt: „Wähler ist jeder unbescholtene Mecklenburger, welcher das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat." Im Reichswahlgesetze heißt es: „Wähler ist jeder unbescholtene Deutsche ꝛc." Der letztere Ausdruck setzt allerdings eine deutsche Reichseinheit voraus und ist also auf den norddeutschen Bund nicht anwendbar. Die Analogie erforderte aber eine Bestimmung, wie sie in dem preußischen Wahlgesetz für das Parlament

Digitized by Google

des norddeutschen Bundes enthalten ist. Diese lautet: „Wähler ist jeder unbescholtene Staatsbürger eines der zum norddeutschen Bunde zusammentretenden Staaten ꝛc."

2) Der schwerinsche Entwurf hat in § 2 den Zusatz: „Die Ausübung des Wahlrechts der activen Militärpersonen ruht jedoch, solange sie bei der Fahne stehen." Das Reichswahlgesetz gewährt dagegen ausdrücklich auch den Soldaten und Militärpersonen das Recht zu wählen. Der strelitzische Entwurf, in welchem jener Satz des schwerinschen fehlte, war daher in diesem Punkte mit dem Reichswahlgesetz in Einklang.

3) Nach dem Reichswahlgesetze ist „wählbar zum Abgeordneten jeder wahlberechtigte Deutsche, welcher das 25. Lebensjahr zurückgelegt und seit mindestens drei Jahren einem deutschen Staate angehört hat" und das preußische Wahlgesetz enthält die analoge Bestimmung: „Wählbar zum Abgeordneten ist jeder Wahlberechtigte, der einem zum Bunde gehörigen Staate seit mindestens drei Jahren angehört hat." Die mecklenburgischen Entwürfe enthalten dafür die Bestimmung: „Wählbar zum Abgeordneten ist jeder nach den vorstehenden Bestimmungen wahlberechtigte Mecklenburger."

4) In dem Reichs- und dem preußischen Wahlgesetz findet sich die Vorschrift: „Erstandene (verbüßte) oder durch Begnadigung erlassene Strafe wegen politischer Verbrechen schließt von der Wahl nicht aus", und rücksichtlich des activen Wahlrechts wird der Begriff der Bescholtenheit dahin restringirt, daß als bescholten diejenigen Personen gelten sollen, „welchen durch rechtskräftiges Erkenntniß der Vollgenuß der staatsbürgerlichen Rechte entzogen ist, sofern sie in diese Rechte nicht wieder eingesetzt sind." Die mecklenburgischen Entwürfe enthalten den ersteren Satz nicht und für bescholten erklären sie solche Personen, „welche wegen begangener Verbrechen Zuchthausstrafe erlitten haben oder wegen eines entehrenden Verbrechens gerichtlich bestraft sind, so lange sie nicht etwa durch landesherrliche Begnadigung Herstellung ihrer Ehrenrechte erlangt haben". Der einzige Mann in Mecklenburg, welcher in einem politischen Proceß zur Zuchthausstrafe verurtheilt wurde und dieselbe wirklich hat erleiden müssen, ist der hochgeachtete frühere Präsident der mecklenburgischen Abgeordnetenkammer, Moritz Wiggers. Die Absicht, ihn vom Parlament auszuschließen, sollte durch diese Abweichung vom Reichswahlgesetz wo möglich verwirklicht werden.

5) Nach den mecklenburgischen Entwürfen muß, „wer das Wahlrecht in einem Wahlbezirke ausüben will, in demselben zur Zeit der Wahl das Niederlassungsrecht erworben haben". Das Reichswahlgesetz stellt als Bedingung der Ausübung des Wahlrechts nur auf, daß der Betreffende in dem Wahlbezirk zur Zeit der Wahl seinen „festen Wohnsitz" habe, und das preußische Wahlgesetz fordert nur den Wohnsitz. In Mecklenburg wird auf dem Lande das

Digitized by Google

Niederlassungsrecht nur durch gutsherrliche Bewilligung erworben, selbst von Seiten der Heimathsberechtigten und selbst in den Städten fällt das Niederlassungsrecht nicht schlechthin mit dem Heimathsrecht zusammen. Es werden daher auch durch diese Bestimmung der mecklenburgischen Entwürfe eine große Menge von Personen vom Wahlrecht ausgeschlossen, welchen dasselbe nach dem Reichswahlgesetz zusteht.

6) Die mecklenburgischen Entwürfe enthalten die Bestimmung: „Ueber Reclamationen gegen das Wahlverfahren ist in letzter Instanz von Unserer Regierung zu entscheiden." Dadurch scheint das Parlament des Rechts beraubt werden zu sollen, die Wahlen seiner mecklenburgischen Mitglieder einer Prüfung zu unterziehen. Das preußische Wahlgesetz enthält den der Reichsverfassung entnommenen Satz: „Der Reichstag prüft die Vollmachten seiner Mitglieder und entscheidet über deren Zulassung. Er regelt seine Geschäftsordnung und Disciplin."

7) Dem Reichswahlgesetz stand ein gleichzeitig erschienenes Reichsgesetz wegen der Diäten und Reisegelder der Mitglieder des Staaten- und des Volkshauses zur Seite, von welchem die mecklenburgischen Regierungen bei ihren Vorlagen keine Notiz genommen haben. Noch weniger haben sie der in das preußische Wahlgesetz aufgenommenen Bestimmung des Reichswahlgesetzes, nach welcher kein Mitglied des Reichstages zu irgendeiner Zeit wegen seiner Abstimmung oder wegen der in Ausübung seines Berufes gethanen Aeußerungen gerichtlich oder disciplinarisch verfolgt oder sonst außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden darf, Beachtung zu Theil werden lassen.

Die Commission scheint diese vergleichenden Studien für sehr überflüssig gehalten zu haben, da sie der Abweichungen von dem Reichswahlgesetze mit keinem Worte erwähnt, und, sich im Uebrigen mit einigen unbedeutenden Bemerkungen begnügend, nur die Forderung stellt, daß der strelitzische Entwurf in vollständige Conformität mit dem schwerinschen gebracht, also namentlich die Bestimmung des letzteren hinsichtlich des Ausschlusses der activen Militärpersonen von den Wahlen in denselben aufgenommen werde.

Der Bericht weist dann wiederum auf den geübten Zwang hin, indem er erklärt, daß die Commission „nicht umhin könne", die Zustimmung der Stände zu den Wahlgesetzentwürfen mit den proponirten Abänderungen zu beantragen. Schließlich aber wird diese Gelegenheit auch noch benutzt, um dem Gedanken an eine bei der neuen Bundesgewalt zu erwirkende Garantie der bestehenden Landesverfassung Eingang zu verschaffen. „Der Zweck des von den Landesherren eingegangenen Bündnißvertrages," bemerkt die Commission, „welcher ausdrücklich auf die Erhaltung nicht nur der äußeren, sondern auch der inneren Sicherheit des Landes mit gerichtet ist, läßt erwarten, daß auch die Landes-

Digitized by Google

verfassung, auf deren Fortbestehen die innere Sicherheit des Landes wesentlich beruht, erhalten bleibe. Um dies desto gewisser zu erreichen, dürfte an die Landesherren die Bitte zu richten sein, daß dieselben bei definitiver Feststellung der Bundesverfassung die Garantie der bestehenden Landesverfassung durch die Bundesgewalt in geeigneter Weise herbeizuführen geruhen wollen."

Das Erachten der aus sechs Rittern (Landrath v. Plüskow, C. J. Lueder-Rethwisch, Freiherrn J. v. Maltzan-Kl. Luckow, Graf v. Bassewitz-Dieckhoff, F. v. Dewitz-Kölpin, U. O. v. Dewitz-Gr. Miltzow) bestehenden Minderheit der Commission theilt die Auffassung der Thatsachen mit dem Mehrheitserachten. Es erkennt in dem Verfahren Preußens einen Zwang und in der Unterwerfung unter diesen Zwang ein Unglück. Die Unterzeichner glauben aber, abweichend von dem Mehrheitserachten, diesem Zwange, soweit es sich um die ständische Zustimmung handelt, sich nicht fügen, sondern tapfer sich widersetzen zu müssen. „Suchen wir," sagen sie, „nach den Gründen, durch welche die großherzoglichen Landesregierungen die Annahme der Vorlagen empfehlen, so dürfen wir zunächst constatiren, daß unter denselben kein Argument ist, welches sich auf eine in den mecklenburgischen Landen vorhandene innere Nothwendigkeit stützt oder einem in dem engeren Vaterlande empfundenen Bedürfnisse Ausdruck giebt. Es wird vielmehr die Unvermeidlichkeit des einzuberufenden Parlaments, dessen Unzuträglichkeiten für Mecklenburg sich niemand verhehlen darf, nur gestützt auf Einwirkungen von außen und eine dieselben begleitende Pression, der sich Mecklenburg nicht länger habe entziehen können. Wir vermögen es nicht einzusehen, daß man einer solchen Bedrückung in einer die Lebensinteressen des Vaterlandes berührenden Frage nachzugeben habe. Das Rad der Geschichte läuft rasch in unseren Tagen: — wo im Frühjahr grünende Saaten standen, sind sie inzwischen vom Kriege vernichtet; wo vor wenigen Wochen noch Völkerschlachten geschlagen wurden, wird heute schon wieder der Segen des Friedens gesäet."

Die Minorität hofft also auf einen baldigen Umschwung und meint in dieser Hoffnung die Zustimmung zu der Betheiligung am Parlament versagen zu können. Mecklenburg — so heißt es weiter — habe sich die Frage vorzulegen, ob die Gefahren, welche ihm daraus erwachsen, wenn es wesentliche Grundlagen seines staatlichen Lebens auch nur der Berathung eines Parlaments unterbreite, in welchem es für seine Eigenthümlichkeit kaum hoffen dürfe ein Verständniß zu finden, nicht größer seien als diejenigen, welche zur Zeit eine Pression von außen ihm bereiten könne. „Wir vertrauen, daß es auch ohne Anordnung der intendirten Wahlen der Allerhöchsten Weisheit gelingen werde, das Land bei seinem Bestande und bei seinem Rechte zu erhalten." Auf den Vorbehalt der Majorität und die beigefügten Wünsche könne kein Gewicht gelegt werden; denn wenn Mecklenburg sich erst an der Berathung im Parlament betheiligt habe, so werde es seiner Zeit mehr als heute eine Frage der

Digitized by Google

Macht, nicht des Rechtes sein, ob es sich der Ergebnisse der Berathung erwehren könne. „Das Königreich Preußen mit seinem mächtigen Königthum, mit seiner gehorsamen und gehorsamer werdenden Volksvertretung mag mit geringerer Gefahr als wir politische Versuche machen können; die Eigenthümlichkeit der vaterländischen, tief in der Geschichte des Landes wurzelnden Verhältnisse verbietet in Mecklenburg derartige Versuche."

In der That kann wohl keines der für den norddeutschen Bund bestimmten Länder in ähnlicher Weise zum Tode getroffen werden, wie Mecklenburg, wenn es die aus seiner Eigenthümlichkeit hervorgewachsenen Institutionen dem intendirten norddeutschen Bundesstaate zum Opfer zu bringen gezwungen werden sollte. Dem Argumente der Majorität, daß es für Mecklenburg von Nachtheil sein würde, wenn die Regierungen nicht an der Feststellung der Vorlagen für das Parlament theilnähmen, begegnen sie mit folgenden Sätzen: „Wir glauben nicht, daß dieser Nachtheil demjenigen zu vergleichen ist, welcher dem Lande schon durch die Vornahme der Wahlen nach dem vorgeschlagenen Wahlgesetz entstehen würde. Im Princip können wir das Wählen nach reiner Kopfzahl zwar nicht für verwerflicher halten als manche andere in constitutionellen Staaten recipirte Wahlarten mit sogenannten conservativen Garantien: mit mecklenburgischem Wesen dagegen ist das Wählen zu Zwecken der Volksvertretung überhaupt so unversöhnbar, daß die beabsichtigten Wahlen schwerlich ohne Gefährdung der nöthigen Achtung vor Gottes und Menschen Ordnung könnten ausgeführt werden." Alles dies sprechen die Unterzeichner des Minderheitserachtens, wie sie sagen, mit dem vollen und ernsten Bewußtsein ihrer den Ständen sowohl wie dem Lande gegenüber übernommenen Verpflichtung aus und ohne sich über die möglichen Gefahren ihres Rathschlages zu täuschen, welcher dahin geht: „hohe Landtagsversammlung wolle den Allerhöchsten Landesregierungen ein weiteres Vorgehen in Grundlage der Artikel 2 und 5 des Vertrages vom 21. August 1866 in Unterthänigkeit widerrathen."

Ein besonderes Erachten als Mitglied der Commission gab der Syndicus Meyer aus Rostock ab. Er schloß sich in demselben zwar im Uebrigen dem Bericht der Commission an, erklärte sich aber gegen einzelne der beigefügten Wünsche als ihrem Inhalte nach mit dem Wesen des Bundesstaates nicht vereinbar, war auch mit der geforderten Garantieleistung für die Feudalverfassung nicht einverstanden und beantragte zum Wahlgesetz den Zusatz, daß Strafen wegen politischer Verbrechen von der Wahl nicht ausschlössen, da dieser Zusatz erforderlich sei, wenn das mecklenburgische Wahlgesetz mit dem Reichswahlgesetze wesentlich übereinstimmen solle.

Bei der Verhandlung im Plenum, welche am 1. und 2. October stattfand, eigneten sich die Stände die sämmtlichen im Commissionsbericht aufgestellten

Digitized by Google

Anträge, Vorbehalte und Wünsche an, nachdem der von einem Mitgliede der Minderheit der Commission, Herrn v. Dewitz-Gr. Miltzow, gemachte Versuch, eine besondere Standeserklärung der Ritterschaft herbeizuführen, von dieser mit 187 gegen 44 Stimmen zurückgewiesen war. Der meyersche Antrag wegen Aufnahme des Satzes, daß Strafen wegen politischer Verbrechen von der Wahl nicht ausschließen, wurde mit der großen Mehrheit von 186 gegen 36 Stimmen abgelehnt. Statt dessen wurde auf Antrag eines früheren radicalen Demokraten, des Bürgermeisters Hermes aus Röbel, der Begriff der Bescholtenheit dadurch verschärft, daß in dem Satze, nach welchem als bescholten solche Personen gelten sollen, welche „wegen begangener Verbrechen" Zuchthausstrafe erlitten haben, das „wegen begangener Verbrechen" gestrichen und somit die erlittene Zuchthausstrafe schon als solche, auch die wegen bloßer Vergehen verhängte, für ein Merkmal der Bescholtenheit erklärt wurde. Die Zuchthausstrafe, so meinte der Herr Bürgermeister, wirke unter allen Umständen infamirend. Wegen Erhaltung der Patrimonialgerichtsbarkeit wurde auf Antrag des Kammerherrn v. Oertzen-Kotelow noch ein den betreffenden Passus des Commissionsberichtes näher präcisirender Beschluß gefaßt, dahin lautend: „Stände erklären den besonders dringenden Wunsch, daß die Erlassung einer Civil- und Concursproceßordnung wegen der für die einheimische Gerichtsorganisation unvermeidlichen Consequenzen der Gesetzgebung und Oberaufsicht des Bundes entzogen bleibe." Zur Begründung dieses Antrages erinnerte Herr v. Oertzen unter anderem daran, daß mit der Patrimonialgerichtsbarkeit auch die gutsherrliche Polizeigewalt fallen würde.

Ein im Auftrage von Rath und Bürgerschaft der Stadt Rostock von den beiden rostocker Landtagsmitgliedern gestellter Antrag auf Suspendirung der bestehenden Verbote der Versammlungen und Vereine zur Herbeiführung der Möglichkeit einer Verständigung über die Wahlen, fand in der Versammlung so wenig Anklang, daß die Antragsteller auf Abstimmung verzichteten, worauf der Beschluß im Protokoll verzeichnet wurde: man wolle diesen Antrag auf sich beruhen lassen.

Einiges Leben gewann die sonst sehr eintönig sich hinschleppende Verhandlung, als der bekannte Kämpfer für die Wiederherstellung des Staatsgrundgesetzes von 1849, Herr Manecke-Duggenkoppel, den Antrag der Commission auf Herbeiführung einer Garantie für die bestehende Landesverfassung benutzte, um auf sein altes Thema zurückzukommen. Er verlas ein Dictamen, in welchem er die rechtliche Existenz dieser Verfassung bestritt und dieselbe nur noch als eine factische Centralisation oligarchischer Bestrebungen gelten lassen wollte, was großen Sturm des Unwillens in der Versammlung hervorrief. „Es ist unerhört," rief der vorsitzende Landrath v. Rieben, „daß der Versammlung fortwährend so etwas geboten wird." „Es ist unerhört," rief der Landrath Graf

Digitized by Google

v. Bernstorff, „daß eine rechtsbeständige Verfassung dergleichen Angriffe erleiden muß." „Es ist unerhört," rief der kleine Bürgermeister Hofrath Wulfleff aus Sternberg, welcher im Jahre 1848 sich an die Spitze der constitutionellen Bewegung in seiner Stadt gestellt und freie Wahl der Landesvertretung, Preßfreiheit und jede sonstige Freiheit verlangt hatte, „es ist unerhört," rief er jetzt in größter Aufregung, „daß uns und unserer ehrwürdigen Verfassung diese rücksichtslose Behandlung zu Theil wird." „Unerhört," rief dagegen Manecke „ist die Behandlung, der ich seit 17 Jahren auf Landtagen ausgesetzt bin, aber ich werde meine Ueberzeugung dadurch nicht beugen lassen." Das Ende dieser lebhaften Scene war, daß das Dictamen seinem Verfasser „wegen Unangemessenheit des Inhalts als für das Landtagsprotokoll nicht geeignet" zurückgegeben wurde.

Sonst beschränkt sich die von den verhältnißmäßig wenigen bürgerlichen Gutsbesitzern, welche dem Bündnißvertrage günstig gesonnen sind, auf dem Landtage entwickelte Thätigkeit auf zwei schriftliche Vorträge, welche sich beide sehr im Allgemeinen halten. In dem einen geben die vier Gebrüder Pogge und drei Genossen ihren Sympathien für Preußen und dessen deutschen Beruf Ausdruck. In dem anderen sprechen sich Dr. Bade-Griebow und 32 Genossen, darunter die Herren Pogge und Herr Manecke, über den Sinn ihrer Abstimmung für das Commissionserachten aus. Sie seien diesem Erachten nur so weit beigetreten, als es die Annahme der großherzoglichen Landtagspropositionen empfehle, könnten aber die in Gestalt von Vorbehalten, Bedenken und Wünschen vorgebrachten Zusätze sich nicht aneignen. Denn einerseits werde durch dieselben die beschlossene Annahme der Propositionen größtentheils wieder zurückgenommen, da, wenn jene Wünsche in Erfüllung gingen, das ganze bundesstaatliche Verhältniß Mecklenburgs zu den übrigen norddeutschen Staaten ein völlig illusorisches werden würde. Andererseits könnten sie die meisten jener Folgen des Bundesverhältnisses, welche der Commissionsbericht befürchte und zu verhindern strebe, nur wünschenswerth für Mecklenburg finden, also namentlich die gemeinsame Zoll- und Handelsgesetzgebung, die nun gemeinsamen Bestimmungen über Heimaths- und Niederlassungsrecht, Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, Civilproceßordnung u. s. w. Zugleich weisen sie darauf hin, „daß auch die ganz überwiegende Zahl der mecklenburgischen Bevölkerung grade die Reformen, die in dem Bündnißvertrag mit Preußen in Aussicht gestellt sind, herbeiwünscht, und daß die Stände bei dieser ganzen Sache, sowohl ihrer Zusammensetzung wie ihrer Gesinnung nach, die Meinung des Landes nicht zum Ausdruck bringen."

So erfreulich es ist, daß es auf dem Landtage nicht ganz an Männern fehlte, welche den durch das Bündniß eröffneten Aussichten mit Vertrauen entgegenkamen und diese ihre Stellung zu öffentlicher Kunde brachten, so hat die

Digitized by Google

in ihnen vertretene liberal-nationale Partei ihre Aufgabe doch nur halb erfüllt, indem sie anscheinend aus Mangel an Organisation und Führung es unterließ, dem Wahlgesetzentwurf hinlängliche Aufmerksamkeit zu widmen. Eine von ihr angestellte Vergleichung des Entwurfes mit dem Reichswahlgesetz würde sie nothwendig dahin geführt haben, die wesentlichen Unterschiede beider zusammenzustellen und die zur Ausgleichung derselben erforderlichen Abänderungen des Entwurfes zu fordern. Statt dessen erklären sie die unbeschränkte Zustimmung zu den Vorlagen der Regierungen. Auch muß es auffallen, daß sie dem Versammlungs- und Vereinsrecht nicht so viel Werth beilegten, um sich zu einer nachdrücklichen Unterstützung des darauf bezüglichen rostocker Antrags zu entschließen. Was zur Empfehlung desselben von Seiten des Dr. Bade geschah, verdient alle Anerkennung, vermag aber ein vereinigtes energisches Handeln der Parteigenossen nicht zu ersetzen.

Am 3. October wurden die Landtagsabschiede verkündigt. Der Großherzog Friedrich Franz spricht seine Befriedigung aus, daß die Stände, wie er aus deren Erklärung entnommen habe, in richtiger Würdigung der Sachlage ihm vertrauensvoll auf dem Wege gefolgt seien, welchen er unter den Erschütterungen der letzten Vergangenheit nach bestem Gewissen zum Wohle des deutschen Vaterlandes und insbesondere seines eigenen Landes einschlagen zu müssen geglaubt habe. Die einzelnen Voraussetzungen, Bemerkungen und Anträge, welche mit Recht von den Ständen selbst als Wünsche, deren Beachtung zu geeigneter Zeit im Interesse des Landes sich empfehlen werde, bezeichnet seien, würden einer sorgfältigen Prüfung unterzogen werden und der Großherzog werde nach erlangter Ueberzeugung von dem Grunde und der Ausführbarkeit der ständischen Desiderien auf die thunlichste Berücksichtigung derselben hinwirken. Das Wahlgesetz solle in der Art publicirt werden, daß die zu demselben gemachten ständischen Erinnerungen in gewünschter Weise ihre Erledigung finden. Das Schriftstück schließt mit dem Ausdruck der Anerkennung der von der Ritter- und Landschaft unter den ernsten Umständen der Gegenwart bewiesenen „vertrauensvollen, einsichtigen und patriotischen Haltung". In etwas kürzerer Fassung erklärt auch der strelitzische Landtagsabschied: der Großherzog habe die ständische Erklärung, soweit sie das Bündniß betreffe, mit Genugthuung entgegengenommen und die beantragten Abänderungen des Wahlgesetzes gern genehmigt.

Regierungen und Stände der Großherzogthümer Mecklenburg haben hiernach zu dem in der Bildung begriffenen norddeutschen Bundesstaat eine Stellung eingenommen, welche den Widerwillen deutlich genug zu erkennen giebt, der nur eine günstige Gelegenheit erwartet, um sich von den eingegangenen Verpflichtungen wieder zu befreien. Sowohl die Regierungen wie die Stände erklären, daß sie nur unter dem von Preußen auferlegten Zwange auf das

Digitized by Google

Bündniß sich einlassen. Die letzteren fügen zum Schutz der bestehenden Institutionen eine Menge von Bedenken und Wünschen hinzu, deren Beachtung und Erfüllung mit einem bundesstaatlichen Verhältnisse in den meisten Punkten vollkommen unvereinbar wäre. Sie wollen fortfahren, ein besonderes Zoll- und Handelsgebiet zu bilden und ihre eigene Zoll- und Handelsgesetzgebung behalten, sie wollen keine Einwirkung der bundesstaatlichen Gesetzgebung auf Heimaths- und Niederlassungsrecht, Gewerbebetrieb und Freizügigkeit, Gerichts- und Polizeiwesen u. s. w., und sie fordern schließlich sogar Garantie der bestehenden mecklenburgischen Landesverfassung von Seiten der neuen Bundesgewalt, wodurch der Einwirkung der letzteren auf Umgestaltung der inneren Verhältnisse des Landes jede Aussicht abgeschnitten werden würde. Die Regierungen weisen keinen dieser Wünsche zurück, versprechen vielmehr, denselben die thunlichste Berücksichtigung zu Theil werden zu lassen. Das von den Ständen vorbehaltene Recht der Zustimmung zu der aus der Berathung mit dem Parlament hervorgehenden neuen Bundesverfassung erkennen die Regierungen zwar nicht ausdrücklich an; sie widersetzen sich aber dieser ständischen Prätension auch nicht und wollen sich augenscheinlich den Vortheil nicht entgehen lassen, davon zu gelegener Zeit Gebrauch zu machen. Die ganze Zustimmung zu dem Bündnißvertrage gewinnt durch diesen Vorbehalt etwas Lustiges; der unter der Einwirkung des Zwanges ertheilten und mit unerfüllbaren Wünschen belasteten Zustimmung würde, nach der dabei vorschwebenden Absicht, später noch immer der Rücktritt von dem ganzen Unternehmen folgen können. Dazu mag denn auch noch die Hoffnung hinzutreten, daß es gelingen werde, den Abschluß der neuen Bundesverfassung bis über den 21. August 1867 hinaus zu verzögern, in welchem Falle der nur auf die Dauer eines Jahres abgeschlossene Bündnißvertrag von selbst erlöschen würde.

Allerdings wird dieses widerwillige Verhalten der mecklenburgischen Regierungen und Stände auf die Begründung des Bundesstaates und die Einfügung Mecklenburgs in denselben schwerlich von irgendeinem Einflusse sein, da derselbe Zwang, welcher den Abschluß des Bündnißvertrages bewirkt hat, voraussichtlich bei der definitiven Begründung des Bundes noch fortwirken wird. Indessen wird es nicht schaden können, wenn die preußische Regierung unter den vielen Gegnern, die sie in Deutschland hat, auch die feudalen Bundesgenossen in Mecklenburg nicht übersieht, deren Neigung zum Conspiriren gegen den Bundesstaat durch Reichthum und weitverzweigte Verbindungen unterstützt wird. Der preußischen Regierung kann es nicht unbekannt sein, daß es von ihrer Seite nur eines geringen Kraftaufwandes bedarf, um sich der feudalen Minister in Mecklenburg zu entledigen und dadurch auch den Feudalständen ihren letzten Halt zu entziehen, den sie in der Bevölkerung längst nicht mehr haben. Nöthigenfalls würde sie dadurch schon jetzt dem ganzen Schattenspiel

Digitized by Google

ein Ende machen können, welches den constitutionellen Rechtsboden seit dem Jahre 1850 wieder occupirt hält, und sie würde, indem sie dies thäte, damit nur eine Pflicht erfüllen und zugleich ein von den Amtsvorgängern der jetzigen preußischen Minister damals gegen Mecklenburg begangenes Unrecht sühnen. Denn nur durch die Unterstützung des manteuffelschen Regiments ist den verirrten Rittern die Wiedererweckung der gesetzlich beseitigten alten Landesverfassung gelungen.

Glaubt aber die preußische Regierung auf den Ausdruck des ihr geneigten Willens, welcher in der großen Mehrheit der mecklenburgischen Bevölkerung lebt, noch einstweilen verzichten und die ihr feindlich gesinnte feudale Landesvertretung noch so lange dulden zu können, bis dieselbe vor der neuen Schöpfung des norddeutschen Bundesstaats von selbst verschwindet, so hat das Volk dieses Landes doch ohne Zweifel schon jetzt ein Recht, daß ihm ein gleicher Antheil an den Wahlen für das Parlament, wie ihn die Bevölkerungen der übrigen Bundesstaaten genießen, eingeräumt werde. Zu diesem Zweck ist erforderlich, daß die wesentlichen Abweichungen des beschlossenen mecklenburgischen Wahlgesetzes von der vertragsmäßigen Norm für die Wahlen, dem Reichswahlgesetz, schon sofort beseitigt werden und daß die Wahlen unter Bedingungen stattfinden, welche die Möglichkeit einer vorgängigen Verständigung der Wähler über die zu wählenden Abgeordneten nicht ausschließen. Es darf nicht geschehen, daß die Staatsangehörigen der norddeutschen Bundesländer, welche in Mecklenburg ihren Wohnsitz haben, das Wahlrecht entbehren, während die in anderen norddeutschen Bundesländern wohnenden Mecklenburger wahlberechtigt sind; daß die Wahlberechtigung weiter noch auf diejenigen Mecklenburger beschränkt wird, welche das Niederlassungsrecht erworben haben, während in den andern Ländern schon der Wohnsitz genügt; daß die wegen politischer Verbrechen Bestraften und daß die Soldaten von den Wahlen ausgeschlossen werden; daß das Ministerium die Entscheidung letzter Instanz bei Reclamationen gegen das Wahlverfahren in Anspruch nimmt; endlich, daß das Verbot der Versammlungen und Vereine zu politischen Zwecken auch in Bezug auf die Wahlen aufrecht erhalten bleibt. Alles dies sind Forderungen, deren Nichterfüllung weder die Mecklenburger selbst, noch die übrigen im Parlament vertretenen deutschen Bevölkerungen sich gefallen lassen können, und welche daher noch vor den Parlamentswahlen erfüllt werden müssen.

Gelegenheit zur Revision des beschlossenen Wahlgesetzes bietet sich theils in dem noch vor Weihnachten bevorstehenden Zusammentritt des mecklenburgischen ordentlichen Landtags, theils in dem sogenannten „Engeren Ausschuß" der Ländstände dar, welcher in eiligen Angelegenheiten, abgesehen von Geldsachen, die Zustimmung Namens der Stände einstweilen ertheilen kann. Würde nicht rechtzeitig die Conformität des mecklenburgischen Wahlgesetzes mit dem

Digitized by Google

Reichswahlgesetz hergestellt, so würde in Mecklenburg nur mit Protest gewählt werden können und das Weitere der Entscheidung des Parlaments anheimzugeben sein.

Eine neuentdeckte arvalische Inschrift.

Wer aus Erfahrung weiß, wie tumultuarisch mitunter selbst von Verständigen in Rom und in der Campagna ausgegraben wird, wie ängstlich man im Kunsthandel die Angaben der Provenienzen neuentdeckter Kunstgegenstände vermeidet aus Furcht, daß sich die Regierung ins Mittel lege oder daß Unbefugte nachgraben möchten, oder daß die Ergiebigkeit des Ortes durch das offene Wort hinweggezaubert werden könnte — den kann es nicht Wunder nehmen, daß so viele Monumente, bekannte wie neuauftauchende, ohne Angabe ihrer Heimath bleiben, daß man von zahlreichen oft so wichtigen Denkmälern schmerzlich genug eine Notiz über ihren Fundort vermißt. So konnte es kommen, daß die in Inschriften erhaltenen hochwichtigen Urkunden des römischen Priestercollegiums der fratres arvales längst Gegenstand gelehrter und gründlicher Forschung waren, ohne daß man noch mit Wahrscheinlichkeit den Ort anzugeben vermochte, wo in der römischen Campagna der Cultus der von diesem Collegium gefeierten altlateinischen Flurgöttin Dea Dia stattfand, und die ihn betreffenden inschriftlichen Protokolle ursprünglich aufgestellt waren. Man war durch diese Urkunden selbst auf das genaueste über die religiösen Ceremonien der Brüderschaft unterrichtet, wußte, an welchen Tagen im Jahr und in welcher Weise sie ihre zahlreichen Opfer und Schmäuse hielten, wußte um ihre Organisation und kannte eine große Zahl ihrer Mitglieder, unter welchen die angesehensten Römer, und selbst Kaiser figuriren, ja man kannte die Zahl und die Beschaffenheit ihrer sacralen Gebäude, ihren Tempel der Dea Dia, ihr Cäsareum, Circus und Tetrastylum; aber noch immer fehlte in Ermangelung von Erwähnungen oder Beschreibungen der Localität bei alten Schriftstellern jede Möglichkeit einer annähernd genauen topographischen Präcision.

Eine glückliche Entdeckung des verstorbenen Archäologen Abeken machte der Ungewißheit ein Ende. Er fand in den Uffizien zu Florenz unter den Handzeichnungen Baltbasare Peruzzis († 1536) den Grund- und Aufriß eines Ge-

Digitized by Google

bäudes der arvalischen Brüderschaft, und zwar mit Angabe des Ortes „am vierten Miglienstein der Via Portuensis“. Diese werthvolle architektonische Skizze zeigt als Schmuck des Gebäudes neun Statuen römischer Kaiser, welche mit dem Abzeichen der arvalischen Priesterwürde, einem Aehrenkranze im Haar, dargestellt waren. Die Statuen sind verloren gegangen, obwohl eine flüchtige Notiz eines Cinquecentisten bezeugt, daß sie von der ursprünglichen Stelle später in einen römischen Palast gerettet worden sind; auch das Gebäude, welches dem berühmten Schüler und Genossen Rafaels Anlaß zu der erwähnten Studie gegeben, ist gegenwärtig großentheils zerstört. Indessen läßt es sich an dem angegebenen Ort, wenigstens in seinem Grundriß, noch deutlich erkennen, etwa eine halbe deutsche Meile weit von der Stadt auf der Via Portuensis oder Campana, welche von Trastevere aus dem rechten Ufer des Tiber entlang sich hinzieht; und dicht in der Nähe finden sich noch heutzutage die Ueberreste der sämmtlichen Heiligthümer, die einst den Hain und Berg des arvalischen Priestercollegiums schmückten. Nachgrabungen, welche der Zufall in neuerer Zeit an diesem Ort anstellte, haben neue Fragmente der berühmten Urkunden zu Tag gefördert, und damit auf das schlagendste die Richtigkeit der topographischen Fixirung bestätigt. Leider haben weder die gegenwärtigen Eigenthümer des Grund und Bodens noch die Regierung, der es in der gegenwärtigen politischen nnd finanziellen Misère an Geld und Lust zu wissenschaftlichen Lorbeeren fehlt, sich entschließen können, eine Ausgrabung des ganzen Bezirkes, welche die bedeutendsten Ergebnisse erzielen müßte, planmäßig zu veranstalten. Man darf sich mit einem Grad von Wahrscheinlichkeit, der an Gewißheit grenzt, sagen, daß dieser Fleck Erde noch eine Reihe von Monumenten verbirgt, welche über viele Punkte der römischen Alterthumskunde die folgenreichsten Aufschlüsse geben müssen. Aber das Geld ist eine Macht auch in der Wissenschaft; sie muß sich begnügen und weiter plagen, wo sie nur zu vermuthen und nicht zu wissen vermag, bis das Glück ihr neue Quellen zuführt, die, wenn es methodisch zuginge in der Welt, sofort und mit allen Mitteln zu Tag gebracht werden müßten. Das kommende Jahrhundert wird es vielleicht nicht verstehen, daß das gegenwärtige, in welchem die Bücher über Kunst und Kunstgeschichte wie Pilze aus der Erde wachsen, trotz aller Winckelmannsfeste und Akademien, keine Anstalten macht, die Schätze Olympias zu heben.

Es ist ein neuer Zufall — der Besitzer der Vigne, in welchem der Tempel der Dea Dia sich befindet, mußte einen kleinen Anbau vornehmen — der eine neue arvalische Inschrift vor wenigen Monaten ans Licht gebracht hat. Sie ist von Marmor und von ansehnlicher Größe, 1,72 Meter hoch, 0,86 Meter breit; ihre Aufzeichnungen liefern die Geschichte der Brüderschaft in den Jahren 58—59 n. Chr. G. und füllen eine Lücke in der Reihe der bisher bekannten aus, so daß man mit ihrer Hilfe nunmehr die sämmtlichen Acten des Collegiums

Digitized by Google

aus den Jahren 57—60 zusammenstellen kann. Die Belehrungen, welche die Inschrift giebt, sind größtentheils von untergeordnetem Interesse, z. B. daß als consules suffecti des zweiten Halbjahres 58 n. Chr. G. A. Paconius Sabinus und A. Petronius Turco bekannt werden, daß Nero am 4. December die tribunicia potestas annahm, und die Adoption des Nero durch Claudius am 25. Februar stattfand. Von allgemeinerer Wichtigkeit dürfte die Notiz sein, daß das Collegium der arvalischen Brüder einmal eine Versammlung im Pantheon des Agrippa abhielt, wodurch dieses Gebäude als Tempel erwiesen wird, was mehrfach bestritten worden ist; und daß im zweiten Halbjahre 57 n. Chr. G., in welchem der Proceß des Paulus in Rom zu Ende geführt wurde, der Philosoph Seneca Consul war, nach der bestehenden Gerichtsordnung also Kenntniß und Einsicht in die Acten des Processes haben und in irgendeine Beziehung zu dem Apostel treten mußte, eine Beziehung, welche der auf uns gekommene gefälschte Briefwechsel zwischen Seneca und Paulus eher verdächtigen als erweisen mochte. Die Inschrift ist ohnlängst von dem berühmten römischen Epigraphiker de Rossi in seinem bullettino cristiano veröffentlicht und gelehrt erläutert worden. O. B.

Missionsbericht aus Assyrien.

Aus dem Neusyrischen übersetzt von Th. Nöldeke.

(Schluß zu Nr. 42.)

Im Nachfolgenden wird Fortsetzung und Schluß des aus dem Neusyrischen übersetzten Berichtes mitgetheilt, den die beiden von der amerikanischen Mission abgesandten syrischen Geistlichen Murad Chan und Musche (Moses), Diaconen zu Urmia, über die Reise geben, welche sie im Jahre 1851 in das Botangebiet unternahmen. Das in Nr. 42 abgedruckte erste Stück dieser Erzählung verläßt die Sendboten hinter Mosul, nachdem sie mehr eingebildete als wirkliche Gefahren bestanden, und mehr durch die Zweifel der Mitbekenner an ihrer Rechtgläubigkeit, als durch Anfechtung der Feinde zu leiden gehabt haben. Diesen Charakter, welcher die Zersplitterung der christlichen Elemente des Morgenlandes und den formalistischen Eifer derselben lebhaft zu erkennen giebt, behält auch der Rest der Missionsfahrt bei, welche die Wandrer ins kurdische Hochland und zum oberen Tigris führt. Die Einfalt der Erzählungsweise interessirt auch hier fast mehr noch als die geschilderten Beobachtungen, obgleich auch sie geeignet sind, die Kunde über das Leben der Christen in Asien zu bereichern.

Digitized by Google

Am Sonnabend gingen wir von Maelthaje nach Zacho ins Haus eines papistischen Priesters.

Sonntag verließen wir Zacho, wo es keine Nestorianer giebt, und gingen nach Naherwan, einem Ort mit Nestorianern, um dort zu predigen. Wir kehrten beim Reis Schimon ein, der uns sehr freudig aufnahm. Wir gingen in die Kirche, beteten dort und predigten. Der Reis brachte ein Brevier und sprach: „ich bitte Euch, in diesem Buche zu lesen". Sofort begannen wir vorzulesen, wie der Herr den Lazarus aus dem Grabe auferweckt und die Sünder ebenso im Grab der Sünde gefangen liegen, und sangen dann laut aus dem Brevier. Der Hof stand voll von Männern und Frauen.

Am Abend kamen die Bewohner des Orts zum Hause des Reis zusammen, etwa dreißig an der Zahl, vier Parteien angehörig, nämlich Nestorianer, Armenier, (syrische) Jakobiten und Apostaten, wie dort die Papisten genannt werden, und sagten: „wir wünschen diese Diaconen aus diesem Buche singen zu hören". Wir lasen zuerst die Stelle vom Reichen und Lazarus und sangen dann, darauf erklärten wir den Sinn davon; das gefiel ihnen gar sehr. Am Morgen darauf kochten sie uns umsonst Pillau und Kaffee.

Dienstag gingen wir von Naherwan nach der Stadt Gezira (Dschezîret Ibn Omar), wo wir die beiden folgenden Tage blieben.

Am Donnerstag begaben wir uns von Gezira nach Mar Acha ins Haus des Diaconus Eschaja (Esaias).

Am Sonntag baten wir den Priester, das Abendmahl auszutheilen. Auch wir gingen mit ihm in die Kirche. Dreimal baten wir den Priester Goriel (Gabriel) um Erlaubniß, zu predigen, aber er wollte es nicht. Wir redeten Einiges, blieben aber mehre Tage da, ohne zu predigen, und wurden von ihm durchaus nicht dazu eingeladen. Da faßten wir den Entschluß, doch am Abend in der Kirche zu predigen, um zu sehen, ob der Priester oder die Laien das nicht litten. Als das Gebet beendigt war, lasen wir zuerst aus dem Neuen Testament Römer 10. Wir fingen dann an: „O ihr Väter, wir sind gekommen von Urmia und vom Hause des Patriarchen, zu dessen Gemeinde wir gehören. Wir haben Bischöfe, Priester und Diaconen, wie Ihr. Unser Abendmahl, unsre Taufe und alle unsre Sacramente sind vollständig. Wenn Ihr gegen Andere giltige Vorwände habt, so habt Ihr doch keine gegen uns. Wenn Ihr von uns ein einzig Wort gegen das Neue Testament gehört habt, so wollen wir verflucht sein; dann sollt ihr uns steinigen, unser Blut soll Euch dann zu vergießen erlaubt sein." Wir predigten darauf über Röm. 10, 14: „Wie sollen sie aber anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber glauben, von dem sie nichts gehöret haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger?" Da erhob sich der Priester und sagte: „Ihr gehört nicht zu uns; Ihr seid Protestanten, Euer Glaube ist zerrissen". Somit ging er fort und einige andere

Digitized by Google

mit ihm, aber 2 Diaconen blieben bei uns und sagten: „warum sollen wir sie nicht annehmen? Sie predigen uns ja nicht im Namen Mohammeds! Dies sind Worte Gottes. Wem es gefällt, der möge ihnen zuhören, wem nicht, der nicht.“ Wir predigten also und gingen darauf fort.

Am Montag gingen wir nach Chandak. Hier sahen wir einen Bruder Mönch, einen jakobitischen Diaconus, der aus einem Mönchekloster ausgetreten und ein wahrer Christ geworden war, eine Schule halten für (den Missionär) Mr. Marsh. Wir freuten uns sehr über einander. Wir unterhielten uns in der (altsyrischen) Schriftsprache und beteten zusammen. Da wir hörten, daß Mr. Marsh von Diarbekr nach Gezira gekommen sei, so gingen wir zu ihm dahin. Wir freuten uns zusammen und er sprach: „Wenn es Euch gefällt, so möge einer von Euch bei der Schule des Diaconus Eschaja (in Mar Acha) bleiben und der andere mit diesem zusammen im Lande Botan umherreisen.“

Als wir nun nach Mar Acha zurückgekehrt waren, hörten wir, daß der Priester Goriel nach den verschiedenen Orten folgende Anordnung hingeschickt habe: „Hört nicht auf diese Diaconen! Sie sind Irrlehrer. Sie haben weder Abendmahl, noch Taufe, noch überhaupt Sacramente. Sie gehören nicht zu uns. Sie sind Engländer.“ Dennoch gingen wir selbst zum Priester Goriel, um ihn zu prüfen, und baten ihn, uns, wenn es ihm gefällig wäre, einen Empfehlungsbrief zu unsrer Predigtreise ins Land Botan zu geben; aber auf seine Worte: „ich kanns nicht; geht ja nicht hin, Ihr werdet da nur beschämt werden; man wird Euch nicht annehmen!“ verließen wir ihn. Wir beschlossen nun, die Orte, welche Priester und Diaconen besäßen, jedesmal am Sonntag zu betreten und sie zu bitten, das Abendmahl der Gemeinde und uns zugleich auszutheilen, damit sie uns trauten und wir eine Gelegenheit zum Predigen hätten. Wir machten uns darauf fertig und begaben uns fern von dem Ort auf einen Berg; hier setzten wir uns unter einige schöne Oelbäume, die uns an die schönen Stellen erinnerten, an denen unser Erlöser gebetet hat. Wir schieden mit schönen Gebeten von einander; einer von uns kehrte zur Schule zurück, während wir beide nach Zehe gingen, wo wir beim Priester Selwa einkehrten, der uns mit Freuden aufnahm. Das geschah am Sonnabend den 24. November. Am Abend gingen wir in die Kirche. Als es Predigtzeit ward, lasen wir zuerst aus dem Psalter vor, und ich predigte dann laut über die gelesene Stelle, wie es in Urmia geschieht. Da sahen wir, daß der Priester ein Licht anzündete und die Stelle des Buches bis zu Ende nachsah. Dann wandte er sich um und rief mit lauter Stimme den Leuten zu: „Wer da sagt, daß diese Männer nicht zu uns gehören, der ist verflucht! ich habe im Buche zugesehen, er hat auch keinen Buchstaben weggelassen.“ Nachdem wir fertig geworden, baten wir den Priester, am Sonntag Morgen das Abendmahl auszutheilen. Dies gefiel ihm gar wohl. So gingen wir denn am andern Morgen mit ihm in die Kirche,

Digitized by Google

theilten das Abendmahl aus, predigten und empfingen selbst das Sacrament. Da glaubte er fest, daß wir zu ihm gehörten. Nachdem wir in sein Haus zurückgegangen waren, hielt er uns mit Ehrerbietung fest. Zu den Laien sagte er: „Jeder, der mich liebt, der komme und höre die Worte unsers Herrn Jesu Christi an." Da folgten ihm alle, kamen zur Predigt und hörten sehr schön zu. Um Mittag sagte der Priester: „wir wollen jetzt ins Haus des Reis gehen; auch da sollt Ihr predigen." Die Bewohner des Orts versammelten sich nun beim Reis und wir predigten über Jac. 3 und sprachen ein Gebet. Am Abend versammelten sie sich wieder im Priesterhause. Nachdem wir über Apostelgeschichte 3 gepredigt hatten, sagte der Priester: „ich möchte, daß Ihr auch hier ein Gebet sprächet, wie im Hause des Reis;" das thaten wir denn auch. Der Priester aber sprach beständig folgendermaßen zur Gemeinde: „wenn Ihr Gott liebt, so werdet Ihr diese Worte unsers Herrn Jesu Christi annehmen." Viel Liebe erzeigte er uns, wie auch sein Sohn, Diaconus Marracha. Auch schrieb er für uns einen Empfehlungsbrief, damit uns die Bewohner der verschiedenen Orte aufnähmen. Er schrieb also: „Wer die Worte unseres Herrn Jesu Christi, die in der heiligen Schrift stehen, nicht annimmt, der sei verflucht!"

Am Montag verließen wir Zihe in großer Freude. Wir glaubten, daß die Gebete der Brüder (in Urmia) wegen unserer Reise im Lande Botan von Gott erhört seien, daß er die Thür der Predigt aufthäte, damit seine Worte angenommen würden. Wir begaben uns nach Dschennet-ins Haus des Diaconus Jschak.*) Am Abend sammelten sich daselbst die Bewohner des Orts und klagten sehr über die türkischen Großen, die sie so sehr drückten. Wir predigten ihnen deshalb über Apostg. 3, 19: „Thut nun Buße und bekehret Euch, daß Eure Sünden vertilgt werden, so werden über Euch Zeiten der Erholung kommen."

Dienstag gingen wir von Dschennet nach Ranib zum Reis Schelemon (Salomo). Als wir dem Orte nahe kamen, sagten zwei Männer: „die Irrlehrer sind angekommen". Da merkten wir, daß das der vom Priester Goriel ausgeworfene Same war. Am Abend sammelten sich zu uns ungefähr 20 Menschen. Auch diese verlangten nach Erholung von den Türken und wir predigten ihnen deshalb über dieselbe Stelle: „Thut nun Buße u. s. w." Sie hörten wohl zu, aber nur mit krankem (zweifelndem) Herzen.

Am Mittwoch gingen wir von Ranib nach Dergule, dem Wohnort des (berüchtigten Kurdenhäuptlings) Beder Chan Beg, dessen Einwohner Armenier sind. Wir kehrten bei einem (armenischen) Priester ein und blieben die Nacht bei ihm. Er bewirthete uns sehr freundlich. Am Abend brachten wir Beweise aus der

*) Sprich immer Is-chak mit Trennung des s und ch.

Digitized by Google

heiligen Schrift (für unsre Lehren) vor. Der Priester war sehr gelehrt, mehr als alle (syrischen) Priester in Botan. Ein armenischer Kaufmann kam und sagte dem Priester in kurdischer Sprache: „nimm Dich in Acht vor diesen Menschen, daß sie niemand in die Irre führen". Er aber sagte: „nein! nein! es sind sehr gute Leute; sie nehmen all ihre Worte aus dem Alten und Neuen Testament". „Und," fügte er hinzu, „wenns Dir gefällig ist, so frage sie doch auf türkisch, und steh selbst zu." Da fragte der Kaufmann, ob wir Abendmahl, Taufe u. s. w. hätten, und als wir ihm mit Gottes Hilfe Antwort gaben, gefiel es ihm sehr.

Am Donnerstag gingen wir von Dergule nach Berid zum Ras Dschimma. Da wir hier hörten, daß der Priester des Orts, Jechak, krank wäre, so gingen wir zu ihm hin und redeten mit ihm. Er disputirte mit uns und sagte: „Wenn jemand die Fasten bricht, so nehme ich ihn nicht an, mag er auch vom Himmel herabkommen; denn die Propheten haben gesät, die Apostel geerntet, aber erst die Kirchenlehrer haben das Getreide auf die Tenne gebracht, gedroschen, gemahlen und Brod für die Menschheit bereitet" (d. h. erst die Kirchenlehrer haben die Lehren der Bibel in die brauchbare und giltige Form gebracht, daher auch ihre Fastenvorschriften, wenn auch nicht in der Bibel zu finden, giltig sind). „Wie?" antworteten wir, „die, welche den heiligen Geist hatten (Propheten und Apostel) hätten kein Brod für die Menschheit bereiten können, aber die, welche ihn nicht hatten, sollten vermocht haben, für sie Brode zu backen?" Da wir sahen, daß er sehr unwissend war und nicht einmal lesen konnte, so standen wir auf und gingen zum Ras zurück. Am Abend versammelten sich die Bewohner des Orts und wir predigten ihnen von der Siloahquelle (Joh. 9, 7 ff.). Ein Mensch aus der Versammlung sagte: „Warum habt Ihr keinen Brief vom Patriarchen mitgebracht? er ist durchaus nicht mit Euch einverstanden, darum habt Ihr keinen Brief von ihm." Da wir ihm aber eine (zweckmäßige) Antwort gaben, so schwieg er.

Am Freitag gingen wir von Berid nach Schach. Beim Eintritt in den Ort fürchteten wir uns sehr, weil die Bewohner das Jahr vorher die Diaconen Sejad und Musche weggejagt hatten. Am Sonntag theilten wir das Abendmahl aus. An die 200 Menschen, etwas mehr oder weniger, versammelten sich, und wir predigten ihnen darüber, wie man das Sacrament nehmen müsse, nämlich über 1. Cor. 11, 18*): „Wer aber unwürdig vom Brod des Herrn isset und von seinem Kelch trinkt, der ist schuldig am Blut und Leib des Herrn. Der Mensch prüfe sich selbst und danach esse er von diesem Brode und trinke von diesem Kelch." Da konnten zwei Drittel der Gemeinde das Abendmahl nicht erhalten. Wir gingen darauf aus der Kirche fort nach dem Pavillon

*) Das Citat muß heißen 1. Cor. 11, 27 f.

Digitized by Google

des Reis, wo sich etwa 30 angesehene Männer versammelten, denen wir über 1. Cor. 13 eine Predigt „von der Liebe" hielten. Als der Priester Luka (Lucae) sah, daß seine geheimen Sachen ans Licht kämen*), so fing er an mit uns zu streiten und sagte: „wir werden es machen wie unser Vater und unsre Vorfahren!" Da erzählten wir nun aber den Leuten, wie Abraham es nicht so gemacht habe, wie sein (ungläubiger) Vater Tarah u. s. w., und da sie sahen, daß wir mit unsern Worten Recht hatten, so tadelten sie den Priester, und er ward beschämt.

Ein Mann bat uns um Erlaubniß, während der Fasten die Wasserpfeife (Kaliun) rauchen zu dürfen. Wir suchten in den Synodalbeschlüssen (?) nach und fanden eine Stelle, wo geschrieben stand: „das kleine Fasten wird von Mönchen und alten Leuten gehalten, wenn sie wollen, sonst nicht," und gaben ihm deshalb Erlaubniß. Darüber freute er sich sehr und sagte: „ich möchte mich für Euch hingeben, o Diaconen! meine Seele erfreut sich an der Wasserpfeife."**) Dann stimmten wir das Lied: „Ha, die Stimme des Erbarmens u. s. w." an und sagten ihnen dann Lebewohl, um uns nach Mar Ischak zu begeben. Die Priester, Diaconen und der Reis gingen mit uns fort und begleiteten uns voll Freude. Sie baten uns, sie noch einmal zu besuchen und gaben uns einen Mann mit. In Mar Ischak kehrten wir beim Reis Matlub ein. Als wir am Abend predigten, ließ sich ein Mann Namens Anias auf die Knie nieder, streckte uns die Hand entgegen und sprach: „Zeigt mir den Weg des Fastens, damit ich ihn betrete. Ihr sagt immer blos: „Thut Buße und quält Euch nicht u. s. w." So lange wir auf der Welt sind, geschieht jenes doch nicht; stellt uns deshalb die Fastenregel fest." Da sagten wir: „Wenn Du Gottes Gebote nicht hältst, so hältst Du auch die Fastenregel nicht." Er aber erwiederte: „Von Jugend auf habe ich in den Fasten nicht einmal die Wasserpfeife geraucht; wie sollte ich wohl nicht die Fastenregel halten?" Er hielt sich also für einen gerechten Menschen, weil er den Beginn der Monate und die Feste (nach denen sich ja die Fasten richten) kannte. Da sagten wir ihm: „Es ist Dir also etwas Geringes, ein sehr guter Mensch zu sein. Bis jetzt hast Du nur gefastet, so lange Du satt warst. Nun mußt Du Dich aufmachen, in eine Felsenspalte eintreten und da, ohne einen Menschen zu sehen und ohne Wasser zu trinken, wie der heilige Acha***), ein ganzes Jahr lang fasten: dann wirst Du vielleicht ein vollkommener Mensch." Ueber diese Regel wurde er sehr betrübt, aber der Reis Matlub lachte und sprach: „wenn Dir

*) Er war wohl der Anstifter der Bewegung gegen die Vorgänger unsrer Reisenden.

**) Die Stelle vollständig zu verstehen, müßte man die dortigen Fastenregeln genau kennen. Jedenfalls ist so viel klar, daß sie diese Regeln möglichst zu erleichtern suchen.

***) Der Heilige, nach dem auch der hier mehrfach genannte Ort Mar Acha (St. Acha) seinen Namen hat.

Digitized by Google

dieſe Gebote Gottes zu ſchwer ſind, ſo halte dieſe Faſtenregel.“ So ward er beſchämt, wir aber ſagten: „lieber Bruder Anias, kannſt Du beten?“ Er ſagte: „ei freilich!“ Als wir ihn nun das Vater unſer beten ließen, fing er zwar an, kam aber nicht zu Ende, ſondern verwirrte ſich. Da lachten die Leute über ihn, wir aber ſagten: „Anias, gieb Dich Chriſto hin, der wird Dich heilen.“ Er ſchwieg.

Am Montag gingen wir nach Haſan zum Reis Joſef. Am Abend kamen die Bewohner des Ortes zuſammen und wir predigten. Ein papiſtiſcher Diaconus aus Gezira ſtritt ſich mit uns, aber er war der Lehre nicht kundig und ward durch die Zeugniſſe der heiligen Schrift widerlegt. Einige Menſchen aus Dſchelu (der höchſten Gegend des innern Gebirges), die grade da waren, flüſterten den Leuten in die Ohren: „dieſe Leute ſind Engländer geworden, ſie haben keine Faſten“ und ſäeten ſo viel Unkraut aus, aber der Reis ſchalt ſie und beſchämte ſie. Auch ſchrieb er nach Schach, daß man ihnen nichts geben ſollte (weder Quartier noch Nahrung).

Am Dienſtag gingen wir wieder nach Naherwan. Unterwegs überfiel uns ein Regenwetter, wir verloren den Weg und kamen erſt in der Dunkelheit mit Mühe nach Naherwan, wo wir zwei Tage beim Reis Schimon blieben und den Leuten predigten.

Von Naherwan wandten wir uns zurück nach Manſuria und von da gingen wir nach unſerm Quartier Mar Acha. Hier erzählten wir dem (zurückgebliebenen) Muſche, welche Liebe man uns bezeigt und wie gut man Gottes Worte im Lande Botan aufgenommen habe. Darüber war große Freude.

Als der Prieſter Goriel hörte, daß wir im Lande Botan ſo aufgenommen wären, ward er vom Teufelseifer erfüllt und ließ uns durch einige Leute ſagen, daß wir nicht in die Kirche kämen, da wir nicht zu ihrer Religion gehörten. Wir hörten jedoch nicht darauf und gingen doch dahin; denn wenn das Land Botan gehört hätte, daß der Prieſter Goriel uns aus der Kirche gejagt, ſo wären viele Leute wieder verſtockt geworden.

Als nun das Gebet zu Ende war, redeten wir mit der Gemeinde folgendermaßen: „Liebe Väter und Brüder; habt Ihr uns ſagen laſſen, daß wir nicht in die Kirche kämen? Wir haben doch längere Zeit bei Euch zugebracht: was für eine Irrlehre habt Ihr von uns gehört?“ „Keine,“ erwiederten ſie. Da ſagten wir: „O Prieſter Goriel: was für ein ſchlechtes Wort haſt Du von uns gehört?“ G. „Ihr ſeid Proteſtanten, Engländer, Irrlehrer.“ Wir: „O Prieſter Goriel, haben wir nicht den erſten Sonntag nach unſerer Ankunft aus Deiner Hand das Sacrament empfangen?“ G.: „Ihr habt uns betrogen.“ Wir: „Wir haben die Kirchenordnungen, wie Ihr, ebenſo Biſchöfe, Prieſter, Diaconen, Kirchen und den Patriarchen.“ G.: „Die nehme ich nicht an.“ Wir: „Wenn Du die nicht annimmſt, ſo nehmen wir auch Dich nicht an.“

Digitized by Google

Da erhob sich der Reis Pola (Paulus), schalt den Priester und sprach, indem er uns an die Hand faßte: „Diese Leute sollen zehn Jahre lang in meinem Hause bleiben! Jeder, der Lust hat, soll kommen und ihnen zuhören; wer keine Lust hat, kann es lassen.“ So gingen wir mit dem Reis fort. Darauf schrieben wir nach Mosul Briefe an Mr. Marsh: bis jetzt ist aber noch keine Antwort gekommen. Nun kamen mehre Menschen beim Priester zusammen. Einige von ihnen sagten: „Wir wollen mit Flinten hingehen und sie umbringen, wenn auch funfzehn von uns dabei umkommen sollten!“ Andere sagten: „Wir wollen sie todt schlagen,“ Andere aber: „Nein, laßt sie. Wir haben ihre Schule zunichte gemacht und haben sie von der Kirche abgeschnitten: nun ist es das Beste, daß wir das Haus des Diaconus Eschaja zerstören, damit später kein Mensch wieder hierher kommt, um zu predigen.“

Nun schrieb der Diaconus Eschaja einen Brief nach Gezira an den Kaufmann Mansur, den Bruder des Consuls (Rassam), über den Zustand der Dinge. Dieser machte eine Vorstellung an Rüstem Agha, den türkischen Präfecten, worauf er einen türkischen Gerichtsdiener erhielt und diesen nach ihnen (unsern Widersachern) sandte. Man brachte nun den Priester nebst zwei andern Leuten. Als aber die Priester der Papisten, sowie der Diaconus Anton und der Kaufmann Musa sahen, daß der Priester Goriel unserer Lehre entgegen wäre, freuten sie sich sehr, machten sich auf, gingen zum Kaufmann Joseph und drangen folgendermaßen in ihn: „Jetzt ist grade ein Fest; wir setzten unsere Hoffnung auf Dich: gieb nicht zu, daß man sie ins Gefängniß werfe.“ So bettten sie ihn und erlangten (durch seine Vermittelung) ihre Befreiung aus dem Kerker. Als die Papisten sich so mit ihnen verbündeten, sie ohne Furcht sein ließen und ihnen allerlei Sachen angaben, wurden sie ganz aufgeblasen. Aber der Kaufmann Mansur nahm dem Priester Goriel eine Versicherung ab, fernerhin nichts mehr über unsere Sache zu reden. Er gab diese mit den Worten: „Rede ich noch, so soll mir der Arm abgeschnitten werden.“

Allein, nachdem wir nun nach Mar Acha zurückgekehrt waren, ließ er uns doch nicht in die Kirche ein, denn er hatte sich mit den Papisten dermaßen verabredet: „Wenn Ihr uns helft, so wollen wir diese Leute wegjagen; können wir ihnen aber nichts anhaben, so wollen wir lieber Papisten werden, ehe wir Engländer würden.“ Auch schrieb er am 4. Januar (1852) einen Brief an den Patriarchen des Inhalts: „Diese Menschen sind Irrlehrer.“ Ferner sagte er: „Niemand, der zu diesen Diaconen hingeht, darf in die Kirche kommen.“ Der Brudersohn des Priesters, Diaconus Ischak, sowie seine Mutter und sein Bruder, kamen beständig zu uns zur Predigt. Die Bewohner des Orts kamen nun zum Priester und sagten: „wenn Dein Brudersohn zu diesen Diaconen hingeht, so werden viele Andre das auch thun.“ Als man aber dem Diaconus Ischak sagte: „wir wollen nicht, daß Du Nachts zu den Diaconen gehest,“

Digitized by Google

erwiederte er: „wisset: wenn Ihr uns das Schwert über den Nacken legt, so wollen wir doch darunter durch zur Predigt gehen.“ Als er nun am Abend in die Kirche ging, sagte ihm der Priester Goriel: „Wenn Du zu den Diaconen gehst, so verlaß schnell die Kirche, ehe noch die Leute kommen, damit Du nicht von ihnen beschämt werdest.“ Doch er erwiederte: „Ich wünsche, daß Du mich vor allen Leuten fortjagest; ich schäme mich nicht, denn ich werde nicht wegen etwas Bösen verjagt, sondern um Gottes willen.“ Nachdem also die Gemeinde versammelt war, jagten sie den Diaconus Ischak weg, und er verließ die Versammlung. Da sagte auch der Diaconus Ambar, der eigne Bruder des Priesters: „wenn der Diaconus Ischak aus Eurer Gemeinschaft ausgetreten ist, so will auch ich das Abendmahl nicht mehr aus Eurer Hand empfangen,“ und trat gleichfalls aus. Gott und seine große Macht sei gepriesen, daß er den Diaconus Ischak aus dem Hause des Priesters Goriel erwählt und sein Herz dazu sehr erleuchtet hat, Beweise aus der heiligen Schrift herauszunehmen, um den unwissenden Leuten Antwort zu geben! Viel Eifer hat auch seine Mutter Marjam; sie sucht die Worte Christi eifrig auf und leistet den Predigern Hilfe und Beistand.

Am ersten Sonntag im Januar kam endlich aus Mosul die Antwort für uns, daß man unsere Sache dem Bruder des Consuls übergeben habe. Wir gingen nun nach Schach zum Predigen, wurden aber nicht aufgenommen, denn man sagte: „Gewiß hat der Priester Goriel etwas an Euch gefunden und Euch darum aus der Kirche gejagt; nun können wir Euch auch nicht aufnehmen.“ Von dort kehrten wir nach Gezira zurück und sagten zum Kaufmann Mansur, dem Bruder des (Consuls) Mr. Rassam: „so steht unsre Sache“. Darauf erwiederte er: „In Gezira giebt es keine obrigkeitliche Gewalt, auch ich habe hier nichts zu sagen, darum geht nach Mosul.“ Wir sahen ein, daß unsre Sache in Gezira schlecht stand. Wir kehrten also nach unserm Quartier zurück, schrieben einige Briefe und sandten sie durch die beiden Diaconen Eschaja und Ischak nach Mosul. So ging nun unser Werk: alltäglich beteten wir im Hause des Diaconus Eschaja; wenn wir dann sangen, so sagten Einige: „da hört man die Stimme der Esel“. Aber die glaubenseifrige Mutter Marjam nahm, wenn wir mit der Abendpredigt fertig waren, das, was sie von uns gehört hatte, mit ins Haus eines Mannes mit Namen Daniel, eines Nachbarn des Priesters Goriel, und trug den Leuten das vor, was sie gehört hatte.

Unser Herr Jesus Christus hat durch seine große Kraft den Daniel und seine Familie auserwählt. Einst kam Marjam bei Nacht sehr froh zu uns und sprach: „Ich bringe Euch eine Freudenbotschaft!“ Daniel hatte nämlich nach uns geschickt. Wir gingen nun nach seinem Hause, wo er uns den Wunsch ausdrückte, daß wir daselbst predigen und singen möchten. Als wir ihn fragten, ob er sich denn nicht davor fürchtete, daß ihm der Priester Goriel

Digitized by Google

Schaden zufügen und ihn aus der Kirche ausweisen möchte, sagte er: „nein, ich fürchte mich nicht“.

Nun lasen wir zuerst aus dem Alten Testament und nahmen Beweise daraus; darüber freute er sich sehr. Wenn wir nun in seinem Hause predigten, so ward unsre Predigt auch im Hause des Priesters Goriel gehört, weil zwischen beiden nur ein einziger Zaun war. Darüber ward dieser auf Daniel so zornig, daß er eines Tages zu ihm sagte: „Es ist besser, daß Du Unzucht begehst, als daß Du die Predigt dieser Verirrten anhörest.“ Daniel erwiederte ihm aber: „O Priester Goriel, wisse, daß wenn ein heidnischer (muslimischer) Molla käme und mir diese Worte unsers Herrn predigte, ich ihn annehmen würde.“ Da schwieg er.

An einigen Sonntagen gingen wir ins Haus des Diaconus Markos und entnahmen der heiligen Schrift Beweise. Dieser nimmt die Wahrheit freudig auf. Als nun der Priester Goriel sah, wie wir die Leute belehrten, so kam er wiederholt, um mit uns zu disputiren und unsere Worte zu entkräften. Er redete mit uns über die alten Gebräuche, wir aber brachten Beweise aus der heiligen Schrift vor; da nannte er uns Esel.

Als wir von Mosul Antwort bekamen, erfuhren wir, daß die Sahebs dahin geschrieben hätten, wir möchten uns Mühe geben um das Land Botan; die Brüder in Mosul hatten aber gesagt: „wenn sie ganz hilflos sind, so mögen sie nach Mosul kommen.“

So verließen wir denn Donnerstag den 7. Februar Mar Acha und gingen nach Gezira, wo wir uns auf ein Kelek (ein Floß, welches durch aufgeblasene Schläuche getragen wird) setzten, das im Begriff war, nach Mosul abzugehen. Mit uns reiste ein papistischer Kaufmann. Unser Kelek war sehr schwer belastet: seine Ladung bestand aus 6 Menschen, 4 großen Mühlsteinen, 50 Paar Handmühlsteinen und tausend Stück Holz von der Größe eines Harkenstiels. Am Freitag reisten wir nur zwei Stunden, am Sonnabend zehn. Wir waren in Angst wegen der Stromschnellen (?).

Am Sonntag fuhren wir wieder zehn Stunden: wir waren in Furcht vor dem Wasser und dazu vom Land her vor den Arabern, aber Gottes Macht war groß und wir wurden aus den Nöthen errettet.

Am Montag 7 Uhr kamen wir in Mosul an und wurden von den Brüdern freudig empfangen. Wir ließen uns beim Diaconus Eramja (Jeremias) nieder, der uns voll Freude aufnahm und viel Sorge um uns trug. Nach einigen Tagen gingen wir mit dem Diaconus Eramja nach Tel Kef. Er kehrte um, wir aber blieben vier Tage im Hause des Diaconus Habbe. Eines Tages gingen wir und setzten uns vor die Thür der Papistenkirche zu einigen Leuten hin. Als wir ihre Frage, ob wir Christen wären, bejahten, so sagten sie: „Keiner, der den Papst nicht annimmt, nimmt Christum an.“ Wir sagten:

Digitized by Google

„Den Papſt nehmen wir nicht an, ſondern blos Chriſtum: dies iſt uns genug, da kein andrer Name unter dem Himmel iſt, durch den ein Menſch leben kann, als der des wahren Chriſtus.“

Als wir eines Morgens aus dem Ort hinaus gegangen waren, hörten wir von innerhalb deſſelben eine laute Stimme. Wir trafen auf einen Papiſten mit einem Roſenkranz in der Hand und fragten ihn, was das für eine Stimme wäre. Er gab uns keine Antwort, und als wir ihn noch einmal fragten, ſchalt er uns und ſprach: „merkt ihr denn nicht, daß ich bete.“ Wir ſagten: „wir wußten nicht, daß Dein Penſum noch nicht vollendet wäre; geh und vollende es.“ So ging er fort mit den Lippen flüſternd und in der Hand den Roſenkranz umwendend. Wir kehrten darauf nach Moſul zurück.

In einer Sonnabendsnacht kamen wir im Hauſe des Mr. William zuſammen um zu ſingen, und ſahen daſelbſt einen Jezidi, einen Teufelsanbeter*). Wenn die Jezidis hören, daß irgend jemand den Namen des Satans anwendet, ſo wollen ſie ihn tödten. Man muß ihnen gegenüber den Satan Taus Malek nennen. Da wir dies nicht wußten, ſo ſagten wir einem Knaben: „Sage, verlangſt Du nach dem Satan?“ Als der Jezidi den Namen des Satans hörte, ſchrie er vor Grimm auf. Er hatte einen Chandſchar (krummen Säbel) um; mit dem wollte er ſich lieber durch den Paſcha den Kopf abſchneiden laſſen, als daß der Name ſeines Herrn, des Satans, ausgeſprochen würde. Dies iſt ein ſchönes Beiſpiel für die Chriſten: wenn er bereit war, ſich den Kopf um des Satans willen abſchneiden zu laſſen, wie viel mehr ziemt es ſich für Chriſten, ſich den Kopf um Chriſti willen abſchneiden zu laſſen.

*) Der Syrer theilt begreiflicherweiſe das Vorurtheil der dortigen Muslime und Chriſten über dieſe alte Secte, die unzweifelhaft ihre Hauptwurzel in der altperſiſchen Lichtreligion hat. Genauere und zugleich authentiſche Nachrichten über ſie gab zuerſt Layard.

Digitized by Google

Literatur.

England im Reformationszeitalter. Vier Vorträge von Wilhelm Maurenbrecher. Düsseldorf, Julius Buddeus. 1866.

Diese vor einem größeren Publikum in Bonn gehaltenen Vorträge — König Heinrich der Achte, Eduard der Sechste und Maria Tudor, Maria Stuart in Schottland, Königin Elisabeth — geben ihrem Inhalte nach ein prägnantes Bild der kritischen Periode in der Geschichte Englands. Der junge Historiker, dessen erste größere Arbeit „Karl der Fünfte und die deutschen Protestanten" wir bereits mit gebührender Anerkennung begrüßten, zeigt in diesen Darstellungen aufs neue hervorragendes Schilderungstalent, dessen Entwickelung stets in gleichem Maße mit der Tiefe und dem Ernst der Forschungen zu wachsen pflegt. Eine Bemerkung über den Stil der Sprache können wir jedoch nicht unterdrücken: sie betrifft die wiederkehrende, auch in dem andern angeführten Werke hervortretende Eigenheit des Autors, seine Gedanken nicht mit einem Male, sondern mit wiederholtem Ansatz in verschiedenen Wendungen auszudrücken. Dies kann sehr wirksam sein, wenn es sich um Steigerung handelt und der Leser oder Hörer allmälig auf die Wucht des letzten Ausdruckes vorbereitet werden soll; indeß sehr oft begegnen wir dieser Erscheinung, wo jene Absicht nicht vorliegt und wir erhalten dann den Eindruck der Unsicherheit, ein Umstand, der grade bei so lichtvoller Erzählungsweise doppelt auffällt. Er erklärt sich wohl aus der Gewohnheit mündlichen Vortrags; wie auch das Tempo der Schilderungen des Herrn M. stets an Rede erinnert; dann aber müssen wir doch darauf aufmerksam machen, daß das geschriebene Wort etwas strengerer stilistischer Sichtung bedarf. Diese möchten wir außerdem auch für eine Reihe gallisirender Satzconstructionen in Anspruch nehmen, in welchen sich eine nicht durchweg zu rechtfertigende Eigenthümlichkeit der Schule ausspricht.

Norwegische, isländische, färöische Volkslieder der Vorzeit. Uebersetzt von Rosa Warrens. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1866.

Dieselbe emsige und geschickte Hand, welcher schon früher die Uebersetzung, 1857 von schwedischen, 1858 von dänischen Volksliedern verdankt wurde, bringt hier einen dritten Band, der nach der Vorrede zu urtheilen, die ganze Sammlung abschließen soll. Die Bearbeitung zeigt dieselben Vorzüge, wie die früher erschienenen. Anmuth und Beweglichkeit des Ausdrucks, feines Gefühl für das specielle Colorit der Originale und Sicherheit in der Wiedergabe desselben sind ihre Hauptvorzüge. Im Anhange sind — der Gleichartigkeit der Stoffe wegen — auch einige altniederländische, deutsche und nachtragsweise noch mehre schwedische Volkslieder beigegeben. Falls der Autorname Rosa Warrens nicht etwa ein Pseudonym ist und das Publikum mit Sicherheit die Uebersetzung dem schönen Geschlechte zuschreiben darf, so haben wir hiermit das zweite die Volksliederliteratur wahrhaft fördernde Werk zu registriren, welches Frauenhänden verdankt wird. Wer in diesem Gebiete auch nur flüchtig sich umgesehen hat, weiß, daß die erste Stelle der hochverdienten Talvj (Therese Adelgunde Louise v. Jakob) gebührt.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

(Eingesandt.)

Goethe und sein Liebeleben

ist ein in diesem Jahre im Drucke erschienener historischer Novellenkreis von **H. E. R. Belani** (3 Bände) betitelt.

Dieses letzte Werk des so thätig gewesenen Verfassers gehört entschieden zu dem Besten, was aus seiner Feder hervorgegangen, und sind hierdurch Goethe's Liebesgeschichten populairisirt worden. Er theilt dieselben in drei Perioden; dem Laufe der Natur nach durch Alter, Bildung und Lebensstellung bedingt, umfaßt die erste das Jünglingsalter, die zweite das Mannesalter und die dritte das Greisenalter, und jede Periode bildet einen Band. Die so früh begonnene des Jünglingslebens reicht bis zu seinem Aufenthalte in Weimar. Es ist die Periode der feurigsten Jugendliebe und offenbar die interessanteste und lehrreichste; auch zeigt er sich in ihr am offensten und liebenswürdigsten. (Wir wollen hier nur besonders auf Friederike Oeser aus Leipzig verweisen.) In der zweiten Periode, wo Goethe durch den Kampf der Trennung von Friederike aus Sesenheim zur Ruhe und Mäßigung gelangt war, tritt er dem Leser mehr als ästhetischer Liebhaber entgegen. Die reiche und vornehme Kaufmannstochter „Lili" rangirt höher als die Wirthstöchter „Gretchen" und „Annette" und sein innerer und äußerer Rang durch fürstlichen Geist und Herz geben ihm weder Zeit noch Gelegenheit, in die Unschuldswelt der Jugend hinabzutauchen, wohl aber zu interessanten Tändeleien und Spielereien mit ästhetischen Hinblicken und sinnlichen Auffassungen. In der dritten Periode, dem höheren Mannes- und Greisenalter, wo die Schönheit zur Eleganz, die Begeisterung zur Nüchternheit bei ihm geworden, entflammt den 75jährigen Greis doch noch einmal die Leidenschaft einer Liebe in ganzer Jünglingskraft, die er aber mit vieler Selbstüberwindung dämpfte. — Alle bisherigen Mittheilungen über das reiche Liebeleben Goethe's sind nur geringes Material zu dieser umfassenden Darstellung und da trotz alles Wechsels der Gegenstände der Liebesneigungen dieses großen Genius, wie Goethe war, nichts Triviales darin herrscht und der gewöhnliche Werthmesser des Menschen in Hinsicht der Liebesverhältnisse hier nicht paßt, weil die Romantik einer einzigen ewigen Liebe auf solche geniale Geister wie Goethe, dessen Neigungen nicht blos die zartesten Blüthen des jungfräulichen Lebens umfaßten, keine Anwendung finden kann, so gewährt **Goethe's Liebeleben** solch anziehende ungewöhnliche Situationen, so feine psychologische Züge in meisterhafter Charakterschilderung, wie ein reines Phantasiegebilde sie nicht schafft, und daher bildet das Ganze eine geistvolle, lehrreiche Unterhaltung für den gebildeten Leserkreis, dem wir es hierdurch ganz besonders empfehlen, da es nichts Interessanteres geben kann, als das Liebeleben dieses großen Dichters, der von sich selbst sagt: „Ich kann nicht lieben ohne zu dichten und nicht dichten ohne zu lieben." —n.

Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung)
7. Behrenstraße. Berlin.

Grundriß der Geschichte der Philosophie

von

Dr. Johann Eduard Erdmann,
ordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Halle.

Zwei Bände. Gr. 8. elegant geheftet. Preis 6 Thlr.

Erster Band: Philosophie des Alterthums und des Mittelalters. (VIII. und 623 Seiten. Preis 2⅔ Thaler.

Zweiter Band: (verläßt soeben die Presse) Philosophie der Neuzeit. (VIII und 812 Seiten.) Preis 3⅓ Thlr.

Anstatt eines Lehrbuchs für Vorlesungen, an welches ursprünglich gedacht war, hat der Verfasser ein Handbuch gegeben, welches die Geschichte der Philosophie von ihren ersten Anfängen bei den Griechen an bis auf unsere Tage darstellt. Mit der Aufgabe: zu zeigen, daß jedes wahre Philosophem eine bleibende Eroberung des denkenden Menschengeistes und darum auch für die folgenden Geschlechter von Bedeutung ist, stellt sich dieses Werk die zweite: solche Lehren, deren Wichtigkeit nicht genug gewürdigt zu werden pflegt, ins Gedächtniß zurückzurufen. Führte das Erste dazu, die Philosophie des 19. Jahrhunderts als die Alles zusammenfassende besonders ausführlich zu behandeln, so das Zweite zu einer eingehenden Behandlung der Scholastik. Bemerkt darf werden, daß die Darstellung nicht wie gewöhnlich und auch in einem früheren Werk desselben Verfassers geschieht, mit Hegels Tode abschließt, sondern die wichtigsten Erscheinungen im Gebiete der deutschen Philosophie während der letzten sieben Lustra eingehend bespricht, namentlich den Zersetzungsproceß der Schule, zu welcher der Darsteller sich selber rechnet.

Soeben erschien im Verlag von C. Wilfferodt in Leipzig:

Friedrich der Große. Lichtstrahlen und Gedanken aus seinen Werken, nebst Charakterzügen aus seinem Leben. Mit Illustrationen. 3. vermehrte Aufl. 8. Geh. Preis 25 Ngr.

Die Politik des Grafen Bismarck ist eine Folge der Politik Friedrich's des Großen, des Gründers der preußischen Macht. Seine hinterlassenen Schriften bilden daher eine Richtschnur für Jeden, der den Gang der Ereignisse in Deutschland verfolgen will.

Weber, (E.). Herzenstklänge. Ein Dichter-Album. Mit Illustrationen. 12. Geh. Preis 25 Ngr. Geb. mit Goldschnitt 1⅓ Thlr.

Wunderlich, G., Die Thierwelt in charakteristischen Schilderungen. 1 starker Band in Lexikonform von 55 Bogen mit 280 vorzügl ausgeführten Illustr. Geh. Preis 3¼ Thlr.

Verlag von A. Kröner in Stuttgart.

Soeben hat die Presse verlassen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

System des Völkerrechts.

Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Von

Heinrich Bernhard Oppenheim.

22 Bogen. gr. 8°. Geheftet. Preis 2 Thlr. fl. 3. 30. rhein.

Die erste Ausgabe dieses Werkes hat ihrer Zeit bei der gelehrten Kritik des In- und Auslandes eine so einstimmig günstige Aufnahme gefunden, daß wir zur Einführung dieser neuen Bearbeitung nur zu erwähnen haben, wie der Verfasser darin nicht blos die wissenschaftlichen Leistungen der Zwischenzeit mit Sorgfalt aufgenommen, sondern auch der Entwicklung der politischen Ideen der Gegenwart Rechnung getragen hat.

In demselben Verlage erschien kürzlich:

Vermischte Schriften aus bewegter Zeit.

Von H. B. Oppenheim.

25 Bogen. gr. 8°. Geh Preis Thlr. 1. 10. fl. 2. 20. rh.

Eine Sammlung älterer und neuerer, größtentheils umgearbeiteter Essays, in welchen der Verfasser seine politischen Erfahrungen aus den letzten Jahrzehnten niedergelegt hat.

Bei S. Hirzel in Leipzig erschien soeben:

DEUTSCHES WÖRTERBUCH

VON

JACOB GRIMM UND WILHELM GRIMM.

FORTGESETZT

VON

DR. RUDOLF HILDEBRAND UND DR. KARL WEIGAND.

IV. Bandes II. Lieferung

FROMM — FÜL.

Sp. 242 — 259 von JACOB GRIMM. Sp. 259 — 480 von K. WEIGAND.

15 Bogen. Preis 20 Ngr.

und **V. Bandes IV. Lieferung.**

KIND — KLAPPEN.

BEARBEITET VON DR. R. HILDEBRAND.

15 Bogen. Preis 20 Ngr.

Bei **F. W. Grunow** in **Leipzig** erschien neu und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig

Meißner, Alfr., **Novellen.** 2. Ausgabe 2 Bände. 2 Thlr.

Mund, E. D., **Erlebnisse eines Arztes.** 2 Abtheilungen à 2 Bände. 4 Thlr.

Wartenburg, K., **Deutsche Opfer.** 1½ Thlr.

Schirmer, A., **Aus aller Herren Ländern.** 3 Bände. 4 Thlr.

Herbert, Luc., **Nikolaus und Metternich.** I. Abtheilung. 2 Bände. 2⅔ Thlr.

— — **Leopold I., König der Belgier.** 1½ Thlr.

— — **Louis Napoleon.** Volks-Auflage. 5 Bände. 4⅔ Thlr.

Katsch, A., **Unter dem Storchnest.** 3 Bde. 4 Thlr.

Stein, P., **Aus Andalusien.** 2 Bände. 2½ Thlr.

Mühlbach, Louise, **Erzherzog Johann und seine Zeit.** Volks-Ausg. 4 Abthlgn. 6 Thlr.

Ich erlaube mir hierdurch das gebildete Lesepublikum auf diese interessanten neuen Erscheinungen höflichst hinzuweisen.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Julian Schmidt, | **Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod.** 5. Aufl. I. II. Bd. 5 Thlr. 25 Ngr.

Das rühmlichst bekannte Werk ist in dieser neuen Auflage wiederum ganz durchgearbeitet und mit zahlreichen neuen Forschungen versehen. Es schließt sich unmittelbar des Verfassers „Geschichte des geistigen Lebens von Leibniz bis auf Lessing's Tod" an. Der 3. Band des Werkes wird schnell nachfolgen.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

XXV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 46.

Ausgegeben am 9. November 1866.

Inhalt:

Der deutsche Krieg im Jahre 1866. 2. Der Feldzug des Prinzen Friedrich Karl . . . . . Seite 241
Ein Sittenroman des dreizehnten Jahrhunderts 248
Lübkes Verdienste um die Kunstgeschichte 263
Das Project der Militärhoheit Sachsens über Thüringen von 1848 269
Ein hannov. Jurist über die Auseinandersetzung mit Preußen . . 273
Literatur 280

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Albert Fritsch in Leipzig.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Der deutsche Krieg im Jahre 1866.

2.

Der Feldzug des Prinzen Friedrich Karl.

Der Schluß des vorigen Aufsatzes hatte dargestellt, daß sowohl die östreichische als auch die preußische Macht in zwei ungleichen Theilen aufgestellt war. Benedek mit 186,000 Mann Infanterie, 16,800 Pferden und 544 Geschützen*) gegen Oberschlesien, ihm gegenüber der Kronprinz, die Hauptmacht 92,000 Mann Infanterie, 12,500 Pferde und 348 Geschütze bei Neisse, dazu das Corps Stolberg 7,800 Mann Infanterie, 1,800 Pferde und 6 Geschütze südlich Ratibor unmittelbar an die Grenze bis Oderberg u. s. w. vorgeschoben. Andrerseits der General Graf Clam-Gallas mit 55,000 Mann Infanterie, 5,400 Pferden, 164 Geschützen gegen Sachsen und Niederschlesien, ihm gegenüber zwischen Dresden und Görlitz der Prinz Friedrich Karl mit 106,000 Mann Infanterie, 15,000 Pferden und 426 Geschützen.

Wenn man diese Zahlen einfach vergleicht, so mußte nach dem Gesetz militärischer Gravitation nothwendig derjenige Theil den Gang des Krieges bestimmen, der seine Uebermacht zuerst ins Gewicht legte. Am leichtesten war dies für den Feldzeugmeister Benedek, der mit 186,000 Mann Infanterie gegen nur 100,000 Mann Infanterie des Kronprinzen in Schlesien eindringen und hoffen konnte, den letzteren zu schlagen, ehe Friedrich Karl, der fünfundzwanzig Meilen entfernt vom Kronprinzen stand, heran sein konnte. Benedek hatte mit seinem Corps nur zwölf Meilen bis Neisse zurückzulegen und davon acht noch innerhalb der östreichischen Staaten, also mehr oder minder verdeckt vor den Augen des Feindes. — Ging Benedek mit voller Macht gegen Neisse vor, zog er dabei das Corps Clam-Gallas, das zum Theil östlich von Prag und auch nur zwanzig Meilen von Neisse stand, rasch heran und ließ er gegen Prinz

*) Sechs östreichische Corps und vier Divisionen Cavalerie: 168 östreichische Bataillone = 186,000 Mann Infanterie, 28 Regimenter Cavalerie = 16,800 Pferde und 544 Geschütze.

Digitized by Google

Friedrich Karl nur die Sachsen und einige Cavalerie stehen, so konnte der Kronprinz sich nur dadurch retten, daß er sich auf Friedrich Karl zurück zog und Schlesien zum größten Theil preisgab. Ein moralischer Schlag, der für Preußen mit seiner jungen Armee und in seiner gewagten Unternehmung gegen ganz Deutschland von der höchsten Bedeutung war, und der das Schicksal des Krieges drehen konnte, obgleich die preußische Armee sich so viel besser ergab als die östreichische. Die schlesischen Zeitungen athmeten denn auch vor Beginn des Krieges eine wohlbegründete Sorge vor dem Einfall der östreichischen Truppen. — Daß Benedek den ihm durch die Lage gebotenen Vortheil nicht nutzte, sondern sich vom Feinde bestimmen ließ, war ein großer strategischer Fehler. Die inzwischen bekannt gewordenen Verhandlungen zwischen Bayern und Oestreich beweisen aber, daß letzteres sich verpflichtet hatte, den Angriff abzuwarten, daß Benedek also nicht angreifen durfte. Wie eine Regierung solchen Pakt, der dem Gegner vorweg ein moralisches Uebergewicht giebt, Angesichts eines großen Krieges eingehen kann, ist nur dann erklärlich, wenn man annimmt, Oestreich habe selbst da noch nicht an den Krieg geglaubt, als es Preußen durch den Bundesbeschluß vom 14. Juni terrorisirte. Der Kaiser Franz Joseph, wie die ganze östreichische Armee unterschätzten ihren Gegner vollkommen, wie ja alle wiener Zeitungen, und noch mehr die von Benedek für die Regierung des feindlichen Landes schon vorräthig gedruckten und von den Preußen später gefundenen Proclamationen und Instructionen beweisen. An die Echtheit des von den Zeitungen publicirten benedekschen Armeebefehls vor Beginn des Krieges kann man nicht glauben, er verriethe zu viel Unkenntniß und Ueberhebung.

Benedek überließ also seinen Gegnern die erste Bestimmung des Operationsterrains. Da er es that, mußte er nach den preußischen Aufstellungen, die er doch mehr oder minder genau kennen konnte, ja, die er kannte, wie später aufgefangene Briefe u. s. w. beweisen, die Hauptkräfte gegen den Prinzen Friedrich Karl disponiren. Wenn Benedek seine Armee, statt sie zu theilen, vereinigte und in der Gegend von Pardubitz aufstellte, so wurde der preußischen Armee die Vereinigung auf böhmischem Boden fast unmöglich, der Kronprinz konnte im Angesicht der ganzen östreichischen Armee nicht die schlesischen Gebirge passiren. Schon Friedrich der Große hatte die Richtigkeit dieser Behauptung erfahren. Er hatte wiederholt versucht, auf denselben Wegen, die später der Kronprinz einschlug, in Böhmen einzudringen, während eine andere Armee von Sachsen her demonstrirte, aber vergebens. Die Anlage der beiden Festungen Josephstadt und Königsgrätz allein weisen auf die strategische Bedeutung hin, die man jener Gegend seit den Erfahrungen der schlesischen Kriege beilegte. — Benedek muß geglaubt haben, daß die Preußen durch Oberschlesien, wohin diese demonstrirten, gegen Mähren und Wien vordringen wollten, aber auch dafür

Digitized by Google

geben Friedrich des Großen zahlreiche Feldzüge in diesen Gegenden eine hinreichende Lehre. Hier hat er nie glücklich operirt, Mähren mit der vorzüglich gelegenen bedeutenden Festung Olmütz bietet kein Terrain für den Gebrauch großer Armeen. Böhmen hat immer die großen Schlachtfelder geboten.

Die preußischen Truppen erhielten also den Befehl zur Offensive nach Böhmen, ihnen wurde Gitschin als Vereinigungspunkt von Neisse, Görlitz und Bautzen her gegeben. Der Befehl muß ungefähr den 20. Juni in die Hände der Heerführer gekommen sein, denn um diese Zeit beginnen sie ihre Bewegungen. Von Bautzen und Görlitz hatte Prinz Friedrich Karl circa zwölf Meilen nach Gitschin, der Kronprinz aber von Neisse außer den kolossalen Gebirgspässen zwanzig Meilen. Man durfte ferner überzeugt sein, daß sofort bei Beginn der Bewegungen in den preußischen Armeen, die sich in Sachsen gar nicht, in Schlesien nur wenig geheim halten ließen, auch die Oestreicher sich entsprechend in Bewegung setzen würden. Da nun diese Bewegung der Oestreicher ungemein beschleunigt werden konnte durch die Eisenbahn, an der die Truppen von Brünn bis in die Gegend von Königsgrätz lagen, diese Eisenbahn aber direct an die vom Kronprinzen zu überschreitenden Pässe führte, hier also eine Ueberraschung unmöglich erschien, so war menschlicher Berechnung nach die Vereinigung der preußischen Armeen nur dann möglich, wenn der Prinz Friedrich Karl seine Uebermacht gegen Clam-Gallas voll zur Geltung brachte, in breiter Front und starken Märschen vordringend demselben keine Zeit zur Vereinigung ließ, ihn vor sich hertrieb und durch eine Aufstellung in guter Position vorwärts Gitschin dem Kronprinzen die Defileen frei erhielt.

Doch der Krieg ist ein Wetter, dessen Gang zuweilen durch die geheimsten Tiefen der Menschennatur bestimmt wird, er entzieht sich daher allen abstracten Berechnungen. Fast das gerade Gegentheil trat ein, Prinz Friedrich Karl kam ungemein vorsichtig vor, wir werden ihn seine ganze Armee stets dicht vereinigt halten und stets für seine Flanken besorgt sehen, weshalb er nur langsam marschiren und seinen Gegner nur fechtend vor sich her treiben konnte. Der Prinz schlug erst am 29. bei Gitschin gegen Clam-Gallas, während der Kronprinz bis zu diesem Tage mit drei Corps schon vier feindliche Corps aus dem Felde geworfen, mit dem einen, dem ersten Corps selbst einen Echec erlitten und doch die Elbübergänge, an denen Friedrich der Große oft gescheitert war, erobert hatte. — Ehe wir zu den einzelnen Bewegungen selbst übergehen, sei hier gleich auf den Unterschied hingewiesen, welcher sich in den beiden Heerführern durch die kurzen Tage ihrer Thätigkeit entwickelte. Während Prinz Friedrich Karl in seinen Operationen sowohl, als auch in der Schlacht sich immer concentrirt und frontal bewegt, sehen wir den Kronprinzen immer eine große Front einnehmen, den Feind in der Flanke bedrohen und anfassen, die eigene Rückzugslinie vergessen, die des Feindes immer scharf ins Auge fassen.

Digitized by Google

Die Art des Prinzen Friedrich Karl ist wohl wissenschaftlich richtiger und entspricht der systematischen Schule des Erzherzogs Karl, während der Kronprinz, nur den Erfolg vor Augen, mit seinen Leistungen an die schönsten Thaten aller großen Feldherrn erinnert. Die Behandlung der einzelnen kriegerischen Acte wird dies näher darthun.

Prinz Friedrich Karl hatte am 23. Juni seine Corps (General v. Herwarth war mit der Elbarmee bis zum Eintreffen des Königs seinem Befehl untergeben) bei Zittau und Rumburg an der böhmischen Grenze vereinigt und rückte an diesem Tage Morgens in das östreichische Land ein, ohne vom Feind etwas Anderes als Cavaleriepatrouillen zu treffen. Am 24. standen die Corps bei Reichenberg und Gabel, drei Meilen Front einnehmend. Am 25. hielt die Armee einen Ruhetag, einzelne Abtheilungen, zumal der Elbarmee, die zurückgeblieben waren, näher heranziehend. Graf Clam-Gallas benutzte diese Zeit seinerseits, um unter dem Schutz einer Arrièregardenstellung bei Turnau und Hünerwasser seine längs der Grenze detachirten Brigaden hinter der Iser zu vereinigen. Dieser Ruhetag der preußischen Armee, ehe der Feind erreicht und getroffen war, muß als ein Fehler bezeichnet werden. Er gab den Vortheil der Ueberraschung Preis und gestattete dem Feinde, die eigentliche Angriffslinie zu erkennen. Es war ein doppelter Fehler, da das Vorrücken an den folgenden Tagen um so schwerer war, da die Pässe für den Kronprinzen um so später frei wurden. Am 26. ging Prinz Friedrich Karl mit der ersten Armee gegen Turnau, mit der Elbarmee gegen Hünerwasser vor und kam an beiden Orten zum ersten Kampf in diesem Feldzuge. Die Division Horn, welche die Avantgarde der ersten Armee hatte, traf bei Liebenau nördlich Turnau auf die feindliche Arrièregarde. Das Gefecht beschränkte sich auf einen kurzen Artilleriekampf, unter dessen Schutz sich die Oestreicher hinter die Iser zurückzogen, Turnau dem Gegner ohne Gefecht preisgebend.

General v. Schöler mit der Avantgarde der Elbarmee nahm in raschem Anlauf das leicht besetzte Hünerwasser und ging den von Münchengrätz mit mehren Bataillonen vordringenden Oestreichern entgegen. Diese stürmten mit dem Bajonnet muthig heran, aber ein kurzes Schnellfeuer brachte sie nach bedeutenden Verlusten sehr rasch zurück. General v. Schöler schob seine Spitzen gegen Münchengrätz vor, was von den Oestreichern stark besetzt war.

Prinz Friedrich Karl hatte die Iserlinie erreicht und bei Turnau bereits überbrückt. Er stand nur noch drei Meilen von dem südöstlich gelegenen und als Ziel gesteckten Gitschin; er glaubte aber nicht eher dorthin sich dirigiren zu können, als bis er die Iserlinie ganz besetzt und den Feind von Münchengrätz vertrieben hätte. Den General v. Herwarth, der dort, wie sich später ergab, mit Uebermacht stand, mochte er nicht für hinreichend erachten. Der Prinz dirigirte auch die erste Armee dorthin und ließ damit die große Aufgabe über

Digitized by Google

dem Nächsten aus dem Auge. General v. Horn mußte noch am 26. seine Truppen rechtsweg gegen das halbwegs nach Münchengrätz gelegene Podol dirigiren. Die Spitzen unter General v. Bose gingen, als sie Abends gegen 8 Uhr bei Podol ankamen, sofort zum Angriff vor und trafen hier auf die als „eiserne" Brigade von Schleswig her bekannten sieben Bataillone des General Gondrecourt. Die Preußen, nur zwei Bataillone stark, konnten trotz aller Energie kein Terrain gewinnen, bis General v. Bose mit noch zwei Bataillonen herankam und nun rasch in dem Ort aufräumte. Bei hellem Mondschein hatte der Kampf in den Straßen gewüthet, um Mitternacht waren die Preußen Herrn des Kampfplatzes und hatten 500 Gefangene gemacht.

Den 27. Juni verwandte Prinz Friedrich Karl wiederum dazu, die ganze Armee gegen Münchengrätz zu concentriren. Am 28. griff er die Oestreicher in der dort genommenen Stellung, die nur eine Meile von der am 26. genommenen Linie lag, an. — Die Oestreicher hatten die ihnen gewährte Ruhe benutzt, um die durch den Muskyberg, ein steiles Felsplateau, beherrschte und in der Front durch die scharf eingeschnittene Iser gedeckte Position einzurichten. Da aber bei Podol schon der Uebergang der Iser verloren war, Prinz Friedrich Karl über mehr als doppelte Kräfte disponirte, den Gegner von allen Seiten angriff und die preußische Infanterie den Muskyberg, wie schon erwähnt, auf einem steilen Felspfad in den Rücken nahm, so wichen die Oestreicher nach kurzem aber scharfem Gefecht der Umarmung des Gegners aus und zogen sich gegen Gitschin zurück. Die Preußen verloren 97 Mann, die Oestreicher allein an Gefangenen 1,500 Mann. — Prinz Friedrich Karl schob nunmehr am 30. den General v. Herwarth noch weiter nach Westen, die Iser hinunter gegen Jung-Bunzlau, wo aber kein Feind war, während die erste Armee den Befehl hatte, den Oestreichern auf Gitschin in der Art zu folgen, daß das vierte Armeecorps, welches bei Münchengrätz gefochten hatte, in die Arrièregarde kam, das zweite und dritte Corps aber von Turnau und Podol her die Tête nahmen.

Graf Clam-Gallas hatte bei Gitschin seine gesammten Streitkräfte vereinigt und beschloß in dieser Stellung sich zu setzen, um den von Süden heranrückenden Corps Benedeks die Zeit zu verschaffen, zunächst den Kronprinzen in den Defileen anzugreifen und zu schlagen. Prinz Friedrich Karl, der bis dahin immer vereinigt gewesen war, hatte sich für den Tag, wo er zuerst in die Richtung überging, welche ihm vorgeschrieben war, und die ihn gegen die ganze benedeksche Armee führte, getheilt. Der Prinz war aber immer noch stärker wie sein Gegner und die beiden Têten, Divisionen des zweiten und dritten Corps, Werder und Tümpling, genügten, um die vereinigten Kräfte des Grafen Clam-Gallas aus ihrer festen Stellung zu vertreiben.

Die Oestreicher hatten ihre Stellung eine Meile nördlich und nordwestlich

Digitized by Google

von Gitschin genommen, eine Brigade auf der Straße nach Münchengrätz und Podol, der Rest aber, vier Brigaden Oestreicher und eine Division Sachsen auf der Straße von Turnau; eine Division Sachsen in Reserve hinter Gitschin. Es liegen uns außer verschiedenen preußischen Relationen von dem Gefecht ein östreichischer und ein sächsischer Bericht vor. Aus dem ersteren sei hier folgende Stelle wörtlich wiedergegeben: „Es ist merkwürdig und für die Art unserer Kriegführung im Norden bezeichnend, daß die preußische Taktik, dem Gegner gleichzeitig in Flanke und Rücken zu fallen und ihn da, wo er am schwächsten ist, stets mit Uebermacht anzugreifen, bei jedem, wenn auch noch so kleinen Gefecht dieses Feldzugs ungehindert durchgeführt werden konnte. Was vermochte auch die glänzendste Tapferkeit ꝛc. gegen die überlegene Manövrirkunst, die bessere Führung und die weit vorzüglichere Schußwaffe auszurichten?"

Die Corps des Prinzen Friedrich Karl waren erst spät aufgebrochen und erreichten erst nach 5 Uhr die feindlichen Spitzen. Um 6 Uhr begann das Gefecht, das sich von Seiten der Division Tümpling um den Besitz zweier das Terrain beherrschenden Höhen drehte. Die von den östreichischen Truppen besetzte westliche Höhe ging nach 1½ Stunden verloren, während die Sachsen sich auf ihrem rechten Flügel behaupteten; durch das Zurückweichen der Oestreicher aber und zumal durch das siegreiche Vordringen der Division Werder gegen die eine, ganz im Westen stehende Brigade Ringelsheim, wodurch Gitschin und die Rückzugslinie bedroht ward, wurden auch die Sachsen gezwungen, zurückzugehen. Der sächsische Bericht sagt, daß noch hinreichend Reserven zur Hand gewesen seien, daß aber um ½9 Uhr ein Befehl Benedeks eingetroffen sei, größeren Gefechten auszuweichen und sich auf die Hauptarmee zurückzuziehen. Wäre das richtig, so hätte das siegreiche Vorgehen des Kronprinzen dem Prinzen Friedrich Karl die Wege geöffnet, während es grade umgekehrt beabsichtigt war. Die Entscheidung des Gefechts aber hat der Befehl Benedeks keinenfalls bestimmt, die Preußen drangen auf dem östreichischen linken Flügel so entschieden vor, daß die Sachsen jedenfalls zurück mußten. Sie vertheidigten ihren Rückzug sehr brav und erreichten ganz geordnet Gitschin, in welches die Division Tümpling gegen 10 Uhr fechtend eindrang. Es kam in der Dunkelheit hier noch zu einem mörderischen Straßenkampf, als dessen Resultat dem Sieger eine große Zahl von Gefangenen zufiel. Die Preußen verloren an diesem Tage 1,276 Mann, machten gegen 2,000 Gefangene und nahmen 12 Geschütze. Aus dem Gefechte sei noch erwähnt, wie der östreichische Berichterstatter einmal erzählt, daß mehre Bataillone gegen ein preußisches in Compagniecolonnen mit Tirailleurs entwickeltes Bataillon vorgingen, durch deren Schnellfeuer aber zur Flucht gezwungen worden seien und daß ein ander Mal der berühmte Reitergeneral Edelsheim gegen preußische Linien, wie einst gegen die Franzosen bei

Digitized by Google

Magenta, stürmend vorgegangen sei, dabei aber keinen preußischen Mann von seinem Fleck getrieben, sondern vor dessen barbarischem Feuer Kehrt gemacht habe.

Die glänzenden Erfolge, welche die Division Tümpling in dem Gefecht gegen einen übermächtigen Gegner errungen, hatten entschieden ihre Thatkraft angespornt und sie veranlaßt, noch in der Nacht den Gegner in Gitschin anzugreifen und sich als Lohn der Arbeit ein Unterkommen und etwas zu essen zu verschaffen. Die Division Werder, welche einen schwächeren Gegner regulär vor sich her getrieben, machte mit dem Beginne des Abends Halt und fand höchst überrascht am andern Morgen den Feind nicht mehr, wohl aber den Freund vor sich. — Am 30. Juni rückte Prinz Friedrich Karl mit der ganzen ersten Armee durch Gitschin und schob seine Vorposten bis Horic oder Horsitz, während General v. Herwarth den Befehl erhielt, von Jung-Bunzlau aus nach Liban wieder auf den rechten Flügel heranzukommen. Am 1. und 2. Juli concentrirte der Prinz seine sämmtlichen Truppen in die Linie Horsitz-Smidar und eröffnete die Verbindung mit dem Kronprinzen, der am 30. Juni sich ebenfalls Gitschin genähert hatte.

In den Tagen des 30. Juni, 1. und 2. Juli hatte Prinz Friedrich Karl ungefähr drei Meilen zurückgelegt und dabei seinen Truppen die so nothwendige Ruhe gegönnt. Die Armee hatte vom Ueberschreiten der Grenze an bis Horsitz, vom 23. Juni bis 2. Juli, also in zehn Tagen zwar nur eine Entfernung von 13 Meilen zurückgelegt, aber sie war doch viel marschirt, war die ganzen Tage unterwegs gewesen und hatte oft Mangel an Verpflegung gelitten, einmal, weil nicht die gerade Linie innegehalten war und weil bei der Anhäufung der Truppen auf derselben Straße diese nicht vorwärts und die Proviantcolonnen von hinten nicht vor konnten, die Gegend selbst aber zur Ernährung der Massen nicht hinreichte. Am 2. Juli traf der König in Horsitz ein und übernahm den Befehl über die Elb-, erste und zweite Armee.

Im nächsten Aufsatz wollen wir den Kronprinzen auf seinem beschwerlichen, aber ruhmreichen Wege bis hierher begleiten.

Digitized by Google

Ein Sittenroman des dreizehnten Jahrhunderts.

Noch ist es so lange nicht her, daß das Studium der provenzalischen Literatur und Sprache mit einigem Erfolg betrieben wird. Nachdem die wenigen Versuche des sechzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts theils zu keinem auch nur vorläufigen Abschlusse geführt hatten, theils unbeachtet geblieben waren, gelang es im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zuerst der rastlosen Thätigkeit Raynouards, jenem Studium zur Anerkennung seiner Bedeutung innerhalb der modernen Wissenschaft zu verhelfen und durch Veröffentlichung von Quellen und Hilfsmitteln zu deren Verständniß Andere zur Weiterführung des von ihm Begonnenen zu veranlassen, wenn auch ihre Zahl in Frankreich immer noch eine verhältnißmäßig geringe geblieben ist. August Wilhelm von Schlegels Buch führte Raynouards erstes Werk schon zwei Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes in Deutschland ein, wo schon im folgenden Jahrzehnt Friedrich Diez seine zwei die Dichtung und das Leben der Trobadors behandelnden Werke herausgab und kurz darauf die provenzalische Sprache im Zusammenhange mit ihren Schwestern so sorgfältig und mit so eindringendem Verständnisse ihres Baues darstellte, wie es einzig nach seinen umfassenden Forschungen auf den Gebieten näher und ferner verwandter Sprachen und Mundarten, einzig bei der Unbefangenheit seines durch keine vorgefaßte Meinung beirrten Urtheils möglich war. Wenige, aber eifrige Forscher haben seither in Deutschland, vorzugsweise durch Herausgabe von Denkmälern, zur Förderung der Kunde von provenzalischer Literatur und Sprache mitgewirkt; ja man hat durch metrische Uebersetzungen auch weiteren Kreisen die südfranzösische Dichtung des Mittelalters nahe zu bringen versucht (Kannegießer, Geibel, Heyse haben die von Diez gegebenen mustergiltigen Uebertragungen um manche schöne Leistung vermehrt) und in zerstreuten Aufsätzen verschiedener Art jenen Sängerstand behandelt, von welchem man sich denn doch leicht falsche Vorstellungen machen könnte, wenn man sich denselben aus lauter solchen Leuten bestehend dächte, wie Uhland in seinem Rudel und Bertran von Born sie darstellt. Beinahe ausschließlich sind die zuletzt angeführten Arbeiten dem provenzalischen Minnesang gewidmet, während die erzählenden Dichtungen daneben sehr zurücktreten; und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß diese Bevorzugung sich leicht rechtfertigt. Ward doch schon unter dem Publikum, an welches alle provenzalische Dichtung sich wandte, die Lyrik weit höher geschätzt, so zwar, daß z. B. der Trobador diesen Namen nur trug insofern er Lyriker war, daß die zeitgenössischen Nachrichten vom Leben der provenzalischen Dichter nur der

Digitized by Google

Minnesinger Erwähnung thun und auch nicht eine epische Dichtung nennen, daß was uns in wenigen Handschriften von erzählenden Dichterwerken erhalten ist, neben der Fülle der nordfranzösischen volksthümlichen und höfischen Epik beinahe verschwindet. Genug Umstände weisen darauf hin, daß manche epische Werke auch in Südfrankreich entstanden sind, aber die höhern Stände, deren Theilnahme allein die Erhaltung literarischer Denkmäler durch die Schrift sichert, müssen dieselben in ihrer Eingenommenheit für den formvollendeten, dagegen nicht eben gedankenreichen Minnesang unbeachtet gelassen und sich dazu bequemt haben, die nationale Sage und den ritterlichen Roman, welche beide ihrem Inhalte nach unzweifelhaft auch im Süden geläufig gewesen sind, in nordfranzösischem Gewande bei sich aufzunehmen. Thut man somit nur, was die Provenzalen selber thaten, wenn man ihrer Lyrik in erster Linie die eigne und Andrer Aufmerksamkeit zuwendet, so wird man damit zugleich auch dem Standpunkte der allgemeinen Literaturgeschichte gerecht, welche der erzählenden Dichtung der Provenzalen eine ganz untergeordnete Stellung anweisen muß, während die Lyrik schon wegen ihrer befruchtenden Wirkung auf Spanien, Italien, Nordfrankreich und Deutschland auf Beachtung Anspruch zu machen hat.

Es sei vergönnt, an dieser Stelle einmal auf ein Denkmal der provenzalischen Epik hinzuweisen, das erst in jüngster Zeit der Wissenschaft in relativer Vollständigkeit zugänglich geworden ist, auf den von Raynouard und von dem neuen Herausgeber, Herrn Paul Meyer in Paris, nach dem Namen der weiblichen Hauptperson „Flamenca" betitelten Roman. Raynouard hat ihn zuerst durch Angabe seines Inhaltes und Abdruck von etwa einem Achtel des provenzalischen Textes bekannt gemacht, Herr Meyer im Jahre 1865 das ganze Werk, begleitet von einer französischen abkürzenden Uebersetzung und einem Glossare herausgegeben. Das ganze Werk, soweit bei der Unvollständigkeit der einzigen bekannten Handschrift davon die Rede sein kann; dieser in Carcassonne aufbewahrten Handschrift fehlt nämlich der Anfang, ein wohl nicht sehr umfangreiches Stück, ferner der Schluß, über dessen Ausdehnung sich nichts auch nur Wahrscheinliches behaupten läßt, und in der Mitte zeigt sie verschiedene Lücken, von denen indessen nur eine uns einen wesentlichen Theil der Handlung vorenthält. Was man „Rettung" zu nennen pflegt, wird hier nicht beabsichtigt; es soll nichts gepriesen werden, dessen Werth bisher bestritten oder bezweifelt wurde; keinen Dichternamen wollen wir der leicht vergessenden Welt ins Gedächtniß zurückrufen, schon weil wir nicht wissen, wem wir „Flamenca" verdanken; auch dem Werke soll kein Kranz gespendet werden. Wir haben es mit ihm zu thun als mit einer Erscheinung, welche für die Welt, aus der sie hervorgegangen, in verschiedenster Hinsicht bezeichnend ist, und an welcher sich die mancherlei Seiten, von denen die Geschichte im weitesten Sinne sich an ihre Ausbeutung machen kann, mit Leichtigkeit nachweisen lassen.

Digitized by Google

Graf Guido von Nemours genehmigt, nachdem er sich mit seinen Rittern und seinem Weibe darüber berathen, die Bewerbung Archimbalds, des Herrn von Bourbon, um die Hand seiner Tochter Flamenca. Archimbald reist, sobald er es erfährt, zu seiner ihm noch unbekannten Braut und ihren Eltern, und es wird an dem Hofe von Nemours aus Anlaß der Hochzeit ein glänzendes Fest gegeben. Darauf eilt er zurück, um seiner Gemahlin würdigen Empfang zu bereiten. Der König, den er dazu geladen, geleitet Flamenca in ihre neue Heimath, überhäuft sie aber dermaßen mit Aufmerksamkeiten, daß die Eifersucht der mit anwesenden Königin rege wird. Sie äußert gegen Archimbald ihre Muthmaßung eines Einverständnisses zwischen dem König und der Neuvermählten, und er, so wenig er es eingestehen will, schenkt ihr Glauben; ja so fest ist bald seine Ueberzeugung von der Untreue der arglosen Gattin, daß, nachdem die Festlichkeiten vorüber und die Gäste alle verreist sind, er ein ganz andrer wird, der frühern frohen Ritterlichkeit des Sinnes und der Lebensweise vergißt und durch seine offen zur Schau getragene Eifersucht sich zum Gespötte der Leute macht. Er hält Flamenca sammt zweien ihrer dienenden Fräulein in strengstem Gewahrsam, so zwar, daß er selbst ihnen die nöthige Speise an ein Fensterchen des Gefängnißthurmes bringt, in der Kirche, welche er an allen Sonn- und Feiertagen mit seiner Gemahlin besucht, ihr einen Bretterverschlag mit schmaler Oeffnung als Platz anweist und auch in die berühmten Bäder des Ortes sie nur zur größten Seltenheit und mit äußerster Vorsicht führt. — Zwei Jahre dauerte dies qualvolle Leben. Um dieselbe Zeit lebte in Burgund ein Ritter, den Natur und Erziehung mit allem ausgestattet hatten, was einem Jüngling von hohem Stande zur Zierde gereicht, und welcher Wilhelm von Nevers hieß. Noch kannte er die Liebe nur vom Lesen der Schriftsteller, die von ihr handeln; da er aber wohl wußte, daß sie ein Erforderniß ritterlicher Jugend sei, so folgte er der Aufforderung der Frau Minne, sein Herz der unglücklichen Flamenca zu schenken, von deren Lobe jedermann voll war. — Er reist nach Bourbon, steigt daselbst in der Herberge des Badewirthes Peter Guido ab, welchen er durch seine Freigebigkeit bald ganz für sich einnimmt, und erhält ein Zimmer angewiesen, von dessen Fenster er den Thurm vor Augen hat, darin der Gegenstand seines Sehnens weilt. In der Kirche, welche er am ersten Sonntag nach Ostern, dem Tage nach seiner Ankunft, besucht, erblickt er Flamenca zum ersten Male, ohne jedoch von ihr bemerkt zu werden oder sie anreden zu können. Er beweist bei diesem Anlaß eine seltene Vertrautheit mit allen kirchlichen Uebungen und ungewöhnliche Geschicklichkeit im Kirchengesang, welches beides ihm in der Folge sehr zu Statten kommt. Der Knabe Nikolas, welcher dem Priester in den Verrichtungen seines Amtes beisteht und nach der Messe den Versammelten den Segen giebt, indem er dieselben eine Stelle seines Psalmbuches küssen läßt, macht unsern Verliebten überglück-

Digitized by Google

lich, da er ihm die Stelle zeigt und damit möglich macht, das Blatt, welches Flamencas Lippen berührt haben, gleichfalls tausendmal an den Mund zu drücken. Im Traume der folgenden Nacht erscheint ihm die Geliebte und giebt ihm, nachdem sein Flehen ihr Herz gewonnen hat, selbst den Rath, der Stellvertreter des jugendlichen Ministranten zu werden, welcher auch ihr in der Kirche den Segen zu geben pflegt, weil er so bei jedem Zusammentreffen in der Kirche wenigstens ein Wort unbemerkt zu ihr sprechen könne, und macht ihn ferner darauf aufmerksam, daß es ihm ein Leichtes sein werde, zwischen seiner Kammer und dem Baderaume, den sie in Peter Guidos Hause zu besuchen pflege, einen unterirdischen Weg herzustellen, auf welchem er zu ihr gelangen möge. Wilhelm schreitet zur Ausführung. Der Priester Justin, den er wie den jungen Kirchendiener durch Einladungen und Geschenke für sich gewonnen hat, willigt gern in die Entfernung seines Gehilfen, welchen der freigebige Ritter für zwei Jahre auf die Schule von Paris schickt, und in die Vertretung desselben durch Wilhelm, der ihn glauben macht, er gehöre bereits dem geistlichen Stande an und beabsichtige zur Erfüllung seiner lange versäumten kirchlichen Pflichten zurückzukehren. Nicht minder dienstbeflissen erweist sich der Wirth; er räumt ihm, damit er ganz ungestört der Pflege seiner Gesundheit leben könne, willig auf einige Zeit das ganze Haus ein. Wilhelm benutzt diese Frist, um durch herbestellte Werkleute den unterirdischen Gang graben zu lassen, und sein geistliches Amt, um sich mit Flamenca zu besprechen. Am nächsten Sonntag nämlich flüstert er, während er ihr das Psalmbuch zum Kusse reicht, ihr zu: Weh mir! Sie vernimmt es wohl, und beim folgenden Zusammentreffen fragt sie, wie sie es inzwischen in langer Berathung mit den treu ergebenen Dienerinnen ausgemacht hat, mit nicht geringerer Vorsicht: Was klagst? Auf diesem Wege kommt im Verlaufe von drei Monaten, da nur Sonn- oder Feiertage Gelegenheit zum Wiedersehn geben und die Kürze desselben kaum mehr als zwei Sylben zu sprechen gestattet, folgendes Gespräch zu Stande: Weh mir! — Was klagst? — Ich sterb. — Vor was? — Vor Lieb. — Für wen? — Für euch. — Was thun? — Heilt mich. — Doch wie? — Mit List. — Sorg denn. — Gesorgt! — Und wie? — Ihr geht. — Wohin? — Ins Bad. — Und wann? — Recht bald. — Es sei! —

So kommt es denn endlich zu einer ungestörten Zusammenkunft und, da Flamenca durch Vorgeben einer Krankheit ihren Gatten bestimmt, häufige Gänge ins Bad zu erlauben, zu mehrern. Und wenn auch Archimbald sie jedesmal ins Haus Peter Guidos geleitet, so bemerkt er doch von der mit einer Steinplatte bedeckten Mündung jenes verborgenen Weges trotz alles Spähens nichts und läßt die Ungetreue bald mit ihren Dienerinnen allein; diese selbst werden dann durch zwei Untergebene Wilhelms, welche dieser in sein Geheimniß gezogen und in die Badestube mitgebracht hat, so angenehm in Anspruch ge-

Digitized by Google

nommen, daß sie es keineswegs bedauern, wenn ihre Herrin sie allein läßt und dem Geliebten in seine Kammer folgt. Vier Monate vergehn über diesen Zusammenkünften. Endlich verlangt Archimbald von Flamenca eine Erklärung ihres so überraschend heiteren Wesens und der immer geringschätziger gewordenen Behandlung, welche er von ihr erfährt. Sie rügt seine lästige Eifersucht und schwört ihm zuletzt, sie werde, wofern er ihr volle Freiheit gewähre, ihre Unschuld grade so gut hüten, als er dieselbe bisher gehütet habe. Es scheint, Archimbald läßt sich durch diesen Eid bestimmen, nunmehr einen ganz verschiedenen Weg einzuschlagen; wenigstens finden wir ihn, wo die Erzählung nach einer an dieser Stelle ganz besonders zu bedauernden Lücke der Handschrift weiter geht, voll Lebenslust und ritterlichen Unternehmungsgeistes und Flamenca in völliger Freiheit. Sie schickt nun auch ihren Freund in das weltliche Treiben zurück, in welchem sein Stand ihm einen Platz anweist und er um seiner Vorzüge willen überall gern gesehn ist. Archimbald macht seine Bekanntschaft, gewinnt ihn lieb und ladet ihn zu einem großen Turniere ein, das er in Bourbon veranstaltet. Wilhelm nimmt natürlich an; das Vertrauen seines Freundes, den er durch Vorgeben einer Neigung für eine andre Dame täuscht, gestattet ihm den Verkehr mit Flamenca ohne alle Einschränkung, und er zeichnet sich wie vorher überall so auch bei dem Turniere in Bourbon aus, in dessen Schilderung die Handschrift abbricht, während der Roman sich vielleicht noch weit hin fortgesponnen hat.

Da der Anfang sowohl als der Schluß der Dichtung uns nicht erhalten sind, an welchen beiden Stellen mittelalterliche Erzähler sonst wohl ihren Namen anzubringen pflegen, auch keine anderweitige bezügliche Angabe sich bis heute gefunden hat, so sind wir über die Person des Verfassers durchaus im Ungewissen. Nicht so ganz über die Zeit, da er geschrieben. Seine beiläufig eingeflochtenen Klagen über den Verfall des glänzenden Hoflebens früherer Zeiten, seine weitgehende Neigung zu allegorischer Personification, seine Vertrautheit mit nordfranzösischen geographischen Verhältnissen und mit Romanstoffen, welche uns nur in nordfranzösischer Bearbeitung bekannt sind, auch seine Sprache, in welcher mehrfach das Streben nach Durchführung einer unorganischen Analogie an der Stelle einer organischen Anomalie sich kundgiebt und die Häufung der Diminutiven so unangenehm wie etwa bei Apulejus auffällt, dies alles spricht für die Entstehung des Werkes in jener Zeit, wo der Glanz der provenzalischen Dichtung bei aller Thätigkeit der Theoretiker zu erbleichen begann, während im Norden Frankreichs höfische Kunst in höchster Blüthe stand, kurz im dreizehnten Jahrhundert. Raynouard hat auch darauf aufmerksam gemacht, daß des Frohnleichnamsfestes in dem Festkalender, welchen das Gedicht uns darbietet, nicht

Digitized by Google

gedacht wird, und daraus geschlossen, der Verfasser habe vor 1264, dem Zeitpunkte der Einsetzung jenes Festes geschrieben; mir scheint mit Recht; denn angenommen auch, der Dichter habe die Handlung ins zwölfte Jahrhundert versetzt, so würde er doch kaum jenes hohe Fest unerwähnt gelassen haben, wenn es zu seiner Zeit schon bestanden hätte; er würde ohne Zweifel auch diese Gelegenheit benutzt haben, seine Schulbildung und zugleich den Unterschied zwischen Einst und Jetzt ins gehörige Licht zu stellen.

Gleich sehr wie der Mangel an Angaben über die Person des Verfassers ist der Mangel jeglichen Zeugnisses über das Werk zu bedauern. Ob Flamenca viel gelesen und wie der Roman von den Gebildeten jener Zeit aufgenommen wurde, wir wissen es nicht; kein Minnesinger nimmt den Wilhelm als Bild für seine Liebe, keiner zählt unser Gedicht unter denen auf, deren Kenntniß von einem tüchtigen Spielmann zu fordern ist.

Suchen wir von uns aus ihm die Stelle anzuweisen, die ihm gebührt. Unter den uns erhaltenen Resten erzählender provenzalischer Dichtung, unter welchem Namen die Reimchronik und die Legende hier nicht begriffen sind, steht Flamenca ziemlich vereinzelt. Flamenca ist einmal nicht volksthümliche Dichtung, wie die altehrwürdige Chanson de geste von Girart von Rousillon oder die aus dem Französischen übertragene von Ferabras, aber auch nicht ein Ritterroman voll merkwürdiger Abenteuer, wie der von Jaufre oder der noch wenig bekannte von dem ritterlichen Freundespaar Blandin und Guillot. Am meisten Verwandtschaft zeigt unser Gedicht noch mit der Gattung der Novas (Erzählungen), obschon sein Umfang, der übrigens weniger von der Fülle der Ereignisse als von der Weitschweifigkeit der Darstellung herrührt, ihm auch innerhalb dieser Anspruch auf besondere Hervorhebung giebt. Die Novas selbst sind verschiedener Art; denn die Gattungsnamen der provenzalischen Aesthetik begreifen Arten, welche nach unserem Urtheil nur sehr unwesentliche Merkmale mit einander gemein haben. Einige sind Allegorien in der Form der Erzählung, wie z. B. die (unvollständig erhaltene) des Peire Guillem, in welcher der Dichter berichtet, wie er bei einem Ritt im Sommer zwei Paaren, einem Ritter und einer Dame, einem Knappen und einem Dienstfräulein begegnet, die sich im Verlaufe des Gespräches als Liebesgott und Gnade, Treue und Schamhaftigkeit zu erkennen geben und ihm auf manche Fragen allgemeiner und persönlicher Natur Rede stehen; oder jene andere eines Ungenannten, welcher sein Werk romans nennt und darin eine Schilderung der Residenz des Liebesgottes auf dem Parnassus giebt und von einer Besprechung desselben mit seinen versammelten Untergebnen, Lust, Geselligkeit, Kühnheit u. s. w. Bericht erstattet. Andere Gedichte der Gattung Novas sind dagegen förmliche Novellen in Versen, wie die Anekdote, welche Raimon Vidal in seine ihrerseits wieder novellistisch eingekleidete Darstellung des Verfalls der provenzalischen Dichtkunst eingefügt

Digitized by Google

hat, oder der Schwank von der Bestrafung des Eifersüchtigen von demselben Raimon Vidal, das Mährchen vom Papagei und das Minnegericht, welches letztere übrigens doch auch die Erzählung eines höchst dürftigen Vorganges beinahe nur als Stütze braucht, die ein Gefüge von Untersuchungen über Liebesrecht und von Citaten aus vielen Trobadoren zu tragen bestimmt ist.

Bei der Feststellung des ästhetischen Werthes, welchen Flamenca haben mag, gedenken wir uns nicht lange aufzuhalten; die oben gegebene Uebersicht über den Inhalt würde auch nicht genügen, den Leser zu einem Urtheil über unser Urtheil zu befähigen; denn das Gedicht ist durchaus nicht etwa blos eine in Verse gebrachte Darstellung der dort zusammengestellten Begebenheiten, und nicht die Erfindung derselben ist das, worauf der Verfasser ohne Zweifel das meiste Gewicht legte, wodurch er dichterischen Ruhm zu erlangen und seine Leser zu ergötzen gedachte. Was in seinen eigenen Augen seinem Werke Werth verlieh, das ist die breite Ausführung des Einzelnen, die Schilderung der Leidenschaften in ihren sichtbaren Wirkungen oder noch lieber in den umfangreichen Selbstgesprächen der von ihnen Ergriffenen, das Eingehen auf alle Umstände der Begebenheiten, auf die Details der glänzenden Feste, der Turniere und der Gastmähler, auf die Bestandtheile des Anzuges der Hauptpersonen, das ist ferner die breite Vollständigkeit in der Wiedergabe der Formen des geselligen Verkehres, der bei Begegnung und Abschied üblichen Reden und ähnlicher Dinge, und endlich noch die Entfaltung einer vielseitigen Gelehrsamkeit, welche sich bald in Hinweisungen auf Schriften des Alterthums, bald in Aufzählung von Dichterwerken der neuern Zeit, bald in etymologischen Tifteleien kundgiebt. Und in der That eine reiche Bildung, sowohl höfische als literarische, im Sinne seiner Zeit läßt sich dem Dichter der Flamenca nicht absprechen. Was in ritterlicher Gesellschaft der gute Ton erfordert, ist ihm nicht minder geläufig als die ganze Summe der Gedanken, in welchen sich seine Collegen vom lyrischen Fache bewegen. Auch ihm erscheint Minne als eine Lehnsherrin, die von jedem Menschenkinde einen Tribut zu fordern habe und die Verweigerung desselben ohne Nachsicht ahnde; in Tüchtigkeit sieht er eine sammt ihrem Gefolge durch Schlechtigkeit des Landes verwiesene Fürstin; Kleinlichkeit und Habgier besprechen sich an einer Stelle mit einander, so gut wie anderswo die Augen des Helden mit seinen Ohren, sein Mund mit seinem Herzen; ja der Thurm, der Wilhelms Geliebte umfängt, wird an einer Stelle von dem Schmachtenden angeredet: „Herr Thurm, schön seid ihr auswendig; doch müßt ihr wohl von innen reiner und lichter sein.“

Unser Dichter bewegt sich gern in Spitzfindigkeiten, wie sie sonst bei Erzählern selten vorzukommen pflegen; zwar daß er die in der Ecke der Kirche ihrer Andacht hingegebene Flamenca eine Sonne nennt, rechnen wir noch nicht dahin; wenn er aber sagt, die wirkliche Sonne habe zu jener betenden Sonne

Digitized by Google

einen Strahl gesandt, und wäre das Wölkchen nicht gewesen, das die Stirnbinde Flamencas bildete, dann hätte diese zweite Sonne genügt, den dunkeln Winkel zu erhellen, so überschreitet er denn doch die Grenzen des guten — wir wollen einstweilen nur sagen Erzählerstiles. Beinahe unverständlich wird er an einer andern Stelle, wo er die zwei Seiten, die er an der Minne findet, einander gegenüberstellt, ohne sich der Anwendung eines und desselben Wortes für die zwei Gegensätze zu enthalten: „Minne sogar hilft nicht gegen Minne; denn wenn Minne gegen Minne hülfe, so liebte ja niemand wie ich und Minne müßte mir wohl helfen und gegen Minne beistehn," und es thut wahrlich Noth, daß er erklärend fortfährt: „Denn Minne ist das Uebel, daran man leidet, und Minne ist das, wodurch das Uebel hervorgebracht wird" (etwa: Liebesschmerz und Liebessehnsucht). Ein ander Mal drückt er den Gedanken, daß Wilhelm „einsam nicht alleine", dagegen inmitten fröhlicher Geselligkeit vereinsamt gewesen sei, mit einem ziemlich ausgesponnenen Wortspiel aus, dessen Elemente solatz (Unterhaltung, Gesellschaft) nebst der Ableitung solassat und andererseits sol (allein) mit der Ableitung asolat sind. Den Archimbald nennt er irgendwo gilos marrit, den bekümmerten Eifersüchtigen, und fügt bei: „wenn ihr wollt, so nennt ihn marit gilos, den eifersüchtigen Ehemann;" und bald darauf spielt er mit dem zweideutigen mal traire, dessen Sinn das eine Mal „schlecht schließen", das andere Mal „unglücklich sein" (eigentlich: „Leid schleppen") ist. Er verbreitet sich mit Gründlichkeit über die Frage, ob es für Liebende höhere Wonne sei, sich in die Augen zu schauen oder sich zu küssen, und kommt dabei zum Schlusse, die Augen seien die treueren Vermittler beim Liebesaustausch, da sie nicht wie der Mund etwas von dem Empfangenen für sich behalten, sondern es ungeschmälert zum Herzen gelangen lassen, wogegen dem Kusse als der Bestätigung der innerlich gefühlten Liebeslust ebenfalls eine gewisse Berechtigung zugesprochen wird. Der Liebende, lehrt unser Dichter anderswo, soll fester sein denn Diamant; das ist schon an den Namen für beide zu beweisen (aman und aziman). Aziman ist ein zusammengesetztes Wort; es ist gleich aman mehr zi; auch das lateinische adamas, aus welchem jenes entstanden, zerfällt in ad und amas. Aman dagegen ist einfach, unzerlegbar. Nun aber ist alles Zusammengesetzte vergänglich, das Einfache besteht, wie denn Hinfälligkeit das Loos aller irdischen Dinge ist, während die Elemente, aus welchen sie gebildet sind, ewig dauern; also ist auch ein Liebender (aman) fester als ein Diamant (aziman); was zu beweisen war.

Von eigenthümlicher Wirkung sind in dem sonst ernsthaft gehaltenen Ganzen vereinzelte scherzhafte Ausdrücke und ironische oder satirische Ergüsse. Dahin gehört z. B. die Redensart van jugar a taula messa für „sie gehn zu Tische"; jugar a taula bedeutet nämlich „das Brettspiel spielen", taula messa aber ist der „gedeckte Tisch". Dahin die drollige Hyperbel, Wilhelm habe seines Glöckner-

Digitized by Google

amtes so trefflich gewartet, daß selbst der Thurm und das Münster sich darob verwundert hätten. Dahin ferner die Auslassung über die vielberührte Unfähigkeit der Frauen, der Schönheit anderer Evastöchter gerecht zu werden. Flamencas Liebreiz erzwingt sich die Bewunderung aller anwesenden Damen; und, sagt der Dichter,

Wenn Frauen ihre Schönheit rühmen,
So zweifelt nicht, daß schön sie sei;
Denn auf der Welt giebts keine drei,
Bei denen volle Schönheit sehn
Die andern, und drin einig gehn.
Sie sagen: „Wir verstehn uns, wir,
Auf Frauenschönheit, doch nicht ihr;
Ihr seid zufrieden schon gestellt,
Wenn euch an einer Frau gefällt,
Wie sie euch grüßt und zu euch spricht;
Doch übt ein strengeres Gericht,
Wer bei dem Aufstehn ist zugegen
Und wann sie sich zu Bett will legen."
Sie wollen alles besser wissen,
Stets zu verkleinern nur beflissen,
Was eine nach des Herren Wahl
Auszeichnet vor der andern Zahl.

Es ist wohl auch ein leiser Spott auf fromme Pedanterei, wenn Wilhelm seinem Vorgänger im Kirchendienste den Spruch: fiat pax in virtute (Psalm 121, 7) als denjenigen bezeichnet, welcher bei der Ertheilung des Segens den Besuchern der Kirche zum Kusse hinzuhalten sei, und daran zur Begründung die gelehrte Notiz knüpft, David habe nach Vollendung des Psalters dem Salomo anbefohlen, jenen Spruch täglich zu küssen, und so lange Salomo gelebt habe, sei der Friede in seinem Reiche nie gestört worden.

Haben wir oben ausgesprochen, daß der Verfasser unseres Romans sich innerhalb der Grenzen der literarischen Bildung seiner Zeitgenossen bewege, und müssen wir daran das Urtheil schließen, er habe in dieser Richtung den geistigen Besitz seines Volkes nicht wesentlich geäußert oder doch nur etwa insofern, als er in einer umfangreichen Leistung statt einer fernen Vergangenheit oder einer erträumten Wunderwelt das tägliche Leben seiner Zeit dichterisch verklärt habe, so dürfen wir in Bezug auf den sittlichen Gehalt seines Werkes ein ähnliches Urtheil fällen, und hier wie dort liegt im Tadel eine Entschuldigung, in der Entschuldigung ein Tadel: der Dichter steht weder ästhetisch noch sittlich hoch, aber er steht so hoch als die Gesellschaft, der er angehört; und andererseits: der Geschmack und die Sittlichkeit der Gesellschaft, in welcher er gelebt hat, waren krank, aber er hat nichts gethan, ihnen die Gesundheit wieder zu geben.

Worin die Krankheit lag, was die Zerrüttung des Organismus herbei-

Digitized by Google

geführt hatte, ob die Scheidung des Volkes in einen gering geachteten Pöbel und eine von ihm abgewandte höfische Gesellschaft, ob der ungelöste Widerspruch zwischen einer formell nicht angefochtenen Staatsreligion und einer aus ganz verschiedenen Quellen fließenden Bildung ihre Ursachen oder selbst nur ihre Erscheinungsformen waren, sind Fragen, an deren Erledigung wir hier nicht denken dürfen. Dagegen wollen wir uns nicht versagen, auf einige Symptome des Uebels hinzuweisen, welche dem Leser unseres Gedichtes mit bedenklicher Klarheit entgegentreten. Wir rechnen dazu namentlich die traurige Rolle, welche dem ehelichen Verhältniß zugewiesen ist. Archimbald wird der Gemahl einer Fürstentochter, die er vor seiner Vermählung nie gesehn, die aber gegen die Verbindung mit ihm nichts eingewendet zu haben scheint (eine Lücke der Handschrift gestattet nicht, es mit Bestimmtheit auszusprechen), und ist glücklich in ihrem Besitze. Flamenca ist es nicht minder, oder leidet zum mindesten keineswegs unter ihrer neuen Stellung, und in der That, Archimbald, wie der Anfang und der Schluß der Dichtung ihn zeigen, ist ein Mann, an dem wir keine der Eigenschaften vermissen, die den Ritter auszeichnen. Es stört ihr glückliches Zusammenleben der Anfall grundloser Eifersucht, dem der Gatte erliegt und der auf einmal ein Zerrbild aus ihm macht, den grausamen, kleinlichen, ruhelosen Wächter eines Weibes, das jetzt erst anfängt ihn gering zu achten und sich ohne jedes Bedenken dem Manne hingiebt, der sich ihr auf die abenteuerlichste Weise zu nahen gewußt hat, den sie für einen Geistlichen halten muß und dessen Liebe der Dichter nicht anders zu erklären weiß als mit den Worten: „Vom Sagen wußte er wohl, was Liebe sei, da er alle Schriftsteller gelesen hatte, welche von Liebe sprechen und sich den Schein der Liebe geben; er erkannte, daß er nach den Forderungen, die man an die Jugend stellt, es nicht lange mehr aufschieben könne, sich in Liebe einzulassen; so dachte er denn, er wolle sein Herz auf eine solche Liebe wenden, die ihm fromme und daß man ihn nicht für einen niedrig denkenden Menschen halte; er hörte von der Gefangenschaft Flamencas und wie sie besser und schöner und höfischeren Wesens sei als irgendwer, und es kam ihm der Gedanke, er würde sie lieben, wenn es möglich wäre mit ihr zu sprechen.“ So wird denn die Heiligkeit der Ehe mit Füßen getreten nicht etwa von solchen, denen Zweifel darüber gekommen wären, die darin eine veraltete Menschensatzung sähen und etwa die freie Liebe auf den Thron zu setzen gedächten, auch nicht von solchen, die der Wirbelwind der Leidenschaft erfaßt hätte und die in der Verblendung eine Grenze überschritten, welche sie sonst anerkennten; nein, Ehe und Liebe oder besser Ehe und Ehebruch sind hier gleichmäßig Sache der Convenienz.

Und das ist nicht alles; auch die plumpste Verletzung von Treu und Glauben wird von unserm Dichter entschuldigt oder vielmehr er denkt gar nicht daran, daß darin eine Schuld liege. Flamenca erlangt die volle Freiheit des

Digitized by Google

Verkehrs durch eine Handlung, die schlimmer ist als Meineid, durch einen Eid nämlich, dessen Wortlaut ihren Gatten über ihr Verhalten gänzlich beruhigt, während doch jede Untreue von ihrer Seite sich mit der strengsten Heilighaltung desselben verträgt. Der Eid gilt noch, man würde ihn nicht zu brechen wagen; aber man macht ihn durch schlaue Künste zu dem Taschenspielerknoten, der trotz dem Scheine der Unauflösbarkeit beim leisesten Rucke auseinandergeht. Und Wilhelm, der ein Ritter, nicht ein schwaches Weib ist, wirbt um die Freundschaft und das Vertrauen des Mannes, den er verräth; und dieser Mann ist, nachdem einmal Flamencas Schwur ihm die Ruhe des Herzens wiedergegeben und jede Regung der Eifersucht gebannt hat, keineswegs der beschränkte oder altersschwache oder geizige oder mürrische oder alle diese Eigenschaften in sich vereinigende Ehemann, welchen manches französische Fabliau, manche italienische Novelle zum Opfer der List macht, so daß etwa die Lächerlichkeit seiner Ansprüche das Mitleid nicht aufkommen ließe, welches sonst das ihm widerfahrene Unrecht einflößen könnte; sondern er ist dem Begünstigten in jeder Hinsicht ebenbürtig. Der Dichter hat auch augenscheinlich die Ahnung oder das Bewußtsein von der sittlichen Bedenklichkeit der von ihm erzählten Vorgänge nicht, welche manche neuere Darsteller ähnlicher Conflicte (wir erinnern an das französische Theater der letzten Jahre) erfüllt und manchmal bei der Wahl ihrer Vorwürfe gradezu leitet; er weiß sich offenbar in Uebereinstimmung mit der Anschauungsweise der Gesellschaft, der er angehört; sie ist es daher auch vorzugsweise, welche wir aus Flamenca kennen lernen.

Wir haben damit schon den Uebergang zu der Besprechung des Werthes gemacht, welchen Flamenca als Geschichtsquelle hat. Die Gesichtspunkte, die man dabei einnehmen kann, sind aber so verschieden und so zahlreich, daß wir bei Andeutungen werden bleiben müssen.

Zuerst ein Wort über die Bedeutung, welche unser Werk als Sprachdenkmal hat. Es liegt dieselbe nicht so sehr in dem Reichthum an Eigenthümlichkeiten, welche unsere Kenntniß der provenzalischen Sprachformen zu erweitern geeignet wären (obschon auch in dieser Hinsicht die Ausbeute für die Sprachlehre nicht gering ist), als vielmehr in der Wörterfülle, welche es entfaltet. Bekanntlich ist die provenzalische Literatur nicht eben der reichsten eine; die Zahl der gepflegten Gattungen der Dichtung ist zwar ziemlich bedeutend, aber die Hauptmasse des uns Erhaltenen vertheilt sich denn doch auf wenige und noch dazu einander ziemlich nahe stehende Gattungen höfischer Lyrik und ist darum wenig dazu angethan, den ganzen Reichthum der Sprache zur Verwendung gelangen zu lassen. Um so willkommener sind dem Lexikographen jene Werke, welche entweder als Encyklopädien wie das Breviari d'Amor ihm die Bezeichnung für eine beträchtliche Zahl von Dingen und zwar in einer gewissen Ordnung vorführen, oder als Romane und epische Gedichte durch den Zweck

Digitized by Google

der Darstellung des gesellschaftlichen Lebens mit seinen Bedürfnissen und Hilfsmitteln, den Gegenständen des täglichen Bedarfs und des Schmuckes u. s. w. veranlaßt werden, tiefere Griffe in den Sprachschatz zu thun. Zu der Zahl dieser letzteren nun gehört Flamenca, ja es läßt sich diesem Romane als Quelle für die provenzalische Lexikographie so leicht kein anderes an die Seite stellen. Freilich sind der Wörter, die wir nur aus ihm kennen, ohne daß der Zusammenhang oder die augenscheinliche Verwandtschaft mit bekannten einen Schluß auf die Bedeutung gestatten, nicht wenige, und sie lehren uns aufs neue den Werth der Bibelübersetzungen und des provenzalischen Reimwörterbuchs schätzen, welche über den Sinn ihrer unica selten einem Zweifel Raum lassen; in der Mehrzahl der Fälle dagegen legt der Zusammenhang oder des Wortes Bildung die richtige Uebersetzung nahe.

Mehr nur ein glücklicher Einfall des Dichters als das Wesen seiner Schöpfung macht dieselbe zu einer wichtigen Quelle für die Geschichte der Literatur des mittelalterlichen Frankreichs. Wir haben hier jene Stelle im Auge, wo bei Anlaß der Schilderung des Festes, welches Archimbald bei Flamencas Ankunft in ihrer neuen Heimath veranstaltet, der Dichter sehr eingehend von der Thätigkeit der zahlreichen anwesenden Spielleute spricht. Er nennt die Instrumente, welche sie zu spielen pflegten, Harfe, Fiedel, Flöte, Pfeife, Geige, Zither, Dudelsack und jene vielen andern, von deren Beschaffenheit und Klang wir kaum mehr etwas wissen; er verzeichnet die Gauklerkünste, womit sie den Gästen die Zeit vertrieben, das Messerauffangen, das Tanzen, das Springen durch den Reif, die Purzelbäume u. dgl., und zuletzt zählt er die lange Reihe der Dichtungen auf, welche man bei solchen Gelegenheiten von ihnen zu hören bekommen konnte, Dichtungen, deren Titel in solcher Zahl zu uns erhaltenen, fast ausschließlich jedoch nordfranzösischen Werken passen, daß kein Grund vorhanden ist, an dem einstigen Vorhandensein auch der übrigen zu zweifeln. Es bildet dieses Verzeichniß ein wichtiges Seitenstück zu drei uns anderwärts aufbewahrten und entschädigt uns, mit ihnen zusammengehalten, bis zu einem gewissen Grade dafür, daß die sonstigen literarhistorischen Aufzeichnungen aus provenzalischer Feder sich beinahe ausschließlich mit den Minnesingern beschäftigen. Indessen ist nicht zu läugnen, daß der Verfasser des Romanes von Flamenca, wenn er die Schilderung der Festfreude durch seine Aufzählung unterbricht, eine weniger passende Form gefunden hat, um seine allerdings nicht geringe Literaturkenntniß an den Tag zu legen, als Giraut von Cabreira, welcher seinerseits in einem besonderen Gedichte dem Spielmann Cabra erzählt, was ihm alles an erzählenden und an lyrischen Dichtungen geläufig sein und welche musikalischen und gymnastischen Künste er erlernt haben sollte, um seinem Berufe zu genügen, oder als Giraut von Calanson, welcher in der nämlichen Weise sich an den Spielmann Fadet wendet, oder als Bertran de Paris

Digitized by Google

von Rovergue, welcher in einem „Rügelied“ dem Gordon seine Unwissenheit in Beziehung auf eine Reihe von Sagen und Dichterwerken vorhält, deren Kenntniß ihm Anspruch auf eine Stelle unter den „guten Spielleuten des Landes“ verstatten würde. Es versteht sich, daß diese vier gleichartigen Quellenschriften einander vielfach wiederholen und bestätigen und daß sie oft nur die Zahl der Zeugnisse für das Vorhandensein gewisser Dichtungen vermehren, deren einstige Existenz schon durch Hinweisungen der Trobadors außer Zweifel gestellt ist. Dafür hat aber ihrer jede auch des Eigenthümlichen nicht wenig und dann gebührt ihrer Aussage wenigstens reifliche Erwägung, wenn auch nicht immer unbedingtes Vertrauen. Schwierig zu entscheiden ist oft namentlich, ob das provenzalische Zeugniß das Bestehen eines Gedichtes in der Landessprache oder der französischen über irgendeinen z. B. dem Alterthum angehörenden Helden verbürge oder blos die unter den Sangeskundigen und einzelnen Gebildeten vorhandene Kenntniß seines Namens und einiger Hauptzüge der Sage; sehr oft gehören mehre gesondert aufgeführte Heldennamen, gesetzt auch, sie seien im provenzalischen Sange verherrlicht worden, höchst wahrscheinlich einer und derselben Dichtung an, so z. B. von den in Flamenca genannten Priamus, Ulizes, Hektor und Achilles; Dido, Aeneas und Lavinia. Unter den der alten Literatur entnommenen Sagengegenständen, deren Bearbeitung durch provenzalische oder altfranzösische Dichter sonst nicht erwiesen ist, ja auf die sonst nicht einmal eine Hinweisung bei den Trobadors vorzukommen scheint, nennen wir beispielsweise: Hero und Leander, die Gründung Thebens durch Kadmus, die Arbeiten des Hercules, die Verwandlung der Phyllis, Dädalus und Ikarus u. s. w.

Schließen wir hieran noch die Erwähnung, daß wir aus Flamenca von der Existenz einer beim Volke beliebten Liederart, genannt calenda maia (Maienanfang) erfahren und daß uns darin selbst eine kleine, aber vielleicht nicht ganz echte Probe derselben gegeben wird; von der, wie es scheint, damit verwandten Dichtungsart der devinota giebt Flamenca leider nur den Namen. Der salut „Gruß“ d. h. die poetische Liebesepistel war schon früher hinlänglich und zwar aus zahlreichen Beispielen bekannt, dagegen ersehen wir aus Flamenca, daß und wie ein solches Gedicht bei der Uebersendung mit Malereien geziert werden mochte: „Zur Linken der Verse kniete eine Person derjenigen zugewandt, welche auf der andern Seite des Gedichtes stand; aus dem Munde der ersteren kam ein Blüthenzweiglein, dessen Ranken die Versanfänge umspannten; ein zweites Zweiglein faßte die Versenden zusammen und führte zu dem Ohre der zweiten Person, welcher Minne in Engelsgestalt zuzuraunen schien, sie solle auf den Gruß achten. Flamenca erkannte in dem Knieenden den Wilhelm, als sähe sie ihn vor sich, und in der zweiten Gestalt ihre eigene, als wäre sie es selbst.“ —

Digitized by Google

Reich iſt Flamenca ferner beſonders an Angaben, welche unſere Kenntniß des mittelalterlichen Privat- und des öffentlichen Lebens vervollſtändigen. Was man zu thun pflegte, ſobald es werthe Gäſte zu ehren galt, wie zu den Feſten, die man dann veranſtaltete, die Vornehmen bis auf acht Tagereiſen weit herbeiſtrömten, ſo daß die Stadt die Menge nicht mehr faßte und rings auf den Wieſen Zelte und Hütten zu einem bunten Lager ſich erhoben, wie alsdann Einer den Andern an Freigebigkeit gegen die Spielleute und die Dürftigen überbot, welche Vorräthe an Wild und Geflügel für ſolche Anläſſe beigeſchafft wurden, wie man die Gaſſen mit wohlduftenden Spezereien durchräucherte, wie man an die Jünglinge, die in großer Zahl der Ehre des Ritterſchlages theilhaftig wurden, Roſſe, Waffen, Gewänder ſpendete, wie erzählt das der unbekannte Dichter mit ſo behaglicher Breite! Wie verweilt er ſo gern bei den Genüſſen, welche dem Gaumen geboten werden, vom Frühſtück, das nach der Morgenandacht eingenommen wird und bisweilen aus Wein, Braten und weichem Brod beſteht, oft aber auch ſich zur Hauptmahlzeit erweitert, und von dem namentlich im Monat Mai ſehr zuträglichen Abſinth bis zum Abendbrod, zu dem man ſich nach angehörter Veſper ſetzt und das aus Kuchen, Piment, Gebratenem, Früchten nebſt Wein beſteht, welchem letztern der Nachtruhe zu Liebe durch Eis und Schnee das Aufregende benommen wird; und dabei vergißt er nicht der vor und nach Tiſche üblichen Waſchungen zu gedenken, der gepolſterten Bänke, der weichen Handqueblen, des Weintrunkes nach aufgehobener Tafel, der Kiſſen, an die man ſich nach Tiſche lehnt, um an den Künſten der Spielleute ſich in aller Bequemlichkeit zu ergötzen. Er beſchreibt die Kleidung, welche der Ritter trug, wann ihm daran lag, durch ſein Auftreten zu blenden oder zu gewinnen, und zählt auf: das Hemd und die kurzen Hoſen aus feiner rheimſer Leinwand, den Leibrock aus Seidenſtoff, der an einigen Stellen gefältelt iſt, an andern knapp anliegt und mit einem Riemchen angezogen wird, die wie angeboren ſitzenden Beinkleider aus feinem Zeuge mit vielfaebigen eingewirkten Blumen und die Kopfbedeckung aus geſprenkeltem, mit Seide genähtem Linnen. Ein ander Mal finden wir die untere Beinbekleidung vertauſcht mit den ſpitzen Stiefeln, dazu einen Unterrock, Aermel, die man ſich Morgens mit einer ſilbernen Nadel ſelbſt näht, und einen wollenen Mantel mit Kapuze und erfahren, daß man dieſen trug, wenn man aus dem Bade kam; zum nächtlichen Stelldichein dagegen zog man ein Panzerhemd an, das man unter einem Ueberwurf verbarg. Wie konnte eine Frau dem Ritter widerſtehn, der mit ſo ſorglich gewähltem Anzuge die Wirkung der in ihm vereinigten körperlichen Vorzüge verſtärkte? Hören wir einmal, wie der Dichter die ideale Schönheit, die ihm vorſchwebt, in ihre Elemente zerlegt. Wilhelm hatte blondes, krauſes, in Wellen fallendes Haar, eine weiße, hohe, glatte und breite Stirn, ſchwarze, bogenförmige Brauen, lang und dicht, durch breiten Raum geſchieden;

Digitized by Google

seine Augen waren groß, funkelnd und lachend, die Nase schön und anmuthig, lang und gerade wie ein Armbrustschaft, das Gesicht voll und farbig, die Ohren tadellos, groß und hart und roth, der Mund schön und geistreich, die Zähne weißer als Elfenbein; das Kinn war wohlgeformt, zu größerer Schönheit leicht gespalten; er hatte einen geraden, großen und dicken Hals, an dem man keinen Knochen und keine Sehne sah; er war breitschulterig und von starken Muskeln; seine Hände waren groß, hart und stark, die Finger lang und ihre Gelenke glatt; die Brust war mächtig, die Weichen schmal, die Hüften stark und eckig; er hatte runde und innen breite Schenkel, nicht vorstehende Knie, lange, gerade und glatte Beine, gewölbte und sehnichte Füße. So aufmerksam war man also schon im dreizehnten Jahrhundert auf jede Einzelheit der leiblichen Erscheinung, so bewußt der Ausdrucksfähigkeit der Augen und des Mundes und alles dessen, was am Körper des Mannes den Eindruck der Kraft und der Gewandtheit, des jugendlichen Feuers und der frischen Fülle hervorbringt.

In den höfischen Kreisen, in welche Flamenca uns einführt, genügen indessen hohe Geburt und körperliche Vorzüge nicht, um das höchste Ansehn zu verschaffen; auch mit werthvollen Geistesgaben, den edeln Neigungen, welche den Ritter zieren, und der sichern Gewandtheit, die er sich im Verkehre mit guter Gesellschaft erwirbt und bewährt, hat es sein Bewenden keineswegs. Es kommt dazu eine gewisse schulmäßig erworbene Bildung. Unser Wilhelm hat die Schule von Paris in Francien besucht und sich daselbst eine Kenntniß der sieben Künste erworben, welche ihn befähigen würde, überall selbst Schule zu halten; zu lesen und zu singen in der Kirche versteht er so gut als irgendein Kleriker; ein tüchtiger Meister hat ihn in den Künsten des Fechtbodens unterwiesen, und als etwas Besonderes wird noch angeführt, daß er, der sieben Fuß hoch war, ein zwei Fuß höher an der Wand angebrachtes Lichtstümpfchen mit dem Fuße erreichen konnte. Ist es ein Wunder, wenn mancherlei Kenntniß sich auch bei den niedern Ständen verbreitete, wenn eine tüchtige Herbergsmutter z. B. sich mit ihren Gästen aus Burgund, aus Francien, aus Deutschland und aus der Bretagne in der Sprache dieser Länder zu unterhalten vermochte, wie Frau Bellapila, die Badewirthin in Bourbon? Für die Schläge auf den Rücken und das Zusammenpressen der Fingernägel, welches Beides uns in Flamenca als Schulzüchtigung bezeichnet wird, trug man denn doch etwas davon, was allgemein geschätzt zu werden anfing.

Doch wir wollen die Ausbeutung unseres Romanes für die Kenntniß der Gesellschaft, aus welcher er hervorgegangen, nicht weiter verfolgen und schweigen von den Turnierbräuchen, den Tänzen, den Badeeinrichtungen, dem Festkalender, der Stellung der Frau dem Gatten gegenüber, dem im geselligen Verkehr herrschenden Tone und zahlreichen andern Dingen, über welche diese einzige Quelle schon uns Aufschlüsse oder wichtige Bestätigungen für bereits Bekanntes

Digitized by Google

giebt. Der Erforscher des Alterthums, sei es nun eines nähern oder eines fernern, steht auf dem aufgerissenen Boden, den früher ein gestaltenreiches Mosaikbild bedeckte; noch ist nicht alles zertrümmert; manche Handbreit hat sich erhalten; fleißige und scharfsinnige Leute haben die zerstreut herumliegenden bunten Steinchen geprüft und an das Unversehrte gefügt, wie es eine correcte Zeichnung zu erfordern schien; denn nicht blinde Willkür darf die Hand leiten, welche an der Herstellung arbeitet; von zwei Seiten sind dem Belieben Schranken gesetzt und ist Bürgschaft für die Richtigkeit des Geleisteten gegeben: kein Steinchen darf übrig bleiben, also daß sich keine passende Stelle dafür finden ließe, und was herauskommt, das müssen menschliche Gestalten, vielleicht in fremdartiger, seltsamer Gewandung, mit ungewohnter Haltung und Geberde, aber es müssen Menschen sein wie wir selbst.

Auf neu gewonnenes Material zu jener Arbeit hinzuweisen und anzudeuten, wo dieses oder jenes Steinchen sich werde einfügen lassen, war die bescheidene Aufgabe vorstehender Seiten.

Adolf Tobler.

Lübkes Verdienste um die Kunstgeschichte.

Dr. Wilhelm Lübke, Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters. Fünfte Auflage. Leipzig, Seemann. 1866.

I. M. Unserem Jahrhundert war es vorbehalten, das ganze Gebiet der bildenden Kunst sowohl in seinem eigenen geschichtlichen Zusammenhange als in seiner tieferen Bedeutung für das geistige Leben überhaupt zu erfassen. Man mag über den Mangel der Zeit an unbefangener und ursprünglicher Schaffenskraft klagen; dafür hat die kritische und geschichtliche Denkweise das ganze Dasein durchzogen wie ein klares Wasser, das in seinem ruhigen gleichmäßigen Flusse die Spiegelbilder der vergegangenen wie der gegenwärtigen Dinge auffängt. Jetzt freilich scheint diese Arbeit der Gesittung und Bildung einer langen Friedenszeit durch den tiefgreifenden Eintritt der jüngsten geschichtlichen Ereignisse an einen Abschnitt gelangt, und möglich, daß nun neue Sitten und Anschauungen, damit neue productive Kräfte eine eigenthümliche Kunstepoche heraufbringen. Immerhin wird dann der gründliche und einsichtige Fleiß, der mit den Schätzen der

Digitized by Google

geschichtlichen Vergangenheit den modernen Geist bereichert hat, den fruchtbaren Boden für das neue Culturleben bereitet haben. Und so hat er auch, indem er uns von der künstlerischen Thätigkeit früherer Zeitalter ein deutliches Bild entworfen, das eigene Kunstvermögen des Jahrhunderts in doppelter Hinsicht gefördert. Nicht nur hat er zur Bildung des ästhetischen Sinnes beigetragen, sondern diesem auch die mustergiltigen Formen früherer Kunstweisen als Grundlage des neuen Schaffens zu freier Verarbeitung überliefert. Er hat das Material gleichsam zugehauen und geschmeidigt, dessen die Kunst bedarf, um den neugewonnenen Inhalt des Lebens auszuprägen.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet werden die kunstgeschichtlichen Werke, die in dieser bewegten Zeit erschienen sind, dennoch auch für weitere Kreise ihr Interesse haben. Vorausgesetzt natürlich, daß sie, für diese geschrieben, über die enge Grenze des Fachwissenschaftlichen hinausgehen. Ebendies aber, die Behandlung der Kunstgeschichte, welche die Kunst als einen wesentlichen Factor des alle Volksclassen umschlingenden Culturlebens, daher als Gemeingut aller Gebildeten im weitesten Sinne des Wortes betrachtet, grade dies ist nun zum unumgänglichen Erforderniß geworden. Seit mit Lessing und Winckelmann die kritische und historische Forschung das Wesen der Kunst, seit die Philosophie in Kant den echten Begriff des Schönen entdeckt und Schiller die ästhetische Stimmung als den vollen Einklang aller Gemüthskräfte bezeichnet hat: seitdem hat sich immermehr das Bewußtsein ausgebreitet, daß die Kunst eine bedeutsame Aeußerung des gesammten Volkslebens ist. Seitdem aber ist auch der Kunstgeschichte als Wissenschaft die Einsicht immer mehr aufgegangen, daß sie einerseits die Kunst in ihrer tieferen Beziehung zur Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes, ihren Verlauf durch die verschiedenen Perioden in seinem inneren und geschichtlichen Zusammenhang zu fassen, daß sie andrerseits die so gefaßten Ergebnisse ihrer Forschung den weitesten Kreisen zu übermitteln hat.

Nach dem Vorgange von Kugler und Schnaase hat sich neuerdings namentlich Lübke durch eine solche Behandlung der Kunstgeschichte entschiedene Verdienste erworben. Ganz abgesehen von seinem „Grundriß der Kunstgeschichte“, der als selbständiger Nachfolger des kuglerschen Handbuches mit Benutzung der neuesten Forschungen die gesammte bildende Kunst in ihren großen geschichtlichen Linien und in ihren Hauptdenkmälern vorführt, haben vorab seine Geschichte der Architektur und neuerdings die der Plastik sich den weiten Leserkreis, für den sie bestimmt sind, wirklich gewonnen. Es war ein glücklicher Griff, nachdem Kugler und Burkhardt die Geschichte der Malerei in ihrem ganzen Verlaufe geschildert hatten, nun ebenso die Geschichte der Architektur und die der Sculptur — welche letztere zudem in zusammenhängender Folge bisher noch nicht betrachtet war — dem Gebildeten überhaupt mitzutheilen und ihn so durch die eingehendere Darstellung der einzelnen Kunstgebiete tiefer in das gesammte

Digitized by Google

Kunstleben einzuführen. Zugleich wurde so jede der drei Künste in den Rahmen eines geschlossenen abgerundeten Bildes gebracht und dadurch sowohl der Ueberblick als das Verständniß für jede derselben und ihre historische Entwickelung wesentlich erleichtert. Dreierlei freilich war erforderlich, wenn das schwierige Unternehmen gelingen sollte. Einmal eine gebildete und freie von keinerlei Parteiansicht voreingenommene Anschauung, welche jede Kunstepoche in ihrer Eigenthümlichkeit zu fassen und zu würdigen weiß; dann einsichtige Kenntniß zur treffenden Auswahl des massenhaften Materials; endlich das Talent eleganter Ausdrucksweise und lebendiger Schilderung. Daß Lübke diese Bedingungen zu erfüllen verstanden, ebendies hat seinen Werken ihren verdienten Erfolg verschafft.

Unter diesen Umständen war es ein Kleines, gegen dieselben den Vorwurf zu erheben, den man ihnen wohl von fachwissenschaftlicher Seite gemacht hat: daß sie nämlich nur zum geringsten Theile auf eigenen Forschungen beruhten, auch keine neuen fruchtbaren Anschauungen herzubrächten und lediglich das reich aufgehäufte Material geschickt zusammentrügen und zu einem ansprechenden Bilde verarbeiteten. Eine Bemerkung, die um so grundloser ist, als sie das eigentliche Verdienst dieser Arbeiten ganz übersieht. Der Fortschritt jeder Wissenschaft und namentlich ihre Ausbreitung ist immer dadurch bedingt, daß zu Zeiten die klare Summe ihres Besitzstandes gezogen wird. Die neu hinzugekommnen Posten müssen eingetragen, alte, welche ungiltig geworden, getilgt, die Rechnung von neuem gemacht und ein neuer Ueberblick über den Bestand des Vermögens gegeben werden. Eine Arbeit, die nicht blos dem größeren Publikum, sondern auch dem Fachmann zu gute kommt, der doch nicht in jedem Augenblicke das Gesammtergebniß der Untersuchungen zur Hand hat. Und grade jetzt gilt es ja, die Einsicht und Anschauungsfähigkeit der weiteren Kreise für die verschiedenen Kunstweisen der Vergangenheit heranzubilden. Denn inmitten der zerfahrenen Bestrebungen der Gegenwart muß so der künstlerische Sinn geweckt und gereift, muß ihm andrerseits die historische Kenntniß der gesammten Cultur als die solide Basis neuer Kunst und Gesittung verschafft werden. Das bestreiten nun auch die praktischen Naturen nicht mehr, daß unser Zeitalter die neuen und eigenthümlichen Lebensformen, an deren Ausbau es kaum die erste Hand gelegt hat, nur auf dem Fundament der immer tiefer, immer weiter gehenden Bildung zu errichten Willens und im Stande ist.

Daher finden wir nun auf fast allen Gebieten des Wissens eine doppelte Thätigkeit: die der Specialforschungen und die der zusammenfassenden, die Wissenschaft mit dem Leben vermittelnden übersichtlichen Darstellung. Es liegt in der Natur der Sache, daß sich diese zwiefache Arbeit an verschiedene Kräfte vertheilt und daß nicht ein und derselbe Geist zu beiden in gleichem Maße befähigt ist. Wer das Gesammtbild entwirft und die Ergebnisse zieht, wird nicht jedem einzelnen Zug bis in seine intimsten Fäden, nicht den feineren Detail-

Digitized by Google

beziehungen nachgehen können. Wer umgekehrt auf einem abgegrenzten Felde sei es die verhüllten und entstellten Thatsachen, sei es das innere bewegende Triebwerk aufdeckt, der wird kaum dazu kommen, das Ganze, dessen Theil seine eigentliche Arbeit ist, gleichmäßig zu umspannen. Ein bahnbrechender Geist, wie Semper z. B., der mit blitzartiger Genialität auf einzelne Hauptpunkte ein überraschendes Licht wirft, das freilich dann auch in einem weiteren Umkreise Helle verbreitet, ist nicht dazu angethan, vor dem Laien die ganze historische Entwickelung eines Kunstzweiges, so weit grade die Untersuchungen vorliegen, in ruhiger leichtfaßlicher Folge auszubreiten; wie andererseits ein wohl umfassender und klarer, aber im Grunde unproductiver und nicht allzu tief dringender Blick, wie ihn Kugler hatte, kaum im Stande ist, ein noch unaufgeklärtes Object, gegen die gewohnte Betrachtungsweise, von einer neuen Seite instinctiv zutreffend in seinem Wesen zu ergreifen. Doch versteht sich, daß sich jene beiden verschiedenen Kräfte in die Hände arbeiten und sich gegenseitig ergänzen müssen. Das neugewonnene Material muß durch die Gesammtbetrachtung in den belebenden Fluß, das organische Gefüge des Ganzen eingereiht werden; letztere aber jenes als ebenso viele verjüngende Quellen in sich aufnehmen, wenn sie nicht zum seichten Sammelplatz oberflächlicher Redensarten herabsinken soll. Natürlich wirkt jeder beider Theile um so ausgiebiger für das Ganze, je mehr er in zweiter Linie wenigstens an der Arbeit des andern selbstthätig Antheil nimmt. Eben hierin hat Lübke ein weiteres Verdienst. In seiner Architekturgeschichte hat er namentlich über die westphälischen Bauten manches Neue, dann aber insbesondere in seinem Werke über die Plastik in die bisher so fragmentarische Kenntniß der mittelalterlichen Bildnerei durch eigene schätzenswerthe Beiträge mehr Ordnung und Zusammenhang gebracht. Daß Lübke andererseits auch mit eigenem feinen und treffenden Blick in das Innere der Kunstweisen, in ihren Zusammenhang mit dem Geistesleben der Völker einzudringen vermag, das hat unter anderem seine Würdigung der Gothik (in dem Aufsatz: „Zwei deutsche Münster", abgedruckt in der Zeitschrift des Architekten- und Ingenieurvereins für Hannover 1863, Heft 2 und 3) bewiesen, welche der blinden und einseitigen Begeisterung für den „deutschen" Stil scharf und schlagend entgegentritt. Endlich kommt dem Verfasser noch eins zu statten, was grade bei der Beschäftigung mit der bildenden Kunst von der größten Bedeutung ist: er hat sich mit empfänglichem und geübtem Auge eine gute Anzahl der besprochenen Kunstwerke selber angesehen und so ihr Bild mit ursprünglicher Frische aus der eigenen Phantasie zu entwerfen vermocht, ein Moment, das nicht weniger wichtig ist als die wissenschaftliche Forschung, ja das selbst abgetrennt von dieser seinen Werth behält, während letztere nur in Verbindung mit jenem wirklich fruchtbar ist.

Eines freilich bleibt der echt populären Darstellung der Kunstgeschichte, wie

Digitized by Google

sie Lübke vertritt, zu thun noch übrig. Sie will allen Gebildeten Einsicht in die Bedeutung der Kunst für das ganze Culturleben verschaffen: daher wird sie auch die inneren Beziehungen derselben zu Religion und Staat, zu Gesittung und Literatur, zum ganzen geistigen und volkswirthschaftlichen Leben der Völker und Zeiten wenigstens in ihren Hauptfäden verfolgen müssen. Auch dazu sind nach Schnaases Vorgang von Lübke tüchtige Anfänge gemacht; doch ist wohl nach dieser Seite eine weitere Fortbildung der heutigen Kunstwissenschaft wünschenswerth. Erst wenn deutlich vor Augen liegt, wie in dem ganzen Culturgewebe der glänzende Faden der Kunst fest und eng sich mit den übrigen verschlingt, wie der ideale Ausdruck, den sich in ihr der nationale Geist oder die Zeitstimmung giebt, sich zu den Formen derselben auf den übrigen Lebensgebieten verhält: erst dann tritt ihre durchgreifende Bedeutung für das ganze menschliche Dasein auch den weiteren Kreisen ins Bewußtsein. Auch fällt auf die künstlerische Thätigkeit selber erst durch diese Beachtung des Gegensatzes, der Verwandtschaft und der Wechselwirkung mit den übrigen Culturfächern ein volles Licht. Es wird deutlich, wie sie den Inhalt des allgemeinen Lebens mit einer gewissen Nothwendigkeit in diese oder jene Formen kleidet, wie endlich die verschiedenen Kunstperioden, in gleichem Laufe mit der geistigen Entwickelung der Völker, unter sich in einem inneren Zusammenhange stehen. Allerdings vermag die moderne Kunstgeschichte nur allmälig und durch das Zusammenwirken mehrer Kräfte diesen culturhistorischen Hintergrund in ihr Gemälde hereinzuziehen und bestimmter auszuführen. Zudem wird wohl die für das größere Publikum bestimmte Darstellung immer auf den Entwurf der Hauptzüge sich beschränken müssen, wie denn auch Lübke mit einem derartigen Versuch, wenigstens die allgemeinsten Umrisse des Culturlebens zu skizziren, in seiner Architekturgeschichte begonnen hat.

Ehe indessen die Kunstwissenschaft auf jenem breiteren Fundament ihr Gebäude aufrichten kann, kommt es vor allem darauf an, die großen Linien der kunstgeschichtlichen Entwickelung selber, den Charakter der verschiedenen Kunstzweige in den verschiedenen Zeiten, also der verschiedenen Stile, und dies alles an den vorzüglichsten Kunstdenkmälern faßlich, bestimmt und anschaulich zu schildern, so daß es auch dem Laien sich einprägt. Und hierauf versteht sich Lübke vortrefflich. Er hat in seltenem Grade die Gabe der lebendigen Darstellung auch der trockensten Materien. Er weiß die sinnliche Erscheinung seines Gegenstandes in ein inneres Bild umzusetzen, so daß die Phantasie des Lesers aus diesem wieder jene zu entbinden vermag, und andererseits die allgemeinen wesentlichen Momente so treffend zusammenzufassen, daß sie im Geiste haften bleiben. Nur durch die Herrschaft über den Stoff und durch die Ursprünglichkeit der eigenen Anschauung ist dies Resultat möglich; die Sicherheit, mit der sich der Verfasser sein Object zu eigen gemacht hat, theilt sich dem Leser mit

Digitized by Google

und verschafft ihm einen festen Grund deutlich ausgeprägter und wohlgefügter Kenntnisse.

Dieses Geschick bewährt Lübke von neuem in seiner „Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters", die nun in fünfter Auflage bedeutend erweitert erschienen ist. Hier war zunächst die Aufgabe, für den weitesten Laienkreis kurz und verständlich die bestimmenden Züge hervorzuheben, welche das Gerüste gleichsam der verschiedenen Kirchenstile — der altchristlichen Basilika, des byzantinischen, romanischen und gothischen Stiles — ausmachen: wobei es vor allem darauf ankam, das richtige Maß zwischen dem Zuviel und Zuwenig zu treffen und immer die wesentlichen Momente in das volle Licht zu setzen. Diesen Zweck erreicht das kleine gedrängte, mit gewandter und fester Hand geschriebene Buch vollständig. Selbst wer nur die oberflächliche Anschauung, wie sie das tägliche Leben giebt, von der mittelalterlichen Kunst mitbringt, wird aus jener sicheren Zeichnung ihrer Hauptmerkmale ein klares Bild empfangen. Allerdings mußte bei so knapper Uebersichtlichkeit der Darstellung auf eine tiefere Entwickelung der Stile sowohl aus dem Wesen der Zeiten als aus den inhärirenden Gesetzen der Baukunst verzichtet werden. Auch im Einzelnen wird vielleicht der Fachmann die Entstehung mancher Formen eindringender erklärt wünschen: so z. B. die des Rundbogenfrieses unter dem Dachgesimse romanischer Kirchen und die constructive Nothwendigkeit des Spitzbogens aus dem Bedürfniß nach einer einheitlichen Form für die durch die ungleichen Spannweiten der Innenräume bewirkte Mannigfaltigkeit des Gewölbebaues. Indessen solche Unterlassungen sind wohl nicht zufällig, da es galt, sich auf das Wesentliche zu beschränken, und an allgemeinen Andeutungen jener Art läßt es auch Lübke nicht fehlen.

Eine höchst schätzenswerthe Zugabe bildet in der neuen Ausgabe, außer dem Abschnitt über die Klosteranlagen des Mittelalters, der zweite Theil des Werkchens: „Die Ausstattung der Kirche", welche alle Geräthschaften und Zubehörden des Cultus umfaßt, vom Altar und der Kanzel bis zum Leuchter und zum Meßbuch, vom malerischen und plastischen Schmuck bis zu den wenig gekannten Schallgefäßen und den Kirchhofsleuchtern. Der Leser erhält so ein belebtes Gesammtbild der christlichen Kirche und mit ihm der christlichen Kunst. Nicht blos das nackte Mauerwerk baut sich vor seinen Blicken auf; sondern womit im Laufe der Zeiten der sinnige Fleiß des Handwerkers für frommen Gebrauch und das Ineinanderwirken von Leben und Religion die stillen Räume schmückte und das Gotteshaus für die Gläubigen wohnlich herrichtete, das erhält nun, im Zusammenhang mit der Architektur betrachtet, erhöhte Bedeutung, wie es umgekehrt das ernste strenge Werk derselben mit vertrauten Zügen belebt. Dieser Theil wird wohl auch dem Gebildeten, dem der Gegenstand nicht fremd ist, manches bieten, das seine Beachtung verdient und ihm bisher entging. Er

Digitized by Google

ist außerdem nicht unwichtig für die Würdigung des Kunsthandwerks, dem man jetzt wieder größere Aufmerksamkeit zuwendet. Endlich bietet er noch ein besonderes Interesse für die Stilunterschiede ihrem ornamentalen Werthe nach; so tritt z. B. auch hier wieder im Gegensatz zur mathematisch spielenden, von der baulichen Construction gebundenen und daher in sich nüchternen Zierweise der Gothik die üppige Erfindungskraft und decorative Phantasie der romantischen Kunstweise schlagend hervor. Auch in diesem Abschnitte, für den von Vorarbeiten wenig Zusammenhängendes vorlag, bewährt sich wieder die umsichtige und über reiches Material gebietende Erfahrung des Verfassers. — Nicht unwesentlich wird der Werth des Buches erhöht durch die vielen zum Theil vortrefflichen Abbildungen, von denen eine Anzahl hier zum ersten Mal überhaupt edirt ist. Zur Verbreitung des kunsthistorischen Interesses in weiteren Kreisen hat nicht wenig beigetragen, daß die neueren Werke das Wort durch das Bild ergänzen. Lübke war einer der Ersten, der mit aus diesem Gesichtspunkte seinen Werken eine breitere Anlage gab, und hat dazu an seinem Verleger die tüchtige mitwirkende Hand gefunden.

Das Project der Militärhoheit Sachsens über Thüringen von 1848.

Es scheint, daß die neue Umbildung des sächsischen Heeres durch Preußen zum 13. Bundesarmeecorps grade bei den zunächst Betheiligten, den sächsischen Offizieren und Soldaten, auf geringe Schwierigkeiten stoßen wird. Denn Offiziere und Mannschaften haben in Böhmen reichlich Gelegenheit gehabt, die Uebelstände der östreichischen Kriegskameradschaft zu erfahren. Wir glauben in der Annahme nicht zu irren, daß der bei weitem größte Theil der sächsischen Offiziere unbefangen die Vortheile würdigt, welche der unvermeidlich gewordene Anschluß an ein großes Heer für den einzelnen Offizier und für das sächsische Land hat. Dagegen fehlen unter dem Civil nicht die trauervollen Gemüther, welche den Verlust der Militärhoheit für ein unerträgliches Leiden Sachsens halten, und die Zumuthung Preußens für eine unerhörte, welche gegen Ehre und Würde eines souveränen Staates ziele und baldige Befreiung von dem Zwange wünschenswerth mache. Diese Individuen stehen seit dem berliner

Digitized by Google

Frieden nicht nur in Opposition gegen gesetzlich gewordene Verhältnisse, sondern sind auch in Wahrheit die gefährlichsten Feinde des sächsischen Königshauses. Sie haben zudem in ihrem thörichten Groll gegen eine Maßnahme, die im höchsten Interesse Sachsens und Deutschlands ist, einen für sie unbequemen Umstand vergessen. Sie selbst, das heißt die specifisch sächsische Partei, haben vor 18 Jahren gegenüber den thüringischen Staaten genau dasselbe gewollt, was jetzt Preußen bis zum Main durchgesetzt hat. Im Sommer des Jahres 1848 war die sächsische Regierung bemüht, in kleinerem Kreise dieselbe Militärhoheit zu erlangen, die man, als sie von Preußen in Anspruch genommen wurde, für gänzlich unvereinbar mit der Idee eines souveränen Staates erklärt hat. Damals fanden Verhandlungen statt mit Altenburg, Weimar, Koburg-Gotha, den beiden Schwarzburg und den beiden Reuß; Meiningen hatte der ergangenen Aufforderung nicht Folge geleistet. Minister des Auswärtigen war damals v. d. Pfordten, Kriegsminister v. Buttler. Nachdem die sächsische Regierung sich mit den betreffenden Staaten wegen dieser Frage in Verbindung gesetzt hatte, fanden am 6. August 1848 Conferenzen in Leipzig statt, bei denen die thüringischen Staaten in ihrer damaligen hilflosen Lage im Allgemeinen ihre Geneigtheit zum Anschluß erklärten. Darauf wurde am 28. August das hier folgende Promemoria im sächsischen Kriegsministerium entworfen. In einer zweiten Zusammenkunft in Leipzig am 2. und 3. September wurde beschlossen, von den drei durch Sachsen angebotenen Methoden der Heeresvereinigung die erste — natürlich die lockerste — zu wählen. — Später zerfiel bekanntlich die Sache ganz, das Königreich Sachsen sollte wenige Monate darauf erfahren, daß das eigene Heer ihr nicht ausreichend erschien, um die Regierung im Lande zu behaupten.

Aus den Worten der folgenden Denkschrift: „Drei verschiedene Wege bieten sich, je nachdem die Vereinigung eine losere oder engere sein soll", darf man schließen, daß die sächsische Regierung auch den dritten Weg, die völlige Einverleibung der fremden Contingente in ihre Armee, für ein wünschenswerthes Ziel hielt und daß sie nicht durch die unnöthigen Scrupel beunruhigt wurde, ihren Bundesgenossen werde eine solche Einverleibung an Hoheit und Würde schaden. —

Die sächsischen Vorschläge lauten wortgetreu folgendermaßen:

Bei den Berathungen, welche am 6. d. M. in Leipzig stattfanden, wurde von Seite der sachsen-ernestinischen, schwarzburgischen und reußischen Abgeordneten der Wunsch ausgesprochen, mit dem Königreich Sachsen in eine gemeinsame Militärverfassung zu treten. Die sächsische Regierung hat zur genauen Berathung hierüber zu einer Zusammenkunft in Leipzig auf den 2. und 3. k. M. eingeladen und erachtet es für zweckmäßig, vorerst die Grundgedanken anzudeuten, von welchen bei dieser Berathung auszugehen sein dürfte, und für deren Durch-

Digitized by Google

führung die vor einigen Tagen mitgetheilten Fragen das nöthige Material an die Hand geben sollen.

Drei verschiedene Wege bieten sich zur Erreichung des vorgestrebten Zieles dar, je nachdem die Vereinigung eine losere oder engere sein soll. Bei ihrer Darstellung ist zunächst von der jetzt in Aussicht stehenden Erhöhung der Contingente abgesehen, weil diese doch nur eine quantitative Veränderung zur Folge haben würde.

1.

Die thüringischen Staaten formiren zusammen eine Brigade, welche sich an das Königreich Sachsen anschließt und mit dessen Contingent vereinigt ein gemischtes Armeecorps bildet. Dieses steht in allen Commandoangelegenheiten, auch im Frieden, unter sächsischem Oberbefehle, und nimmt die militärischen Einrichtungen des Königreiches an. Dagegen behält jene Brigade ihre eigene Administration und Justizpflege. Die Aufstellung der Reiterei, Artillerie, Pioniere, Commissariat, Feldhospitäler und Feldbäckerei übernimmt Sachsen für das ganze Armeecorps gegen entsprechende Entschädigung durch die übrigen Staaten. Die Kosten könnten dadurch etwas ermäßigt werden, daß man sich begnügte, die Schwadron an activer streitender Mannschaft auf 150 Mann zu bringen.

Dabei könnten die herzoglichen und fürstlichen Contingente entweder in ihrer jetzigen Gestalt als für sich bestehende Bataillone in Regimenter und in eine Brigade vereinigt, oder zu einem homogenen Ganzen verschmolzen und aus diesem die erforderlichen taktischen Körper formirt werden, so daß eine thüringische Brigade entstünde.

2.

Die Infanteriecontingente der erwähnten Staaten, welche zusammen sechs Bataillone Linieninfanterie, ein Bataillon leichte Infanterie und eine Abtheilung Jäger betragen, werden von Sachsen als taktische Körper in seine Infanterie aufgenommen. Die dadurch entstehende Anzahl von achtzehn Bataillonen Linieninfanterie wird in sechs Regimenter zu drei Bataillonen eingetheilt, und zwar so, daß jedes Regiment zwei sächsische und ein fremdes Bataillon enthält. Ob je zwei oder je drei Regimenter zu einer Brigade zu vereinigen sein würden, kann weiterer Erörterung vorbehalten bleiben. Das Bataillon leichte Infanterie sowie die Jäger werden der Halbbrigade leichter Infanterie beigegeben.

Die zuwachsenden Bataillone werden von den Contingentsstaaten aufgestellt, ergänzt, ausgerüstet und verpflegt, jedoch vollständig nach den für die königlich sächsische Armee bestehenden gesetzlichen und reglementarischen Bestimmungen.

Die betheiligten Regierungen ernennen die Offiziere für ihre Contingente, die jedoch vor ihrer Anstellung das vorschriftsmäßige Examen in der Militär-

Digitized by Google

bildungsanstalt zu Dresden bestanden haben müssen und avanciren dieselben auch bei eintretenden Vacanzen. Ueber die Befähigung zum Avancement urtheilt die königlich sächsische Regierung. Letztere wird diese Offiziere bei Besetzung von Posten außer der Linie — im Kriegsministerium, in dem Generalcommando, bei den Brigadestäben ꝛc. —, sowie auch bei höheren Commandostellen ebenso berücksichtigen, wie die des königlich sächsischen Contingents.

Die einverleibten Bataillone gehören vollständig dem Regimentsverbande an, sind in jeder Beziehung den sächsischen Militärbehörden untergeben und haben denselben militärischen Gerichtsstand wie die inländischen Truppen. Alle dienstliche Communication zwischen ihnen und ihren Regierungen findet durch das königlich sächsische Kriegsministerium statt.

Ueber die mit Garnison zu belegenden Orte der sämmtlichen verbündeten Staaten vereinigen sich die Regierungen. Es braucht hierbei keine Rücksicht darauf genommen zu werden, daß die Contingente in den eigenen Staaten verbleiben, und es würde solches sogar nicht durchgängig ausführbar sein.

Bezüglich der übrigen Bestandtheile des Armeecorps außer der Infanterie träten dieselben Verhältnisse ein, wie bei dem ersten Vorschlage.

3.

Die Contingente der gedachten Staaten werden der königlich sächsischen Armee vollständig einverleibt. Sachsen verstärkt die einzelnen Waffengattungen und vermehrt die Zahl seiner Regimenter, insoweit es nach den Grundsätzen der Taktik erforderlich ist. Auf Ernennung und Beförderung zu allen Offiziersstellen haben die Exspectanten aller Vereinsstaaten gleiche Anwartschaft; die Ernennung selbst erfolgt durch Se. Majestät den König von Sachsen.

Die Recruten hebt jeder Staat der ihn treffenden Quote gemäß aus. Sie werden an Sachsen abgegeben, welches sie in die Armee einstellt, ausbildet und später über die während der Dienstzeit statthafte Beurlaubung, sowie über ihre Entlassung entscheidet.

Während ihrer Dienstzeit in der Armee haben die von den übrigen Staaten gestellten Mannschaften mit den in Sachsen ausgehobenen ganz gleiche Rechte und Verpflichtungen. Nur in Bezug auf die Pension haben sie an Sachsen keine Ansprüche, sondern sind an ihre Regierung gewiesen. Sie stehen unter der sächsischen Militärgerichtsbarkeit und Disciplin.

Sachsen besorgt die gesammte Ausrüstung und Verpflegung. Der Kostenbetrag wird repartirt. Ebenso der Aufwand für die Beschaffung des Materials und der Mobilisirung, Anschaffung von Pferden. Dabei wird das Verhältniß der Contingente zu Grunde gelegt.

Dresden, den 28. August 1848.

Mit Sachsen ist jetzt ganz dasselbe geschehen, was Sachsen im Jahre 1848

Digitized by Google

mit Thüringen beabsichtigte. Es ist also durch die sächsische Regierung selbst das Präcedens geschaffen, und Preußen führt nur aus, was Sachsen einst gewollt. Möge dieser Gedanke den Patrioten trösten und versöhnen.

Ein hannov. Jurist über die Auseinandersetzung mit Preußen.

Bening, Geh. Regierungsrath: Hannover bei seiner Vereinigung mit Preußen. Hannover, Rümpler. 1866.

Der Verfasser der Schrift gehört zu den leider nicht zahlreichen Männern hervorragender Lebensstellung, denen bewußt geworden ist, daß seit dem Sommer 1866 gut hannoverisch sein ein höherer Stolz ist als vordem, daß Anerkennung des neuen Zustandes der Dinge kein Unrecht, und daß es kein Verrath, sondern patriotische Pflicht ist, sich mit den neuen Lenkern des hannoverischen Staates in Ruhe und sachlicher Gründlichkeit über die politischen Controversen, die der Regierungswechsel nach sich zieht, zu verständigen. In solcher Gesinnung unterwirft er als praktischer Jurist die politischen Activa und Passiva des weiland Königreichs einer gründlichen Inventur. Die Absicht ist, an seinem Theile beizutragen, daß mit dem dehnsamen Worte „Schonung berechtigter Eigenthümlichkeiten", welche bei der Neugestaltung der nunmehrigen Provinz zugesagt ist, von Seiten seiner Landsleute statt vager Velleitäten bestimmte Begriffe verbunden werden, und daß andererseits den Reorganisatoren entscheidenden und berathenden, das Soll und Haben übersichtlich vor Augen trete, um dessen Ausgleichung es sich handelt.

Das Recht der Eroberung betrachtet der einsichtige Jurist mit nichten als Recht des Unrechtes, sondern erkennt es an als die allerdings besondere Gattung, in welcher sich Macht und Recht unmittelbar begegnen. Hannover selbst hat — wie Herr Bening zur Beruhigung beifügt — dieses geschmähte Recht einmal für sich in Anspruch genommen, als es die beim Friedensschluß mit Frankreich vergessene Herrlichkeit Lage dem Besitzer ausdrücklich kraft der occupatio bellica vorenthielt, „bis er es etwa wieder erobere"; heute ein lehrreiches Curiosum.

Mit der landesherrlichen Gewalt fällt auch die Befugniß der Landesvertretung zur Theilnahme an Ausübung derselben. Ob das ein Unglück

Digitized by Google

sei, entscheidet die Qualität dieser Staatsverfassung. Für den in der Natur ihrer Zusammensetzung begründeten ewigen Krieg der ersten und zweiten Kammer Hannovers kann sich füglich kein Mensch begeistern wollen. In dem, was Hannover für jene eintauscht, im preußischen Herrenhause mit den Verbänden des alten und befestigten Grundbesitzes scheint allerdings keine Gewähr des Gewinnes zu liegen. Aber darf nicht von der Rückwirkung des preußischen Ländererwerbs auf dieses Institut, von dem Zuwachs neuer Elemente Besserung erwartet werden? Auch hier wird die Größe der Zeit, wenn nicht eigene Umgestaltung der Gesinnungen, wie im Abgeordnetenhause, so doch vielleicht die königliche Initiative des Eingriffes zeitigen, der möglicherweise sogar ohne Rechtsverletzung geschehen könnte. Mit Nachdruck empfohlen wird dagegen die Reconstruction einer hannoverischen Ständeversammlung nach Analogie der preußischen Provinziallandtage, deren Competenz nach der preußischen Verfassung womöglich mit berathender Zuziehung von Notabeln unter der Voraussetzung zu normiren wäre, daß die jetzt bestehende bunte und sinnlose Mischung der Provinziallandschafts- und Landdrosteibezirke rationell vereinfacht werde. — Die hannoverischen Grundrechte giebt der Verfasser gegen die entsprechenden freieren und entschiedeneren Bestimmungen der preußischen Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850, welche vom 1. October 1867 an auch in der Welfenprovinz Geltung erhalten, mit Freuden hin. Ebenso denkt er von den meisten Zweigen der Staats- und Gemeindeverwaltung, die durch Conformität mit der preußischen nur gewinnen können. Weder die bisherigen Ministerien*), noch die vorerst an ihre Stelle tretenden ähnlichen Behörden können bestehen bleiben, wohl aber könnten es die 1823 gebildeten Landdrosteien, welche, durch Zusammenlegung arrondirt und vergrößert, den preußischen Regierungen entsprechen würden. Dabei wird befürwortet, den Provinzen Osnabrück, Ostfriesland und Bremen, deren Regiminalkörper aus früheren eigenen Regierungen entstanden sind, den Sitz der Behörden zu belassen.

Ungünstiger zeigt sich das Verhältniß der beiderseitigen unteren Verwaltungsbezirke. Die preußischen Landrathkreise sind doppelt bis dreifach so groß wie die hannoverischen Aemter; und in letzteren muß der Amtmann oder Amtsassessor geprüfter Jurist sein, was beim preußischen Landrath nicht

*) Hierbei macht der Verfasser den Vorschlag, aus Gründen der Zweckmäßigkeit an die Provinz Hannover nicht blos die kurhessische Grafschaft Schaumburg anzuschließen, sondern künftig auch das noch als selbständige Macht bestehende Schaumburg-Lippe. Dieses Bückeburger Ländchen ist wohl das einzige in Deutschland, in welchem guts- und grundherrliche Lasten noch nicht ablösbar sind. Dieser Mangel, der unter anderem Guten den Heimfall der Bauernhöfe an den Landesherrn möglich macht, sei dem Parlamente zur Abhilfe zu empfehlen. Ferner besteht dort, obgleich seit funfzig Jahren durch die selige Bundesacte geboten, keine landständische Verfassung. Das Ländchen, heißt es, ist dazu zu klein; gut, ist es aber dann nicht auch für eine Landesregierung zu klein? —

Digitized by Google

erfordert wird. Ein weiterer Unterschied ist, daß jenem laut Amtsordnung vom 18. April 1823 die Erwerbung von Grundeigenthum im Amtsbezirke untersagt ist, während dies umgekehrt bei diesem Bedingung ist. Der Bezirksvergrößerung widerstreben die hannoverischen Amtseingesessenen aufs lebhafteste, wie sich dies 1859 bereits gezeigt hat; an die Aemter knüpft sich Amtsvertretung, weltliches Kirchencommissariat, Domänenverwaltung; unmöglich fast erscheint das Erforderniß der Erwerbung von Grundbesitz für den Landrath in einem Lande, wo die Rittergüter, die in etlichen Provinzen Preußens ein Drittel bis die Hälfte des Grundeigenthums ausmachen, nur etwa sechs Procent befassen, das Uebrige aber, meist an Bauernhöfe gebunden, selten käuflich ist. Daß aber die wenigen Besitzer hannoverischer Ritter- und Landgüter innerhalb eines Kreises allemal zur Uebernahme des Landrathamtes geeignet sein sollten, ist nicht anzunehmen; und was soll aus den circa 200 Amtmännern und Amtsassessoren Hannovers werden? — Der Verfasser resümirt mit folgenden Thesen: 1) Die Anforderung an die hannoverischen Verwaltungsbeamten (vollständiger Gymnasialunterricht, dreijähriges juristisches Studium, vierjähriges Gerichts- oder Amtsauditorat mit juristischer Prüfung im Eingange und halbjuristischer im Ausgange, endlich mehrjähriges unbesoldetes Assessorat) ist zu groß; 2) infolge der Reorganisation der Aemter von 1859 werden häufig sehr tüchtige Verwaltungskräfte zu untergeordneten Dienstleistungen verbraucht; 3) dies steigert die Kosten der Verwaltung; 4) mit der wünschenswerthen Abschaffung des Einwirkens der Behörden auf Gewerbesachen, bäuerliche Verhältnisse u. dgl. wird Verminderung der Beamtenzahl und Bezirksausdehnung ermöglicht. Dies giebt die Cardinalpunkte für den Ueberleitungsproceß an die Hand, bei welchem befriedigendes Resultat wohl zu erreichen ist.

Conservativer ist unser Gewährsmann hinsichtlich der Gemeindeverfassung. Wenn er auch Aenderungen im Einzelnen der ohnehin in mancher Beziehung noch in der Befestigung befindlichen Verhältnisse zuläßt, hält er es doch für sehr bedenklich, sie durch neue Gesetze umzustoßen. Anders bei der Städteordnung, für die er keinen Nachtheil sieht, wenn sie der Umgestaltung preisgegeben wird. — Von der Einführung der preußischen Gerichtsverfassung in Hannover können nur diejenigen fürchten, welche die Thatsache unterschätzen oder ignoriren, daß die Hauptgrundlagen derselben (Trennung von Justiz und Verwaltung, Aufhebung der Patrimonial- und Gemeindegerichtsbarkeit, öffentlich und mündliches Verfahren, Mitwirkung der Geschwornen in Criminalsachen) in beiden Ländern identisch sind. Eingreifende Verschiedenheit liegt namentlich in der anderen Stellung der hannoverischen Obergerichte und in den Einzelrichtern. Für beklagenswerth hält der Verfasser, wenn, was nach Art. 92 und 116 der preußischen Verfassung allerdings schwer zu umgehen sein wird, das Oberappellationsgericht in Celle cassirt würde. Denn das müßte ebenso

Digitized by Google

bedauerliche Aenderungen im gerichtlichen Verfahren, besonders in den Berufungen herbeiführen. Unbedenklich scheint auch die Mitwirkung von gewählten nicht rechtskundigen Schöffen bei kleineren an die Untergerichte gehörigen Strafsachen beibehalten werden zu können; ja diese Einrichtung wird sogar zur Annahme in Preußen empfohlen. — Ueber die Rechtsgesetzgebung sind die Acten nicht zu schließen; hier scheint die Alternative, ob das Alte behalten oder das Neue anzunehmen, falsch; das einzig Richtige kann nur das Dritte sein, das Civilgesetzbuch der Zukunft, welches sich nicht an die Mainlinie kehren darf. Der Verfasser weist hier auf das sächsische als auf eine annehmbare Grundlage hin. Die Einführung des preußischen Allgemeinen Landrechts sei den Hannoveranern begreiflicherweise keine lockende Aussicht; andrerseits werde die Annahme des preußischen Criminalrechts kein Unglück sein, da das Criminalrecht überhaupt weit weniger als das Civilrecht von den besonderen Rechtszuständen der einzelnen Länder abhängig ist. Für das Polizei- und Forststrafgesetz hegt unser Verfasser größere Anhänglichkeit, zumal da sie seine Kinder sind.

Die kirchliche Verfassung wird durch den Untergang des Staates Hannover nicht unmittelbar mitberührt, und es ist daher alle Aussicht, daß die Synodal- und Kirchenvorstandsordnung von 1864 nebst dem Consistorium von 1866, welche befriedigenden Abschluß langer Wirren bezeichnen, unbehelligt bleiben. Nicht ohne Wirkung wird jedoch die neue Verfassung auf das Schulwesen sein. In Preußen ist die Anstellung der Lehrer nicht wie in Hannover Sache der Consistorien oder andrer kirchlichen Organe, sondern der Provinzialregierungen, welchen ein Schulrath beigegeben ist. Auf die Dauer wird hierin natürlich Uebereinstimmung hergestellt werden; die Kirchenverfassung würde dadurch aber nicht alterirt, denn das hannoverische Oberconsistorium ist beim jetzigen hannoverischen Schulwesen nicht betheiligt. Den höheren Schulen, der Universität Göttingen und dem Polytechnikum in Hannover scheint würdiger Fortbestand gesichert, wie er auch in hohem Grade wünschenswerth ist.

Hinsichtlich des Heerwesens begrüßt unsere Schrift die allgemeine Wehrpflicht mit fast allen ihren Consequenzen als selbstverständliche Forderung. Hier handelt sichs nur um Zerstreuung von baaren Vorurtheilen, die, freilich wohl nicht ohne von den Ultraparticularisten genährt zu werden, die verdiente Popularität dieser erprobten Einrichtung zur Zeit noch schmälern. „Es hat doch sein Angenehmes, daß man keine Franzosen und Russen mehr zu fürchten braucht und daß man fortan jedem Engländer frei in das freie Gesicht sehen darf.“ Von diesem Zeugniß dürfen wir, weil es das eines Hannoveraners ist, mit doppelter Genugthuung Act nehmen.

Bei dem Worte Staatsabgaben in der Verbindung mit Preußen pflegt bekanntlich Gemüth und Säckel der Kleinstaatsbürger in krampfartigen Zustand zu gerathen. Ob die Hannoveraner aus der Erklärung unseres Sach-

Digitized by Google

kundigen, daß die persönlichen directen Steuern Hannovers vor der Wissenschaft schwer bestehen können, schon einen Trost schöpfen, ist zweifelhaft. Aber die Höhe der Erträge dieser Steuern in Hannover entlarvt die landläufige Vorstellung vom preußischen Steuerdruck nach dieser Richtung als ein leeres Schreckbild. Aus dem Gesichtspunkt der Billigkeit glaubt unsre Schrift der preußischen Classensteuer und classificirten Einkommensteuer den Vorzug vor den entsprechenden hannoverischen Modalitäten geben zu müssen, wenn sie andrerseits auch nicht leugnet, daß die Einführung einer Mahl- und Schlachtsteuer als ein Rückschritt empfunden werden würde. Die Quoten der Grundsteuer, welche in Hannover aufgebracht werden, sind größer als in Preußen. Ebenso ist die preußische Gebäudesteuer richtiger und zugleich niedriger als die hannoversche. In den Verbrauchsabgaben besteht meist schon Uebereinstimmung, dank dem seiner Zeit lärmend beklagten und heftig bekämpften Beitritt des Welfenstaats zum Zollverein, der durch Arrondirung im Norden und Osten — durch die hoffentlich baldige Hereinziehung von Schleswig-Holstein und Mecklenburg — grade für Hannover immer größern Segen entwickeln muß.

Erwerb und Verlust des Unterthanenrechts (Staatsangehörigkeit und Staatsbürgerthum) sind in Hannover nur durch die Domicilordnung und zwar ungenügend geregelt. Diesen Mangel wird das preußische Gesetz selbstverständlich ohne Weiteres ersetzen, was sachlich heute freilich nicht mehr viel auf sich hat. Zu wünschen wäre größere Freiheit den übrigen Staaten des norddeutschen Bundes gegenüber. Ein gemeinsames Staatsbürgerthum nach Analogie des weiland deutschen Reichsbürgerrechts von 1848 wird sehr empfohlen, ein Vorschlag, dem wir unsrerseits mit Nachdruck beipflichten.

Ein nicht zu unterschätzender Vorzug preußischer Bestimmungen vor den hannoverischen liegt ferner in dem Wegfall des obrigkeitlichen Trauscheines, einem Zwange, der in Hannover auf dem Weg des Ministerialerlasses auf Wunsch der Stände allgemeine Norm geworden ist. Grade bei einem Volke, das infolge der Mannigfaltigkeit seiner Beschäftigungsarten auf möglichst ausgedehnte Freizügigkeit angewiesen ist, erscheint jene Bestimmung, die in Preußen nicht besteht, als lästiges Hinderniß. Befürwortet wird der Trauscheinzwang durch die heute nicht mehr entschuldbare Täuschung, daß Erschwerung der Ehe vor Verarmungen schützt. Das aber ist schlechterdings nicht durch Beschränkung und Verbot, sondern lediglich durch das Gegentheil zu erreichen, durch Erleichterung im Gewerbebetrieb und in der Wahl des Wohnortes sowie in allem, was damit zusammenhängt. Am sichersten zur Armuth führt die Entsittlichung, und diese wird durch das Erforderniß obrigkeitlichen Consenses zur Verheirathung gradezu befördert, wie ein Blick auf die Statistik der illegitimen Kinder lehrt.

Hiermit im engsten Zusammenhang steht die Frage der Gewerbegesetzgebung. Die hannoverische Gewerbeordnung von 1848 ist von allen Com-

Digitized by Google

petenzen als verkehrt verurtheilt. Ihre Aufhebung erfolgte nicht, weil die Regierung bei ihren conservativen Verfassungsänderungen unter anderm auch die Zünfte und ihre Gunst zu conserviren für dienlich hielt. Der Rückkehr zur Gewerbeordnung von 1847 redet unser Gewährsmann das Wort nicht, obgleich sie sein Werk ist; aber er will auch die preußische Gewerbeordnung nicht ohne erhebliche Einwände gut heißen. Den Grundsatz der Gewerbefreiheit, den wir Stein verdanken, fordert er nicht nur als Ausgangspunkt, sondern er will noch consequenter damit Ernst gemacht sehen, als es in Preußen thatsächlich und rechtlich geschieht. Den meisten Anstoß giebt hier das Gesetz vom 9. Februar 1849, das den Handwerkern in Preußen selbständigen Gewerbebetrieb nur unter der Bedingung gestattet, daß sie nach beigebrachtem Qualificationsbeweis durch Examen vor einer Prüfungscommission in die Innung aufgenommen worden sind. Dies setzt voraus, daß der Handwerker als Lehrling die Gesellenprüfung bestanden, und dies wieder, daß drei Jahre seit Entlassung aus der Lehre verstrichen sind. „Deutschland" — sagt Herr Bening — „ist freilich das Land der Prüfungen, und Zünfte mögen, wo sie noch bestehen, auch prüfen. Daß aber jeder Schuster, Schneider oder Bürstenbinder, auch wenn er nicht zünftig werden will, auf bureaukratischem Wege sich prüfen lassen soll, ist selbst für Deutschland zu viel. Prüfungen rechtfertigen sich nur für Gewerbsbetriebe, bei welchen Unkunde eine gemeine Gefahr herbeiführen kann, besonders bei Bauhandwerken." Beherzigenswerthe Grundsätze für Revision der Gewerbegesetzgebung enthält trotz der Mängel in der Ausführung die diesjährige hannoversche Regierungsvorlage. Sie verlangt Freiheit der Gewerbe und Freiheit für die Zünfte, frei — ohne Zunftzwang — zu leben oder unterzugehn. Auch in Preußen vollzieht sich diese Wendung, die Zünfte erstehen als freie Genossenschaften; erweisen sie sich in dieser Gestalt nicht lebensfähig, so werden sie von selber sterben; das Gesetz braucht sie dann nicht noch zu tödten.

Sehr schwierig wird die gesetzliche Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse sein; denn hier besteht zwischen Preußen, wo Stein schon 1807 den Grundsatz der Freiheit und Theilbarkeit der Höfe ausgesprochen und dann zur Norm erhoben hat, und Hannover, das mit Ausnahme seiner früher preußischen Länder die Untheilbarkeit festhält, eine große Kluft. Der hannoversche Bauernstand widerstrebt der Einführung des preußischen Rechts über die Höfe. An sich wird das hannoversche Recht über Bauerhöfe durch die Annexion nicht alterirt; aber da die in mancher Beziehung mangelhafte gesetzliche Fixirung sehr vonnöthen ist, so ist zu wünschen, daß es mit einer für Hannover zu errichtenden Vertretung vereinbart werde. Denn nur dadurch kann die Gewähr voller Beachtung der heimischen Bedürfnisse bei diesem hochwichtigen Gegenstande gegeben werden. Sehr tiefgreifende Aenderungen, die namentlich hier leicht Mißdeutung und Mißtrauen erwecken, widerräth unsere Schrift. Sie

Digitized by Google

spricht sich zwar entschieden zu Gunsten des freien privatrechtlichen Verfügungsrechtes der Hofeigenthümer aus, ist aber doch für Beibehaltung des Grundsatzes der Hofvererbung auf einen Erben (das Anerbenrecht) als gesetzliche Erbfolge.

Endlich noch ein Wort über die Gesetzgebung betreffs Ablösung der Grundlasten. Auch hier ist namhafte Differenz zu constatiren. Das Ablösungscapital beträgt in Hannover das 25fache der Jahresleistung, in Preußen dagegen das 18fache resp. 20fache, wenn nämlich der Verpflichtete die Ablösung durch Schuldverschreibungen der Rentenbank verlangt. Dort also erhält der Berechtigte für den Jahresbeitrag von 4 Thaler eine Baarzahlung von 100, hier entweder 72 Thaler oder einen 4procentigen von seiner Seite unkündbaren Schuldschein über 80 Thaler. Dies Fünftel, welches der Berechtigte in Preußen weniger erhält, wird bei Ablösung mittels Rentenbriefen zur allmäligen Tilgung der Schuld des Pflichtigen verwendet. Amortisationsverfahren und Einkassirung der Jahresbeträge, die ganze überaus fördernde Stellung des Staats zur Rentenbank in Preußen u. s. w. würde den Verpflichteten in Hannover, wenn sie hier eingeführt würde, zwar außerordentliche Vortheile bringen; die entsprechenden Einrichtungen der hannoverischen Landescreditanstalt jedoch haben den Werth noch größerer Gerechtigkeit, da die Capitalisirung mit 4 für Hundert dem Berechtigten eben genau die gebührende Entschädigung giebt, wenigstens so lange 4 Procent der normale Zinsfuß bleibt.

In Summa: die Institutionen, für deren Beibehaltung im Obigen gesprochen wird, sind kostspieliger als die preußischen, die sonst statt ihrer einzuführen wären. Erscheint das unbillig, so darf nicht vergessen werden, daß Hannover mit größerem Einkommen in die Verbindung eintritt. Das Plus resultirt namentlich aus der Rente der Staatseisenbahnen, der Domänen und Forsten, aus der Grundsteuer, der nachhaltigen persönlichen Steuerkraft der Einwohner und der höchst mäßigen Staatsschuld. — Trauern die Gemüthspatrioten über den großen Unterschied zwischen den 48er Idolen mit ihrem Kaiser und Reichsgepränge und dem, was sich heute als Entschädigung dafür mehr aufgedrängt als angeboten hat, so muß immer wieder daran erinnert werden, was dieses neuen Wesens Kern ist: Macht, staatenbildende Kraft, ein echtes Königthum, ein deutsches Heer, wie noch keines gewesen, und Siege, deren moralische Wirkung die gefürchtete Scheidelinie inmitten Deutschlands, deren Beseitigung den heutigen Gesinnungsnebel in Hannover völlig zerstreuen müßte, mit jedem Tage unschädlicher machen.

Die Bilanz obiger von sachkundiger Hand ohne Scheu und Vorurtheil gezogenen Parallele zeigt klar, daß die Verschmelzung Hannovers mit Preußen bezüglich der Staatsverfassung im weitesten Umfange keine Unmöglichkeit, noch viel weniger ein Unglück für die Hannoveraner ist. Sie wird zum Heile ge-

Digitized by Google

deihen, wenn alle Notabeln, die es in solchem Sinne sind, wie der Verfasser dieser Schrift, auf die wir ausführlich einzugehen für Schuldigkeit hielten, rechtschaffen Hand ans Werk legen.

Literatur.

Mettlerkamp, der Führer einer am deutschen Freiheitskriege theilnehmenden Bürgerwehr. Von Fr. Wille. Hamburg, Otto Meißner. 1866.

Wir erhalten in der Biographie des Patrioten, den man den hamburgischen Nettelbeck nennen könnte, einen schätzenswerthen Zuwachs unsrer Detailkunde über die Vorgänge der Befreiungszeit. David Christian Mettlerkamp, der aus niederem Volkskreise emporgekommene Bürger, seines Zeichens Bleidecker, ist eine typische norddeutsche Figur voll nüchternen Ernstes und unerbittlicher Zähigkeit. Als einer der wenigen beherzten Männer, welche der schmählichen Preisgebung Hamburgs an Davoust zu widerstehen suchten, verließ er Haus und Familie, um an der Rückeroberung seiner Vaterstadt mit den Waffen Antheil zu nehmen. Unter dem Schutze Bernadottes gründete er die hanseatische Bürgergarde und bekam überdies den Auftrag zur militärischen Organisation der waffenfähigen Männer unter den Umwohnern Hamburgs, welche infolge der Vertheidigungsmaßregeln des französischen Marschalls hatten flüchten müssen. Mit den größten Anstrengungen, im Kampfe mit allen ungünstigen Elementen sammelte und rüstete der wackere Mann mitten im Winter sein Rekrutendepot in Segeberg und Oldesloe. Unter dem russischen General Benningsen betheiligte sich sein Corps rühmlich an den Kämpfen um Hamburg. Am 31. Mai 1814 zog Mettlerkamp mit seiner aus 1262 Mann bestehenden Schaar vor den Russen her in die befreite Stadt. Allein die Elendigkeit des blos kaufmännisch-republikanischen Regiments vergällte dem edlen Bürger sein ferneres Wirken und er hat für antike Tugend antiken Undank geerntet. Er starb 1850. Wiederholt hat er theils bei patriotischen Fragen, theils bei Fachangelegenheiten in kleinen Schriften seinen schlagfertigen gereiften Geist bekundet. Von dem organisatorischen Talent für Militärisches, welches ihn auszeichnete, giebt sein Werk über das „Neue Landwehrsystem" ein Zeugniß, dem von namhaften Autoritäten aufrichtiger Beifall gespendet wird. Sein Schicksal und seine Thätigkeit ist eine lebendige Warnung, Kraft und Gut in Zeiten einzusetzen zur Abwehr der Fremdherrschaft, damit sie nicht — wie Hamburgs trauriges Schicksal zeigt — später dem Feinde zehnfach aber unrühmlich zum Opfer fallen.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Bei Georg Reimer in Berlin sind eben erschienen:

Lord Byron's Werke.

Uebersetzt
von

Otto Gildemeister.

In sechs Bänden Zweite Auflage. 4 Thlr.

Gildemeister's Uebersetzung von Byron's Werken, die eben in revidirter, im dritten Band um die in der ersten Auflage ausgelassene berühmte Satire „Englische Barden und schottische Recensenten" vermehrter Auflage erscheint, hat schon in der ersten Auflage von allen Seiten die ihr gebührende ungetheilte Anerkennung erfahren. So spricht sich unter andern eine kritische Anzeige in der kölnischen Zeitung beim Erscheinen der letzten beiden Bände folgendermaßen aus: „Byron's Don Juan, dieses wahre Epos unserer Zeit ist jetzt durch Gildemeister's staunenswürdige Kunst zu einem deutschen Werke geworden. Wie der Dichter hier alle seine Kräfte zusammenströmen läßt, so daß sie im herrlichsten Vereine sich wechselweise emportragen, so hat auch der Uebersetzer den ganzen Reichthum seiner Fähigkeiten hier auf einen Punkt, zu einer überwältigenden Wirkung gesammelt. Doppelt und dreifach wird für diesen Theil seiner großen Arbeit das Lob bestätigt, das schon über die früheren ausgesprochen worden. Ja, wie alles, was in seiner Art den höchsten Punkt der Vortrefflichkeit erreicht, damit zugleich auch aus den Gränzen seiner Art heraustritt und sich mit dem berührt, was überhaupt das Höchste ist, so darf man diesen deutschen Don Juan nicht nur als ein vollendetes Erzeugniß der Uebersetzungskunst, man muß ihn zugleich als eine hochbedeutende poetische Erscheinung rühmen." In einer andern Besprechung dieser Uebersetzung in den Hamb. Nachr. heißt es: „Dem Lobe, welches wir der Arbeit Gildemeisters früher hier zollten, haben wir am Schlusse derselben nichts als das Zeugniß hinzuzufügen, daß das Verdienst der Uebersetzung mit den wachsenden Schwierigkeiten des Gegenstandes derselben gestiegen ist. So weit daher Byron's Werke überhaupt zu einer allgemeineren Popularität berufen sind, wird ihnen durch Gildemeister für Deutschland ohngefähr dieselbe Stelle in der Uebertragungsliteratur angewiesen, die Shakespeare in der Schlegel-Tieck'schen Ausgabe in unseren Handbibliotheken einnimmt. Den Nichtkennern der englischen Sprache ersetzt Gildemeister die ursprünglichen Gebilde des Dichters, den Kennern erhöht er den Genuß durch den Vergleich." Und zum Schluß: „Daher wird die Uebertragung als eine so mustergültige betrachtet werden, daß wer Byron im Deutschen citirt, ihn selbstverständlich nach Gildemeister citirt."

In der C. H. Lüderitz'schen Verlagshandlung in Berlin erschien:

Land und Leute der Urschweiz. Von Ed. Osenbrüggen. 7½ Sgr.

Aberglaube und Mysticismus in der Medizin. Von Prof. S. Rosenstein. 7½ Sgr.

Ueber Sinnestäuschungen. Von G. Herm. Meyer, Prof. in Zürich. 7½ Sgr.

Heinrich Zschokke. Ein biographischer Umriß von Emil Zschokke. 10 Sgr.

Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland während der letzten Jahrhunderte. Von Dr. Jürgen Bona Meyer. 10 Sgr.

Albrecht Dürer. Von Hermann Grimm. 10 Sgr.

Sachsens Vergangenheit und Zukunft. Von einem Sachsen. October 1866. 5 Sgr.

Neuer Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Brücke, Dr. Ernst, Die Physiologie der Farben für die Zwecke der Kunstgewerbe auf Anregung der Direction des kaiserl. österreich. Museums für Kunst und Industrie. Mit 36 in den Text gedruckten Holzschnitten. gr. 8. 2 Thlr.

Droysen, Joh. Gust., Das Testament des grossen Kurfürsten. hoch 4. 24 Ngr.

Dümmler, Ernst, Auxilius und Vulgarius. Quellen und Forschungen zur Geschichte des Papstthums im Anfange des zehnten Jahrhunderts. gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gai institutiones. Codicis Veronensis Apographum ad Goescheni Hollwegi Bluhmii schedas compositum scripsit lapidibusque exceptam scripturam publicavit Eduardus Böcking. Accesserunt Goescheni de codice Veronensi praefatio et incerti auctoris de jure fisci quae supersunt. Regiae scientiarum academiae Berolinensi dedicatum opus. gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Molière's Lustspiele übersetzt von Wolf Grafen Baudissin. 3 Bde. cpl. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Grimm, Jacob und **Wilhelm,** Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von Dr. Rudolf Hildebrand und Dr. Karl Weigand. Vierten Bandes 2. Lieferung. Bearbeitet von Dr. Karl Weigand. hoch 4. 20 Ngr.

— — Fünften Bandes 4. Lieferung. Bearbeitet v. Dr. Rudolf Hildebrand. hoch 4. 20 Ngr.

Jahn, Otto, Biographische Aufsätze. 8. 2 Thlr.

Kern, Franz, Johann Scheffler's cherubinischer Wandersmann. Eine literar-historische Untersuchung. 8. 20 Ngr.

Meyer von Knonau, Gerold, Ueber Nithards vier Bücher Geschichten. Der Bruderkrieg der Söhne Ludwigs des Frommen und seine Geschichtschreiber. 4 1 Thlr. 18 Ngr.

Scriptores rerum Prussicarum oder die Geschichtsquellen der Preussischen Vorzeit. Herausgegeben von Dr. Theodor Hirsch, Dr. Max Töppen und Dr. Ernst Strehlke. Dritter Band. hoch 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

Zöpfl, Dr. Heinrich, Zwingli-Studien. 8. 20 Ngr.

Digitized by Google

Im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien:

Ernesti, Luise, **Waldemar Bookhouse.** 2 Bde. 2 Thlr.
— — **Bilder und Skizzen.** 2 Bde. 2 Thlr.
— — **Die Tochter des Spielers.** 3 Bände. 3 Thlr.
— — **Anverhofft kommt oft.** 1 Thlr.
Ganette, J. M. von, **Jacobäa von Holland.** 2 Bände. 2⅔ Thlr.
Cosmar, A., **Erziehung und Ehe.** 3 Bände. 4 Thlr.
Genast, Wilh., **Das hohe Haus.** 4 Bände. 4 Thlr.
Großmann, A., **Wahn und Wahrheit.** 2 Bände. 2⅔ Thlr.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod. 5. Aufl. I. II. Bd. 5 Thlr. 25 Ngr.

Das rühmlichst bekannte Werk ist in dieser neuen Auflage wiederum ganz durchgearbeitet und mit zahlreichen neuen Forschungen versehen. Es schließt sich unmittelbar des Verfassers „Geschichte des geistigen Lebens von Leibniz bis auf Lessing's Tod" an. Der 3. Band des Werkes wird schnell nachfolgen.

Bei **F. W. Grunow** in **Leipzig** erschien neu und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Meißner, Alfr., **Novellen.** 2. Ausgabe 2 Bände. 2 Thlr.
Mund, E. D., **Erlebnisse eines Arztes.** 2 Abtheilungen à 2 Bände. 4 Thlr.
Wartenburg, K., **Deutsche Opfer.** 1¹/₆ Thlr.
Schirmer, A., **Aus aller Herren Ländern.** 3 Bände. 4 Thlr.
Herbert, Luc., **Nikolaus und Metternich.** I. Abtheilung. 2 Bände. 2⅔ Thlr.
— — **Leopold I., König der Belgier.** 1¹/₆ Thlr.
— — **Louis Napoleon.** Volks-Auflage. 5 Bände. 4⅔ Thlr.
Katsch, A., **Unter dem Storchnest.** 3 Bde. 4 Thlr.
Stein, P., **Aus Andalusien.** 2 Bände. 2¹/₂ Thlr.
Mühlbach, Louise, **Erzherzog Johann und seine Zeit.** Volks-Ausg. 4 Abthlgn. 6 Thlr.

Ich erlaube mir hierdurch das gebildete Lesepublikum auf diese interessanten neuen Erscheinungen höflichst hinzuweisen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. K. Brunnemann,
Geschichte der nordamerikanischen Literatur.

8°. brochirt. — 20 Ngr.

Dieses Werk ist keineswegs eine trockene Aufzählung dessen, was Amerika auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat, sondern es entrollt in lebendiger Darstellung vor dem Auge des Lesers ein treues Bild der allmähligen literarischen Entwicklung des grossen Landes jenseits des Oceans, und bietet so auch denen, die sich nicht gerade mit literar-historischen Studien befassen, eine angenehme und zu gleicher Zeit unterhaltende und belehrende Lectüre.

Bei J. W. Grunow in Leipzig ist soeben complet geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Staat oder **die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit.** Unentbehrliches populäres Handbuch und Rathgeber für alle Klassen und Berufsstände des deutschen Volkes. 8 Bde. Von Dr. C. H. Ad. Huhn. Pr. 12 Thlr. 5½ Ngr.

Band I. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. II. Volkswirthschaftslehre der Urproductionen. III. Volkswirthschaftslehre der Gewerbe und des Handels. IV. Finanzwissenschaft. V. Staatsrecht. VI. Völkerrecht. VII. Politik. VIII. Statistik. Das Werk kann auch nach und nach in Lieferungen à 7½ Ngr. bezogen werden; jeder Band wird auch einzeln abgelassen.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 47.

Ausgegeben am 16. November 1866.

Inhalt:

Die sociale Revolution im Osten . . . . . Seite 281
Der deutsche Krieg im Jahre 1866. 3. Der Feldzug des Kronprinzen 295
Stimmungen in Hessen-Darmstadt 303
Patriotische Lyrik aus Sachsen 314
Ein diplomatisches Actenstück bei einem Wursthändler 318

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien, und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Zwei Fürstinnen.

Ein Roman

von

Louise Ernesti

(Malvine von Humbracht).

2 Bände. 8. 3 Thlr.

Ein neues Buch der gefeierten Mitarbeiterin der „Gartenlaube" wird vom Publikum stets freundlich aufgenommen. Die Hausblätter urtheilen über die Verfasserin wie folgt: „Sie beherrscht ihren Stoff, bleibt maßvoll von Anfang bis zum Ende und versteht es, selbst das Peinliche uns durch ihre Darstellung weniger peinlich zu machen." Ueber die Novellen „Aus alter und neuer Zeit" urtheilen die Erheiterungen: „Dieselben Vorzüge, welche wir schon früher von den Romanen der Verfasserin, z. B. „Aristokratin und Fabrikant" hervorgehoben haben, kennzeichnen auch diese Dichtungen, nämlich eine ungemeine Zartheit und Adel der Empfindung bei einer markigen Kraft und Anschaulichkeit der Darstellung.

Sein und Nichtsein.

Erzählung

von

Gustav Höcker.

Verfasser von „Kaufmännische Carrièren" und „Dunkles Spiel".

8. broch. 1½ Thlr.

Der Verfasser der „Kaufmännischen Carrièren" und des „Dunklen Spiels" bestätigt mit dieser seiner neuesten Gabe nur die früher schon über ihn gefällten Urtheile der Kritik der bedeutendsten deutschen Zeitschriften, durch welche er mit seltener Einstimmigkeit mit Charles Dickens gleichgestellt wird. Höchst originell beruht der Titel dieses Buches auf zwei durch die Erzählung gehenden Gestalten, von denen, infolge einer ebenso natürlichen, als virtuos behandelten Verkettung von Umständen, die eine derselben am Schlusse sich als ein Trugbild, ein Phantom erweist.

Gesellen des Satan.

Roman in zwölf Büchern

von

Ernst Willkomm.

Erste Abtheilung 3 starke Bände 8. broch. 4 Thlr.

Zweite Abtheilung 3 starke Bände 8. broch. 3½ Thlr.

Unsere beiden größten Dichter, Schiller und Goethe, haben ein paar Aussprüche gethan, die, betrachtet man jeden für sich allein, gegen einander zu streiten scheinen. Bei Schiller heißt es: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären." Goethe dagegen läßt auf die Frage des Faust an Mephistopheles: „Wer bist du denn?" diesem die merkwürdige und doch so ewig wahre Antwort geben: „Ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft."

Der Verfasser des Romans „Gesellen des Satan" machte auf seinem ziemlich bewegten Lebensgange Beobachtungen, welche ihn ebenso oft an den angeführten Ausspruch Schillers wie an das tiefsinnige Wort Goethe's erinnerten. Es vergeht kaum ein Tag, an welchem nicht „der Fluch der bösen That" seine Früchte trägt. Und doch, betrachtet der Denker vorurtheilsfrei das Treiben der rastlos kämpfenden und in diesem Kampfe immer vorwärts strebenden Menschheit, so wird sich ihm die beruhigende Ueberzeugung aufdrängen, daß bei allem Schlimmen, welches der Tag hervorbringt, ordnend und bildend über all' dem scheinbar wild gährenden Chaos die Vorsehung steht und Alles zu gutem Ende führt.

Zotis für die elegante Welt.

Das brillanteste

Photographien-Album

ist die „**Hauschronik.** Gedenkbuch für Familien." Mit 12 prachtvollen chromolithographirten Illustrationen von **Hermine Stilke** und angefügtem eleganten Album für Photographiekarten. Prachtband in 4. Preis 12 Thlr.

In Saffian gebunden 16 Thlr.

Leipzig, Arnoldische Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Digitized by Google

Die sociale Revolution im Osten.

Nächstens sind es drei Jahre, daß die polnische Frage von der politischen Bühne abgetreten ist, um der schleswig-holsteinischen Platz zu machen. Seit dem Tode Frederiks des Siebenten von Dänemark ist das Interesse der europäischen Culturwelt so ausschließlich auf Deutschland und Italien concentrirt gewesen, daß man von dem, was jenseit der Weichsel geschah, nur Notiz nahm, insoweit es durchaus nothwendig schien. War der polnisch-litthauische Aufstand von 1863 für die Mehrzahl der europäischen Politiker doch im Grunde nur wegen seines Einflusses auf die Beziehungen zwischen den Großmächten ein Gegenstand der Theilnahme gewesen. Ist heute überhaupt noch von den letzten Verhandlungen in Sachen der polnischen Frage die Rede, so begnügt man sich damit, von dem glücklichen Umstande Act zu nehmen, daß die zufolge des Notenwechsels vom Juli 1863 eingetretene Verstimmung zwischen Rußland und den Westmächten der freien Action Deutschlands in Schleswig-Holstein zu Gute gekommen ist. Im Uebrigen hat man nach dem, was während der drei letzten Jahre in Rußland und Polen geschehen, wenig gefragt und der ungeheure Einfluß, den der polnisch-litthauische Aufstand auf die innere Politik des Czaarenreichs und die Entwickelung der russischen Gesellschaft ausgeübt hat, ist beinahe allenthalben ignorirt worden. Man wird von ihm wahrscheinlich erst Kunde erhalten, wenn die Wirkungen dessen, was sich im Osten vollzogen, dem Westen praktisch zu schaffen machen werden.

In der Niederwerfung Polens und der Russificirung Litthauens und der Ukraine sieht das westliche Europa einfach den Sieg brutaler, aber leidlich organisirter Gewalt über die Trümmer eines entsittlichten, in Atome aufgelösten Culturvolks: ganz anders in Rußland, wo man die Unterwerfung Polens als Vorspiel des Triumphs ansieht, den das Volk des jungfräulichen Ostens dereinst über die gesammte Cultur des „überlebten" Westens erfechten wird. Wie die Russen die Sache ansehen, hat es sich in dem Kampf, aus welchem die Murawjew und Berg als Sieger hervorgegangen sind, nicht sowohl um nationale

Digitized by Google

Gegensätze zwischen den beiden großen slawischen Stämmen, als um einen Kampf der Principien gehandelt. „Das demokratisch-slawische Element hat die aristokratische Ordnung der Dinge überwunden, in welche die Polen als Vorkämpfer der occidentalen Cultur den Schwerpunkt ihres staatlichen Lebens gelegt hatten.“ Die alte, uns Deutschen von den östreichischen Panslawisten schon vor zwanzig Jahren erzählte Fabel von der slawischen Zukunft Europas ist von den Russen seit dem Jahre 1863 neu formulirt worden. Russischer Anschauung nach hat der letzte Aufstand in Polen zu zwei großen Resultaten geführt: zu der Nothwendigkeit einer strieten Unterordnung aller slawischen Völker und Stämme unter das Banner Rußlands und zu der Feststellung des Princips, als dessen Vorkämpfer und Träger die Russen die Weltherrschaft zu erringen berufen sind. Das lang gesuchte Princip der künftigen slawischen Weltherrschaft, das, so zu sagen, die geschichtsphilosophische Begründung der slawischen Ansprüche enthalten soll, ist kein anderes als das des Socialismus. Unter diesem Zeichen hoffen die Völker des Ostens den Sieg über den Westen davon zu tragen, mit einer „neuen Formel der Civilisation“ wollen sie den Erdkreis überwinden.

Daß es in Rußland Socialisten giebt, ist freilich nichts Neues — von der Natur und den specifischen Eigenthümlichkeiten des russischen Socialismus hat man aber kaum etwas bei uns gehört. Versuchen wir es, uns über die Merkmale und Eigenthümlichkeiten dieser Erscheinung in Kürze zu orientiren und zu diesem Behuf über die jüngsten Phasen der Geschichte des russischen Geisteslebens Rückschau zu halten. —

Der blutige Ausgang der Verschwörung vom December 1825 hatte den zur Zeit der napoleonischen Kriege und der großen europäischen Restauration aus Frankreich nach Rußland importirten Liberalismus im Keime erstickt. Während der ersten Jahre der Regierung des Kaisers Nikolaus des Ersten lastete die Erinnerung an das furchtbare Geschick Pestels und seiner Genossen wie ein Alp auf denen, die sich während der russischen Invasion im besiegten Frankreich an den Ideen von 1789 vollgesogen hatten und mit hochfliegenden Planen für die Umgestaltung ihres Vaterlandes in die unermeßliche Ebene zurückgekehrt waren „die (wie ein geistreicher Russe sich ausdrückt) hinter Petersburg liegen soll und gewöhnlich das russische Reich genannt wird“. Was aus den Kreisen übrig geblieben war, die sich am Eingang der zwanziger Jahre zu patriotischen Zwecken zusammengeschlossen hatten, sah sich zeitlebens zu bangem Schweigen über seine Vergangenheit verurtheilt und die Wenigen, von denen man wissen wollte, sie seien den Traditionen ihrer Jugend treu geblieben, wurden polizeilich so genau überwacht, daß sie sich bis an das Ende ihrer Tage von jeder Betheiligung an dem öffentlichen Leben ausgeschlossen sahen. Die einzige Stätte, an welcher sich eine Art Unabhängigkeit von der Regierung, wenn auch innerhalb sehr bescheidener Grenzen erhalten hatte, war damals die

Digitized by Google

moskauer Universität. Hier gruppirte sich das heranwachsende Geschlecht während der dreißiger Jahre um einige akademische Lehrer, die von den Ideen Hegels und Schellings erfüllt aus Deutschland zurückgekehrt waren und eine Philosophie lehrten, welche anscheinend nichts mit dem wirklichen Leben zu thun hatte, in Wahrheit aber die Quelle von Anschauungen wurde, die nothwendig zu einem unversöhnlichen Conflict mit der Ordnung der Dinge führten, welche der Kaiser für die in Rußland allein mögliche hielt. An jeder freien Bewegung im Leben wie im Studium behindert, von Inspectoren und Gensdarmen ängstlich überwacht, flüchtete die Jugend sich in das Reich des freien Denkens, um sich hier für die Entbehrungen schadlos zu halten, zu denen sie durch das System der Regierung verurtheilt war. Die eigentlichen Facultätsstudien waren von vornherein bei ihr discreditirt, weil sie nur nach obrigkeitlich bestätigten Heften betrieben werden durften und die Facultäten der Juristen, Mediciner, Philologen und Naturhistoriker in der That wenig mehr als Abrichtungsanstalten für den Staatsdienst waren. Wer irgend höhere geistige Bedürfnisse fühlte, warf sich auf die Philosophie, die mit der verhaßten wirklichen Welt nichts gemein hatte.

Innerhalb der angeregteren moskauer Studienkreise bildeten sich damals zwei mit einander rivalisirende Fractionen, die sich scherzweise mit den Namen der „Franzosen" und der „Deutschen" belegten. Der sogenannte französische Kreis bestand aus Hegelianern von der Linken, die von dem Studium der deutschen Philosophen allmälig zu dem der französischen Socialisten übergegangen waren und bald vollständig von diesen beherrscht wurden; aus diesem Kreise entwickelte sich das sogenannte Jungrussenthum, dessen Anschauungen später von Alexander Herzen, Golowin*) u. a. vertreten wurden. Die „Deutschen" trieben vorzugsweise schellingsche Naturphilosophie und fühlten sich von der theosophischen Innerlichkeit jener Lehre ebenso angezogen als von der „Gottlosigkeit" und dem Mangel historischen Sinns bei den Franzosen abgestoßen; die „Rückkehr zum Volksthum" war das Losungswort dieses Kreises, aus dem sich im Laufe der Zeit die sogenannte Slawophilenschule entwickelte, die das Heil in der Ausmerzung aller seit Peter dem Großen in das russische Leben eingedrungenen fremden, zumal deutschen Elemente sah und direct an die vorpetrinische Zeit anknüpfen wollte. An der Spitze dieser russischen Romantiker, die nach dem Muster ihrer deutschen Vorbilder das Leben des Mittelalters studirten, die byzantinische Kirchlichkeit der alten Zeit wiederbeleben und die angeblich verloren gegangene nationale Cultur reconstruiren wollten, standen die beiden Brüder Aksakow, Kirejewski, Chomjakow u. a., gläubige Schwärmer, die ihrer Doctrin mit der ganzen Hingebung einer Jugend anhingen, welche sich aus eigener Kraft von dem leeren, französische Formen nachahmenden Treiben der servilen

*) Herzen studirte damals in Moskau und war eines der Häupter jener Studentengesellschaft; Golowin hat sich dieser Richtung erst später angeschlossen.

Digitized by Google

Gesellschaft, die sie vorgefunden, zu einer selbständigen idealen Lebensanschauung durchgearbeitet hatte, und nichts nach den Idolen des Rangs und der Carrière fragte, vor denen ihre entwürdigte Umgebung im Staube kroch. Die Memoirenliteratur jener Zeit hat manchen charakteristischen Zug jenes Jugendtreibens aufbewahrt, dem bei aller Lächerlichkeit der äußeren Formen, in welche es sich barg, ein edler Kern nicht abzusprechen war. Da sehen wir den feurigen Constantin Aksakow unbekümmert um das Hohnlächeln ordengeschmückter Beamten und Offiziere in den glänzenden Salons des moskauer Generalgouverneurs in der schlichten russischen Nationaltracht erscheinen, die man sonst nur an Bauern zu sehen gewohnt war. Peter Kirejewski mischt sich unter die Schaaren des gläubigen Volks, das sich am Ostermontag vor der Kathedrale versammelt, um mit den Sectirern ernste Dispute über den wahren Namen Jesu oder die ursprüngliche Form des Kreuzschlagens zu führen u. dergl. m. —

Das Mißtrauen der Regierung versprengte die beiden Studentenkreise nach wenigen Jahren in alle Winde. Die Führer wurden an die sibirische Grenze geschickt, die gefährlichen Lehrer versetzt oder pensionirt, die Philosophie endlich in aller Form aus den Lectionskatalogen gestrichen und durch „nützlichere" Disciplinen ersetzt. Doch die einmal in die Erde gesenkten Samenkörner waren nicht mehr zu ersticken, sie wucherten fort und fort und trieben bald an allen Ecken und Enden des Reiches Blüthen und Früchte empor. Der Terrorismus, mit dem man gegen die Anhänger jener Lehren verfuhr, reizte zum Martyrium und führte ihnen immer neue Schüler zu. Jene beiden einst befreundeten Gruppen der Franzosen (Jungrussen) und Deutschen (Slawophilen) gingen fortan getrennte Wege und waren bereits in den vierziger Jahren bei diametral verschiedenen Resultaten angelangt. Während die Slawophilen sich mit Eifer auf russische Archäologie legten, die Nothwendigkeit einer rein nationalen Entwickelung mit zunehmender Schärfe betonten, ihr Hauptaugenmerk auf die Wiederbelebung der griechisch-orthodoxen Kirche richteten und aus der religiösen Unmittelbarkeit und reinen Kirchlichkeit ihres Volkes, das von der Glaubenslosigkeit des „durch den einseitigen Cultus der Intelligenz paganisirten" Westens unberührt geblieben war, dessen Anspruch auf die künftige Weltherrschaft deducirten, schlossen die Jungrussen sich immer enger der Sache der europäischen Revolution an; in Religion wie in Politik den radicalsten Anschauungen huldigend, wollten sie von der altrussischen Vergangenheit ebenso wenig etwas wissen, wie von der neurussisch-petrinischen Gegenwart. Kirche, Dynastie u. s. w. sollten mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden — um einem Bunde mit den übrigen frei gewordenen Völkern Europas Platz zu machen, der die Welt dann nach den Vorschriften Fourriers, St. Simons u. A. einrichten sollte.

An Berührungspunkten zwischen diesen anscheinend durch eine tiefe Kluft geschiedenen Gruppen fehlte es indessen nicht so vollständig, als man auf den

Digitized by Google

ersten Blick glauben sollte. Trotz ihres Kosmopolitismus waren die Jungrussen mit den Slawophilen vollständig einerstanden, wenn diese als erstes Postulat ihrer Doctrin die Vernichtung des fremden, ganz besonders des deutschen Einflusses in Rußland hinstellten. Waren die Deutschen doch von jeher „die Mamelucken" der Regierung, die Hauptpioniere des bureaukratischen Absolutismus gewesen, der seit Peter dem Großen das alte Bojarenregiment bekämpft, allen nationalen Bildungen der russischen Entwickelung den Tod geschworen hatte. Der Haß gegen die Deutschen war der Ausgangspunkt jener hochfliegenden Pläne eines panslawistischen Weltreichs, dem die hochmüthigen „Culturträger" zu Füßen gelegt werden sollten, die dem russischen Volksleben und der von den Vätern ererbten Freiheit die Zwangsjacke einer dem westlichen Europa entnommenen Staatsform angelegt hatten, welche seit Jahrhunderten jeder freien volksthümlichen Entwickelung die Adern unterbunden hatte. Einig waren Jungrussen und Slawophilen ferner in ihrer Abneigung gegen den Adel, der zuerst von der Tradition der Väter abgefallen war, und gemeinsam mit den Freunden die verhaßte bestehende Ordnung der Dinge aufgerichtet hatte; einig war man in dem Glauben an das Volk, das sich allein treu geblieben war, das seine ursprüngliche Kraft und Frische trotz des ehernen Jochs, das auf ihm gelastet, bewahrt hatte, das allein fähig schien, an dem Aufbau einer besseren Zukunft Theil zu nehmen. Den dritten und wichtigsten Punkt der Verständigung und Einigung machte aber der gemeinsame Cultus des altrussischen Instituts des bäuerlichen Gemeindebesitzes aus, auf dessen Bedeutung die Slawophilen zuerst durch den bekannten deutschen Reisenden Freiherrn v. Haxthausen aufmerksam gemacht worden waren und den die jungrussische Schule sodann zur „neuen Formel der Civilisation" erhoben und für die allein mögliche, von den westeuropäischen Socialisten vergeblich gesuchte Lösung der socialen Frage ausgegeben hatte. Von diesem Institut müssen wir hier, wenn auch nur in Kürze, sprechen. —

Innerhalb der russischen Dorfgemeinden giebt es kein persönliches Eigenthum, keinen individuellen Besitz an Grund und Boden. Vor wie nach Aufhebung der Leibeigenschaft zerfallen die Ländereien, welche zu einem russischen Landgut gehören, in das Hof- und das Bauerland. Das letztere steht in der erblichen Nutzung der gesammten Gemeinde, welche den nutzbaren Ackerboden periodisch durch ihre Aeltesten unter die Glieder der Gemeinde je nach der Anzahl der vorhandenen Familien vertheilen läßt. Diese Vertheilungen geschehen in der Regel alle neun bis zwölf Jahre und kommen sämmtlichen zur Genossenschaft gehörigen Familien zu gut; jedes Ehepaar hat Anspruch auf eine seinem Bedürfniß, resp. seiner Kopfzahl entsprechende Quote Ackerland; der Wald, die Weide und die übrigen Nutzungen stehen im ungetrennten, gemeinsamen Besitz der Gemeinde. Auf die Einzelheiten dieser periodischen Vertheilungen, die Prin-

Digitized by Google

cipien, nach welchen bei denselben verfahren wird u. s. w., können wir hier nicht näher eingehen, — für unseren Zweck genügt es, daß jener Ordnung gemäß jeder russische Bauer einen Anspruch an den Grund und Boden seiner Gemarkung hat, daß der Unterschied zwischen selbständigen bäuerlichen Wirthschaftsunternehmern und Knechten, der sich im gesammten übrigen Europa vorfindet, in Rußland unbekannt ist und daß es daselbst auf dem flachen Lande in der That keine „landlosen Leute" (wir führen diesen in Rußland vielbeliebten technischen Ausdruck expressis verbis an) giebt, ja daß auch der Bauer, der in die Stadt wandert, um daselbst eine bürgerliche Nahrung zu treiben, von der Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, erforderlichen Falls in seine Heimath zurückzukehren und bei der nächsten Landvertheilung ein Grundstück zu verlangen, das ihm die Möglichkeit bietet, eine ebenso auskömmliche Existenz zu finden, als die seiner zu Hause gebliebenen Dorfgenossen ist.

An den Eigenthümlichkeiten der russischen Dorfgemeinde ist durch die Aufhebung der Leibeigenschaft nichts geändert worden. Das Emancipationsgesetz vom 19. Februar 1861 hat es nur mit den Beziehungen der Bauern zum Herrn zu thun: entweder kauft die Gemeinde dem Herrn das Land zu einem normirten Preise ab, oder ihre Glieder zahlen ihm Pacht, oder sie leisten ihm ein gesetzlich normirtes Maß von Arbeiten. — In diesem Institut des Gemeindebesitzes, dem unverkennbaren Ueberbleibsel eines halbnomadischen Culturzustandes, der im übrigen Europa seit Jahrhunderten überwunden ist und nur unter primären Verhältnissen und um den Preis einer ewigen Kindheit der Landwirthschaft bestehen kann, sahen Slawophilen und Jungrussen eine tiefsinnige, vielverheißende Offenbarung des russischen Volksgeistes, dessen glücklicher Unmittelbarkeit es beschieden gewesen sei, die Lösung des großen Problems zu bewahren, nach dem die Weisen des superklugen Westens vergeblich geforscht und gerungen hatten.

Es versteht sich von selbst, daß die Doctrinen, die an dieses Institut anknüpften, während der Regierung des Kaisers Nikolaus auf einzelne Kreise beschränkt blieben und auf alle öffentlichen Kundgebungen Verzicht leisten mußten. Die Slawophilen besaßen zwar schon in den dreißiger Jahren eigene Organe, mußten bei Entwickelung ihrer Ideen aber die höchste Vorsicht beobachten und jeden Schein von Opposition gegen die Regierung vermeiden. Sie deckten sich nach dieser Seite in der Regel mit allgemeinen patriotischen Phrasen und einem ostensibeln kirchlichen Eifer, indem sie gleichzeitig ihren Gegensatz gegen den glaubenslosen westeuropäischen Liberalismus möglichst betonten und nur unter der Blume andeuteten, daß es auch Berührungspunkte zwischen diesem und den Forderungen ihrer Partei gebe. Die jungrussische Partei war dagegen zu völligem Schweigen verurtheilt. Ihre Forderungen und Wünsche gewannen blos in einer geheimen, aber ziemlich verbreiteten handschriftlichen Literatur, die bis zur Mitte der funfziger Jahre im Schwange war, Gestalt und Ausdruck. An-

Digitized by Google

hänger zählte sie freilich in allen Kreisen der Gesellschaft, ganz besonders unter der Jugend der petersburger Militärlehranstalten und in den Studentenkreisen Moskaus.

So blieb es bis gegen das Ende der vorigen Regierung. Der unglückliche Ausgang des orientalischen Krieges, in welchem das alte System einen Bankerott gemacht hatte, den selbst die officielle Welt nicht läugnen konnte, und die Thronbesteigung Alexanders des Zweiten brachten aber in der Mitte des vorigen Jahrzehnts einen plötzlichen Umschwung des russischen Lebens zu Wege, wie er in der Weltgeschichte kaum dagewesen ist. Kaum daß der Kaiser das erste Wort von der Nothwendigkeit einer Reform und der Aufhebung der Leibeigenschaft gesprochen hatte, als der lang verhaltene Unwille gegen die gesammte alte Ordnung der Dinge mit einer Wucht und Leidenschaftlichkeit hervorbrach, die alles, auch die Regierung mit sich fortriß. „Reform auf allen Lebensgebieten" war das Losungswort, das von der Newa bis an die Ufer der Wolga und des schwarzen Meeres schallte und von Millionen jubelnd wiederholt wurde. Ueber Nacht war der Geist der Gesellschaft vollständig verändert. Während der Wille der Regierung bis dahin allein maßgebend, jede Einmischung in ihre Pläne und Zwecke streng verpönt gewesen war, niemand andere als rein egoistische Absichten verfolgt hatte, wollte sich jetzt alles an den öffentlichen Angelegenheiten, an der Sache der Emancipation der Leibeigenen, der Volksbildung, der Umgestaltung der Justiz und der Verwaltung betheiligen. Man glaubte sich am Eingang einer neuen goldenen Zeit und schwelgte im Vorgefühl der Herrlichkeiten des neuen freien Rußland, — ein Taumel der Begeisterung, dem sich niemand entziehen konnte, ergriff alle Classen des Volks und im Nu waren die Fesseln gesprengt, an welche man sonst kaum zu rühren gewagt hatte. Binnen wenigen Monaten entstand eine Presse, die hunderte von Journalen aller Farben und Richtungen, aller Formen und Gattungen zählte, — wer irgend zu schreiben gelernt hatte, ergriff die Feder und wurde Publicist, die Leute der alten Schule, die keinen andern als den Actenstil kannten, bewarben sich in Masse um die Censorposten, um wenigstens als liberale Wächter der Presse den Interessen dieser und der jungen Freiheit dienen zu können. Während die russischen Zeitungen bis dahin ohne alle Bedeutung gewesen waren, blos die officiellen Journale politische Artikel gebracht hatten und das literarische Leben auf Theaterrecensionen und kritische Fehden zwischen ästhetischen Stümpern beschränkt gewesen war, gab es schon im Jahre 1858 kein Journal mehr, das nicht die Arena der Politik beschritten und alle Gebiete des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens einer rücksichtslosen Kritik unterzogen hätte. Das alte System war von der Regierung so vollständig preisgegeben, daß niemand eine Vertheidigung desselben wagte, Anklagen gegen das Bestehende, gegen Personen und Zustände, die noch zwei Jahre früher für unantastbar gegolten hatten, regneten von allen Ecken und Enden und auf

Digitized by Google

der Höhe der Situation stand, wer die keckste und maßloseste Sprache führte. Die Censur existirte nur dem Namen nach, die Regierung zeigte weder Neigung, noch Fähigkeit, die Thätigkeit der Presse einzuengen und wo sie einen Anlauf dazu nahm, ließen sich die Censoren, die zum Theil den höchsten Schichten der Bureaukratie angehörten, mit Begeisterung absetzen, um neue, immer liberalere Nachfolger zu finden. In hunderttausenden von Exemplaren wurde Herzens in London gedrucktes Wochenblatt „Kolokol" (die Glocke) eingeschmuggelt und über das ungeheure Reich verbreitet, vom Kaiser bis zum Militärschreiber herab las jeder das streng verbotene Blatt, dessen Macht bald schrankenlos wurde, dessen Herausgeber eine absolutere Gewalt ausübte, als sie je einem unbeschränkten Monarchen zu Gebote gestanden hatte. Der revolutionäre Geist, den die leidenschaftlichen Auslassungen dieses reichsten publicistischen Talentes der Zeit athmeten, wurde in Palästen und Hütten, Gerichtsstuben und Kasernen mit gleichem Entzücken geschlürft und die Furcht davor, in den „Kolokol" zu kommen und von diesem gerichtet zu werden, lähmte die Hände der mächtigsten, eigenwilligsten Staatsmänner, Generale und Beamten, denen sonst jede Rücksicht fremd gewesen war. Nur in der Form verschieden von dem gefürchteten londoner Blatt war die Sprache der petersburger socialistischen Journale, an denen sich damals Glieder des höchsten Adels betheiligten, die alle journalistischen Talente durch riesige Honorare um sich versammelten. — Nicht minder gefährlich waren die Sonntagsschulen, die seit dem Jahre 1859 in Mode kamen und an denen sich alles betheiligte, um die Grundsätze der „neuen Aera" auch in den ungebildeten Schichten zu verbreiten. Im Herbst 1861 brachen die petersburger Studentenunruhen aus und an beunruhigenden Anzeichen fehlte es auch an anderen Orten nicht.

Zu einer Charakteristik der einzelnen damals aufgetauchten Richtungen gebricht es uns hier an Platz. Sie wurzelten eigentlich alle in der Negation des Bestehenden und der rothe Faden, der durch alle Kundgebungen des Volksgeistes ging, war ein Haß gegen die alte Ordnung der Dinge, der zu leidenschaftlich war, um irgend Positives schaffen zu können. Liberale, nationale und kosmopolitische Elemente fanden sich in einem bunten Strom zusammen, dem niemand eine Schranke zu setzen vermochte. Man verlangte Abschaffung des Adels, unentgeldliche Vertheilung alles Grund und Bodens, freie Presse, Geschwornengerichte, Ständeversammlungen u. s. w. —, selbst mit der revolutionären Propaganda in Polen, die den späteren Aufstand vorbereitete, wurde vielfach sympathisirt. Waren doch auch die Polen Opfer des nikolaitischen Systems gewesen, machten doch auch sie der Regierung Opposition, standen doch auch sie unter dem Schutz Alexander Herzens. Das Gefühl, daß man einer Revolution entgegengehe, daß eine Zersetzung des russischen Staatslebens begonnen habe, die nicht mehr zu hemmen war, war allenthalben lebendig: Jungrussen

Digitized by Google

und Slawophilen trugen in gleicher Weise zur Verbreitung desselben bei, jene indem sie eine Radicalreform im Sinne der rothen Demokratie forderten, diese indem sie ein zugleich liberales und doch altrussisches Gemeinwesen vom nationalen Standpunkte aus forderten.

Die St. Petersburger Feuersbrünste vom Mai 1862 setzten dieser stürmischen, überstürzenden Bewegung wenigstens für den Augenblick ein Ziel. Die Gesellschaft erschrak vor dem Abgrunde, an den ein blinder Taumel sie geführt hatte und der alle Cultur, alle Ordnung und Sicherheit zu verschlingen drohte, — eine ziemlich allgemeine Ernüchterung bemächtigte sich der Geister und die Regierung ging nur der öffentlichen Meinung voran, als sie wenige Wochen später die Zügel straffer anzog, einige revolutionäre Clubs (namentlich den petersburger Schachclub) aufhob, die Sonntagsschulen für einige Zeit schloß und drei der vorgeschrittensten Journale (von denen eins den Interessen der Slawophilen diente, zwei von jungrussischen Socialisten geleitet wurden) suspendirte. Im Herbst desselben Jahres (1862) suchte der Kaiser dann durch Promulgation von Entwürfen einer neuen Gerichtsverfassung und einer neuen Provinzialverfassung den Beweis dafür zu geben, daß die Regierung ihren liberalen Absichten treu geblieben sei und auch ohne das Drängen des Volkes den Bedürfnissen der Zeit Rechnung zu tragen wisse.

Nichtsdestoweniger schien die für einen Augenblick beruhigte revolutionäre Zeitströmung beim Beginne des Winters 1862—1863 neue stürmische Wellen schlagen zu wollen. Noch immer herrschte Herzens „Kolokol" im Reich der Geister und namentlich von der Wolga her drangen beunruhigende Gerüchte von demagogischen Umtrieben, socialistischen Verschwörungen, die auf unentgeldliche Vertheilung alles Grund und Bodens u. s. w. abzielten, in die mühsam beruhigten Hauptstädte. Da brach im Januar 1863 der polnisch-litthauische Aufstand aus und wiederum war die Situation im Handumdreben unkenntlich verändert. So lange die revolutionäre Erhebung sich auf das eigentliche Königreich (Congreßpolen) beschränkte, kamen auch in Moskau und Petersburg noch polenfreundliche Aeußerungen vor, kaum aber hatte der Aufstand nach Litthauen, Westrußland und in die Ukraine herübergeleckt, als das gesammte russische Volk sich energisch für die Sache der Regierung aussprach und gemeinsam mit dieser die Integrität der Reichsgrenzen wahren zu wollen erklärte. Jene einst russisch gewesenen Theile des alten Polen, in denen Millionen griechisch-orthodoxer, russisch redender Bauern lebten und von polnischen Edelleuten und katholischen Priestern seit Jahrhunderten bedrückt worden waren, galten für ein heiliges Erbe der Väter, das man um jeden Preis retten, von den fremden Elementen säubern und völlig russificiren wollte. Die Führung der öffentlichen Meinung übernahm ein bis dahin wenig beachteter Publicist Michael Katkow, früher Professor der Philosophie in Moskau, jetzt Redacteur der Moskauer Zeitung. Dieser

Digitized by Google

Mann hatte bereits in den Tagen der stürmischen Erregung des ersten Freiheitstaumels eine gewisse Zurückhaltung und Mäßigung bewiesen, die ihm eine Ausnahmsstellung verschaffte; er galt für einen Anhänger des Constitutionalismus und hatte zuerst auf die Vorzüge des englischen Staatswesens und die Nothwendigkeit der Decentralisation und aristokratischer Selbstverwaltung hingewiesen, später gegen den Socialismus und gegen die Maßlosigkeiten Herzens energisch das Wort ergriffen. Kaum hatte dieser letztere sich zu Gunsten der Polen ausgesprochen und die Sache des Aufstandes moralisch unterstützt, als Katkow ihn im Namen des Nationalitätsprincips als Verräther an der Sache Rußlands angriff und binnen wenigen Wochen für immer um allen Einfluß brachte, ja förmlich proscribirte. Ausgerüstet mit einem publicistischen Talent, wie es nur selten vorkommt, wußte der Redacteur der Moskauer Zeitung binnen kurzem ganz Rußland unter seine Fahne zu sammeln und in begeistertem Kampf gegen Polen anzuführen. Die liberale Strömung schlug mit Blitzesschnelle in eine exclusiv-nationale um. Aufrechterhaltung der Reichseinheit, Wiedergeburt im nationalen Sinne, Wiedereroberung des in Litthauen und der Ukraine an die Polen verlorenen Terrains waren die neuen Stichworte, die allenthalben widerspruchslos wiederholt wurden. Die Russificirung der „westlichen Gouvernements" (so lautet die officielle Bezeichnung für die früher polnischen Reichstheile) wurde eine heilige Nationalsache, für welche sich alle Parteien plötzlich begeisterten und in schwärmerischem Eifer zu überbieten suchten.

Als die Westmächte im Sommer 1863 Miene machten, für die Polen zu interveniren, erreichte der Haß gegen alles Fremdländische, die Hingabe an die nationale Sache den höchsten Culminationspunkt. War früher das „alte System" der Gegenstand der allgemeinen Abneigung gewesen, hatte man um jeden Preis demokratisch-liberale Staatsformen angestrebt, so sollte jetzt jede Rücksicht hinter der auf die Macht und Einheit des Vaterlandes zurückstehen, so wollte man jetzt alle politisch-liberalen Wünsche bis zu erreichter Russification und Assimilation aller Theile des Reichs vertagen. Als Hauptfehler des alten Systems wurde jetzt sein Mangel an nationaler Farbe bezeichnet, diesem sollte zuerst und vor allen übrigen gewünschten Umgestaltungen abgeholfen werden, und alle Parteien reichten sich zur Erstrebung dieses Ziels brüderlich die Hand. Es begann eine förmliche Jagd auf Separatismus und Particularismus und derselbe Publicist, der noch vor sechs Monaten die Principien der Decentralisation und des Selfgovernments gepredigt, wurde zum Vorkämpfer und Propheten straffster Centralisation. Täglich brachten die riesigen Spalten der Moskauer Zeitung neue geharnischte Artikel gegen den „Polonismus", die Wurzel aller Uebel in Rußland, den Quell alles revolutionären Treibens, den Todfeind der nationalen Politik. Bald kamen neben den Polen aber auch andere „Separatisten" auf die moskauer Proscriptionsliste: die Finnländer, denen Schuld

Digitized by Google

gegeben wurde, die Verbindung ihres Vaterlandes mit dem russischen Reich in eine bloße Personalunion auflösen zu wollen, die deutschen Patrioten in Liv-, Esth- und Kurland, die jene Provinzen vollständig zu germanisiren und Rußland zu entfremden bestrebt seien, endlich auch die Armenier Gruſiens und die „ukrainophilen" Verehrer des Kleinrussenthums. Dieselbe Widerstandslosigkeit und Unterwerfung unter die Tagesparole, die in den Jahren 1857—61 Herzen zur Herrschaft über die öffentliche Meinung erhoben hatte, machte das russische Volk von nun an zum willenlosen Werkzeug Katkows und seiner fanatischen Abneigung gegen alle nicht specifisch russischen Elemente innerhalb des Reichsverbandes.

Jetzt schlug die entscheidende Stunde für den russischen Socialismus, der durch die neue nationale Strömung zwar mit fortgerissen, darum aber noch nicht zum Schweigen gebracht worden war. In Litthauen und Polen gab es eine nach Millionen zählende bäuerliche Bevölkerung, welche die alleinige Stütze der Regierung ausmachte und aus Haß gegen seinen Unterdrücker, den Adel, der neben der Geistlichkeit und einem Theil des Bürgerthums an der Spitze der polnischen Bewegung stand, nichts von einer Wiederherstellung der königlichen Republik und von einer Abreißung von Rußland wissen wollte. Es lag auf der Hand, daß dieses Verhältniß benutzt und der Bauernstand für immer in das Interesse Rußlands gezogen werden mußte. Zur Erreichung dieses Zwecks decretirte die Regierung noch während des Aufstandes für Litthauen und die Ukraine (einige Zeit später auch für das Königreich Polen) eine plötzliche Aufhebung aller bäuerlichen Lasten, vollkommene Selbständigkeit der Landgemeinden und zwangsweise Verwandelung der an Bauern verpachteten Höfe in bäuerliches Eigenthum. Von einer Schadloshaltung des besitzlichen Adels war nur dem Namen nach die Rede, der materielle Ruin desselben wurde vielmehr systematisch betrieben. Um die Verwirklichung dieser Neugestaltung der Agrarverhältnisse zu ermöglichen, konnte man der Unterstützung des russischen Volks nicht entbehren. Im Namen des Vaterlandes forderte die Moskauer Zeitung zur Unterstützung des großen Werks der Befreiung der von den Polen unterjochten litthauischen, klein- und weißrussischen Brüder und des loyal gebliebenen polnischen Bauernstandes auf: es gelte die Durchführung des historischen Berufs Rußlands, der in nichts Anderem als der Emancipation des vierten Standes bestehe. Das socialistische Jungrussenthum sah jetzt die Zeit gekommen, in der es seine bei dem russischen Emancipationsgesetz nur zum Theil erfüllten Wünsche verwirklichen konnte. Das Werk der Vernichtung des Adels, der Beglückung des Bauernstandes, für den man von jeher geschwärmt hatte, die Möglichkeit einer Verpflanzung des russischen Gemeindebesitzes auf litthauischen und polnischen Boden führte der Regierung tausend Hände zu, die bis dahin gegen sie gestritten hatten, und schaarenweise zog die jungrussische Bureaukratie an die

Digitized by Google

westliche Grenze des Reichs, um diese von den Ueberbleibseln der westeuropäischen Aristokratenwirthschaft zu reinigen und ein neues, kräftiges Bauernreich zu begründen. Auch die Slawophilen boten bereitwillig ihre Dienste an. Was die Socialisten im Namen ihres Principes unternommen hatten, wurde von ihnen für die angebliche Wiederherstellung altrussischer Lebensformen, für die Bekämpfung des römisch-katholischen Klerus und zur Befestigung des von den Katholiken verdrängten und bei Seite geschobenen byzantinisch-russischen Kirchenthums gethan: — der Gog des Liberalismus war durch den Magog des Nationalitätsprincips ausgetrieben. An der Spitze dieser Bewegung, die sehr bald über die ursprünglichen Absichten der Moskauschen Zeitung und ihres im Grunde aristokratischen Redacteurs binausschoß, standen und stehen noch gegenwärtig der Domänenminister Selenny, der Kriegsminister Miljutin und dessen Bruder, der Staatssecretär für Polen, Geheimrath Nikolas Miljutin. Der Kampf gegen den aristokratischen „Polonismus" wurde mit dem Fanatismus religiöser Schwärmerei und einer wahrhaft barbarischen Rücksichtslosigkeit geführt, die vor keinem Mittel scheute, das zum Zweck führen konnte, und die Vernichtung der aristokratisch-polnischen Elemente als einen dem Slawengott wohlgefälligen Opfercultus betrieb. —

In Litthauen, Weißrußland und Polen ist das Institut des russischen Gemeindebesitzes ebenso unbekannt, wie in Finnland, den deutsch-russischen Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurland und dem übrigen Europa. Die litthauischen, weißrussischen und polnischen Bauern leben auf großen, geschlossenen Bauernhöfen, die sich in den Händen der sogenannten Bauerwirthe befinden und von diesen mit Hilfe gemietheter Knechte bearbeitet werden. Zu einer förmlichen Ausdehnung des Gemeindebesitzes auf die früher polnischen Reichstheile hat die Regierung sich trotz alles Drängens der socialistischen Partei bis jetzt nicht entschließen können; man hat sich zur Zeit damit begnügt, auch den bäuerlichen Knechten Grundstücke zuzutheilen, desgleichen die auf Edelhöfen dienenden ländlichen Knechte mit den Herren abgenommenen Grundstücken auszurüsten und den Grundsatz aufzustellen, daß sämmtliche Söhne der Bauerwirthe den gleichen Anspruch an das väterliche Erbe haben sollen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird man an dieser Grenze stehen bleiben, denn die Bauernbeglückung in Litthauen und Polen, die in jenen Ländern eine schauerliche Demoralisation des Landvolks und eine vollständige Auflösung aller unter Menschen gangbaren Rechtsbegriffe herbeigeführt hat, ist der russischen Regierung nie mehr als zeitweiliges Mittel zum Zweck gewesen.

Ganz anders ist die Sache von der überwiegend großen Mehrheit des russischen Volks, insbesondere von der Bureaukratie, dem Gelehrtenstande und der Presse aufgefaßt worden. Die Dinge, welche die Regierung nur geschehen ließ, um sich einen gefährlichen Gegner, den polnischen Adel, vom Halse zu

Digitized by Google

schaffen und den Volksgeist unter ihre Fahnen zu versammeln, drohen ihr über den Kopf zu wachsen, denn sie sind seit den letzten Jahren in ein förmliches System gebracht worden, dessen Consequenzen auf nichts Geringeres als eine Umgestaltung der gesammten europäischen Culturwelt abzielen. Das Institut des Gemeindebesitzes soll der Eck- und Grundstein des gesammten russischen Staatslebens werden, der Bauerstand den Kern desselben bilden, der Grundsatz, daß das Eigenthum am Grund und Boden nie dem Einzelnen, sondern nur der Gesammtheit zusteht, auf allen Lebensgebieten und bis in die letzten Consequenzen durchgeführt werden. Der von den Völkern des europäischen Westens zu ewiger Sklavenarbeit und vollständiger Besitzlosigkeit verurtheilte vierte Stand soll der Träger einer russischen Universalmonarchie, der Bauernknecht dem bäuerlichen Wirthschaftsunternehmer gleichgestellt werden, der städtische Proletarier die Möglichkeit gewinnen, auf dem flachen Lande eine seinen Ansprüchen entsprechende Parcelle des immer nur periodisch vertheilten, steter Neuvertheilung unterliegenden Grund und Bodens zu erhalten. Rußlands historischer Beruf wird in der Befreiung der Unterdrückten, der allmäligen Verbreitung des welterlösenden Princips des Gemeindebesitzes gesucht. Die Formen des westeuropäischen Culturlebens sind morsch und überlebt, weil sie das Elend der Massen zur Voraussetzung haben, der liberale Rechtsstaat mit seiner abstracten Gleichheit vor dem Gesetz, seiner Vertretung der Besitzlichen ist eine heuchlerische Lüge, die an sich selbst zu Grunde gehen muß, und Ferdinand Lassalle ist die hervorragendste Erscheinung der Zeit, „der einzige wirkliche, wenn auch auf einer Vorstufe stehen gebliebene Volksfreund des Jahrhunderts“. Bis zu ausgemachter Sache ist der Absolutismus die in Rußland allein mögliche Staatsform, denn nur sie stützt sich auf die Massen, kann des Adels entbehren und rücksichtslos gegen die Besitzenden vorgehen. Zunächst sollen die Principien dieses Agrarsocialismus in ganz Rußland in Ausführung gebracht und dazu benutzt werden, Finnland und die Ostseeprovinzen aus den Händen deutscher und schwedischer Zwingherrn zu retten und Rußland vollständig zu assimiliren, dann kommen die außerrussischen Slawenländer, die für Rußland zu gewinnende Türkei, am Ende der Tage die germanischen und romanischen Staaten an die Reihe und über der befreiten Menschheit flattert dann die Fahne mit dem byzantinischen Kreuz und der zur Wahrheit gewordenen Inschrift: „In diesem Zeichen wirst Du siegen.“

Die hier in Kürze und nur ihren Umrissen nach bezeichneten Grundsätze werden nicht nur von einzelnen Schwärmern, sie werden von der großen Mehrheit der Gebildeten und Halbgebildeten in Rußland bekannt und mit mehr oder weniger Offenheit verkündet. Noch neuerdings sind sie bei Gelegenheit der Ernennung Goluchowskis zum galizischen Statthalter in ihrer Anwendung auf die unterdrückten ruthenischen Brüder ziemlich unverblümt zur Sprache gebracht worden. In Litthauen und Polen gehen sie einer wenigstens theilweisen Ver-

Digitized by Google

wirklichung entgegen. Die Moskauer Zeitung, die gern zurückmöchte, kann, bevor die Russificationsarbeit in den unglücklichen Ländern am Niemen, der Weichsel und dem Dniestr vollendet ist, ihrer socialistischen Bundesgenossen nicht entbehren, und wenn wir die kleine Adelspartei ausnehmen, die sich vergeblich abmüht, die Macht der socialistischen Bureaukratie zu brechen und den Absolutismus durch ein aristokratisches Bojarenthum zu beschränken, so giebt es in Rußland kein Element, das dem seit drei Jahren entfesselten Strom einen Damm entgegenzusetzen versucht. Wohin jene Principien führen können, wenn sie consequent weiter gehen und sich von allen Rücksichten auf das bestehende Recht emancipiren, das haben die nihilistischen Verschwörungen gezeigt, die zu dem Attentat vom 16. (4.) April d. J. führten. Was half es, daß das russische Volk sich gegen die scheußliche Ausgeburt aussprach, welche das Leben des in Wahrheit geliebten Herrschers bedrohte, daß die „Liberalen" feierlich jede Gemeinschaft mit Karakosow und dessen Genossen ablehnten. Die Principien, von denen die Nihilisten der „Organisation" und der „Hölle" (zweier ultrasocialistischer Vereine) ausgegangen waren, haben von ihrer Herrschaft über die Geister nichts verloren, und das „Bauernrußland mit der wechselnden Parcelle" ist das Ideal geblieben, nach dem man die Arme ausstreckt. Vergebens hat die Regierung in dem kaiserlichen an den Ministerpräsidenten Fürsten Gagarin gerichteten Rescript vom 23. Mai erklärt, Recht und Eigenthum seien stets die Säulen ihres Systems gewesen, der Adel bilde nach wie vor ihre Hauptstütze; — mächtiger als all diese Worte wirkt das Beispiel des socialistischen Terrorismus der Befreier Litthauens und Polens, und die gouvernementale Versicherung, daß man es hier mit Ausnahmezuständen zu thun habe, die das übrige Reich nichts angingen und niemals auf dieses bezogen werden dürften, wird von niemand geglaubt und beachtet.

Welche die Zukunft dieser Geistesbewegung ist, die den Socialismus zum leitenden Princip des russischen Staatslebens zu machen bestrebt ist, ob sie einem neuen Umschlage entgegengeht oder dazu berufen ist, die slawische Welt dereinst zum Kampf gegen das romanisch-germanische Culturleben zu führen, vermag heute niemand zu sagen. An der Zeit aber dürfte es sein, daß Europa von den Thatsachen Act nimmt, die sich in seinem Osten vollzogen haben und eine Revolution hervorzubringen drohen, im Vergleich zu welcher der pariser Arbeiteraufstand vom Juni 1849 sich wie ein kindisches Possenspiel ausnimmt.

Digitized by Google

Der deutsche Krieg im Jahre 1866.

3.

Der Feldzug des Kronprinzen.

Zum Anhalt für die Beurtheilung der Thätigkeit der zweiten Armee liegt ein inzwischen bei Bath in Berlin erschienenes kleines Buch vor „Die Theilnahme der zweiten Armee u. s. w.", das anscheinend aus officieller oder officiöser Feder stammt und deshalb für Zeiten, Zahlen und erlassene Befehle uns eine Autorität gewährt, die leider für die unter dem Prinzen Friedrich Karl ausgeführten Thaten noch fehlt.

Der Kronprinz, den wir bei Neisse mit vier Armeecorps aufgestellt wissen, erhielt am 19. Juni Abends den Befehl, ein Corps an der Neisse zu belassen, ein Corps nach Landshut an die böhmische Grenze, nördlich der Grafschaft Glatz, zu dirigiren, und mit den beiden andern Corps eine Aufstellung zwischen den beiden erstern zu nehmen, um nach der einen oder andern Seite bereit zu sein. — Wir sehen aus dieser Anordnung, daß man immer noch die Sorge hatte, Benedek könne durch Oberschlesien vordringen. Aber schon die nächsten Tage zeigten, daß die Bewegungen des Prinzen Friedrich Karl durch Sachsen nach Böhmen Benedek dorthin gezogen hatten, und sollte der Kronprinz seine Vereinigung mit Prinz Friedrich Karl im feindlichen Lande erreichen, so mußte die schlesische Armee das Gebirge passiren, ehe der Gegner sich jenseits gesammelt hatte. Der Kronprinz erbat sich dazu die Erlaubniß in Berlin und beantragte gleichzeitig, zur Deckung von Schlesien kein Corps zurücklassen, sondern diese Deckung in den Erfolgen in Böhmen suchen zu dürfen. Eingehende telegraphische Befehle entsprachen diesen Anträgen, und für drei Corps wurde der Befehl zum Abmarsch gegeben, während das eine, das sechste, die Anweisung erhielt, durch einen kurzen Vorstoß nach Süden die Seitenbewegung zu verbergen und dann am andern Tage zu folgen. Demgemäß stand am 25. Juni das erste Corps auf dem rechten Flügel vorwärts Landshut, das Gardecorps in der Mitte an dem vorspringenden Winkel der Grenze unweit Braunau, das fünfte Armeecorps westlich Glatz und das sechste hinter dem fünften Corps. Die letztere Anordnung war getroffen, um den linken Flügel, der sich gegen die von Süden her, um die Grafschaft Glatz herumbewegenden Massen Benedeks dirigirte, zu decken und zu stärken.

Am 26. wurde die Bewegung fortgesetzt, bei welcher die Mitte unweit Braunau den feindlichen Boden betrat und nur auf Cavalleriepatrouillen stieß,

Digitized by Google

während die beiden Flügel die Grenze östlich Trautenau und Nachod erreichten. Am 27. waren alle drei Corps auf feindlichem Gebiet und stießen die Flügelcorps, welche den großen Straßen folgten, auf feindliche Abtheilungen, indeß die Garde, der nur Nebenwege zu Gebote standen, es allein mit stärkeren Cavalerieabtheilungen zu thun hatte, die sie rasch über den Haufen warf.

Das erste Armeecorps, General v. Bonin, fand bei Trautenau den General Gablenz mit dem zehnten Corps, der mit seiner Avantgarde, einer Brigade, bei Trautenau ankam, als General v. Bonin mit seinen Spitzen von der andern Seite eintraf. Die preußische Infanterie drang rasch in die Stadt ein, warf die dort befindlichen schwachen Infanterieabtheilungen in einem Straßen- und Häusergefecht mit obligaten Scenen aus dem Ort und ließ die Cavalerie der Avantgarde durchgehen. Diese stieß aber bald auf überlegene Kräfte aller Waffen und wurde noch rechtzeitig von der eigenen nachfolgenden Infanterie aufgenommen. Da die Oestreicher vor dem Ort in günstiger Position standen, die preußische Infanterie aber durch einen drei Meilen langen, seit Morgens vier Uhr angetretenen Marsch in unausgesetztem Defilé, bei großer Hitze selbst lang geworden war, so kam das Gefecht zunächst zum Stehen.

Die Oestreicher wollten diese zeitweilige Ueberlegenheit benutzen, um ihre Gegner in das Defilé zu werfen und griffen stürmisch an, wurden aber durch das Feuer der preußischen Infanterie blutig zurückgeworfen. General v. Bonin brachte seine Avantgarde zur vollen Entwickelung und ließ auch das Gros durch die Stadt vorgehen. General Gablenz aber hatte nach und nach sein ganzes Corps, 28 Bataillone, herangebracht und gewann gegen die fünf Bataillone der Avantgarde natürlich rasch die Oberhand. Bonin dirigirte deshalb das Gros auf den linken Flügel der Avantgarde, blieb aber mit der Reserve hinter Trautenau stehen; nach den verschiedenen Berichten zu schließen, so weit, daß er das Gefecht nicht unterstützen und persönlich nicht in dasselbe eingreifen konnte. Das Gros brachte in einem sehr schwierigen Terrain nur acht Bataillone und zwei Batterien in die Front, während die Avantgarde schon Terrain verlor und der Gegner alle seine Truppen und die gesammte Artillerie, achtzig gezogene Geschütze, ins Gefecht zog. Die preußische Infanterie war seit früh zwei Uhr in Bewegung und es war Abends sechs Uhr geworden, ohne daß ein Moment Ruhe eingetreten wäre; sie fing an sich vor dem immer mehr anstürmenden Feind zurückzuziehen, hielt aber durch ihr Feuer jedes Eindringen des Gegners zurück. Abends 7½ Uhr traten die letzten Bataillone den Rückzug an, ohne daß der Feind folgte. Wir lesen nirgends, daß General v. Bonin mit seinen noch frischen zehn Bataillonen, von denen die Verlustlisten wenigstens nicht sprechen, eine Aufnahmestellung genommen hätte.

Der obenerwähnte officiöse Historiker der zweiten Armee sagt: „Da das Gros des Armeecorps seinen Rückzug fortgesetzt hatte, auch zu erschöpft schien,

Digitized by Google

um ein neues Gefecht aufnehmen zu können, so wurde die Absicht des commandirenden Generals, nördlich Trautenau Stellung zu nehmen, unausführbar und ordnete derselbe um 9½ Uhr Abends an, daß die Truppen die am Morgen des 27. Juni inne gehabten Plätze wieder einnehmen sollten."

Diese Berichterstattung zeigt zunächst, daß General v. Bonin entweder die Leitung verloren hatte, oder aber an ein Gefecht nicht mehr dachte, denn sonst konnte das Gros den Rückzug nicht weiter fortsetzen, als er wollte, auch mußten die Truppen noch Kräfte zu einem Gefecht haben, sonst gebot er ihnen nicht noch einen Marsch in ihre 3½ Meilen entfernten Bivouaks zurückzulegen. Dieser Marsch in der Nacht mußte die noch intacten Bataillone in volle Auflösung bringen. Viel merkwürdiger aber ist der Befehl dadurch, daß er das Corps nicht in eine concentrirte Stellung, sondern wieder in zwei durch hohe Bergrücken getrennte „Plätze" dirigirte. Wir irren wohl kaum, wenn wir aus den Worten des Historikers schließen, daß General v. Bonin die Leitung seines Corps beim Rückzuge aufgegeben hatte. — Zeitungsberichte, welche anscheinend aus dem Corps stammen, bestätigen nicht nur diesen Schluß, sondern geben noch mehr zu verstehen. Doch wollen wir uns damit nicht befassen, sondern uns auf einfache Thatsachen beschränken.

Nach den Verlustlisten hatten dreizehn Bataillone — nach dem officiösen Berichterstatter deren fünfzehn nebst vier Batterien — hingereicht, das ganze östreichische Corps der Art zurückzuweisen, daß der Gegner keinerlei Trophäen davontrug und auf jede Verfolgung verzichtete. Wenn wir aber in den beiderseitigen officiellen Verlustlisten lesen, daß die Preußen 63 Offiziere und 1,360 Mann, die Oestreicher aber 196 Offiziere und 5,536 Mann verloren haben, so muß man sagen, daß, wenn General v. Bonin nur festgehalten und alle seine Bataillone ins Feuer gebracht hätte, er einen ebenso glorreichen Sieg erfochten haben würde, wie alle andern preußischen Generale. Das Armeecorps selbst hat bei Trautenau vollauf seine Schuldigkeit gethan. General Gablenz konnte bei den großen Verlusten nicht an eine Verfolgung seines Gegners denken, er bedurfte dringend der Ruhe, um sein Corps wieder zu formiren. —

Der Kronprinz hatte sich nach demjenigen Flügel seiner Armee begeben, welcher der gefährdetste sein mußte, da er den feindlichen Hauptkräften am nächsten war, dem linken, welchen das fünfte Armeecorps unter General v. Steinmetz bildete.

Am 26. Juni Abends hatten die Têten des steinmetzschen Corps die östreichische Grenze erreicht und waren, da sie an den nächsten Uebergängen nur sehr wenig, und in dem nahegelegenen Nachod mit seinem beherrschenden Schloß gar keine Besatzung fanden, noch in der Dunkelheit über das lange Defilé bei diesem Ort hinausgegangen. Am 27. folgte das Corps und die Avantgarde fing an sich jenseits Nachod zu entwickeln, als die Oestreicher sich vor der Front

Digitized by Google

derselben zeigten. General v. Ramming, der mit dem östreichischen sechsten Corps bei Opocno 2½ Meilen südlich Nachod stand, hatte den Auftrag, den Preußen das Debouchiren über Nachod zu wehren und brach zu diesem Zweck mit grauendem Tage von dort auf. General v. Ramming gehört wie General v. Gablenz zu den anerkanntesten Führern der östreichischen Armee und man hatte wohl nicht ohne Absicht grade ihnen die ersten Aufgaben zugetheilt.

Ramming fand seinen Gegner unmittelbar vor dem Defilé und stellte es sich zur Aufgabe, sofort mit allen Kräften vorzugehen, um die wenigen preußischen Truppen, die bereits debouchirt waren, auf die nachfolgenden Colonnen zurückzuwerfen. Es gelang ihm, die vordersten Linien überzurennen, aber sein Erfolg war nicht von Dauer; sobald er auf ganze preußische Bataillone stieß ward seinem Fortschreiten Halt geboten. Der General ließ deshalb auf seiner Anmarschlinie in dem drängenden Gefecht nach, hielt es nur hin und entwickelte sein Corps unter dem Schutz der Cavaleriedivision des Prinzen von Holstein auf seinem linken Flügel auf der Straße Josephstadt-Nachod, seiner spätern Rückzugslinie. Die Kürassierbrigade des Prinzen aber wurde von der preußischen Brigade Wnuck nach heftigem Handgemenge mit Verlust ihrer zwei Standarten geworfen, und während auf der Straße Opocno-Nachod die Division Löwenfeld stand, entwickelte General v. Steinmetz nunmehr auf seinem rechten Flügel auf der Straße nach Josephstadt die Division Kirchbach und seine Reserveartillerie. Das Gefecht wurde hier sehr heftig, die Oestreicher suchten immer mehr den rechten Flügel zu umfassen und griffen immer erneut an, aber vergebens, die preußischen Reihen standen und schmetterten ihre Gegner in großen Massen nieder. Um 4 Uhr gab General v. Ramming den Angriff auf und zog sich, wenig verfolgt, auf Skalitz zurück. Die Truppen des General v. Steinmetz waren durch einen zum Theil vier Meilen langen Marsch und einen harten Kampf bei glühender Hitze zu müde geworden, um noch erfolgreich vorgehen zu können; auch hatte der Feind bereits Uebermacht gezeigt und alle Nachrichten und Combinationen deuteten darauf hin, daß die ganze benedeksche Armee im Anmarsch war. General v. Steinmetz mußte sein Corps sammeln und zu neuen Kämpfen bereit machen.

Der Tag kostete den Preußen 59 Offiziere und 1,132 Mann. Die Oestreicher verloren drei Fahnen, sechs Geschütze, 2,500 Gefangene und mindestens 6,000 Todte und Verwundete. General v. Ramming berichtete dem Feldzeugmeister, daß er nicht mehr in der Lage sei, Widerstand zu leisten und bat noch am Abend zu seiner Deckung um zwei Brigaden. General v. Steinmetz hatte mit seinen zweiundzwanzig Bataillonen und drei Cavalerieregimentern gegen achtundzwanzig Bataillone und vier Cavalerieregimenter das Debouché aus dem Gebirge gewonnen.

Vom sechsten Corps, welches dem General v. Steinmetz auf einen Tage-

Digitized by Google

marsch folgte, beorderte der Kronprinz noch am Abend die vorderste Brigade, sechs Bataillone, zur Verstärkung auf das Schlachtfeld.

Feldzeugmeister Benedek gab dem Erzherzog Leopold, der am 27. bei Josephstadt mit dem achten Corps eingetroffen war, den Befehl, auch das Commando des Corps Ramming zu übernehmen und mit vereinten Kräften am 28. den General v. Steinmetz von Neuem anzugreifen. Der Erzherzog setzte sich demgemäß nach Skalitz in Marsch, formirte sein Corps im ersten, das rammingsche im zweiten Treffen und wollte grade vorgehen, als er den General v. Steinmetz in voller Front und regulärer Schlachtlinie gegen sich anrücken sah. Der Erzherzog besetzte also Skalitz und die frontal vorbeiführende Eisenbahn und erwartete seinen Gegner. Steinmetz nahm seinen rechten Flügel vor und suchte zunächst die das Flachland beherrschenden Kuppen, Waldparcellen und Gehöfte zu gewinnen, was fast im ersten Anlauf gelang, entwickelte dann das Corps rechts von diesem ersten gewonnenen Abschnitt und ging nunmehr in ganzer Linie mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel gegen die allseitig gedeckte feindliche Stellung vor. Es kam zu einem heftigen Ringen, in welchem einzelne preußische Bataillone, zumal am Eisenbahndamme bis ein Drittel ihrer Mannschaft verloren, aber nicht wankten. Weder die Defensive und das Zündnadelgewehr war es, welche hier siegte, sondern der eiserne Wille eines tüchtigen Generals, die scharfe Disciplin und die kernbrave Truppe schlugen den übermächtigen Gegner und nahmen ihm fünf Geschütze sowie 2,500 Mann Gefangene ab. Die Preußen verloren in dieser Schlacht bei Skalitz 59 Offiziere und 1,352 Mann. Der Kronprinz, welcher an demselben Tage Aufstellung zwischen dem General v. Steinmetz und dem in der Richtung gegen Trautenau vorgehenden Gardecorps genommen hatte, schickte, als die Fortschritte dieses letztern Corps sich entschieden hatten und die Cavalerie in dem Gefechtsfelde des letztern keine Aussicht auf Verwendung finden konnte, die Gardecavaleriebrigade dem General v. Steinmetz zur Verstärkung. Sie wurde aber gleich gegen den feindlichen rechten Flügel dirigirt und griff schon durch ihr Erscheinen und ihr Artilleriefeuer vortheilhaft in das Gefecht bei Skalitz ein. —

Das Gardecorps, welches wir am 26. vorwärts Braunau verlassen hatten, war am 27. in zwei Divisionen auf Nebenwegen zwischen den beiden Schlachten bei Trautenau und Nachod vorgegangen. Die erste Division Hiller von Gärtringen war, dem Kanonendonner folgend, in der Nähe von Trautenau angekommen, erhielt aber von General v. Bonin die Weisung, ihren befohlenen Marsch auf Eypel, $1^1/_2$ Meilen von jenem Ort fortzusetzen, da er hinreichende Kräfte zur Ueberwindung des Gegners habe. General v. Hiller war diesem Befehl gefolgt und hatte natürlich keine Notiz mehr von dem Gefechte genommen. Stellt sich schon dieser Verzicht auf Verstärkung vor beendigtem Gefecht als ein großer Fehler dar, so war es in noch höherem Grade der nordwärts gerichtete Abmarsch

Digitized by Google

Bonins nach dem Gefecht, wodurch er dem siegreichen Gegner den Zwischenraum zwischen dem eignen Corps und der Gardedivision zur Handlung frei ließ. Wenn General Gablenz nicht schon so gut wie geschlagen war, was General v. Bonin ja aber nicht ahnte, so hatte er sich nun auf General v. Hiller zu werfen.

Die zweite Gardedivision war nach Hronow und Kosteletz, eine Meile von Nachod dirigirt und langte dort an, während die Schlacht bei letzterem Ort ihre Donner am stärksten erschallen ließ. Die Division, bei welcher der Corpscommandeur Prinz von Würtemberg zugegen war, folgte diesen Tönen aber nicht, einmal wegen des eben beendigten beschwerlichen Marsches bei glühender Hitze und dann weil größere feindliche Cavalerie sich vor der Front zeigte, die zwar glänzend zurückgeworfen wurde, aber doch die Sorge erregte, daß sich auch hier größere Streitkräfte entwickeln könnten. Dies verdient zwar an sich Tadel, denn der Kanonendonner einer Schlacht ist der kräftigste und einfachste Marschbefehl, welchen ein General empfangen kann; aber der Fehler schlug diesmal zum Glück für die Operationen des Kronprinzen aus. Wäre der Prinz von Würtemberg nach Nachod marschirt, so wäre der dortige Sieg zwar leichter und vielleicht vollständiger geworden, aber das Gardecorps war dann am 28. nicht vereint und bereit, die Schlappe des Generals v. Bonin dadurch wieder gut zu machen, daß es Gablenz bei Trautenau schlug und so das erste Corps wieder vorwärts brachte. Der Prinz von Würtemberg erhielt zum 28. den Befehl, seinen Vormarsch zwischen Nachod und Trautenau fortzusetzen. Dieser Befehl war unter dem Eindruck des Sieges bei Nachod und in Rücksicht darauf gegeben, daß vom ersten Corps keine Meldung da war, also angenommen werden mußte, daß es sein Marschziel Trautenau erreicht hatte.

Der Prinz von Würtemberg concentrirte an diesem Tage sein Corps in der Gegend von Eypel, die erste Division an der Tête auf der Straße nach Kaile, Vorposten gegen Trautenau u. s. w. Diese meldeten schon frühzeitig Bewegungen des Feindes auf der Straße Josephstadt-Eypel, welche eine halbe Meile vor der Front hinlief. General Gablenz hatte von Benedek infolge seiner bedeutenden Verluste und wegen der gemeldeten Nähe der Gardedivision bei Eypel die Brigade Fleischacker des vierten Corps Festetics als Verstärkung erhalten. Diese Brigade war anscheinend in der Nacht in Bewegung gesetzt worden und hatte deshalb zwischen Prausnitz und Burgersdorf, eine halbe Meile südlich Trautenau, ein Bivouak bezogen. General v. Gablenz dirigirte seine vier Brigaden am Morgen des 28. ebenfalls nach Prausnitz, aber auf zwei verschiedenen Straßen und zu verschiedenen Zeiten. Eine dieser Bewegungen wurde dem Prinzen von Würtemberg gemeldet und er befahl, daß die Avantgarde auf jene Straße in der Direction von Burgersdorf vorrücken, das Gros folgen solle. Diese Bewegung stieß auf das Bivouak der müden Brigade Fleischacker

Digitized by Google

und überraschte diese vollständig; der General mußte sich im Rücken eines siegreichen Corps für durchaus sicher gehalten haben. Die Brigade wurde im ersten Anlauf gesprengt. — Nun aber trafen von drei Seiten nach und nach die Brigaden des gablenzschen Corps ein und die Bataillone des Gardecorps wurden diesen entgegengeworfen, sobald sie die Höhe erreicht hatten. Es kam zu einem allseitigen, weit zerstreuten Gefecht, in welchem weder Oestreicher noch Preußen einen Zusammenhang finden konnten und schließlich diejenigen Truppen siegten, die den meisten Nerv in sich hatten. Die Berichte erzählen von verschiedenen gleichzeitigen Gefechten bei Orten, welche eine Meile auseinanderliegen und immer sind preußischerseits nur einzelne Bataillone im Kampf. Den schlimmsten Stand hatten zwei Bataillone des Kaiser-Franz-Regiments. Der Prinz von Würtemberg nämlich hatte das eine aus der Reserve rechts rückwärts detachirt, um die Verbindung mit Trautenau zu eröffnen, wo man das erste Corps erwartete. Dies zweite Bataillon traf aber auf die vierte Brigade des Corps Gablenz, das seine Marschrichtung so gerade in die äußerste rechte Flanke des Gardecorps bekommen hatte. Das Bataillon erkannte die Gefahr und warf sich allein dem siebenmal stärkeren Feind entgegen; der Major, drei Hauptleute und mehre Lieutenants fielen, die meisten andern und über ein Drittheil der Mannschaft wurden außer Gefecht gesetzt, aber sie hielten Stand, bis das erste Bataillon heranrückte, das sogar siegreich vordrang. Die Reserve des Gardecorps wurde nunmehr auf Trautenau dirigirt und nahm den Ort, Trophäen und Gefangene unterwegs auflesend. — Es dauerte lange, bis das Gardecorps sich wieder zusammenfand, dagegen war aber auch der Feind vollständig gesprengt.

Die Preußen verloren in diesem, bei Soor oder Burgersdorf genannten Gefecht 25 Offiziere und 809 Mann und machten über 4000 Gefangene. Der östreichische Verlust an Todten und Verwundeten soll mindestens ebenso viel betragen haben. Die Verfolgung war dem Gardecorps am 28. gar nicht möglich, aber am andern Tage ging es mit derselben Frische und Energie gegen den Feind vor, mit dem es am Tage vorher gefochten. Am 29. folgte Prinz von Würtemberg der vom Kronprinz gegebenen Direction gegen Königinhof, nahm diesen Ort nach einem lebhaften Straßengefecht, in welchem zwei Fahnen und 400 unverwundete Gefangene genommen und 1 Offizier 67 Mann verloren wurden und überschritt mit der Avantgarde die Elbe.

General v. Steinmetz mußte am 29. Juni in drei Tagen die dritte Schlacht schlagen, um auch seinerseits, wie ihm befohlen, bei Gradlitz, eine halbe Meile von Königinhof, die Elbe zu erreichen. — Die in den beiden letzten Tagen geschlagenen östreichischen Corps (das sechste und achte) waren durch das vierte Corps, excl. der oben erwähnten Brigade Fleischacker, aufgenommen worden und das letztere Corps hatte sich in der Gegend von Schweinschädel, eine Meile von Josephstadt, aufgestellt. Der Weg des General v. Steinmetz von Skalitz

Digitized by Google

nach Gradlitz ließ Schweinschädel auf ¼ Meile links liegen, durchschnitt aber die östreichischen Vorpostenlinien. Sollte der Marsch ungehindert stattfinden, so mußte der Feind aus Schweinschädel geworfen werden. Steinmetz gewährte seinem Corps am Morgen des 29. Ruhe und brach erst um zwei Uhr Mittags unter dem Schutze einer auf der Straße nach Josephstadt vorgeschobenen Brigade auf, die hier bald zum Gefecht kam und gegen sehr bedeutende Uebermacht nicht recht vordringen konnte. General v. Kirchbach, der die eigentliche Avantgarde führte, ging nunmehr seinerseits links schwenkend zum Angriff vor und nahm im Verein mit jener Brigade Schweinschädel und die nächsten Abschnitte nach kurzem aber blutigem Gefecht, welches 13 Offiziere und 334 Mann kostete, aber eine Fahne, mehre Geschütze und an 1000 Gefangene einbrachte. — Unter dem Schutze dieses Gefechts setzte das Corps seinen Marsch fort und in der bald einbrechenden Dunkelheit folgte General v. Kirchbach mit den andern Truppen nach. Am 30. mit Tagesgrauen lagerte General v. Steinmetz bei Gradlitz, seine Vortruppen gegen die Elbe vorgeschoben, deren jenseitige Höhen der Feind besetzt und mit schwerem Geschütz aus Josephstadt garnirt hatte. Die den braven Truppen des fünften Corps so nothwendige Ruhe wurde durch das feindliche Feuer, das auf 5—6000 Schritt die Bivouaks erreichte, gestört, aber nicht unterbrochen. Steinmetz konnte sich nicht entschließen, auch nur einen Schritt vor dem Feinde zu weichen, er blieb ruhig liegen, während die östreichischen Kugeln das Haus neben dem seinigen einäscherten. Er verlor durch dies Feuer im Bivouak einen Offizier und 21 Mann. Diese zähe Ruhe aber imponirte dem Gegner, er räumte in der Nacht zum 1. Juni die Höhen, sich selbst hinter der Elbe nicht sicher fühlend.

General v. Bonin war am 29. Juni durch einen starken Marsch aus seinen rückwärts genommenen Bivouaks wieder herangeholt und rechts hinter das Gardecorps geschoben worden, während General v. Mutius mit dem Rest des sechsten Corps dem fünften wie vorgeschrieben gefolgt war. Am 30. Juni hatte das erste Corps seinen Marsch fortgesetzt, war über die Elbe gegen Miletin gegangen und hatte hier, den rechten Flügel der zweiten Armee bildend, die Verbindung mit Prinz Friedrich Karl eröffnet, während das sechste Corps, Front gegen Josephstadt, den linken Flügel der zweiten Armee, dicht neben dem fünften Corps gewonnen und Spitzen über die Elbe geschoben hatte. —

So stand die Armee des Kronprinzen nach einer Reihe schwerer aber glänzender Gefechte, welche ihr über 5,000 Mann gekostet hatten, auf beiden Ufern der Elbe, bereit, nunmehr im Verein mit der ersten Armee weiter in Böhmen einzudringen. Da aber die Corps bisher ohne jeden Ruhetag marschirt waren, so mußte der 1. Juli ihnen als solcher gewährt werden. Allein auch der 2. Juli wurde zum Rasttag, da jetzt der König den Befehl übernahm und zunächst die erste Armee noch weiter vorwärts concentrirte.

Digitized by Google

Wenn wir nun noch einmal die beiderseitigen Verhältnisse betrachten, ehe wir in einem nächsten Aufsatz den Feldzug des Königs näher kennen lernen, so sehen wir, daß die preußischen Truppen zwar bedeutende Verluste erlitten hatten — Prinz Friedrich Karl 2,000 und der Kronprinz 5,000 Mann —, daß aber die Truppen durch anhaltende Erfolge siegessicher, moralisch im höchsten Grade gehoben waren; daß dagegen die Oestreicher von ihren acht Corps bereits sechs (das erste und die Sachsen gegen Prinz Friedrich Karl, das vierte, sechste, achte und zehnte gegen den Kronprinzen) durch sehr bedeutende Verluste, die, nicht zu hoch angeschlagen, sich auf 30,000 Mann berechnen, und dazu infolge des steten Zurückgehens auf ein sehr geringes Maß moralischer Kraft und bedeutend an Zahl reducirt hatten.

Der Ausgang des Feldzuges war jetzt zweifellos, deshalb konnte niemand erwarten, daß die Oestreicher in dieser Lage sofort durch eine allgemeine Schlacht die volle Entscheidung suchen würden, wie sie dennoch am anderen Tage thaten. —

Stimmungen in Hessen-Darmstadt.

Anfang November.

Kein Staat, der gegen Preußen unter Waffen gestanden — so hört man oft genug behaupten — hat ungünstigere Friedensbedingungen erfahren müssen als das Großherzogthum Hessen. Es behielt weder seine Integrität, wie Sachsen, noch seine Freiheit vom norddeutschen Bund, wie die übrigen süddeutschen Staaten. Es hat die Herrschaft Itter, das sogenannte Hinterland und noch einige andere Gebietstheile gegen sehr ungenügenden Ersatz an Preußen abgetreten und trat mit seinen gesammten rechtsmainischen Landen, der Provinz Oberhessen, friedensschlußmäßig jenem Bunde bei. Kriegsentschädigung mußte es zudem zahlen, wie alle andern. Dabei ist Mainz preußische Festung geworden, Post- und Telegraphenwesen im ganzen Land an Preußen übergegangen und bezüglich ihrer sollen die nichtbündischen Provinzen Starkenburg und Rheinhessen in dasselbe Verhältniß treten, welches für Oberhessen auf Grund der im norddeutschen Bunde geltenden Einrichtungen stattfinden wird.

Man sieht sogleich, welche Fülle neuer staatsrechtlicher Gestaltungen hier

Digitized by Google

geschaffen ist. Der Gelehrte, der sich daran wagen sollte, ein öffentliches Recht des gegenwärtigen Deutschlands zu schreiben (und Klüber und Genossen mit ihren Systemen des deutschen Bundesrechts sind doch wohl auf immer unbrauchbar geworden), der wird seine großen Schwierigkeiten finden, freilich auch jenen reichen Genuß, welchen dem deutschen Gelehrten solche Schwierigkeiten bieten, indem sie seinen Scharfsinn herausfordern, unmögliche Thatsachen in einem System unterzubringen. Nur zu stark möge man die Auflage dieses neuen öffentlichen Rechts Deutschlands nicht machen; denn wir fürchten, oder richtiger wir wünschen, daß es noch kürzer währen wird als das vor sechzig Jahren geschaffene Recht des rheinischen Bundes. In der That hat niemand das Gefühl, als handele es sich hier um fertige Zustände. Man konnte das Ziel nicht in einem Anlauf erreichen, nun bleibt man stehen, athmet auf, ruht und wird zum geeigneten Zeitpunkt den Weg fortsetzen. Sind aber alle unsere deutschen Zustände eben ein Uebergang, so sind speciell die hessischen — um mich des mystisch-lustigen Ordensausdrucks aus Goethes wetzlarer Zeit zu bedienen — des „Ueberganges Uebergang", und darin, daß sie dies sind, finden wir ihren specifischen Vorzug.

Es ist noch in frischem Gedächtniß, wie Preußen dem Großherzogthum Hessen gegenüber anfänglich auf der allerstrictesten Mainlinie, also auf der Abtretung ganz Oberhessens bestand, wogegen Entschädigung durch bayerisches Gebiet am Main in Aussicht gestellt war. Dieser Plan gefiel nirgends. Unsere moderne Auffassung ist solchen Ländertauschen mit Grund entschieden abhold. Die Bayern mochten nicht hessisch werden und die Odenwaldsberge hätten die in Aussicht stehenden Neuerwerbungen von dem übrigen Lande mehr getrennt, als sie damit verbunden. Der Großherzog erklärte denn auch bestimmt, seinen Neffen nicht berauben zu wollen, und lehnte jede Entschädigung ab. Er soll bereit gewesen sein, lieber Rheinhessen — die neue Provinz — aufzugeben, als Oberhessen mit seinen uralten Stammlanden und seinen reichen Domänen. Zu diesen mehr menschlichen Erwägungen kam erst später der staatsmännische Gedanke, daß es in Deutschlands eigenstem Interesse erwünscht, ja nothwendig sei, daß Oberhessen (wenn auch in gemindertem Gebietsbestand) beim Großherzogthum bleibe.

Schon längst vor Verwirklichung der Mainlinie würdigte man die Wichtigkeit der geographischen Lage Hessens. Vom Neckar, wo die Sprache bereits schwäbisch anklingt, zog es, allerdings in vielfach wunderlicher Gestaltung, manchmal nur als schmale Landzunge, hier und da völlig unterbrochen, bis fast dahin, wo die alten Chatten und die alten Sachsen aneinander grenzten. Es ist nie ein rein süddeutscher Staat gewesen, wenn auch die Lage der Residenz, das Vorwiegen der linksmainischen Bevölkerung, sowie Interesse und geschichtliche Tradition der Regierung mehr nach dieser Seite drängten. Für den Zoll-

Digitized by Google

verein z. B., deſſen erſte Anfänge es ſchaffen half, war es faſt der wichtigſte Beſtandtheil. Dieſes Heſſen beſteht zwar nicht mehr. Von der Provinz Oberheſſen, welche früher die Geſtalt einer zeigenden Hand hatte, iſt durch den Friedensvertrag der gegen Norden weiſende Finger abgeſchnitten worden und nur die Fauſt übrig geblieben. Dennoch iſt jene frühere Bedeutung Heſſens für Geſammtdeutſchland nicht gemindert, ſondern erhöht. Grade weil der Gegenſatz zwiſchen Süd und Nord geſchärft iſt, haben die Momente der Vereinigung an Wichtigkeit und Werth gewonnen. Heſſen iſt die Klammer geworden, welche die beiden Theile zuſammenhält, oder vielleicht beſſer: die Brücke, die von einem zum andern hinüberführt. Das Dogma der Mainlinie iſt damit durchlöchert und ſo von vornherein conſtatirt, daß ihm weder innere Berechtigung noch Dauer zukommt. Ja die Mainlinie iſt auf Grund des Friedensvertrags ſchon lädirt. Mainz, in der laut des Friedensvertrags gleichfalls „ſüdlich des Mains gelegenen“ Provinz Rheinheſſen, hat preußiſche Beſatzung, und auch hier wird wie in den übrigen Landestheilen preußiſcher Poſtwagen und preußiſcher Telegraphendraht die ſüdwärts gerichteten Gedanken der Leute durchkreuzen.

Eine Reihe anderer gemeinſamer Einrichtungen nach preußiſchem Muſter und unter preußiſchem Einfluß wird folgen müſſen. Das wie? iſt freilich zur Zeit ſo unklar wie möglich. Doch zunächſt und am tiefſten eingreifend iſt bei der jetzigen Veränderung die Einführung der preußiſchen Wehrverfaſſung in Oberheſſen. Können hierneben die beiden anderen Provinzen die ihre beibehalten? Dort allgemeine Wehrpflicht, hier Conſcription mit Looszieung und Stellvertretung? — Man hat auch in andrer Beziehung das Gefühl, daß es bei dieſer Scheidung des Landes nicht bleiben könne. Allerdings ſind Erſcheinungen, daß ein Fürſt nur bezüglich eines Theils ſeiner Beſitzungen einem Bunde beitritt, nicht neu: Luxemburg-Limburg, Holſtein-Lauenburg, die Beſchränkung Oeſtreichs und Preußens auf den Zutritt nur einzelner Länder und Provinzen zum deutſchen Bunde geben ſcheinbar Präcedenzien. Aber Luxemburg und Holſtein-Lauenburg ſtanden mit den Niederlanden und Dänemark nur in Perſonalunion; Oeſtreich und Preußen geſtatteten den Bundesbeſchlüſſen auf ſich ohnedem nur Einwirkung, ſoweit ſie damit einverſtanden waren. Dazu handelte es ſich beim deutſchen Bund nur um einen Staatenbund, und trotzdem brachte dies Verhältniß für Limburg, das zugleich integrirender Beſtandtheil der Niederlande war, Unfrieden genug. Wie ſoll es werden gegenüber der ſtrafferen und eingreifenderen Geſtaltung des Bundesſtaats? Die Ständekammern in Darmſtadt, deren Competenz ſich über das ganze Land erſtreckt, werden bezüglich Oberheſſens in all den Punkten beſchränkt werden, worüber demnächſt der norddeutſche Reichstag zu verfügen hat. Sollen dann noch die oberheſſiſchen Abgeordneten mit über die dieſen entſprechenden Angelegenheiten der linksmainiſchen Provinzen zu beſchließen haben? Man ſieht, es iſt hier —

Digitized by Google

wenigſtens für manche Punkte — der Gedanke einer itio in partes nahe gerückt; und obgleich des für alle drei Provinzen Gemeinſamen noch genug übrig bliebe, iſt doch jener Gedanke ſeinen Weg weiter gewandelt und hat — wenn auch keine förmliche Perſonalunion Oberheſſens mit dem übrigen Lande — doch eine ſo ſelbſtändige Conſtituirung jener Provinz in Ausſicht genommen, daß der dadurch geſchaffene Zuſtand nicht allzu weit entfernt ſein würde.

Grade dies wäre aber nicht erwünſcht. Freilich hätte ſichs — rein äußerlich genommen — gar ſauber und nett gemacht, wenn durch die Annexion ganz Oberheſſens bei Frankfurt die correcte Mainlinie hergeſtellt worden wäre; und in Ermangelung deſſen, wenn Oberheſſen wenigſtens zum übrigen Lande in einen Zuſtand gewiſſer ſtaatlicher Selbſtändigkeit käme. Allein das Nette und Saubere iſt nicht immer das politiſch Wünſchenswerthe. Uebergangszuſtände, die blos als ſolche Berechtigung haben, ſollen ſich nicht klar hinſtellen und conſolidiren; ſie ſollen vielmehr in ihrer Unklarheit und, wie ſich vielleicht bald zeigen wird, Unerträglichkeit einen ſteten Stachel beſitzen, der zum Beſſeren vorwärts treibt und die Schwierigkeiten überwinden hilft, an denen der erſte Anlauf innehielt.

Fragt man nun nach den Anſichten und Stimmungen, welche in der Bevölkerung leben und auf Erreichung der letzten Ziele fördernd oder hemmend einwirken mögen, ſo beſteht nur allzu ſehr die Neigung, durch die Brille der eigenen Wünſche zu ſehen. Ich will verſuchen, mich davon frei zu halten. — Vor und bei Ausbruch des Krieges war die Stimmung faſt durchweg „bundestreu“, ja vielfach öſtreichiſch. Sogar entſchiedene und hochachtbare Anhänger Preußens ſahen in deſſen gewaltthätigem und rechtswidrigem Vorgehen, in ſeinem Bündniß mit Italien und in der vermutheten Verbindung mit Frankreich auf Koſten deutſchen Gebiets den Abfall vom „deutſchen Beruf“; man mochte nicht wünſchen, daß Preußen ſiege, — und doch, der Gedanke, daß Preußen zertrümmert werde, war noch viel ſchrecklicher. Der Tag von Königsgrätz löſte den Bann, der auf dieſen Herzen laſtete. Hatte die klägliche Ceſſion Beneticns gezeigt, wie Oeſtreich, ſich ſelbſt getreu, nicht anſtand, die deutſchen Angelegenheiten dem Fremden preiszugeben, ſo that die baare Unfähigkeit der ſüddeutſchen Kriegsführung das Uebrige, den Umſchwung der öffentlichen Meinung zu zeitigen. Er vollzog ſich übrigens nicht blos in Heſſen, ſondern ſo ziemlich allerwärts; und wer nicht freudig, der mußte doch widerwillig bekennen, daß bei Königsgrätz einem unwürdigen Zuſtande des Vaterlandes über das Grab geſchoſſen worden ſei. Freilich war damit eine poſitiv preußenfreundliche Geſinnung noch keineswegs hervorgerufen. Daß die Maſſe des Volkes, in welchem ſtets nur die einfach menſchlichen Empfindungen herrſchen, negativ blieb, war erklärlich. Brüder und Söhne ſtanden gegen Preußen im Feld, mit ihnen fühlte man die Niederlagen, die ſie erlitten, und theilte mit ihnen den

Digitized by Google

Groll, den der Unterlegene um so mehr hegt, wenn sein Unterliegen nicht Folge von Mißgeschick, sondern von Ungeschick ist. Indeß, solche Stimmungen sind vorübergehend; an ihre Stelle treten diejenigen, welche ihre Grundlage in dauernden Voraussetzungen haben.

Da ist zunächst Oberhessen. Man hat — so lange die Frage noch schwebte — viel gestritten, ob es für oder gegen Annexion sei, und vielleicht haben beide Ansichten Recht gehabt. Die Sache ist: Oberhessen hat eine centrifugale Gestaltung. Sein Kern ist der Vogelsberg; insofern mit Recht als Berg (und nicht Gebirge) bezeichnet, als er in einem centralen Höhepunkt besteht, von wo die sich allmälig senkenden Höhenzüge und die Thäler strahlenförmig nach allen Weltgegenden auslaufen. Diese Thäler werden dann mehr oder minder maßgebend. Die Südwestseite z. B. mit ihrem Gebiet der Nidder, und die Westseite, beide mit der breit sich vorlagernden reichen Wetterau, haben ihren entschiedenen Zug nach Frankfurt hin, welches commerciell jene ganze Gegend beherrscht. Ost- und Nordostseite sehen ihre Wasser, wie die Schwalm, nach der Fulda zufließen, ja theilweise durchzieht das Fuldathal dort die Provinz: da weisen Verkehrswege und Interessen ebenso entschieden nach Norden. Es wird nicht bestritten werden können, daß in den letztgenannten Gegenden eine sehr lebhafte Hinneigung zu Preußen bestand und besteht; in der Wetterau weniger. In Gießen selbst, der Hauptstadt der Provinz, kreuzten sich die Interessen und die Stimmungen höchst mannigfach; eine nicht zu verachtende Partei wirkte sehr entschieden für Annexion. Bedeutsam ist, daß Oberhessen mit Ausnahme eines ganz geringen Procentsatzes protestantisch ist. Die Anhänglichkeit an die Dynastie sitzt nicht überall tief; ein sehr großer Theil des Gebiets ist erst 1803 und 1806 erworben, und die reichlich vorhandenen Standesherren sind redende Zeugnisse, daß hier schon einmal legitime Herren ihrer Landeshoheit höchst illegal verlustig gingen. Es lautet in der That naiv genug, wenn das officiöse Organ der darmstädter Regierung von den Thronverlusten dieses Sommers wie von etwas Unerhörtem spricht, da doch auf einen so beträchtlichen Theil des Landes der Großherzog ursprünglich keinen besseren Rechtstitel aufzuweisen hatte, als Preußen auf Kurhessen und Nassau; ja der Landgraf von Hessen-Darmstadt hatte mit den Fürsten und Grafen zu Solms, Stolberg, Ysenburg ꝛc. und mit der freien Reichsstadt Friedberg sich nie in Krieg befunden, als er ihre Gebiete annectirte. Diese nämlichen Standesherren sind übrigens vielleicht zum Theil ein sehr erheblicher Factor für die weitere politische Gestaltung des Landes: die Solms, Stolberg und Graf Görtz haben alle mehr oder minder ausgesprochene Sympathien für Preußen. Theilweise sind sie zugleich in Preußen begütert, Mitglieder des dortigen Herrenhauses; Fürst Lich ist noch vom vereinigten Landtag vom 1847 her bekannt. Diese Hinneigung zu Preußen bildet den Gegensatz zu den linksmainischen Standesherren, von denen insbesondere

Digitized by Google

die Erbach, obgleich protestantisch, in extremster Weise östreichisch sind und immer und immer wieder ihre Söhne in den Dienst des Kaiserhauses schicken. Eine indifferentere Stellung nehmen die Ysenburg ein, deren Besitzungen auch theilweise sowohl links als rechts des Mains liegen. Erst jüngst ist unter ihnen eine entschiedene Ueberneignng nach Oestreich eingetreten, indem der katholisch gewordene Erbprinz von Birstein, Gemahl einer Toscana, seinem Vater succedirte und so diese Linie des altprotestantischen Hauses Ysenburg zu einer katholischen machte.

Hiermit betreten wir bereits das Gebiet der Provinz Starkenburg, die das Gelände, rechts des Rheins und links des Mains umfaßt. Geographische Verhältnisse, welche nach Norden zögen, liegen hier nicht vor. Auch die erst 1803 und 1806 von Kurmainz, Kurpfalz, verschiedenen Reichsgrafen, wie den Erbach u. s. w. erworbenen Gebiete hängen unter der unmittelbaren Einwirkung der in dieser Provinz gelegenen Residenz dem „angestammten" Herrscherhaus an, wie die althessischen Gebiete; sie haben durch die Aenderung nur gewonnen. Durch die Massen zieht jener Particularismus, der nicht sowohl einen positiven Gehalt hat, als vielmehr in der Ablehnung jeder Aenderung besteht, welche Opfer erfordert. Die Einsicht der Nothwendigkeit des Anschlusses an Preußen ist fast nur Eigenthum bestimmter Kreise des städtischen Bürgerthums, insbesondere des Handelsstandes. Nirgends ist dies so ausgeprägt, wie in Offenbach. Diese Stadt verdankt ihre Bedeutung der freireichsstädtischen Engherzigkeit Frankfurts. Ein freidenkender und wohlwollender Graf Ysenburg nahm die Reformirten in seinem Gebiete auf, die in Frankfurt zurückgewiesen worden waren, und dies wurde die Grundlage der heutigen Bedeutung Offenbachs. Während in Frankfurt noch vor wenigen Jahren das Zunftwesen in vollster Blüthe stand, so daß kein Kloben in die Zimmerwand eingeschlagen werden konnte, ohne drei verschiedene Gewerke in Bewegung zu setzen, während die Erwerbung des Bürgerrechts den schwierigsten Voraussetzungen unterlag, schritt Offenbach, wenn nicht unter dem rechtlichen Bestand, so doch unter einer weitgehenden Praxis der Freizügigkeit und Gewerbefreiheit rasch voran. Die Zunahme der Bevölkerung war hier ebenso überraschend groß *), als dort überraschend klein. Dem Emporkömmling unter den Mainstädten stand keine historische Ueberlieferung hemmend im Wege, und es ist wohl begreiflich, daß — sehr im Gegensatz zur altehrwürdigen Nachbarstadt — Offenbach einen entschieden wahlverwandtschaftlichen Zug zu Preußen fühlt, dem es denn auch stets unverhohlen Ausdruck verliehen hat.

Am eigenthümlichsten liegen die Verhältnisse in Rheinhessen. Die französische Revolution und die französische Herrschaft haben dort im Großen und

*) 1816—1834 Wachsthum fast 52, 1834—1861 77 Procent; 1858: 14,863, 1861: 16,635 und 1864: 19,320 Einwohner!

Digitized by Google

Ganzen die geschichtlichen Traditionen hinweggefegt. Abgesehen von der großen Vergangenheit der Städte Mainz und etwa Worms, wußten diese in der That nur Unerquickliches zu berichten. Etwa zwei Drittel gehörte, jedoch ohne Abrundung, zu Kurpfalz und Kurmainz, das Andere mehrern Dutzend Herren, Fürsten, Grafen, Reichsrittern, vieles zweiherrig, alles aufs bunteste durcheinander gewürfelt; große geschichtliche Erinnerung fehlt. Auch die an die napoleonische Herrschaft, wenigstens die mit Anhänglichkeit und Wunsch der Rückkehr verbundene, ist ein lange überwundener Standpunkt. Aber ebenso klar ist, daß sich aus all dem der Humus für das Gedeihen einer besondern hessischen Loyalität nicht hat entwickeln können. Der Staat ist zu klein, um ein selbständiges kräftiges Staatsbewußtsein in seinen Gliedern zu erzeugen, und so findet sich leicht Empfänglichkeit für bedeutende von außen kommende Anregungen. Eine solche kommt aber von dem westlich angrenzenden Preußen. Creuznach ist die nächste bedeutendere Stadt; noch mächtiger wirkt die Verbindung auf dem Rhein und auf der an ihm hinziehenden Eisenbahn; insbesondere steht die Grenzstadt Bingen unter dem unmittelbaren Einfluß dieser Umstände. Die Landbevölkerung dieser reichen Provinz ist aufgeweckten Sinnes, fast städtisch, von naher geistiger Verwandtschaft mit den übrigen Rheinländern. Mit Rheinpreußen sind ohnedem sehr viele Institutionen (einzelne Theile des Rechts und des Verfahrens) gemein.

Eine Sonderstellung nimmt dagegen Mainz ein. Es hatte zu viel Bewußtsein seiner Geschichte und Bedeutung, um so ohne Weiteres in den Rang einer hessischen Provinzialstadt zurückzutreten. Der richtige Mainzer sah mit einer gewissen Verachtung auf die so viel kleinere Landeshauptstadt mit einer so kleinen Vergangenheit.. Sogar wenn er von der Römerzeit nichts gewußt hätte, so predigten ihm doch die üppigen Barockbauten der Kurfürsten von einer noch nicht lange geschwundenen Zeit, wo Mainz selbst Residenz und Hauptstadt war und sein Fürst der erste des hl. römischen Reichs, — etwas ganz Andres als der damalige kleine Landgraf von Hessen-Darmstadt dort drüben in seinem sandigen Ländchen. So hatte der Mainzer wenig Hessisches, wenn auch die Schiffbrücke nach Castel ihm die Landesfarben täglich in bauschigem Flor zeigte. Er war zunächst Mainzer, ebenso tüchtig in der Arbeit als flott beim Plaisir, und die Politik hat ihm von jeher weniger Kopfbrechen gemacht als die Frage, wie der nächste Carneval zu feiern sei. Freilich, als die größere Frage: Preußen oder Oestreich? an ihn herantrat, hatte er — wenn man die Frage persönlich und nicht sachlich nahm — Vorstudien gemacht, wie kein Anderer. Seit 1815 lag preußische und östreichische Garnison in Mainz, und es ist kein Geheimniß, daß die Bevölkerung mit letzterer auf besserem Fuß stand, ja daß zu ersterer zu Zeiten ein sehr entschiedenes Mißverhältniß erwachsen war. Die Gründe im Einzelnen führen zu weit; es genüge, daß Hr. v. Schmerling

Digitized by Google

als Reichsminister 1848 diese Gründe als einen Vorzug der preußischen Soldaten deutete und den Wunsch aussprach, die östreichischen möchten auch noch einmal so weit kommen.*) Aber die verständige Ueberlegung bannt nicht Jahre lang eingesogene und angesammelte Stimmungen, und es ist begreiflich, daß man ungern die gemüthlichen Weißjacken vermißt, die um so weniger je etwas übel nahmen, als sie — meist „deutsches Bruder" aus den italienischen oder slavischen Provinzen — das etwa krumm zu Nehmende gar nicht verstanden. Preußen, dessen stramme Art den leichtlebigen Mainzern ohnedem nicht allzu sympathisch ist, wird sich in Einigem vielleicht noch ungünstiger stellen als seither. Früher ging alles Gehässige, was aus den Festungsverhältnissen floß, auf Rechnung des Bundes, jetzt wird es Preußen verantworten müssen; und andererseits hat doch auch Preußen, weil nicht zugleich Territorialmacht, keine Veranlassung, mit eigenen Kosten Dinge ins Leben zu rufen, welche den Mainzern sehr erwünscht wären, wie etwa Erweiterung des Stadtareals durch Schleifung und Verlegung einzelner Festungswerke u. a. m. Indessen — Mainz ist zunächst Handelsplatz und man wird nicht so schnell vergessen, wer den Rhein von den Zöllen befreite; rheinabwärts, insbesondere nach Köln, weisen die wichtigsten Verbindungen, und dem frischen Zug, der durch ein großes Staatsganze geht, verschließt sich nicht leicht der mainzer Handelsgeist, welcher seit einer Reihe von Jahren so großen Aufschwung genommen hat.

Alle die hier kurz skizzirten Verhältnisse werden gekreuzt und mannigfach variirt durch die confessionellen Zustände. Es ist bekannt, mit welch glühenden Sympathien die katholische Partei der Sache Oestreichs zugethan war. In diesen Kreisen vergißt man nicht so schnell, und das Mainzer Journal mit Beiblättern ist Zeugniß für den innerlich fressenden Groll. Auf diese Leute wird man nie rechnen dürfen, so behende auch der Bischof von Limburg war, die neue Ordnung der Dinge in einem Hirtenbrief anzuerkennen. Die neuprononcirte Haltung des Ultramontanismus hatte aber eine weitere Wirkung; sie warf naturgemäß die Protestanten auf die Seite der preußischen Sympathien, wenigstens da, wo nach der Gestaltung der Dinge dieselben am meisten Grund hatten, Fortschritte des Ultramontanismus zu fürchten. In Oberhessen, wo die Katholiken nur ein verschwindender Bruchtheil; fehlte der Factor völlig; in Starkenburg, wo die Protestanten bei weitem überwiegen, kam er nicht zum rechten Bewußtsein; um so stärker aber wirkte er in Rheinhessen, wo — ebenso wie in Baden — die so viel schwächeren Protestanten einer wohlorganisirten katholischen Partei gegenüberstanden und — mit oder ohne Grund — ganz einfach der Trieb der Selbsterhaltung die politische Ansicht bestimmte. Man erzählt Aeußerungen, welche zur Zeit, wo noch für Oestreich der Sieg erhofft ward,

*) Die interessante Stelle findet sich stenographische Berichte Bd. 1, S. 103.

Digitized by Google

von katholischer Seite fielen, und diese lassen begreiflich erscheinen, wie zur Zeit jener ersten östreichischen Siegesnachrichten mancher protestantische Familienvater mit den Seinen bange die Nacht durchwachte. Und wenn auch vieles von all dem übertrieben sein mag, so ist es doch schon an sich ein gewichtiges Zeichen der herrschenden Stimmung, des Gefühls der Unsicherheit. Grade darin liegt wohl auch der Grund, daß, wo in Rheinhessen und Baden preußenfreundliche Gesinnung besteht, diese viel energischer ist als in der hessischen Provinz Starkenburg, und daß dort die „Volkspartei" nicht gedeihen kann. Was dahin neigt, fällt sogleich der kräftigeren Partei des Ultramontanismus anheim, und nur in dem der Hauptsache nach protestantischen Würtemberg können, unterstützt durch besondere Stammeseigenthümlichkeiten, die Gesinnungsgenossen der „Neuen deutschen Zeitung" sich als geschlossene politische Partei constituiren. —

Obige Skizze mag ein übersichtliches Bild der Stimmungen geben, mit welchen der norddeutsche Bund und Preußen zu rechnen haben wird. Es ist nicht überall erfreulich. Eine gewisse Unklarheit und Verdrossenheit befängt überdies die Gemüther. Dennoch läßt sich sagen, daß von den dauernden Parteigruppirungen nur die preußenfreundliche ein positives Programm hat. Hierin liegt ihre Stärke gegenüber den Gegnern, die nur einig sind in der Verneinung. Neben ehrenwerthen Trümmern der altliberalen Partei, die sich in die neuen Verhältnisse nicht finden können und an den Idealen früherer Jahre hangen, findet sich der vaterlandslose Ultramontanismus, der abstracte oder sentimentale Legitimismus und der sich in seinen engen Verhältnissen wohlfühlende Particularismus; die eigentliche „Volkspartei", deren stuttgarter Organ bereits behaglich in die Zeiten sieht, wo Frankreich sich mit Oestreich verbindet und die Frage, ob Süddeutschland dem norddeutschen Bund helfen soll, erst noch zu einer offenen macht, ist, Gott sei Dank, verschwindend klein.

Von der Partei der Regierung habe ich noch nicht gesprochen; es ist die Frage, ob — was die äußere Politik betrifft — eine solche besteht, denn in dieser Hinsicht sind die Zielpunkte der Regierung selbst unklar. Herr v. Dalwigk ist geblieben; Herr v. Beust, mit dessen Ministerposten der Kaiserstaat damals schon stark in den Wehen lag, hat ihm vor einigen Wochen einen Besuch gemacht, dessen blos private Natur stark angezweifelt ward. Die Darmstädter Zeitung, dies officiöse Organ, bringt immer noch mit besonderer Vorliebe legitimistische Artikel und Beispiele specifisch östreichischer Edelherzigkeit; im Uebrigen schickt sie sich in die Zeit, wohl wissend, daß es eine böse Zeit ist. Um so gehässiger hetzen die hessischen Volksblätter, denen Unterstützung Seitens der Regierung, jedenfalls Seitens der Regierungspartei, nachgesagt wird; man greift sich beim Lesen manchmal unwillkürlich an die Stirne, ob man denn wirklich schon dadurch, daß man das Unglück hat, Preuße zu sein, unbedingt ehrlos wird. Daß der Großherzog persönlich die eingetretene Aenderung nur

Digitized by Google

schwer erträgt, ist begreiflich. Neben anderem besonders schmerzlich war ihm der Verlust von Homburg, — doppelt schmerzlich, da dieser Erwerb so lange auf sich hatte warten lassen, noch so neu war und für manche seiner organisatorischen Liebhabereien ein so gutes Feld bot. Indessen muß anerkannt werden, daß er bei öffentlichen Kundgebungen sich in würdiger Weise auf den Boden der neuen Thatsachen stellt. „Wir haben nicht blos (so heißt es in der Proclamation vom 17. September, womit er wieder das Land betrat) die Wunden zu heilen, welche der Krieg unserem Hessen geschlagen hat, wir haben auch mit der Neugestaltung unseres gemeinsamen deutschen Vaterlandes in einer die gerechten nationalen Ansprüche befriedigenden Weise zu beginnen. Der alte Rechtsboden, auf dem wir hätten fortbauen können, ist zusammengebrochen. Wir müssen nun die Vervollkommnung des durch die Macht der Thatsachen geschaffenen neuen Rechtszustandes zum Gegenstande unserer Sorge machen. Mein eifriger Wunsch war, den Bund, welcher dermalen den Norden Deutschlands umfaßt, auf das ganze große Vaterland ausgedehnt zu sehen. Rücksichten, deren Beseitigung nicht in meiner Macht liegt, standen bis jetzt der Erfüllung meines Wunsches entgegen.“ Gewiß ist, daß der Eintritt des ganzen Großherzogthums in den norddeutschen Bund in Berlin angeboten, dort aber abgelehnt worden ist. Als bester Beweis des in Darmstadt herrschenden guten Willens für die Pflege der nun einmal gegebenen Beziehungen zu Preußen kann die Wahl des seitherigen Geheimen Legationsraths Hofmann zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am berliner Hof scheinen. Von liberaler Gesinnung und der inneren Mißregierung völlig fremd, hat er auch in der deutschen Frage nie auf dem bei den mittelstaatlichen Regierungen landläufigen Standpunkt des östreichisch-klerikalen Particularismus und der Preußenfeindschaft gestanden. Noch in den Dreißigen (er ist nur durch seine Tüchtigkeit so rasch heraufgekommen), klaren und unbefangenen Blicks, wird er — so glaubt man — nicht mit zögernder Hand und halbem Herzen die Maßregeln einleiten, welche von den gegebenen Verhältnissen uns zu einer gedeihlichen Fortentwicklung unsrer nationalen Neugestaltung führen sollen. Freilich hat auch hier eine sanfte Pression helfen müssen. Man hat Hofmann in Berlin bei den Friedensverhandlungen, die er mit Herrn v. Dalwigk führte und abschloß, schätzen gelernt und als genehme Persönlichkeit bezeichnet; und seine Ernennung zum Gesandten erfolgte erst, nachdem zwei andere von Herrn v. Dalwigk vorgeschlagene Candidaten, Herr v. Wambolt und Herr v. Biegeleben, beide von ausgeprägtester ultramontaner und östreichischer Gesinnung, als unannehmbar waren bezeichnet worden.

Der andere gesetzliche Factor für jene Fortentwickelung sind die Stände. Die erste Kammer wird den Regierungsvorlagen, die sich darauf beziehen, keine Schwierigkeit bereiten, aber auch ihrer ganzen Natur nach keine Initiative er-

Digitized by Google

greifen, es müßte denn sein (was nicht unwahrscheinlich), daß die oberhessischen Standesherrn als treibende Kraft auftreten. Die zweite Kammer des nächsten Landtags ist zur Zeit eine vollständig unbestimmbare Größe. Es wird neu gewählt, und die besten Kenner unserer Verhältnisse wagen nicht zu prophezeiben, wie die Wahlen ausfallen werden. Die Fortschrittspartei unter hauptsächlicher Führung von Metz besteht noch fort; sie ist die einzige bestimmter gegliederte Partei im Land. Aber sie hat, das können sich auch ihre Freunde nicht verhehlen, bedeutende Einbuße erlitten, und zwar grade mit Rücksicht auf die nationale Politik. Die Hochfluth des Antipreußenthums vor und bei Beginn des Kriegs hat gar manche Genossen hinweggespült, welche in Fragen der inneren Politik noch lange mit ihr gegangen wären. Dabei läßt sich nicht läugnen, daß diese Partei in eine gewisse Verknöcherung gerathen ist. Ihre Vertreter in der Kammer laufen Gefahr zu einer Oligarchie von Parteigenossen zu werden, die sich gegen frische Kräfte abschließt; es droht dann das Reich der Phrase in seiner vollsten Blüthe. Möge man diese Gefahr rechtzeitig erkennen. Es thuts nicht allein, daß man äußerlich die Mehrheit hat; die Mehrheit muß auch ihre innere Berechtigung nachweisen, sie bedarf des Zusammengehens mit den Kräften im Volk als ihrer Lebensluft. Hiervon hängt ihre moralische Wirkung ab, sonst könnte sich als praktische Lehre leicht ergeben, daß die seitherige Mehrheit bei der Wiederwahl zur Minderheit wird. Im Uebrigen muß man zugeben, daß die Fortschrittspartei und die ihr nahe stehenden milderen Fractionen grade die positiven Kräfte sind, auf welche für Anschluß an Norddeutschland und die preußische Führung zu zählen ist. Darum benennt die gegnerische Presse diese Partei die „preußische" und sich selbst mit Ostentation die „hessische", neuerdings wohl auch, weil diese Sort Patriotismus doch nicht mehr recht steckt, die „deutsche". Diese Partei erklärt, mit der ehrenwerthen, d. h. mit der rothweißen Demokratie, Hand in Hand gehen zu wollen; innere Kämpfe müßten verstummen gegenüber der brennenden Frage der Abwehr des Preußenthums. Vermuthlich entwickelt sich aus all dem eine ministeriell-klerikale Coalition, die von oben her ihre Candidaten aufstellt und mit den ihr zustehenden Machtmitteln diese bei den von ihr abhängigen Leuten und bei der politisch trägen Masse durchzusetzen sucht.

Das Meiste wird auf die Regierung ankommen, ob der eingeschlagene Weg glatt oder holperig weiter gegangen werden wird; anders als so liegt die Alternative nicht. So lange die Träger des alten Systems noch am Ruder sind, wird erlaubt sein, an der rechten bona fides zu zweifeln. „Kann auch ein Mohr seine Haut wandeln oder ein Pardel seine Flecken?" In der Bevölkerung ist keine Richtung so ausgeprägt, daß sie stark genug wäre, die Regierung in ihren Entschlüssen zu hemmen oder gegen ihren Willen vorwärts zu treiben. Darum ist unsere Hoffnung zunächst nicht groß. Man hat zwar,

Digitized by Google

als die alten Zustände im letzten Sommer zusammenbrachen, allerwärts viel zu schelten gewußt über mangelhafte Einrichtungen, unfähige Führung u. a. m. Aber die süddeutsche Gemüthlichkeit liebt es nun einmal nicht, aus den aufgestellten schönklingenden Grundsätzen ihre Consequenzen zu ziehen. Diese sind häufig unliebsam, stören aus alter Behaglichkeit auf und fordern manches Opfer. Darum weicht man aus, wenn man an diesem Punkt angekommen ist, und neue schöne Worte finden sich ja immer, um sich und anderen dies zu verbergen. Da wird denn noch manches Ereigniß eintreten müssen, um uns in die Schule zu nehmen; wir lernen nicht so leicht.

Patriotische Lyrik aus Sachsen.

Wer von unseren Lesern sich noch der kleinen Lesefrüchte aus Dresden erinnert, die wir kürzlich mittheilten, und in denen das Sachsenland und das Sachsenvolk als Quintessenz des Erdballs und der Menschheit durch schlagendes Rechenexempel erwiesen waren, wird sich mit uns der Wahrnehmung freuen, daß den Sachsen auch in der schweren Noth der jüngstvergangenen Zeit der ewige Quellborn des Lebens, die Poesie, nicht erstickt worden ist. Das Friedensinstrument, das zwar manchem Hyperloyalen mehr eine Ruthe als die Erfüllung seiner Wünsche schien, hat dennoch wie die Wünschelruthe die goldenen Adern der Dichterlust springen lassen, und was bedeutsam ist, die Poesien, die sie ausstreut, haben das charakteristische Zeichen der Kunst, heiter zu sein, während das Leben ernst ist.

So helltönende Volksfreude, wie sie dem aufrichtig geliebten sächsischen Landesfürsten und seinem braven Heere bei der Rückkehr die Thore der Heimath öffnete, ist immer lehrreich und rührend zugleich. Denn dem Volke gehts wie dem Individuum: mehr noch in der Lust als im Leide offenbart es sein Herz; im Jauchzen des Jubels lockern sich die geheimsten Gedanken und schwirren keck hinaus, unbekümmert sowohl um die Kritik derer, welche das Urtheil auch über solche Producte des Augenblicks zu ihren Zunftrechten zählen, wie derer, welche etwa mit Neid auf die Thatsachen schauen, die dadurch poetisch constatirt werden.

Was das späte Jahr an Blumen versagte, hat die Muse ersetzt durch den

Digitized by Google

Duft ihrer Spenden, und wie ihr allemal wohgethan wird, wenn ihr Flügelroß der Schwingen entkleidet und die Schönheitslinien seines Flugs in die nüchterne Straße prosaischer Rede gezwungen werden, so können auch wir über jene Leistungen nur referiren, indem wir eine Auswahl nach den Hauptgedanken treffen und Einzelnes wörtlich mittheilen.

Auf schwanker Leiter der Gefühle steigen wir zunächst zum Genius des Herrn Robert Nitzsche empor, der dem heimkehrenden König und seinen Truppen in Weisen, die ein seltsames Gemisch orakelhafter Dunkelheit und schlicht-bürgerlicher Verständigkeit zeigen, also entgegensingt:

Stets herzlich woll'n wir angehören
Dem König so voll treuer Hand:
Den Frieden konnt' der Krieg wohl stören,
Die Liebe zwängt kein Eisenband.
Man kann sie nicht in Fesseln schlagen,
Nicht bannen hinter Mauern fest:
Auch wird man sie nicht dahin tragen,
Wo man nicht Raum zur Liebe läßt. (?)

Sei denn willkommen, Fürst der Liebe,
Des Landes Vater, treu und gut:
War die Vergangenheit auch trübe,
Dein Nah'n bringt neuen Lebensmuth;
Beleben wird es die Geschäfte,
Es thut ja auch so noth, so noth, —
Gott schenk' Dir lange Lebenskräfte,
Und Jeglichem sein täglich Brod!

Aehnlich, aber schon mit lauter klopfendem Herzen, preist Herr G. Sachse die gegenseitige Treue von Monarch und Volk:

Dein Volk: es blieb Dir treu,
Schwur sie stets ohne Scheu:
Ihm seinen Gott.
Versuchung blieb nicht fern;
In sie führt man es gern,
Erlösung wird ihm jetzt:
Dich segne Gott.

Schwerer läßt sich ein Cyklus von Hymnen classifiziren, welchen Herr C. H. Lantzsch darbringt. Sehr richtig hat der Sänger gehandelt, als er dem Umschlag des in Selbstverlag erschienenen Heftchens eine Warnung gegen Nachdruck beisetzte; denn es läßt sich nicht läugnen, daß er von der eignen Popularität am meisten zu fürchten hat: „Dem Landesfürsten" ist sein erster Gesang geweiht, dessen Schluß wir geben:

Der schlichteste Mann aus dem Volke
Erfaßt, was sein König gewollt,
Ehrwürdige Rechte doch werden
Im Laufe der Zeiten erst Gold; —
Gasdegner*) erfassen mit ihnen,
Weil Gott ja mit jeglichem Spiel!
Daß das, was das Unglück geschaffen,
Auch wied'rum dem Unglück verfiel.

*) Die celtische Bezeichnung für die späteren Barden (Sänger).
Anmerkung des Dichters.

Digitized by Google

Rathlos stehen wir vor der lapidaren Hieroglyphik dieser Strophe und wenden uns gern den frischen, fröhlichen Kampfliedern desselben Autors zu, die auf die vorhergehende schwere Kost die Erfrischung derber sinnlicher Empfindung reichen. Jeder Truppengattung wird ihr lyrisches Denkmal gesetzt; das flotte Tempo der Verse hilft die poetischen Licenzen in Behandlung der Thatsachen entschuldigen. Von der Artillerie z. B. singt der Dichter:

Des Gegners heft'ger Kugelregen
Zerstob an Euch, wie Sand am Meer;
Ihr standet ein für Eure Ahnen,
Stets sicher nahm der Schuß die Bahnen,
:,: Ja, so führt Sachsen Krieg! :,:

Gefürchtet von dem Feind als Truppe,
Gleich groß an Dauer wie Genie;
Wer schoß wie Ihr, auf hundert Schritte
Nach Göpping's Commandantensitte!
:,: Wen gab's, den Furcht beschlich? :,:

Den Schlußaccord zu den Kampfliedern hat Mars übernommen („Mars, die Bezeichnung für den Gott des Krieges", wie der Dichter freundlich erläutert):

Verbraucht ist das Eisen, bewältigt das All,
Des schweren Geschützes begeisternder Schall;
:,: An Stelle der rühmlichen Artillerie
Wirkt wied'rum versöhnend die Diplomatie. :,:

Mit der Einführung der Diplomatie wird die Wendung politisch. Begeisterung ist ein Improvisator, der sich auf seinen eigenen Empfindungen ertappt. Groll und verhaltene Drohung durchherrschen, vielleicht wider die Absicht, das folgende Lied:

Sachsen, mein Vaterland,
Ehrend vom Feind genannt,
Schön war dein Wahn. —
:,: Stolz sah das Haus Wettin
Kühn seine Streiter zieh'n,
Heiter bei frohem Muth,
Hin Mann für Mann. :,:

Sachsen, das ruhmreich stand,
Drinnen im Böhmerland,
Vor Sadowa,
:,: Sah, wie sein Königssohn
Fern seiner Väter Thron,
Fechtend das Schlachtfeld ließ,
:,: Uns immer nah! :,:

Mancher, hier nicht genannt,
Wo jede Hoffnung schwand,
Sah seinen Tod
:,: Noch bei dem Ruf: Zurück!
Benedek's Mißgeschick
In dem verrathnen Land,
Leider o Gott. :,:

Sachsen, mein Königshaus,
Stell' deine Wachen aus,
Sei auf der Hut!
:,: Oestreich, das Bundesland,
Scheidend aus dem Verband,
Stark auch in seinem Leid,
Fordert noch Blut. :,:

Digitized by Google

Wer wollte rechten mit dem Ingrimm einer aufgeregten Poetenſeele, der wahllos in die Saiten reißt! Aber auch zu tröſten fühlen wir uns nicht aufgelegt, wo wir ſolchen Refrains begegnen, wie dem des letzten Verſes; den wahren Werth deſſen, was unſer Poet verherrlichen will, ſehen wir ungern in der Gefahr, der hergebrachten Tragödie alles hiſtoriſch Hervorragenden zu verfallen, deren Geſetz iſt, daß, was ewig im Geſang ſoll leben, im Leben untergehen muß. Denn in ſolcher Poeſie fortexiſtiren zu ſollen, iſt kein beneidenswerthes Loos, und wir haben das feſte Zutrauen zu dem Takt und dem Geſchmack derer, die ſich ſo beſungen hören, daß ihnen ſolche Herolde ihrer Thaten, wie Herr Lanzſch iſt, unwillkommen ſind.

Zum Schluſſe ſei noch eines poetiſchen Erguſſes gedacht, mit welchem wir einen wohlbekannten Namen im Gedächtniß unſerer Leſer auffriſchen. Denn öfter ſchon war uns gegönnt, des würdigen Scholarchen zu erwähnen, deſſen Muſe mit der Pünktlichkeit einer Sonnenfinſterniß jede Schickſalswendung Sachſens rhapſodiſch gloriſicirt. Leider liebt Herr Nobbe in ſolennen lateiniſchen Oden zu ſchwärmen und ſo die Facetien ſeines Genius der Maſſe zu entziehen. Er verzeihe, wenn wir, um dieſe Unbill gut zu machen, es verſuchen, ſein neueſtes Poem wenigſtens zum Theil in barbariſchem Deutſch wiederzugeben. Er ſingt u. a.:

— — uns hat geäfft des mächt'gen Oeſterreich
Geſtirn gleich einem Nebeldunſt. . . .
Die Preußen bleiben, und wir reichen ihnen jetzt
Als Freunde freundſchaftlich die Hand; . . .
Dies aber ſei des neuen Bundes erſter Zweck,
Die Ungerufnen los zu ſein.
Stark wollen wir in Zukunft unſer eignes Haus,
Sind fern ſie, frei vertheidigen;
Denn wir bedürfen nicht der fremden Schützerhand,
Selbſt ſchirmen wir das Königshaus!
Drum tauſendmal ſei Du willkommen heute uns
O König, hehr und unverſehrt;
Wer gleicht an Macht Dir unter allen Mächtigen
Da Du Dir ſelbſt gebieten kannſt?" — —*)

*) In usum delphini geben wir hier das lateiniſche Original obiger Strophen:

— — fefellit nos potentis Austriae
Fortuna ceu nubecula! . . .
Manent Borussi, dexterasque jungimus
Amici amicas in vicem . . .
Jam nos ea sub lege dexteras damus,
Ut non vocati mox eant
Nobisque nostras liberas linquant domos
Quas volumus defendere,

Digitized by Google

Mit dem Schlußwort, an das wir mit allen seinen Consequenzen zu glauben das ernsthafte Bedürfniß haben, stimmen wir gern überein, ja vielleicht hätte es dem Laureaten zum Verdienst gereicht, wenn er die edle Tugend der Selbstbeherrschung geptlogen hätte, als es ihm noch freistand, seine gelassenen Worte groß auszusprechen. Aber zu dem Vorausgehenden sei eine Anmerkung erlaubt. Das jetzt gestiftete Bundesverhältniß zwischen Sachsen und Preußen ist einer Ehelebe nicht unähnlich, welche lediglich auf Contract besteht. Naht die Poesie, um dem profanen Bund die höhere Weihe zu geben, so vergesse sie nicht, daß es sich in einem Hochzeitsgedichte bedenklich ausnimmt, von Scheidung zu reden. Würden solche Anspielungen landesüblich, so stehen wir nicht dafür, daß der gelehrte Dichter noch genöthigt wird, das Motiv „Manent Borussi" als Ritornell oder Kehrreim zu behandeln.

Ein diplomatisches Actenstück bei einem Wursthändler.

Wer länger in Rom gewesen ist und den Zweck seines Aufenthaltes nicht wie ein Engländer darin gesehen hat, sein Reisehandbuch an Ort und Stelle zu lesen, der wird sicher aus eigener Erfahrung wissen, was ein römischer Pizzicaruolo ist. Andern hält es schwer den richtigen Begriff zu geben. Unser Wursthändler ist viel einseitiger als dieser, der den Verkauf um Heller und Pfennige nicht zu gering achtet; schwerlich aber ist er so populär wie sein römischer Zunftgenosse, bei dem um Ave Maria alle Welt vorspricht, um sich den Bedarf für die Abendmahlzeit zu holen und dabei ein Stückchen zu plaudern; und auf keinen Fall ist er so witzig wie dieser. Wer, des Dialektes mächtig, diese köstlich schlagenden Dialoge mit den bunt wechselnden Gästen belauschen will, wird sich höchlich darüber vergnügen, welche bedenkliche Hinneigung zu aristophanischen Freiheiten dieser Volkswitz nimmt, der nicht müde wird, sich immer zu wiederholen und sich in immer neuen Variationen auszuprägen.

Ut indigentes nequiquam tutoribus
Caput tegentes regium.
O ter quaterque Te salutamus domi
Regem videntes integrum,
Regem potentem, quo nihil potentius
Qui temperare scis Tibi.

Digitized by Google

Beachtung verdient indeß auch die Maculatur einer Pizzicaruol, denn noch immer kommen in alter patriarchalischer Sorglosigkeit ihm Manuscripte aller Art zu Händen, die oft den Weg alles Fleisches entschieden nicht verdienen. So hat auf diesem Wege ein langjähriger gründlicher Kenner Roms, der preußische Major Kühlen, vor Jahren einige interessante Entdeckungen gemacht, welche Raphael betreffen; und derselbe hat neuerdings auf dem nämlichen Wege ein kleines diplomatisches Document erhalten, das einer Veröffentlichung wohl werth ist. Es ist das Concept eines Berichtes, welchen Monsignor Marghinotti-Sora dem Cardinal Antonelli über eine Audienz bei dem Großherzog von Toscana Leopold dem Zweiten giebt. Das Schriftstück, welches kein stilistisches Meisterstück ist, commentirt sich selbst; es folgt in möglichst treuer Uebersetzung, nur sind einige Perioden aufgelöst, die wir im Deutschen zu athmen nicht im Stande wären.

„Am 16. Mai des Jahres 1856 Abends 8¾ Uhr geruhten Se. königliche Hoheit der Großherzog von Toscana dem Monsignor C. Marghinotti-Sora eine besondere Audienz zu ertheilen. Gedachter Monsignor gab zuerst dem Gefühl seiner Ehrerbietung und seiner Freude über das Wohlbefinden Sr. königlichen Hoheit unterthänigen Ausdruck, und leitete dann das Gespräch über auf die lebhafte Opposition, welche die Liberalen und die Protestanten gegen die Regierungen der italienischen Staaten fortwährend anstrengen. Dieselben wiegelten das Volk auf durch trügerische Klagen über die angebliche harte Knechtschaft, in der es unter dem Druck absoluter Regierung und in den Fesseln von Staatsformen schmachtete, welche nicht nur in sich selbst den Bedürfnissen und Wünschen der Bevölkerung ungenügend seien, sondern durch den Zwang einer der Gewissensfreiheit grundsätzlich entgegenarbeitenden Religion unerträglich würden. Diese große wohlorganisirte Agitation, welche uns schon seit einer Reihe von Jahren heftig beunruhige, strebe nach nichts Geringerem, als die katholische Religion aus Italien zu verbannen und die absolute Monarchie zu vernichten, um dafür eine constitutionelle Regierung und als Nationalreligion die protestantische einzusetzen."

„Aus dem Gesagten ergaben sich ihm zwei Consequenzen: 1) daß eben unter diesen Umständen die katholischen Fürsten Italiens sich in inniges Einvernehmen zu einander setzen sollten. Und da er die Ehre hatte, zu einem so frommen und gottesfürchtigen Fürsten zu sprechen, so wagt er Se. königliche Hoheit zu bitten, sich ernstlich mit diesen Gedanken zu beschäftigen, sich enger an den heiligen Stuhl anzuschließen, und ein Concordat nach Muster des östreichischen in Ausführung zu bringen, damit den Liberalen und Protestanten die Hoffnung auf Erfolg ihrer hinterlistigen Pläne abgeschnitten würde."

„2) Zur Erreichung dieses Zweckes, und um zugleich einer andern hohen Pflicht zu genügen, möchte Se. königliche Hoheit die Gesellschaft der Jesuiten

Digitized by Google

berufen, daß sie in einem eigens einzurichtenden Centralcollegium alle begabteren Kleriker des toscanischen Episcopates in den theologischen und philosophischen Wissenschaften unterwiesen. Er fügte hinzu, daß dies die beiden hauptsächlichsten Punkte seien, über die er nun schon dreimal Sr. königlichen Hoheit in Toscana Vortrag gehalten habe, und die er jetzt in Rom Sr. königlichen Hoheit von neuem ans Herz lege, als an deren Erfüllung der Segen des Herrn für Se. königliche Hoheit und deren Staat geknüpft sei."

„Se. königliche Hoheit geruhten auf Nr. 1) zu erwiedern, daß Hochdieselben ein dankbarer und gehorsamer Sohn der katholischen Kirche, Freund und Anhänger des heiligen Stuhles seien; daß Hochdieselben im Begriff ständen, sich enger an den heiligen Stuhl anzuschließen, vornehmlich durch ein Concordat, welches indessen wohl durchdacht werden müsse, um die praktischen Schwierigkeiten zu vermeiden, welche das östreichische mit sich gebracht habe, welche übrigens schon vorher von Sachkundigen erkannt worden seien."

„Zu Nr. 2) bemerkte Se. königliche Hoheit, es scheine richtig und dienlich für diese Absicht, den Orden der Jesuiten für Errichtung eines Centralcollegiums zu öffentlichem Unterricht zu berufen; indessen sei dies Sache der Bischöfe, die darüber unter Seiner und Seiner Regierung Zustimmung zu beschließen hätten."

„Schließlich betonte Se. königliche Hoheit, mit diesem Bescheid keine Verhandlung der Angelegenheit in Rom beabsichtigen zu wollen."

„Darauf erwiederte der erwähnte Marghinotti, daß das Episcopat nach voraus eingeholter Erlaubniß Sr. königlichen Hoheit, deren sich Hochdieselben wohl erinnern werde, schon davon in Kenntniß gesetzt worden sei, und daß sich dasselbe, die Genehmigung der beiden Hauptbehörden vorausgesetzt, mit diesem Plane völlig einverstanden erklärt habe. Schließlich fragte er an, ob es Sr. königlichen Hoheit genehm erscheine, daß über die ganze Angelegenheit in Toscana mit reiflicher Ueberlegung weiter verhandelt würde. Se. königliche Hoheit antwortete bejahend, wiederholte indeß, daß es mit reiflicher Ueberlegung geschehen müsse, um allen Schwierigkeiten zu begegnen." —

„Die regierende Großherzogin fand er durchaus ungünstig gestimmt, namentlich in Rücksicht auf die Wiederberufung der Jesuiten; und es bestätigte sich, was er vorher gehört hatte, daß sie nach Neapel reiste, und daß diese Reise der guten Sache nicht günstig sei." — —

Hier bricht leider das interessante Document ab, das einen hübschen Einblick in die Bedrängniß und die Schlauheit der römischen Klerikalen gewährt. Wie anders ist es in diesen zehn Jahren geworden! Der gute Monsignor hatte richtig prophezeiht; aber hätten alle Jesuiten der Welt dem mächtigen Drang der Ereignisse Einhalt thun können, in welchem ein wiedererstandenes Volk seine Neugeburt zu einem würdigeren Dasein sucht? — Bd.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Im Verlage von F. W. Grunow in Leipzig erschien neu und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lied und Bild Deutscher Dichter und Künstler.

Lieder mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Bürger, G. Jäger, Merkel, Neureuther, Patzschke, Schlick, Thon. 4°. eleg. carton. Preis 24 Ngr.

Inhalt: Titelbild. Zur Einleitung. Christus und die Samariterin. Das versunkene Kloster. Am stillen Freitag. Die böse Farbe. Das Bild der Andacht In der Kirche. Das ist ein schlechtes Wetter. Der Friedhof im Gebirge. Barbarossa. Der Traum. Das Blatt im Buche.

Das Buch eignet sich besonders durch seine gediegenen Kunstblätter als schönes und billiges Weihnachtsgeschenk.

Bei **F. W. Grunow** in Leipzig erschien neu und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Der Brandstifter. Criminalnovelle von Alfr. Steffens. 1½ Thlr.

Der Stoff der Erzählung beruht in seinen Hauptmomenten auf einer wahren Begebenheit und ist Freunden gediegener Lectüre bestens zu empfehlen.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Leihbibliotheken vorräthig und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gundling, Julius, Fes und Tschako. Soldatengeschichten. 1 Thlr.
—— —— **Henriette Sontag.** Künstlerlebens Anfänge. 2 Bände. 2 Thlr.
—— —— **Satan Gold.** 1 Thlr.
—— —— **Advokat Schnobeles.** V.-A. 1²/₃ Thlr.
—— —— **Ein moderner Don Juan.** 2 Bände. 1¹/₃ Thlr.
—— —— **Pêle-mêle.** 3 Bände. 4 Thlr.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Leihbibliotheken vorräthig und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Louise Ernesti:
(Malvine von Humbracht)

Waldemar Bookhouse.
2 Bde. 2 Thlr.

Bilder und Skizzen.
2 Bde. 2 Thlr.

Die Tochter des Spielers.
3 Bde. 3 Thlr.

Unverhofft kommt oft.
1 Thlr.

Bei **F. W. Grunow** in **Leipzig** erschien neu und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Erlebnisse eines Arztes von Dr. E. D. Mund.

2 Abtheilungen à 2 Bände. Preis 4 Thlr.

Inhalt: Bestimmung des Berufes. Aus der Studienzeit. Beginn der Praxis. Die Prophezeihung. Der Geisteskranke. Ein Verschwender. Der geheimnißvolle Patient. Rasch tritt der Tod den Menschen an. Säuferwahnsinn. Folgen eines Receptes. Ahnungen. Noth lehrt Beten. Die Badekur. Arm und reich. Der Orgelbauer. Unter der Erde. Der Vormund. Die magnetische Kur. Im Petersburger Keller. Ein nicht Jedermann zu rathendes Verschönerungsmittel Die Novelle.

Die geraubte Schatulle von Dr. E. D. Mund. 2 Bde. 2½ Thlr.

Dem Lesepublikum wird der Erzähler, der sich durch tiefes Wissen, große Frömmigkeit und wohlwollend[illegible]
Menschenliebe auszeichnet, [illegible] theuer werden.

Im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Benedix, Rod., Bilder aus dem Schauspielerleben. 2 Bde. 1 Thlr.

Beta, H., Deutsche Früchte aus England. 2 Bde. 2½ Thlr. — Aus dem Herzen der Welt. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Busch, Moritz, Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenscheine. 2 Bde. 2½ Thlr.

Cosmar, A., Erziehung und Ehe. 3 Bände. 4 Thlr.

Ernesti, Louise, Waldemar Bookhouse. 2 Bde. 2 Thlr. — Bilder und Skizzen. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Tochter des Spielers. 3 Bde. 3 Thlr. — Unverhofft kommt oft. 1 Thlr.

Gayette, Jeane Marie von, Jacobäa von Holland. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Genast, Wilhelm, Das hohe Haus. 4 Bde. 4 Thlr.

Grabowski, Stanisl. Graf, Ein leidenschaftliches Herz. 2 Bde. 1⅔ Thlr.

Großmann, A., Wahn und Wahrheit. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Gundling, Julius, Henriette Sontag. 2 Bde. 2 Thlr. — Satan Gold. 1 Thlr. — — Advokat Schnobeles. 2 Bde. 1½ Thlr. — Fes und Tschako. 1 Thlr. — Ein moderner Don Juan. 2 Bde. 1½ Thlr. — Pêle-mêle. 3 Bde. 4 Thlr.

Hauser, M., Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. 2 Bde. 1⅔ Thlr.

Helene, Marie, Bilder aus dem Leben. 1⅓ Thlr.

Hemsen, Theodor, Die Czarentochter. 4 Bde. 4⅔ Thlr.

Herbert, Lucian, Louis Napoleon. 2. Volksauflage. 5 Bde. 4⅔ Thlr. — Napoleon III. 8 Bde. à 1⅓ Thlr. — Carlo Alberto und Louis Napoleon. 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — Victor Emanuel. 4 Bde. à 1⅓ Thlr. — Napoleon III. und sein Hof. 1⅓ Thlr. — Neue Anekdoten aus dem Leben Napoleon III. 1⅓ Thlr. — 1830. Juli-Revolution. 2 Bde. 2 Thlr. — 1831. Polens letzte Tage. 2 Bde. 2 Thlr. — Aus Frankreich. 1⅔ Thlr. — Zwischen Leben u. Sterben. 1⅓ Thlr. — Die todte Hand. 4 Bde. 5 Thlr. — Nikolaus u. Metternich. I. Abthlg. 2 Bde. 2⅔ Thlr. — König Leopold I. 1⅓ Thlr.

Kalsch, Ad., Vitibuck. 3 Bde. 3½ Thlr. — Unter dem Storchnest. 3 Bde. 4 Thlr.

Kessel, C. v., Schleswig-Holstein meerumschlungen. 22½ Ngr.

Meißner, Alfred, Neuer Adel. 3 Bde. 3½ Thlr. — Zur Ehre Gottes. 1½ Thlr. — Die Sansara. T. A. 4 Bde. 2½ Thlr. Desgl. Octav-Ausgabe. 4 Bde. 3⅓ Thlr. — Zwischen Fürst und Volk. Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried. 3 Bde. 3 Thlr. — Durch Sardinien. 15 Ngr. — Charaktermasken. 3 Bde. 4 Thlr. — Novellen. 2 Bde. 2 Thlr. — Am Stein. 15 Ngr.

Mende, Fritz, Politische Sünden. 1⅓ Thlr.

Mergentheim, J. v., Ein Freiheitskrieg in Böhmen (1681). 1⅓ Thlr.

Mühlbach, Louise, Erzherzog Johann und seine Zeit. 2. ill. Aufl. 4 Abth. à 3 Bde. 6 Thlr.

Mund, E. D., Erlebnisse eines Arztes. 2 Abthlgn. 4 Bde. 4 Thlr. — Die geraubte Schatulle. 2 Bde. 2½ Thlr.

Pichler, Louise, Bei Lampen- und Sternenschein. 2 Bde. 2½ Thlr. — Die Kaiserbraut. 2 Bde. 2 Thlr. — Unter dem Lindenbaum. 1½ Thlr. — Friedrich von Hohenstaufen, der Einäugige. 3 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Der letzte Hohenstaufe. 3 Bde. 3 Thlr. 6 Ngr. — Heinrich IV. Vermählung mit Bertha von Susa. 2 Bde. 24 Ngr. — Aus böser Zeit. 3 Bde. 1 Thlr. 18 Ngr. — Vergangene und vergessene Tage. 24 Ngr.

Schirmer, A., Lütt Hannes. 3 Bde. 3½ Thlr. — Aus aller Herren Ländern. 3 Bde. 4 Thlr.

Smetana, Aug., Geschichte eines Excommunicirten. 3. Volksausgabe. 24 Ngr.

Smidt, Heinr., Deutsche Schiffe und dänische Kaper. 2 Bde. 1½ Thlr.

Stein, P., Johannes Gutenberg. 3 Bde. 3 Thlr. — Novellistische Gemälde aus Stadt und Land. 2 Bde. 2 Thlr. — Handwerk und Industrie. 2 Bde. 2 Thlr. — Drei Christabende. 1 Thlr. — Der letzte Churfürst von Mainz. 3 Bde. 2 Thlr. — Das Haus der Hofräthin. 2 Bde. 1⅔ Thlr. — Aus dem schwäbischen Volksleben. 1 Thlr. — Die Braut im Kloster. 3 Bde. 2⅔ Thlr. — Albrecht von Brandenburg. 3 Bde. 3 Thlr. — Leopold's Irrfahrten. 2 Bde. 2⅔ Thlr. — Aus Andalusien. 2 Bde. 2½ Thlr.

Steffens, Alfr., Der Brandstifter. 1½ Thlr.

Stifft, A., Von Nord und Süd. 1½ Thlr.

Wartenburg, Karl, Neue Propheten. 2 Bde. 2 Thlr. — Die Väter der Stadt. 3 Bde. 2 Thlr. — An trüben Tagen. 2 Bde. 2½ Thlr. — Französisches Leben. 1⅔ Thlr. — Deutsche Opfer. 1½ Thlr.

Wickede, Jul. von, Preußische Husarengeschichten. 3 Bde. 2 Thlr. — **Die Soldaten Friedrich des Großen.** 4 Bde. 2 Thlr.

Wohlfahrt, Kirchenrath Dr., Der Student von Oxford. Pädagog. Roman. 1½ Thlr.

Digitized by Google

XXV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 48.

Ausgegeben am 23. November 1866.

Inhalt:

Herzog Adolph von Nassau . . . . . Seite 321
Mecklenburgische Finanzen 333
Der deutsche Krieg im Jahre 1866. 4. Der Feldzug des Königs . 337
Stüve und die Annexion 348
Das Ministerium Varnbüler und Professor Pauli in Tübingen . 351
Neue Kunstblätter 356
Jahresbericht der historischen Commission bei der Akademie der Wissenschaften in München 357

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Herzog Adolph von Nassau.

Ist der Vergleich gestattet, so hat am 4. November 1866 das Haus Nassau walramscher Linie seine „Adieux de Fontainebleau“ gefeiert. Herzog Adolph hat sich von dem Reste seiner Armee verabschiedet. Und seine Armee, obgleich nur sechstausend Mann, lag ihm mehr am Herzen als das ganze übrige Bereich seiner fürstlichen Machtvollkommenheit. In dem Staatshandbuch des Herzogthums Nassau, welches jedes Jahr herausgegeben wurde, handelt das erste Capitel von dem Hofstaate, das zweite von dem Militäretat; und letzteres Capitel begann mit den Worten: „Das Obercommando führen Seine Hoheit der Herzog Allerhöchstselbst.“ Auch von dem Truppencommando hieß es: „Wird, so lange ein Generalcommandant der herzoglichen Truppen nicht ernannt ist, von Seiner Hoheit dem Herzog Allerhöchstselbst geführt und geht sonach im Obercommando der Truppen auf. Obgleich hiernach der Herzog Adolph einen großen Theil der Last des Commandos auf sich genommen hatte, so existirten doch außer ihm ausweislich der officiellen Angaben des gedachten „Staatshandbuchs“ nicht weniger als neun Generale, nämlich 1) der Generallieutenant Prinz August von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, der nebenbei auch dirigirender Staatsminister war; 2) der Generallieutenant und Geheime Rath v. Hadeln, der mit dem Prädicat Excellenz begabt war und die Erziehung des Herzogs geleitet hatte; 3) der Generalmajor Hieronymus v. Ziemiecki, der vor zwölf Jahren als fremder — östreichischer oder sächsischer — Oberlieutenant a. D. in das Land gekommen und schnell bis an die Spitze des Militärcabinets avancirt war; 4) der Generalmajor Prinz Nikolaus von Nassau, Halbbruder des Herzogs, Präsident des Herrenhauses; 5) der Generalmajor Freiherr Anton v. Breidbach, früher Oberstallmeister des Herzogs, bekannt als geschickter Bienenzüchter; 6) Generalmajor Weiz; 7) Generallieutenant Hergenhahn; 8) Generalmajor Franz v. Holbach, Chef des Kriegsministeriums und persönlich bei dem Herzog sehr gern gesehen, weil er demselben die trüben Stunden der Herabstimmung, welche mit denen der Aufregung und Erhebung abzuwechseln pflegten,

Digitized by Google

durch Anekdoten und Burlesken zu verscheuchen verstand und endlich 9) Generalmajor Roth, der direct aus Spanien, wo er an der Spitze der Verpflegungscolonne einer Karlistenbande stand, hierher bezogen worden war, um in kürzester Frist vom Hauptmann zum Generalbrigadier aufzurücken, aber 1866 die Feldherrnkünste schuldig zu bleiben, die man sich von dem „ingenioso hidalgo" versprochen hatte.

Rechnet man nun den Herzog Adolph als zehnten hinzu, so kam auf je fünfhundert Mann Soldaten ein General. Gab die Kargheit der Landstände oder die Schranke, welche das (freilich auch oft genug verletzte) Finanzgesetz zog, keinen Raum für generalsmäßige Dotirung, so legte Herzog Adolph mit freigebiger Hand aus seiner Civilliste zu, was fehlte. Dasselbe Verfahren wurde eingehalten bei den oberen dem Herzog persönlich nahe stehenden Civildienern. Wo man damit nicht ausreichte, da griff man zur Stellencumulation. Der Chef der gesammten Forstverwaltung des Staats und der Gemeinden war auch Oberjägermeister des Herzogs. In ersterer Eigenschaft hatte er die Aufgabe, das von dem Staate, den Gemeinden und den Waldeigenthümern besoldete Forstpersonal zur gehörigen Führung der Verwaltung der Forsten anzuhalten und letzteren zu schützen vor den Nachtheilen, welche aus der übermäßigen Hegung des Wildstandes erwachsen. In seiner Eigenschaft als Hofoberjägermeister dagegen hatte er die Aufgabe, in dem fürstlichen Leibgehege, das sich beinahe über das ganze Land erstreckte, Wild aller Art auf Kosten der Wald- und Landwirthschaft zu hegen und zu pflegen, damit der nobeln Jagdpassion der Hofdiener Genüge geleistet werde, und bei den Jagden das Forstpersonal und die Waldschützen als „herzogliche Jägerei" zu verwenden, obgleich dieselben dadurch ihrem eigentlichen Beruf, für welchen sie die Steuerpflichtigen und die Waldeigenthümer bezahlten, entfremdet wurden. Es gehört keine Prophetengabe dazu, zu errathen, wer unterliegen mußte, wenn der Forstverwaltungschef und der Oberjägermeister, welche als zwei Seelen in dieser einen Brust wohnten, mit einander in Collision geriethen. Wenn aber die Bauern wegen Devastirung ihrer Aecker und Wiesen und die Gemeinden wegen schlechter Bewirthschaftung ihrer Waldungen und wegen Vernachlässigung des Waldschutzes durch die nur der Jagd nachgehenden Forstbediensteten lebhafte Beschwerden erhoben, welche auf dem Landtag ihr Echo fanden, dann versicherten die Hofdiener, das sei eine künstliche Agitation, hervorgerufen durch die Fortschrittsadvocaten; und das Hofblatt, welches redigirt wurde von einem durch den ausgedehntesten Gebrauch des fürstlichen Begnadigungsrechts gegenüber allen ihm wegen Ehrenkränkungen und Verleumdungen zuerkannten und noch in Aussicht stehenden gerichtlichen Bestrafungen hieb- und stichfest gemachten Literaten von eisernster Stirne, versicherte, nichts Besseres gebe es für die Landwirthschaft als einen gehörigen Wildstand, denn die Saaten sproßten viel üppiger, wenn sie das

Digitized by Google

Wild zuvor einmal bis auf den Stumpf abgefressen habe. Herzog Adolph glaubte seinem Leibliteraten, den ihm der k. k. Ministerialrath Max v. Gagern von Wien geschickt hatte, mehr als seinem Land und seinen Landständen — und dank der Fürsorge des Oberjägermeisters konnte man auf einer Treibjagd 700 Stück Wild erlegen in Gegenden, welche 7,000 Menschen per Quadratmeile durch Landwirthschaft ernähren mußten.

Gleiche Nachtheile wie die Aemtercumulation, namentlich die Vereinigung von widerstrebenden Hof- und Staatsämtern in einer Person, hatte die Cumulation von Staats- und von Civillistegehalten. Die verhältnißmäßig sehr hohe Civilliste — sie betrug per Kopf der Bevölkerung mehr als einen Gulden —, welche, obgleich der Herzog Adolph für seine Person, außer einer feinen Cigarre, fast kein Luxusbedürfniß hatte, stets in Finanznöthen war infolge der ungemessenen Ansprüche der „Getreuen"*), fühlte das Bedürfniß, auf die Staatskasse abzuwälzen; und so kam es, daß die Regierung immer höhere Gehalte und immer neue Stellen und Sinecuren bei dem Landtag verlangte, damit sie Leute, die der Civilliste zur Last fielen, mit ihrem Gehalt von deren Etat ganz oder theilweise auf denjenigen der Landessteuerkasse transferiren und statt Leute für Stellen, Stellen für Leute acquiriren könne. Die Landstände aber fingen endlich an, das Manöver zu durchschauen und setzten solchen Anforderungen den hartnäckigsten Widerstand entgegen; das machte natürlich sehr böses Blut und jede derartige Weigerung wurde von den Stellen- und Besoldungsjägern, welchen dadurch die schon im Sichern geglaubte Beute entging, dem Herzog Adolph als eine übermüthige Renitenz rebellirender Landstände dargestellt und von ihm als eine persönliche Beleidigung aufgenommen. Daß infolge dessen Dinge und Personen auf dem engen Raume eines Ländchens von achtzig Quadratmeilen hart widereinanderstießen, ist begreiflich. Nirgends sind so zahlreiche und so kleinliche Mißhandlungen aller derer vorgekommen, welche nicht mit der regierenden Hofdienerschaft in ein Horn bliesen und nicht als Treiber dienen wollten, um derselben fette Hasen in die Küche zu jagen.

Und doch hatte der Herzog Adolph von Haus aus ein gutes Herz und einen ritterlichen Charakter. Allein die regierende Hofdienerschaft wußte seines Herzens Güte, um sie für sich und nur für sich auszubeuten, dem Lande zu entfremden und dem Herzog einzureden, es sei „ritterlich", wenn man sich mit den unabänderlichen göttlichen Gesetzen des Fortschrittes der menschlichen Cultur in einen hartnäckigen und erbitterten Widerspruch setze und es stets bis zum Biegen oder Brechen treibe.

*) Allein der von Herrn v. Breidbach verwaltete Stall, der nie schöne Pferde aufzuweisen hatte und oft die Unterstützung der Post ansprechen mußte, kostete jährlich 120,000 Gulden, und das von Herrn v. Bose verwaltete Theater, obgleich klein und mittelmäßig, bezog an 100,000 Gulden directe und indirecte Subvention.

Digitized by Google

Wenn einzelne jener verhängnißvollen Männer und Frauen, denen Chatoulle, Küche und Keller ihres guten Herrn stets offen standen, ihm in hoffentlich nicht erheuchelter und nicht auf die Domanialeinkünfte abzielender Wehmuth nachweinen, so haben sie alle Ursache dazu. Der gutmüthige Herzog war nur für sie, und für sie nur allzusehr gutmüthig. Er hat nur für sie gelebt und gelitten. Er hat ihnen viel, er hat ihnen alles geopfert, — seines Landes Liebe und seine und der Seinigen fürstliche Existenz. Und wie wurde ihm gedankt? Täglich träufelte man ihm Gift in die Ohren, um ihn in einer fortwährenden nervösen Aufregung zu erhalten, welche auf die Dauer die körperliche und geistige Gesundheit untergraben mußte, aber den Zwecken seiner Umgebung förderlich war.

Wenn die Landwirthe, die Bergbautreibenden, die Weinproducenten, welche ihren Absatz nach Preußen haben, für Aufrechterhaltung des Zollvereins durch Anschluß an die von Preußen vorbereiteten Handelsverträge waren, weil dies die wirthschaftlichen Interessen des Landes unabweisbar forderten, dann wurde dem Herzog versichert, die materiellen Interessen seien nur Vorwand, man wolle ihn unter der Form von Handelsverträgen mediatisiren. Die ganze wirthschaftliche und freihändlerische Bewegung sei nichts als Hochverrath, sie sei das Werk eines einzelnen Mannes, dieser habe die productiven Classen, „die ja nicht studirt hätten“ und deshalb ihre eigenen Interessen selbst nicht verständen, „bethört“ und schleppe sie mit sich als „Wahlvieh“. So schrieb die Hofzeitung.

An den Landtagswahlen nahm der Herzog Adolph infolge der unausgesetzten Aufstachelungen seiner Umgebung, welche ihm fortwährend das Schaffot und ähnliche revolutionäre Blut-, Zerr- und Schreckbilder vorspiegelte, die mit dem gutmüthigen und beinahe etwas zu lebelustig-leichtfertigen Charakter der Bevölkerung dieses Ländchens in einem wahrhaft lächerlichen Contrast standen, den erregtesten persönlichen Antheil. Er reiste zu Wahlzwecken auf dem Westerwald herum, tafelte dort mit einigen Localbeamten, die lakaienhaft ihre rechtswidrigen Einflüsse und Dienste für die Wahlen anboten, in einer Dorfkneipe, und stieß mit ihnen auf den gemeinsamen Sieg an, der sich leider in eine Niederlage verwandelte, die in Königsgrätz ihres Gleichen sucht. Der Herzog war, als die Wahlen stattfanden, in dem Landstädtchen Montabaur auf der Auerhahnjagd. Es wurde ein Liberaler gewählt. Kaum hatte Se. Hoheit dies erfahren, als er befahl anzuspannen und mit höchsteinem ganzen Gefolge in großer Eile nach Limburg an der Lahn fuhr; denn in dieser strengkatholischen Stadt, dem Sitze des Bischofs, konnte doch unmöglich liberal gewählt worden sein; es lag daher in der höchsten Intention, dort wenigstens zu Mittag zu speisen. Allein, kaum dort angekommen, erfuhr man, daß auch hier die Klerikalen unterlegen seien; und so ging es denn, ohne Mittagsessen und ohne

Digitized by Google

Aufenthalt, ohne Rast und Ruh, nach der Residenz Bibrich, wo indessen die Wahl leider nicht minder liberal ausgefallen war.

Wenn Herzog Adolph sich zum rückhaltlosen Anschluß an die einheitlich-nationale Gestaltung der Dinge in Deutschland jemals entschließen und einen unbefangenen Rückblick auf die traurige Vergangenheit gewinnen könnte, in welcher er, von bösen Hetzern aufgestachelt, als ἑαυτὸν τιμωρούμενος sein Land und noch mehr sich selbst plagte, er würde sich als deutscher Lord erster Classe, als hochgeehrtes Mitglied eines deutschen Oberhauses ohne Zweifel freuen, jenem wahrhaft unerträglichen Zustande entronnen zu sein und mit dem Psalmisten intoniren: „Sei gepriesen, der du mich erlöset hast aus den Schlingen der Jäger."

Gute Psychologen waren allerdings die Leiter der letzten nassauischen Politik. Die von Haus aus arglose Seele des Herzogs lag vor ihnen ausgebreitet wie eine Generalstabskarte. Sie wußten die Päße zu schließen und die Höhen zu überwachen. Der verstorbene Herzog Wilhelm war ein geistreicher Mann, allein zwei Ursachen hatten ihn in eine sehr unglückliche Richtung gedrängt. Einmal der verhängnißvolle Domänenstreit, in welchem er mit seinem Lande lag, und der, wie der Hydra statt des abgeschlagenen stets wieder ein neuer Kopf wächst, wenn man ihn zum fünften und sechsten Male für immer todtgeschlagen glaubte, sich zum sieben und achten Male wieder erneuerte, — der selbst jetzt, nachdem die Dynastie aufgehört hat zu regieren, seine finsteren alten Schatten in die helle neue Zeit hinüberwirft. Und dann die Erinnerung an den General York, der 1813 bei der Besetzung Wiesbadens die nassauischen Wachen entfernte und dem Offizier, der sich auf einen Befehl des Herzogs berief, griesgrämig antwortete: „Herzog? — Rheinbundsfürst! — giebts nicht mehr!" Diese Furcht und jener Groll ließen den Herzog Wilhelm in dem Fürsten Metternich und seinem Pseudoconservatismus den Ausbund aller Weisheit und die alleinige Garantie der Zukunft erblicken. Er ließ daher seinen Sohn Adolph in Wien nach damaliger von den Patres ex S. J. approbirter wiener Unterrichtsmethode erziehen. Die mächtigen Eindrücke, welche die geräuschvolle Kaiserstadt und ihr glänzender Hof auf seine weiche Seele und seinen receptiven Geist machten, waren maßgebend für sein ganzes Leben, auch in den Dingen, worin er selbst einer ganz andern Richtung anzugehören glaubte. So z. B. versicherte er stets, er sei ein glaubensstarker und eifriger Protestant; und es liegt nicht der geringste Grund vor, an der Aufrichtigkeit dieser Versicherung zu zweifeln. Gleichwohl hat kein protestantischer Fürst in einem deutschen Lande die protestantische Kirche mehr beschädigt als er, indem er sie in dem Zustande der Abhängigkeit, Rechtslosigkeit und Unfreiheit erhielt während er dem katholischen Klerus weitgehende Privilegien einräumte, u. a. das Recht der Beaufsichtigung der Staats- und Communalschulen, die Befugniß, Klöster und sonstige geistliche

Digitized by Google

Corporationen zu gründen sowie Erbschaften und Grundeigenthum für die todte Hand zu erwerben, Schulen und Besserungsanstalten ohne Staatsaufsicht zu stiften und zu leiten u. s. w. Das Verlangen der Protestanten nach einer repräsentativen Verfassung wies der Landesherr, welcher die an ihn entsandte Deputation — die dampfende Cigarre im Mund und von einigen Jagdhunden umgeben — empfing, unter schärfster Betonung seiner Rechte als summus episcopus ab.

Niemals hat ein Fürst so sehr die Ueberzeugung gehabt, daß er selbst, daß er allein, und daß er alles regiere; und schwerlich ist einer in einem höheren Grade und in einem weiteren Umfange von seiner nächsten Umgebung abhängig gewesen. Herzog Adolph kümmerte sich um alle Personalia bis auf die Anstellung jedes Polizeidieners und Weichenstellers an der Staatsbahn. Selbst auf den unwirthlichen Höfen des Westerwaldes durfte ein Wegknecht, welcher im Winter die Landstraßen durch Schneeschöpfen passirbar zu halten hatte, nicht ohne allerhöchste Sanction des Landesherrn angestellt werden. Insofern konnte der Herzog allerdings sagen: „L'état c'est moi!"

Um das, was die Landstände sprachen, kümmerte er sich wenig, und von allen den Wünschen und Anträgen, welche sie stellten, geschah während der letzten Jahre nichts, zuweilen auch das Gegentheil. Pflichteifrige Chefs und Mitglieder der Centralstellen waren der Gegenstand des Gespöttes der Hofbediensteten. Um mit jenen pflichttreuen Staatsbeamten, jenen sogenannten „Pedanten des Rechts und der Ordnung" oder „schweinsledernen Corpus Juris" möglichst wenig in Berührung zu kommen, hatte man gleich einem Puffer, dem Sicherheitspolster, welches den Zusammenstoß der Eisenbahnwaggons mildert — einen alten Cavalier zwischen den Hof und den Staatsdienst geschoben. Der mehr als siebenzigjährige hessen-darmstädtische Cavaleriegeneral Prinz August von Wittgenstein war zum alleinigen dirigirenden Staatsminister gemacht und dadurch die bisherigen Departementsvorstände zu einfachen Schreibstubenchefs heruntergedrückt. Der genannte Cavaleriegeneral dirigirte nicht nur die Militaria, sondern auch die Justiz, die geistlichen, landwirthschaftlichen und Medicinalangelegenheiten, das Innere, den Handel, die Industrie, die Finanzen — kurz alles. Es darf indeß nicht unbemerkt bleiben, daß dieser Chef der Gesammtverwaltung Nassaus auch längere Zeit in einer diplomatischen Mission an dem russischen Hofe verweilte und auch unter dem Erzherzog-Reichsverweser in Gemeinschaft mit dem preußischen Appellationsgerichtsrath Grävell und dem türkischen Pascha Jochmus Reichsminister gewesen ist. Seine Laufbahn schloß er als nassauischer Gesandter an dem Rumpfbundestag zu Augsburg in den „drei Mohren", also daß er der letzte Minister des Reichs, der letzte Minister des Herzogthums und der letzte Gesandte des Bundes in einer Person war.

Uebrigens stand der Prinz auf einer etwas höheren Stufe als die Durch-

Digitized by Google

schnittsaristokratie im Kleinfürstendienst. Er war ein alter Cavalier aus der Zeit von 1789, im guten wie im bösen Sinne des Wortes. Was ihm an Geschäftskenntniß fehlte, das wußte er durch kluges Ausweichen, angenehme Gesellschaftsformen, geistreiche Worte, oder auch durch Frivolität zu ersetzen. Man erzählt von ihm einen „Reichswitz" und einen „Herzogthumswitz", welche beide, wenn sie nicht buchstäblich wahr wären (was sie sind), den Anspruch hätten, für gute Erfindungen zu gelten, so charakteristisch sind sie für ihren Mann.

Hier der Reichswitz: In den letzten Tagen des frankfurter Parlaments wurde Prinz Wittgenstein, damals Reichsminister, von der Opposition mit Interpellationen bombardirt. Er bestieg die Rednerbühne, um sie zu beantworten. Er sprach etwas leise. „Laut!" — „laut!" — „lauter!", schrie es auf der Linken. Der Prinz wußte sich zu fassen: „Dieser Raum, die Paulskirche," sagte er, „hat eine eigenthümliche Akustik; rücken Sie, meine Herren auf der Linken, nur herüber nach dieser Seite" — und dabei deutete er mit seinen langen Armen und seinen kolossalen Händen nach der Rechten — „dann werden Sie mich gleich besser verstehen!"

Mit dem „Herzogthumswitz" verhält es sich so: Ein ausländischer (ich glaube französischer) Diplomat war bei dem Prinzminister zu Tisch. Er machte ihm einige Schmeicheleien darüber, daß der Prinz sich aus seiner militärisch-diplomatischen Laufbahn so leicht in die administrative Carrière hinübergefunden, sich in die ihm völlig fremden Verhältnisse dieses kleinen Landes so schnell einstudirt habe und es so musterhaft regiere. „Oh, das ist nicht schwer," antwortete der Prinz mit einem vollendeten Satyrgesicht, „es sind nur zwei Maximen, mit welchen ich vollständig auslange!" Darf ich sie erfahren? fragte der Diplomat. „Warum nicht," erwiderte der Prinz, „die erste Maxime ist: Als ich in dieses Herzogthum kam, war die Todesstrafe abgeschafft, und ich werde sie nicht wieder einführen. Die zweite Maxime ist: Als ich in dieses Herzogthum kam, waren die Spielbanken (in den Bädern) bereits eingeführt, und ich werde sie nicht wieder abschaffen — voilà tout!" So übersetzte er Oxenstjernas „Tantilla sapientia regitur mundus."

Zur Ehre des Prinzen muß noch erwähnt werden, daß er sich um die innere Verwaltung während der letzten vier Jahre gar nicht mehr kümmerte, so daß die unerhörten Praktiken, welche damals Herr Werren verübte, ihm nicht zur Last fallen. Nur der Vorwurf trifft ihn, daß er alles das geschehn ließ, ohne den Herzog, welcher in „Höchstseinen Werren" förmlich vernarrt war, über die Folgen aufzuklären. Indeß mag ihm sein hohes Alter zu einiger Entschuldigung gereichen.

Weniger aus blinder Vorliebe für Oestreich, dessen Schwächen er genau kannte, und dessen Sieg er mindestens für zweifelhaft hielt, als vielmehr aus

Digitized by Google

entschiedener Idiosynkrasie gegen Preußen förderte er die östreichischen Neigungen des Herzogs, welche mit dessen Vorliebe für militärische und quasi-militärische Beschäftigungen Hand in Hand gingen und darin gipfelten, daß Hoheit Höchstselbst mit dem Schneidermaße der Köpfe seines Offiziercorps versehen nach Wien reiste und dort östreichische Käppis für dasselbe machen ließ. Man nannte diesen Tag den der militärischen „Kappenfahrt". Die Kappenfahrt pflegt nämlich in Mainz, Köln u. s. w. einen integrirenden Bestandtheil der Carnevalsbelustigungen zu bilden.

Herzog Adolph hatte Oestreich zu Liebe 1850 seinen Austritt aus der erfurter Union bewerkstelligt und 1851 an die Stelle seines preußenfreundlichen Ministers Wintzingerode sein preußenfeindliches Factotum gesetzt. Während des orientalischen Krieges hatte er Oestreich zu Liebe mobil gemacht und kurz darauf hatte ihm der Kaiser von Oestreich seinen Prinzen aus der Taufe gehoben, der die in protestantischen Dynastien nicht grade üblichen Vornamen Franz Joseph führt. Im Jahre 1859 war der Herzog Adolph Oestreich zu Liebe einer der Kriegslustigsten gegen das mächtige Frankreich, das so nahe an seiner Grenze liegt. Seine Regierung zuerst von allen deutschen Staaten verbot damals die Ausfuhr von Pferden. Dies erregte viel Heiterkeit in Paris. „Le duc de Nassau a defendu l'export de son cheval!" spöttelte der Charivari.

Ob damals ohne den Friedensschluß von Villafranca das nichtpreußische Deutschland Oestreich wirklich vasallitische Heeresfolge geleistet haben würde, ist ungewiß; gewiß aber ist, daß Herzog Adolph dies auf das sehnlichste wünschte und sich davon die merkwürdigsten Erfolge versprach. Man phantasirte von siegreichem Einrücken der Bundestruppen in Paris, Erwerbung großer Privatreichthümer durch die Frankreich aufzuerlegenden Kriegscontributionen, Entthronung der napoleonischen Dynastie, Ersetzung derselben durch die alten Bourbons, legitimistische Restauration der staatsrechtlichen Zustände Europas nach der Schablone Stahl oder Haller, Rückbildung der Bundesverfassung im Sinne des Mittelalters, Abschaffung aller Repräsentativverfassungen in Deutschland und Wiederherstellung aller Feudallasten; vor allem aber von einem generellen Hofjagdservitut über das ganze Land, welches dem Herzog sehr am Herzen lag und ihm noch mehr daran gelegt wurde durch seine Jagdfreunde und seine Jagdbedienstete, welche letztere den klingenden Vortheil davon hatten, während für den Herrn das bischen noble Passion mit enormen Ausgaben verbunden war, namentlich durch die von seinem Oberstallmeister v. Breidbach so warm befürworteten Parforcejagden von Lippspringe.

Im Jahre 1859 war es zwar nicht zum Kriege gekommen, wohl aber zur Kriegsbereitschaft. Auf Antrag des Abgeordneten Domherrn Rau hatte die Ständeversammlung das ordentliche Militärbudget ohne Discussion en bloc votirt. Außerdem hatte sie außerordentliche Mittel im reichsten Maße verwilligt.

Digitized by Google

Feldmäßige Solderhöhungen und Zulagen, entrées joieuses en campagne, und wie alle jene Ergötzlichkeiten des Krieges heißen, waren für die Truppen eingetreten. Eine Menge Ernennungen und Avancements fanden statt. Die Offiziere hatten große Summen Geldes erhalten, um sich Pferde anzuschaffen. Es war ein lustiges militärisches Treiben, wie in Wallensteins Lager. Man lag wie in Böhmen, pflegte den Bauch und ließ sich nichts grämen, man schmeckte alle Annehmlichkeiten des Krieges, ohne dessen Bitternisse. „Opes et honores," Geld und Ehren, — was wollte man mehr?

Auch 1848 und 1849 hatten die nassauischen Truppen, theilweise unter persönlicher Anführung ihres Herzogs, militärische Promenaden in Schleswig-Holstein gemacht. Die Infanterie war nirgends ins Feuer gekommen. Eine Batterie hatte einige glückliche Schüsse auf „Christian den Ottenden" abgefeuert. Man war auf diesen Erfolg so stolz, daß der klerikale Abgeordnete Dr. Großmann damals in der Ständeversammlung mit Emphase und Salbung von „unserer berühmten und sieggewohnten Artillerie" sprach.

Als das Wort „Krieg" im Frühjahr 1866 zum ersten Mal ernsthaft ausgesprochen wurde, weckte es zunächst die Erinnerung an den sehr leichten Kaufs errungenen Lorbeer von 1849 und an das unblutige Säbelgerassel von 1859. Diese Erinnerungen waren nicht unangenehm. Man wußte einfach nicht, was Krieg war. Daß man dabei auch ungünstige Chancen laufen könne, daran dachte man überhaupt gar nicht. „Denn," sagte selbst nach Königsgrätz das einsichtsvollste Mitglied der herzoglichen Familie, „eher hätten wir an des Himmels Einsturz als an eine Niederlage Oestreichs geglaubt." Der ganze Hof war für Oestreich, die Herzogin an der Spitze. Letztere ist eine geborene Prinzessin von Dessau, ihre Mutter geborene Prinzeß von Hessen-Rumpenheim. Sie ist auf dem Schlößchen Rumpenheim am Main erzogen. In ihrer politischen Weltanschauung stimmt sie mit dem Chef ihres mütterlichen Hauses, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, überein. Bekanntlich ist der Kurfürst von Hessen durch einen ausgedehnten Gütercomplex in Böhmen an Oestreich gefesselt. Dasselbe ist bei dem Herzog Adolph der Fall. Er besitzt das Gut Liblin in Böhmen und ist der Hauptinteressent des deutsch-ungarischen Bergwerksvereins, der von dem Engländer Moriarty dirigirt wird, aber bis jetzt nichts als Zubußen gefördert hat. Die Herzogin Adelheid von Nassau also und ihre Freundin und Oberhofmeisterin, die funfzigjährige Comtesse Bella Felicitas v. Ingelheim, ledige Schwester des östreichischen Gesandten v. Ingelheim, welcher dem König Georg von Hannover zur Schlacht bei Langensalza rieth, übten großen Einfluß auf den Herzog Adolph und verwertheten ihn zu Gunsten Oestreichs.

Schon Mitte März erklärte der Herzog sich auf eine Anfrage Oestreichs bereit, wenn es zu einem Kriege komme, an seiner Seite zu stehen. Ein Zweifel über die einzunehmende Stellung hat niemals obgewaltet. Die Hof-

Digitized by Google

dienerschaft machte gar kein Hehl daraus, daß im Falle des als ausgemachte Sache betrachteten Sieges Nassau sich auf dem rechten Rheinufer abwärts bis nach Deutz ausdehnen werde, während das linke Rheinufer mit Einschluß von Köln dem Großherzog von Hessen-Darmstadt bestimmt sei. Die Soldaten — von Natur gutes Material, aber mangelhaft in Schule und Zucht — hatte man in einen eigenthümlichen Fanatismus zu versetzen gewußt. Ihr Hauptzorn war nicht gegen die Preußen, sondern gegen den „Fortschritt" gerichtet, zu dem unglücklicherweise ziemlich die ganze intelligente und besitzende Classe zählt. Zu dieser gehörten nun grade die weiland nassauischen Soldaten nicht. Denn das System der Stellvertretung herrschte im ausgedehntesten Maße. Für ein paar hundert Gulden konnte man sich freikaufen, und jedermann, der so viel aufzubringen wußte, machte Gebrauch davon. Dazu kam, daß eine Regierungsordonnanz den Soldaten während ihrer ganzen sechs- bis siebenjährigen Dienstzeit das Recht der Heirath und der bürgerlichen, bäuerlichen oder gewerblichen Niederlassung absprach, wodurch dieselben zu einer Art von Paria erniedrigt wurden, die sich gegenüber ihren besser situirten Mitbürgern leicht in einen gewissen Grad von Haß und Wuth hineinhetzen ließ. Die Offiziere haben, mit rühmlichen Ausnahmen, die Anschauung der Soldaten nicht nur getheilt, sondern noch gepflegt. Exempla sunt odiosa.

Die aus den Staats- und aus den Gemeindekassen bezahlten Waldwirthschafts- und Waldschutzbeamten behandelte der Herzog Adolph wie seine Bedienten. Er nannte sie „Höchstmeine Jägerei". Seine Offiziere dagegen behandelte er wie Mitglieder seiner Familie. Auf sie und seine Hofdiener concentrirte er die ganze Wärme seines Herzens, die er dem Lande und seinen Unterthanen leider schon lange entzogen hatte. Man sah so recht, wie der von Natur gut angelegte, aber übel berathene Charakter das Bedürfniß fühlte, zu lieben und geliebt zu werden. Da man aber ihn seinem Lande und sein Land ihm entfremdet hatte, so mußte er die Befriedigung seines Wohlwollens an einem dritten Orte suchen. Und das that er.

Ohne Unterlaß sann Herzog Adolph auf Verbesserungen in der Equipirung seiner Offiziere. Die Uniformen wechselten fortwährend. Der Helm verdrängte den Czako, das nassauische Käppi verdrängte den preußischen Helm und das östreichische Käppi verdrängte das nassauische Käppi. Des Herzogs eigenste Schöpfung war seine Garde: ein Bataillon Jäger, Friedensstärke etwa dreihundert Mann, für welche er in seiner Sommerresidenz Bibrich, innerhalb des Schußbereichs der Festung Mainz, eine prachtvolle und kolossale Kaserne erbaute. Die Kosten dieser Jägerkaserne verschlangen ein Viertel sämmtlicher directer Steuern eines Jahres. Der Herzog erfand für die Jäger eine originelle Uniform, ebenso unzweckmäßig im Kriege als kleidsam im Frieden. Seine Offiziere der Leibtruppe gefielen ihm so gut, daß ein jeglicher derselben von vorn und

Digitized by Google

von hinten abgezeichnet, durch Lithographie vervielfältigt und colorirt wurde; der Avers und Revers wurde auf Pappdeckel zusammengeklebt, ausgeschnitten und aufrecht auf ein Stehklötzchen geleimt. Das auf diesem Wege nachgebildete Offiziercorps mit Porträtähnlichkeit, nebst ditto Soldaten, diente den herzoglichen Prinzen als Spielzeug. Auch der Papa hatte seine Freude daran.

Als der Feldzug von 1866 bereits entschieden und die Entsetzung der Dynastie Nassau ausgesprochen war, sammelte der Herzog die Photographien seiner sämmtlichen Offiziere in dem Lager bei Günzburg an der Donau in Bayern und ließ sie in ein Album binden, das die Devise trägt: „Getreu bis in den Tod!" Die Mehrzahl dieser Albumsoffiziere hat gegenwärtig die Ehre, in der Armee Seiner Majestät des Königs von Preußen zu dienen.

Sämmtliche Offiziere, auch die bürgerlichen Offiziere der untersten Chargen, glänzten auf den Hofbällen. Wer am meisten in großdeutscher (d. h. preußenfeindlicher) und conservativer (d. h. klerikaler) Gesinnung machte, hatte sich der höchsten Gunst zu erfreuen, auch auf den Hofbällen. Die preußischen Offiziere der Garnisonen in Mainz und Frankfurt leisteten den Einladungen zu den Hofbällen nicht mehr Folge. Sie waren indignirt über die raffinirten Zurücksetzungen, welche ihnen im Vergleich zu den mit einander fraternisirenden östreichischen und nassauischen Offizieren zu Theil wurden.

Auf einem solchen Hofballe des Herzogs gerieth ein in höchster Gunst stehender Hauptmann Namens Vogler, ein Mann von vierzig Jahren, in Streit mit einem zwanzigjährigen Lieutenant, den er in Gegenwart von Damen brüskirte. Es kam zum Duell, ohne daß der Handel, wie dies Vorschrift, zuvor dem Ehrenrathe zum Zwecke der Beilegung unterbreitet worden war. Der Hauptmann — ein renommirter Pistolenschütze — erschoß das arme junge Blut. Der letztere war ein sehr braver und tüchtiger junger Mann; er gehörte einer der angesehensten Adelsfamilien des Landes an. Sein Großvater war dreißig Jahre lang allmächtiger Minister gewesen und hatte in der Zeit von 1806 bis 1816 das Herzogthum formen und zusammenflicken helfen. Das Kriegsgericht verurtheilte den Hauptmann Vogler zu drei Jahren Festung. Kaum hatte er einige Wochen auf derselben zugebracht, so wurde er von dem Herzog Adolph begnadigt und in seine Hauptmannswürde wieder eingesetzt. Vogler gehörte zu den Heißspornen der Reaction und hatte gegen eine Reihe preußischer Zeitungen Preßprocesse geführt. Letzterer Feldzug war zwar nicht sehr glücklich ausgefallen, allein er zeugte doch von gutem Willen, von Ergebenheit und Tapferkeit.

Derselbe Hauptmann gab Veranlassung zu einem anderen für die Winkelstaaterei und Krähwinkelei höchst charakteristischen Conflict, der viel von sich reden machte. Bei Gelegenheit der Berathung des Militärbudgets hatte ein Abgeordneter eine Parallele zwischen Ausbildung und Leistungen der nassauischen

Digitized by Google

Truppen von ehedem und von jetzt gezogen und dabei die Worte gebraucht: „Ich stelle die Lorbeeren von Waterloo über die von Oberlahnstein.“ An der Schlacht bei Waterloo hatte bekanntlich das nassauische Contingent einen nicht unrühmlichen Antheil genommen. Mit den Lorbeeren von Oberlahnstein verhält es sich dagegen so: Am 23. Juli 1865 hatten sich einige Trümmer des preußischen Abgeordnetenfestes, das bekanntlich in Köln unterdrückt wurde, nach Oberlahnstein zurückgezogen, um dort unbehelligt einige Stunden in zwangloser Unterhaltung zubringen zu können. Dies wurde nach Wiesbaden gemeldet. Der Herzog befiehlt sofortiges militärisches Einschreiten gegen die preußischen Abgeordneten, besonders deshalb, weil er mit Recht vermuthete, es hätten sich einige liberale Mitglieder der nassauischen Ständeversammlung jenen angeschlossen. Der Herzog betrieb in Höchsteigner Person mit großem Eifer die Vollstreckung des Befehls. Aus der Garnison von Wiesbaden wurden die Unteroffiziere und Soldaten, welche man für besonders „treu“ hielt, einzeln ausgesucht, im Ganzen etwa zweihundert Mann. An ihre Spitze stellte man den genannten Hauptmann Vogler und gab ihm als Civilcommissär einen Polizeiassessor bei, welcher sich bei den Wahlen als brauchbares Werkzeug Werrens empfohlen hatte.

Diese Executionsmannschaft, welche durch einen Extrazug von Wiesbaden nach Lahnstein befördert wurde, kam indeß trotz alles persönlichen Drängens und Treibens des Herzogs zu spät. Die Locomotive mußte leider zuvor geheizt werden; und überdies konnte doch auch ein militärischer Extrazug nicht riskiren, die gewöhnlichen regelmäßigen bürgerlichen Züge in Grund zu bohren, ohne sich und sein Militär der äußersten Gefahr zu exponiren. Der Herzog war über diese Verzögerung wüthend. Aber es half nichts. Die Gesetze der Mechanik sind stärker als die Befehle eines Fürsten. Als die Expedition endlich gegen Abend nach Oberlahnstein kam, waren die Abgeordneten bereits fort. Der Hauptmann Vogler ließ die Truppen scharf laden und hielt ihnen eine napoleonische Ansprache. Die Soldaten waren auch wüthend. Man hatte ihnen gesagt, die Preußen seien in Lahnstein eingefallen, um dem Herzog sein Land wegzunehmen. Nun saßen in Lahnstein, einem sehr besuchten Vergnügungsorte, noch Fremde in den Wirthsgärten. Dem Commissär wollte es bedünken, als habe dieses Publikum „eine provokante Haltung“; er erklärte dasselbe für aufgelöst, und da das betreffende Local nicht sofort geräumt wurde, so sprach der Assessor zum Commandanten der Executionsarmee: „Ich hab' das Meinige gethan, thun Sie das Ihrige, Herr Hauptmann.“ Ein mainzer Bürger erhielt einen Bajonnetstich ins Gesicht; ein Kaufmann aus Langenberg und dessen in London etablirter Sohn wurden durch Kolbenstöße von den Gartenstühlen heruntergeworfen. Der letztere wurde außerdem durch einen Kolbenschlag auf den Kopf verwundet, so daß ihm das Blut über das Gesicht strömte. Auch diese waren wüthend, und schließlich müssen es sogar Flaschen und Gläser eben-

Digitized by Google

falls gewesen sein — wenn sie nicht etwa auch provokatorische Haltung gezeigt haben — sonst wären sie von den Soldaten nicht mit solcher Entschlossenheit zertrümmert worden. Vier Fremde wurden verhaftet und in ein schlechtes Gefängniß geworfen, aus dem man sie jedoch nach einigen Tagen wieder entlassen mußte, weil man nicht im Stande war, irgendeine Anklage gegen sie zu begründen. Die siegreiche Armada kehrte um Mitternacht nach Wiesbaden zurück und ihre Tambours trommelten bei dem Einmarsch so fürchterlich, daß die Kranken und Kurfremden erschreckt aus den Betten sprangen und fragten, was los sei? ....

Ein Jahr später trommelte es wieder in Wiesbaden. Aber zwischen dem dumpfen Tone der Trommeln schallte mit scharfem, spitzem, neckischem Klang eine lustige Melodie hindurch. Das waren die preußischen Pfeifen: Finis Nassoviae! ....

Mecklenburgische Finanzen.

Die Finanzverhältnisse des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin. Von Moritz Wiggers. Berlin, Verlag von F. Duncker. 1866. (VIII. und 232 S. gr. 8.)

Wer sich an concreten Verhältnissen das Wesen des alten mecklenburgischen Feudalstaats zur Anschauung bringen will, dem können wir nur empfehlen, sich mit dem Inhalt des oben genannten Werkes bekannt zu machen, welches die finanziellen Einrichtungen und Zustände des Landes in Verbindung mit den bedingenden Momenten der feudalen Verfassung und des feudalen Wirthschaftssystems darstellt. Was hier vorgeführt wird, erscheint wie ein Bild aus längst vergangener Zeit und wie ein Hilfsmittel für historische Studien, und doch hat es sich vor der lebendigen Gegenwart noch nicht zurückgezogen und die Verfechter des Feudalismus sind weit entfernt, es unter die Todten zu werfen. Sie legen vielmehr Werth darauf, daß es den Anforderungen der modernen Welt nicht entspricht und betreiben nichts eifriger, als es gegen alle Anfechtungen in Schutz zu nehmen und es in unveränderter Gestalt für die Nachwelt aufzubewahren.

Es erklärt sich aus der großen Verschiedenheit des feudalen Staatswesens und des modernen Staats, wenn sogar in Mecklenburg selbst eine sehr weit verbreitete Unkenntniß der hier dargestellten Verhältnisse angetroffen wird und wenn man auf letztere glaubt Anschauungen zur Anwendung bringen zu können,

Digitized by Google

welche nur im modernen Staatsleben ihre Stelle finden. Man redet häufig von einem Staatsbudget, von einer Staatskasse, von Staatstelegraphen, von einer Staatseisenbahn, von einer Civilliste des Großherzogs u. s. w., und doch existiren alle diese Begriffe für Mecklenburg nicht. Denn was anderswo als Staat, als Einheit vorhanden ist, das liegt hier noch in seinen Bestandtheilen starr gesondert. Ein Staatsbudget giebt es hier nur in drei für sich bestehenden Etats: einem landesherrlichen, einem gemeinsamen landesherrlich-ständischen, und einem rein ständischen. Post, Telegraphen, Eisenbahn sind nicht Staatseinrichtungen, sondern landesherrliche Unternehmungen. Eine großherzogliche Civilliste, eine abgesonderte Einnahme zur Bestreitung der Kosten des großherzoglichen Haus- und Hofhalts, giebt es nicht, sondern was anderswo den Namen einer Civilliste führt, steht hier mit den Einnahmen für die gesammte Verwaltung des Landes in ununterschiedener Gemeinschaft.

Der Landesherr verfügt über die Einnahmen aus den Domänen, Regalien und Steuern ganz unumschränkt und ohne alle ständische Controle. Demselben liegt nur die allgemeine Verpflichtung ob, mit diesen Aufkünften die Kosten des Landesregiments zu bestreiten. Niemand kann darüber Rechenschaft von ihm verlangen, in welcher Art und Weise er diese Verpflichtung erfüllt. Der Landesherr hat kein aus der Landeshoheit entspringendes Besteuerungsrecht, und die Staatsangehörigen haben keine auf der Staatsangehörigkeit lastende Steuerpflicht. Die principale Verpflichtung zur Bestreitung der Kosten der Regierung und Verwaltung liegt vielmehr dem Landesherrn ob, und nur subsidiär haben dazu die Stände und deren Hintersassen insoweit beizutragen, als erstere sich dazu vertragsmäßig verpflichtet haben. Der Landesherr wird als Eigenthümer der Domänen betrachtet und vertritt als Grundbesitzer die Interessen der Domanialbevölkerung, welche etwa zwei Fünftheile der Gesammtbevölkerung des Landes ausmacht. Dem Landesherrn steht das unbeschränkte Gesetzgebungs- und Besteuerungsrecht über die Bewohner der Domänen zu. Die Ritterschaft und die Städte vertreten nur ihre eigenen Rechte und Interessen. Die vertragsmäßigen Steuern bestimmen sich nicht nach dem jeweiligen Bedarf und Leistungsvermögen, sondern sind unveränderliche Aversionalsummen, mit deren Bewilligung und jährlicher Zahlung die Stände sich ein- für allemal abgekauft haben. Ein Etat über die landesherrlichen Einnahmen und Ausgaben wird nicht zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Die Steuerzahler werden in absoluter Unkenntniß über die Höhe der von ihnen aufgebrachten Steuern und der sonstigen landesherrlichen Einnahmen und über die Verwendung derselben gelassen.

Es war unter diesen Umständen keine leichte Aufgabe, den gegenwärtigen Stand der landesherrlichen Einnahmen und Ausgaben zu ergründen. Einen Anhaltspunkt gewährten dafür hauptsächlich zwei in der constitutionellen Zeit (1848 und 1850) vorgelegte Etats. Die seitdem erfolgten Veränderungen mußten

Digitized by Google

mühsam aus einzelnen in die Oeffentlichkeit gedrungenen Notizen zusammengetragen, theilweise konnten sie auch nur durch Schlußfolgerungen gefunden werden. In einzelnen Fällen war freilich selbst eine annähernde Schätzung unmöglich, doch im großen Ganzen ist es dem Verfasser ohne Zweifel gelungen, das nöthige Material herbeizuschaffen, um seiner Aufgabe zu genügen.

Nach den gewonnenen Ergebnissen betragen die ordentlichen landesherrlichen Einnahmen gegenwärtig 5,256,000 Thlr. Davon kommen 3,698 000 Thlr. auf die Domänen, 856,000 Thlr. auf Steuern und Zölle, 428,000 Thlr. auf das Postwesen, 208,000 auf die Civilverwaltung. Daneben findet sich noch eine außerordentliche Einnahme im Betrage von 100,000 Thlr. Die ordentlichen landesherrlichen Ausgaben belaufen sich auf 4,344,000 Thlr. Davon kommen auf die Verwaltung der Domänen 1,563,000 Thlr., der Steuern und Zölle 119,000 Thlr., der Post 297,000 Thlr., auf die Civilverwaltung 600 000 Thlr., großherzogliche Chatoulle und Haus 141,000 Thlr., Hofhaltung 400,000 Thlr., Militärwesen 650 000 Thlr., Zinsen und Schuldentilgung 302,000 Thlr., Pensionen 168 000 Thlr. Der ständische Etat ergiebt 83,000 Thlr., der landesherrlich-ständische Etat 423,000 Thlr. in Einnahme und Ausgabe. Der Ueberschuß der gesammten Einnahme über die Ausgabe berechnet sich hiernach auf 1,012,000 Thlr. Der Schuldenstand beträgt an landesherrlichen Schulden 7,000,000 Thlr., an ständischen Schulden 156,000 Thlr., an landesherrlich-ständischen Schulden 1,460,000 Thlr., Summa 8,616,000 Thlr. Dieser Schuld steht ein Activum von 90 bis 100 Millionen Thaler an Werth im Domanialvermögen gegenüber.

Ungeachtet dieser günstigen Finanzlage ist, wie der Verfasser, auf seine vorangehenden Ausführungen gestützt, am Schlusse seiner Schrift nachweist, eine gründliche Reform der mecklenburgischen Finanzverhältnisse dringendes Bedürfniß. Die Steuern sind trotz des großen Domanialvermögens sehr hoch und ungleich vertheilt, sie drücken auf den minder Wohlhabenden und belasten den reichen Grundbesitzer nur mit einem Minimum. Der separate Grenzzoll und der Ausschluß von den Zollvereinsstaaten wirken höchst nachtheilig auf den Wohlstand. Die Domänen erzielen lange nicht die Einnahmen, welche sie bei rationeller Bewirthschaftung abwerfen würden, und die Ausgaben für dieselben erreichen infolge der bureaukratischen Vielregiererei eine unverhältnißmäßige Höhe. Eben die bureaukratische Einmischung in alles hindert auch die gedeihliche Entwickelung des landwirthschaftlichen Betriebes in den Domänen und wirkt dadurch unheilvoll auf den Wohlstand des ganzen Landes ein. In dem landesherrlichen Etat haben die Ausgaben für unproductive Zwecke eine unverhältnißmäßige Höhe, während die Ausgaben für Schulen u. s. w. knapp bemessen sind. Das Schlimmste aber ist der gänzliche Mangel an einem Budgetsystem und der Mitwirkung des Volks bei der Feststellung und Controlirung

Digitized by Google

der öffentlichen Einnahmen und Ausgaben. „Es ist endlich Zeit," bemerkt in Bezug hierauf der Verfasser, „daß dies veraltete und gegen die ersten Grundsätze der Finanzwirthschaft verstoßende Aversionalsystem, welches dem Volke nur Pflichten auferlegt und keine Rechte zuerkennt, dem rationellen einheitlichen Budgetsystem Platz mache.... Das mecklenburgische Volk hat ein Recht darauf, daß der über seine Finanzen ausgebreitete Schleier weggezogen, daß über das vom Vermögen des Landesherrn zu trennende Staatsvermögen ohne seine Genehmigung nicht verfügt, daß ohne seine Zustimmung keine Steuern und Abgaben erhoben und keine Staatsausgaben gemacht und daß die Steuern so geordnet werden, daß keine Bevorzugung einzelner Stände und Güter stattfindet." Ohne die Einführung des Budgetsystems und die Voraussetzung davon, die Trennung von Staatsgut und großherzoglichem Hausgut, ist auch die Herstellung wirthschaftlicher Freiheit, welche für Mecklenburg eine Existenzfrage ist, eine Unmöglichkeit.

Mecklenburg erfreute sich schon einmal, zu der Zeit, wo es ein constitutioneller Staat geworden war, aller jener Einrichtungen, welche es jetzt wieder mühsam erkämpfen muß. Wäre die weitere Entwickelung derselben nicht durch den wieder zur Herrschaft vorgedrungenen Feudalismus unterbrochen worden, so hätte es in den seitdem verflossenen 16 Jahren schon eine weite Strecke auf der Bahn des politischen und wirthschaftlichen Fortschritts zurücklegen können. Es hat ihm so gut nicht werden sollen. Aber jetzt hat sich dem Lande in dem Anschluß an das werdende Deutschland eine neue Aussicht eröffnet, den Fesseln der mittelalterlichen Staatsform sich zu entwinden und mit den modernen Einrichtungen eine dauernde Verbindung einzugehen. Wird es, wie man hoffen darf, mit dem neuen deutschen Bunde Ernst werden, wird derselbe nicht eine verminderte Ausgabe des alten darstellen, sondern zu einer wahren Einigung der Glieder in einem Bundesstaate sich gestalten, so hat damit auch die Stunde geschlagen, wo der feudale Staat Mecklenburg von der politischen und wirthschaftlichen Schaubühne, auf welcher er zur Belustigung der Auswärtigen und zum Schaden und zur Demüthigung seiner eigenen Bevölkerung nur zu lange sich behauptet hat, definitiv verschwinden wird.

Digitized by Google

Der deutsche Krieg im Jahre 1866.

4.

Der Feldzug des Königs.

Der König war am 30. Juni Abends von Berlin abgereist und in der Nacht zum 2. Juli in Gitschin, dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl angekommen, um den Oberbefehl über das ganze, jetzt wieder in drei Theile, die erste, zweite und Elbarmee zerfallende Heer zu übernehmen. Nach den vorliegenden Berichten scheinen bei dem Eintreffen des Königs die Nachrichten vom Feinde ziemlich gefehlt zu haben. Erklärt wird dies dadurch, daß die beiden fürstlichen Feldherren nach vorhergehenden heftigen Gefechten ihren Truppen zwei Ruhetage gegeben hatten, welche natürlich vom Feinde benutzt sein mußten, um die einzeln geschlagenen Corps zu sammeln und in sich zu reformiren. Ein östreichischer Berichterstatter sagt, „daß Benedek noch am 30. Juni mit seiner ganzen Armee den Rückzug nach Königsgrätz antrat" und „daß es ihm mit Meisterschaft gelungen sei, seine Kräfte eiligst weiter rückwärts zu concentriren."

So standen die beiderseitigen Heere am 1. Juli einen Tagemarsch auseinander. Das preußische mit einer Front von fünf Meilen von Smidar über Horziz und Königinhof nach Gradlitz, durch die breite Front befähigt, sich nach jeder Richtung hin frei zu bewegen und durch einen Marsch sich vor einer Stellung des Gegners zu concentriren, der durch die vorhergehenden unglücklichen Gefechte auf die Defensive geworfen war. Das östreichische Heer hatte, wie gesagt, sich bei Königsgrätz concentrirt und Feldzeugmeister Benedek hatte die Freiheit, entweder durch eine Aufstellung hinter der von den Festungen Königsgrätz und Josephstadt gedeckten Elbe eine Position zu nehmen, oder den Gegner zu einem Frontalangriff über die Elbe weg, die Festungen in der Flanke zu nöthigen, oder aber bei einer weiten Umgebung des Gegners die preußischen Colonnen in der Flanke zu fassen, resp. einzeln zu schlagen. — Nach dem materiellen und moralischen Echec, welchen die östreichischen Truppen bereits erlitten, war es wohl das Richtigste, wenn sie die Position an der Elbe als Arrièregardenstellung gebrauchten, um die dadurch gewonnene Zeit zu einem noch weitern, recht geordneten Rückzug zu benutzen und um die Armee dann in eine zur Schlacht ganz vorbereitete Stellung zu bringen.

Benedek that das gerade Gegentheil. Er wollte die gehabten Verluste nicht anerkennen, machte ob dem Vergangenen die Augen fest zu und ging dem Feinde entgegen. Hierbei scheinen politische Einflüsse, Befehle aus Wien u. dergl.

Digitized by Google

in höherem Grade treibendes Element gewesen zu sein als militärische Anschauungen. Das Vorgehen war von kurzer Dauer, er rückte dem Feind nicht kühn auf den Leib und faßte ihn an seiner schwächsten Stelle, sondern ging nur $1^1/_2$ Meilen vor, verschanzte sich in einer an sich guten, in strategischer Beziehung jedoch schlechten Position und erwartete den Gegner. So verband er die befohlene Offensive mit der durch die Verhältnisse gebotenen Defensive und dies erklärt seinen Untergang.

Schon am 1. Juli rückte Benedek mit einem großen Theil seines Heeres wieder über die Elbe, nahm Stellung hinter der Bistritz, die Straße von Königsgrätz über Sadova nach Horziz, die Front senkrecht durchschneidend, und benutzte den 2. Juli, um sich nach Kräften zu verschanzen. Da dies alles in der Sphäre der Truppen des Prinzen Friedrich Karl stattfand, so konnte es nicht unbemerkt bleiben. Die Nachrichten hierüber häuften sich im preußischen Hauptquartier immer mehr und dadurch wurde diesem das Handeln geboten. Anfangs scheint man geglaubt zu haben, nur Theile der östreichischen Armee vor sich zu sehen, nach und nach aber erkannte man die Wahrheit und im königlichen Hauptquartier schwankte man dann nicht, die dargebotene Entscheidungsschlacht anzunehmen.

Wie verschieden das moralische Element auf beiden Seiten war, zeigt sich aus den Dispositionen dicht vor der Schlacht. Die Oestreicher concentriren alle ihre Kräfte in einen großen Haufen hinter der Höhe von Chlum, schieben fast ihre gesammte Artillerie in die vordere Linie und verschanzen sie nach Möglichkeit. Prinz Friedrich Karl bricht schon in der Nacht auf, um jedenfalls am Feinde anzukommen, ehe er seinen Rückzug angetreten haben wird. Der Kronprinz gar hatte für den 3. Juli dem einen seiner Corps, dem sechsten, aufgegeben, von der Seite der benedekschen Stellung her eine Demonstration gegen Josephstadt zu machen, weil er es für möglich hielt, diese Festung einfach durch Drohung in die Hand zu bekommen. Der König aber richtete seinen Angriff von vorn herein der Art ein, daß er den Gegner vollständig umfaßte; Prinz Friedrich Karl sollte in der Front festhalten, während der Kronprinz und General v. Herwarth gegen die Flanken und die feindlichen Rückzugslinien vordrangen. Wir lesen nirgends, daß über eine specielle Reserve disponirt worden wäre, um bei diesen, von Seiten der Flügelarmeen den eigenen Rückzug preisgebenden Bewegungen stützend oder helfend eingreifen zu können.

Die Oestreicher hatten also an die Ufer der Bistritz von Nechanitz bis Benatek und von hier über Horonowes nach Raciz an die Ufer der Trotina bis zu deren Einmündung in die Elbe beim Ort gleichen Namens in einem großen Halbkreis, dessen Krümmung an der Trotina schärfer wurde, ihre Vortruppen aufgestellt. Von diesen Wässern steigt das Terrain auf durchschnittlich zweitausend Schritt langen Abhängen sanft an; auf der Höhe der Abhänge

Digitized by Google

ſtanden die Batterien, mehr oder minder durch Kunſt oder Natur gedeckt. Hinter den Geſchützen in einer hier wieder beginnenden Senkung ſtand das Gros der Infanterie, ungefähr im Mittelpunkt des Halbkreiſes bei Weſtar und Sweti die Reſerven.

Die Batterien alſo bezeichneten einen Höhenrücken, der in der Mitte am höchſten, in Chlum ſeine Spitze erreicht, von hier aber einen Zweig nach Norden ſendet, der über Benatek und Horonowes, die Biſtritz und Trotina trennend, über die Linie der Vortruppen hinaus ſtreicht und dort erſt abfällt. Dieſer Rücken trennte die Anmarſchlinien des Prinzen Friedrich Karl und des Kronprinzen und unterbrach das Geſichtsfeld von der Höhe von Chlum, auf welcher Benedek ſeinen Platz genommen hatte. Sadowa liegt ungefähr in der Mitte des Halbkreiſes und die dorthin führende Chauſſee von Königsgrätz führt auf tauſend Schritt von Chlum in einer kleinen Senkung vorüber. Zwiſchen Chlum, Sadowa und Benatek liegen einzelne größere Waldpartien, grade jenen trennenden Höhenzweig bedeckend.

Die Aufſtellung der Oeſtreicher war nun folgende:

Vorwärts Chlum, alſo in der Mitte gegen Sadowa ſtanden, vom rechten Flügel angefangen, das vierte, dritte und zehnte Corps, hinter Chlum und hinter jenen drei Corps das erſte und ſechſte Corps nebſt der Cavalerie- und Artilleriereſerve. Auf dem linken Flügel gegen Nechanitz das achte Corps, die Sachſen und die Cavaleriediviſion Edelsheim. Auf dem rechten Flügel gegen die Trotina das zweite Corps und die Cavaleriediviſion Taxis.

Wenn wir dieſe Aufſtellung betrachten, ſo erhellt daraus, daß dem Angriff des Prinzen Friedrich Karl fünf Armeecorps direct gegenüberſtanden und daß dem Prinzen alſo, zumal er vier Stunden vor dem Kronprinzen ins Gefecht ging, die ſehr ſchwere Aufgabe zufiel, gegen eine ungemein vortheilhafte Poſition und mit bedeutender Minderzahl den Angriff durchzuführen. Es folgt daraus ferner, daß dem General v. Herwarth bei Nechanitz mit drei Diviſionen in zwei Corps auch eine Ueberzahl, wenn ſchon eine geringere gegenüberſtand, er im Ganzen alſo auch keine glänzenden Fortſchritte machen konnte. Der Kronprinz aber mit vier Corps fand auf ſeinem Wege nur ein Corps gegenüber; ihm mußte der Erfolg zufallen, wenn er ankam, ehe Prinz Friedrich Karl überwunden war.

Prinz Friedrich Karl, der $1\frac{1}{2}$ Meilen vom Schlachtfeld lag, brach ſchon Morgens 2 Uhr auf und war um $\frac{1}{2}8$ Uhr vor Sadowa entwickelt, begann das Gefecht, nahm den Ort und die dahinter liegende Brücke, defilirte gleichzeitig an mehren Stellen und kam dadurch in kurzer Zeit mit der Armee vor der Hauptfront des Gegners an.

General v. Herwarth brach um drei Uhr Morgens von ſeinem $1\frac{1}{4}$ Meile entfernten Hauptquartier auf, erreichte um acht Uhr erſt Nechanitz, griff es an,

Digitized by Google

nahm es, konnte aber nur auf einer einzigen Brücke übergehen, weil ein Brückenschlag durch Versehen mißglückte, und kam nicht vor elf Uhr vor der Front der feindlichen Stellung an.

Der Kronprinz erhielt erst um vier Morgens den Befehl zur Theilnahme an der Schlacht, seine Corps standen bis zwei Meilen von seinem Hauptquartier ab und hatten zwei bis drei Meilen bis zum Schlachtfelde; es kostete also Stunden, bis die Befehle in den Händen der Truppen und diese zum Aufmarsch bereit waren. Nur der glückliche Umstand, daß das sechste Armeecorps, wie oben erwähnt, zu einem Unternehmen gegen Josephstadt bestimmt war, fügte es, daß der Befehl dies Corps, welches den äußersten linken Flügel bildete und die für den Feind gefährlichste Richtung zu nehmen hatte, schon im Abmarsch traf. Trotzdem haben die ersten Truppen den Feind erst um ¼12 Uhr erreicht.

Auch diese Zeitverhältnisse wiesen dem Prinzen Friedrich Karl die Aufgabe zu, Stunden lang ganz allein mit dem großen Kern der östreichischen Armee zu ringen und es muß ihm und seinen braven Truppen hoch angerechnet werden, daß er diese Aufgabe ganz erfüllte. Es darf hier aber nicht unerwähnt bleiben, daß der König durch sein persönliches Eingreifen und Erscheinen mitten in den bedrohten Truppen den moralischen Elan und damit ihre Widerstandskraft unendlich hob. An dieser Kraft zehrte sich die Hauptmasse des Gegners ab und der Kronprinz hatte das Glück, auf dem Schlachtfelde beinahe nur einen unausgesetzten Triumphzug zu halten. Die vorstehend gegebenen Details lassen die Schlacht in ihrem großen Verlauf und in ihren innern Ursachen schon erkennen. Bei der Bedeutung dieser Schlacht aber für die historische Entwickelung Deutschlands erhalten auch die Details einen Werth, der uns nöthigt, hier wenigstens den bedeutendsten näher zu treten.

Prinz Friedrich Karl hatte grade gegen Sadowa die achte Division Horn, links gegen Benatek die siebente Division Franseckh, rechts gegen Dohalitz und Dohalitzka die dritte und vierte Division entsandt, die fünfte und sechste Division aber in Reserve hinter der Division Horn folgen lassen. Die genannten Orte wurden in verhältnißmäßig kurzer Zeit genommen und die Truppen gingen nach vollbrachtem Uebergang sofort zum weitern Angriff vor. Derselbe kam aber auf dem rechten Flügel bei der dritten und vierten Division nicht vorwärts, da gleich hinter den Orten der oben erwähnte ganz freie, von den östreichischen Batterien voll bestrichene Abhang beginnt und an deren mörderischem Feuer jedes Vorgehen scheiterte. Die preußische Reserveartillerie dieser Divisionen kam erst später heran und auch dann wollte es ihr nicht gelingen, die feindlichen Batterien zum Schweigen zu bringen, da diese an Zahl und an gezogenen Geschützen überlegen waren und gedeckt auf der Höhe standen, die preußischen dagegen offen in der Tiefe. Die Oestreicher konnten die Wirkung

Digitized by Google

ihrer Geschosse genau beobachten, während die Preußen ihre Kugeln nur hinter der Höhe verschwinden sahen, ihre Richtungen also nicht zu corrigiren vermochten. Diese Divisionen begnügten sich also, stehen zu bleiben, natürlich im feindlichen Granatfeuer, daher mit großen Verlusten. Um sich diesen zu entziehen, scheint sich der linke Flügel aber immer näher an Sadowa und hinter das dortige Wäldchen gezogen zu haben. — Folge der reinen Defensive auf diesem Flügel war, daß die Oestreicher um so mehr Kräfte gegen den andern Flügel des Prinzen Friedrich Karl verwenden konnten. Als richtig kann diese passive Tapferkeit schwerlich bezeichnet werden.

Die Division Horn, nachdem sie Sadowa genommen, ging sofort zum Angriff gegen das dahinter liegende Wäldchen vor, drang in dasselbe ein, kam hier zu einem sehr mörderischen Handgemenge, konnte aber nicht darüber hinausdringen, da das jenseitige freie Terrain ebenso, wie vorhin erwähnt, unter der vollen Wirkung der feindlichen Geschütze lag, gegen welche nicht einmal preußische Batterien direct aufgefahren werden konnten, da der Wald zu dicht war, um sie durchzulassen. Auch hier kam somit das Gefecht zum Stehen, aber blieb nicht so duldend, wie das der dritten und vierten Division. — Der Feind überschüttete den Wald und das dahinterliegende Terrain mit seinen Granaten und ging dann selbst zum Angriff gegen den Wald mit Infanterie vor, drang wohl an einzelnen Stellen in denselben ein, wurde aber im Ganzen durch die zähe Widerstandskraft der preußischen Infanterie abgehalten, sich dort festzusetzen. — In dem freien Terrain links der sadowa-königsgrätzer Straße hatte General v. Horn einige Batterien und Infanterie aufgestellt, welche zwar nicht avancirten, aber ebenso brav wie ihre Kameraden im Walde die Angriffe der Oestreicher immer wieder abwiesen. — Den schlimmsten Stand und damit die größten Verluste aber hatte die Division Franseckí. Nach der Wegnahme von Benatek war sie, sich rechts haltend, um an die achte Division anzuschließen, gegen den Wald am Abhange vorgedrungen, rasch in demselben vorwärts und durchgekommen, hatte dabei aber eine Richtung längs der östreichischen Front eingeschlagen. Die Folge war, daß sie in der linken Flanke genommen und fast in dem Walde eingeschlossen wurde. Es begann ein Gefecht, das sich aus den verschiedenen Berichten gar nicht klar legen läßt; nur so viel geht aus den östreichischen Relationen hervor, daß Benedek das dritte, vierte und Theile des sechsten Corps verwandte, um Herr des Waldes von Benatek zu werden, dadurch den Prinzen Friedrich Karl in der Flanke zu fassen und zu vernichten, ehe der Kronprinz herankommen konnte, oder mindestens beide Armeen von einander zu trennen. Die Division Franseckí verlor die Hälfte ihrer Leute, aber sie hielt aus und hatte schließlich noch die Kraft, dem mit Beginn der Attake des Kronprinzen endlich nachlassenden Gegner zu folgen. Die Division hoffte in ihrer Ausdauer auf die Ankunft des Kronprinzen, aber da sie durch den,

Digitized by Google

oben erwähnten, sich abzweigenden Höhenrücken von ihm gänzlich getrennt war, fühlte sie diese Ankunft nicht eher, als bis der Feind vor ihr wich. Grade weil die zweite Armee anrückte, wollte Benedek hier erst siegen, stellte dem Kronprinzen nur wenige Truppen entgegen und warf alle disponibeln Kräfte gegen General v. Franseckí, aber vergebens. Es war ein hoher Ehrentag für diese magdeburgischen Truppen.

Der Kronprinz hatte also um vier Uhr Morgens den Befehl des Königs erhalten, mit allen Kräften gegen die rechte Flanke des Feindes vorzurücken, und war um vier Uhr mit zwei Corps, rechts die Garde, links das sechste Corps an der Tête, zwei dahinter in dem Bereich des Schlachtfeldes angekommen. Um 1/2 12 Uhr begannen die Batterien ihr Feuer und warfen das Alarmzeichen in die Reihen der Gegner. Obgleich die beiden Corps ihren Angriff in einer Linie begannen, erhielten sie doch sehr bald getrennte Schlachtfelder. Das sechste Corps nämlich stieß an der Trotina auf das zweite Corps Thun und mußte sich mit diesem, wenn auch anscheinend nicht schwer, um seinen Fortschritt schlagen, während das Gardecorps zufällig seine Direction gegen die Lücke bekommen hatte, die zwischen dem zweiten östreichischen Corps und denjenigen Truppen Benedeks sich gebildet hatte, welche alle ihre Anstrengungen auf die Ueberwindung der Division Franseckí wandten. So gelang es der Garde im Rücken derselben im ersten Anlauf Maslowed, Chlum und sogar Rosberitz zu nehmen, bei welchem letztern Ort die östreichischen Reserven gestanden hatten. Feldzeugmeister Benedek hatte seinen mehrstündigen Aufenthalt bei Chlum eben aufgegeben, um nach dem vom General Mutius gedrängten Corps Thun zu sehen. Kaum aber waren die Garden in dieser alles gefährdenden Stellung angekommen, als auch die östreichischen Truppen von allen Seiten sich gegen sie wandten. Rosberitz ging nach schwerem Kampf wieder verloren, aber Chlum wurde trotz allem Anstürmen des Gegners behauptet, zumal als nun auch das erste Corps Bonin ankam und neben Chlum vordrang. Rosberitz wurde wieder genommen und damit den gegen Prinz Friedrich Karl fechtenden östreichischen Corps der Rückzug aufgenöthigt.

Gleichzeitig mit den Fortschritten der Garde und des ersten Corps war auch das sechste Corps im Avanciren gegen die Rückzugslinie der Oestreicher geblieben. Graf Thun hatte, als er die Trotina und die nächst dahinter liegenden Abschnitte gegen das entschiedene Vorgehen des General v. Mutius nicht behaupten konnte, seinen Rückzug hinter die Elbe genommen und dadurch den Weg in den Rücken Benedeks freigegeben. Während nun die Oestreicher vor der ersten Armee geordnet den Rückzug begannen, stürmten Garde und sechstes Corps gegen ihre Flanken und lösten ihre Reihen. Immer mehr und mehr artete der Rückzug zur Flucht aus. Tausende von Gefangenen und über hundert Geschütze fielen diesen beiden Corps in die Hände, deren unaufhaltsamem

Digitized by Google

Drängen nur die sinkende Nacht und die eigene Müdigkeit ein Ende machte. — Das erste und fünfte Corps folgten geschlossen nach, konnten aber trotz unausgesetzten Marsches den Gegner nicht mehr erreichen. Die Cavalerie der Armee des Kronprinzen scheint an diesem Tage der Führer ermangelt zu haben, denn von ihren Thaten hören wir nichts, trotzdem grade jetzt ihr der reichste Lohn einer kühnen Thätigkeit geboten war. — Die Cavalerie des Prinzen Friedrich Karl hat, vom Könige geleitet, eine Verfolgung begonnen, stieß aber noch auf zu geordnete Massen, um einen Erfolg von Bedeutung zu erringen.

General Herwarth v. Bittenfeld, der mit den Divisionen Canstein und Münster gegen den feindlichen linken Flügel auf Problus und Prim vorging, machte, trotzdem der Gegner in schöner Position und stärkerer Zahl gegenüberstand, unausgesetzt, wenn auch nur langsam Fortschritte, bis er die Höhe gewonnen hatte. Hier aber war sein Vorgehen zu Ende, da er auf die vom Kronprinzen und nun auch vom Prinzen Friedrich Karl gedrängten Massen traf, die sich von ihm nicht die letzte Rückzugslinie abschneiden lassen konnten. Die Division Etzel, die dritte der Elbarmee, war leider noch nicht heran, sonst hätten ihre frischen Truppen doch noch reiche Trophäen sammeln können. Der König gab der Elbarmee den Befehl zur Verfolgung, weil sie derjenigen Rückzugslinie der Oestreicher, welche nicht durch die Festung Königsgrätz gedeckt war, der Straße über Pardubitz, am nächsten stand. Der Kampf der Elbarmee war aber ein so schwerer gewesen, wie aus den oben gegebenen Zahlenverhältnissen schon erhellt, daß sie zur Verfolgung keine Kraft mehr hatte. Da nun die andern Armeen den Befehl erhielten, stehen zu bleiben, so unterblieb die Verfolgung ganz. Bei der Auflösung, die in der östreichischen Armee einriß, hätte sie sonst glänzende Früchte tragen müssen.

Die östreichische Militärzeitschrift spricht von einer Panique, welche in kurzer Zeit die Ordnung auflöste und die Truppen in Massen verwandelte, welche sich ungestüm rückwärts wälzten und denen, wie an der Beresina, die Brücken über die Elbe zum Todesweg für eine Unzahl Menschen wurde. Die rastlos nachdrängende Menge stürzte viele der auf der Brücke Befindlichen in das Wasser, andere nahmen sich nicht die Zeit, den Moment abzuwarten wo sie die Brücke betreten konnten, sondern sprangen in das Wasser, um durchzuschwimmen, aber ihre Kräfte reichten nicht dazu. Das Fuhrwerk der Armee war so stürmisch nach Königsgrätz geeilt, daß es in den Thoren in einander fuhr und für jedermann den Weg versperrte. Die Soldaten stürzten sich in die Festungsgräben, deren Wasser inzwischen aufs Höchste angespannt waren und auch hier fanden Massen ihren Tod. Das Armeematerial konnte nicht mehr fort, wurde stehen gelassen und fiel den andern Tag den Preußen in die Hände. Die hübsche Unternehmung des Lieutenant v. Wrangel vom Gardehusarenregiment, der am 4. Juli mit wenigen Husaren nach Königsgrätz hinein sprengte, den Comman-

Digitized by Google

danten auf eigne Faust zur Uebergabe aufforderte und Gehör fand, beweist, daß wenn am 3. nach der Schlacht das sechste Corps seinen Stoß bis zu dem nur noch eine halbe Stunde entfernten Königsgrätz dreist fortsetzte, die Festung übergeben worden wäre. Am 4. hinderte nur der durchpassirende General Gablenz den Commandanten daran, es noch zu thun. — General Gablenz kam, um einen Waffenstillstand anzubieten, wurde aber vom Könige abgewiesen. Die Schlacht kostete der preußischen Armee an 9,000 Todte und Verwundete und brachte ein: 174 Geschütze, 11 Fahnen und 20.000 Gefangene. Die Verluste der Oestreicher betrugen an Todten und Verwundeten mindestens 20,000 Mann. Oestreichische Berichte geben den Gesammtverlust nach der Schlacht auf 80—90,000 Mann an. Diese kolossalen Zahlen lassen sich nur der großen Masse zuschreiben, welche auf dem Rückzug ihre Fahnen verließ und nach Hause lief.

Die östreichische Armee eilte mit sechs Corps, den Sachsen und einer Division Cavalerie der Festung Olmütz zu, um dort sich zu retabliren, das zehnte Corps Gablenz und die andern vier Divisionen Cavalerie nahmen ihre Richtung über Brünn nach Wien, um hinter den dortigen Verschanzungen von Floridsdorf Schutz zu suchen und die Hauptstadt zu decken.

Man hoffte wohl die preußische Armee nach Olmütz nachzuziehen, sie hier zum Halt zu bringen und unterdessen bei Wien durch die verschiedenen von rückwärts heranzuholenden Festungsbesatzungen und durch die zur Zeit in Italien stehenden Corps eine neue Armee zu bilden, welche alsdann die Offensive nehmen sollte. Die italienische Armee wollte man freimachen, indem man Venetien an Napoleon schenkte. Die Combination ergab sich aber bald als fehlerhaft, einerseits nahm Napoleon zwar Venetien an, gebot aber der Armee des Königs Victor Emanuel nicht Halt; andererseits ließ König Wilhelm nur die Armee des Kronprinzen gegen Olmütz folgen, dirigirte aber die Hauptarmee direct auf Wien.

Ehe wir nun aber diese Operationen näher behandeln, werfen wir noch einen kritischen Rückblick auf den Verlauf der Schlacht.

Wodurch Feldzeugmeister Benedek bewogen worden sein kann, mit seiner zum Theil schon demoralisirten Armee vorzugehen und die Schlacht anzubieten, haben wir oben schon behandelt. Die Stellung nahm er an sich sehr günstig, wie der Verlauf der Schlacht ergiebt, nur war die Lage vor der Elbe eine gefährliche wegen des Rückzugs. Diese Gefahr sollte aufgehoben werden durch die Festung Königsgrätz, unter deren Schutz zehn Brücken geschlagen waren, Vorkehrungen und Verhältnisse, welche als vollständig hinreichend erachtet werden müssen. Nur die Panique, welche die Oestreicher auf dem Rückzug ergriff, machte alle Vorsicht zu Schanden und auf solch ein unheilvolles Ereigniß kann kein Feldherr seine Berechnungen richten. — Die östreichische Führung in der Schlacht muß ebenfalls anerkannt werden. Eine durchaus concentrirte Aufstellung gewährte

Digitized by Google

die Möglichkeit, die Truppen nach allen Seiten zu verwenden und die Anspannung aller Kräfte gegen die zuerst angreifende Armee des Prinzen Friedrich Karl, um einen Theil nach dem andern vom Gegner zu erdrücken, war durchaus richtig. Daß es Benedek nicht gelang, mit fünf Corps die drei feindlichen in vier Stunden, die ihm gewährt waren, zu überwinden, war nicht seine und seiner Generale Schuld, das lag an der Verschiedenheit der Güte der Truppen. Mit welcher Energie die östreichischen Führer den Angriff betrieben, erhellt allein daraus, daß vier commandirende Generale verwundet wurden. Vorzüglich geschlagen hat sich nach dem Urtheil Aller die östreichische Artillerie, daß sie dabei fast die Hälfte ihrer Geschütze verlor, fällt den anderen Waffen zur Last, welche sie schließlich im Stich ließen.

Bei der Einleitung der Schlacht von preußischer Seite muß auffallen, daß Prinz Friedrich Karl so früh zum Angriff schritt. Der an die zweite Armee erlassene Befehl des Königs zur Schlacht, welchen der Berichterstatter der Armee des Kronprinzen mittheilt, giebt einige Aufklärung. Es heißt darin: „Eure königliche Hoheit wollen sogleich die nöthigen Anordnungen treffen, um mit allen Kräften zur Unterstützung der ersten Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen Anmarsches des Feindes vorrücken zu können.“ — Man erwartete also einen Angriff des Gegners und stellte sich schon mit Tagesanbruch zum Empfange bereit. Als dieser nun nicht erfolgte, schritt man selber dazu, wohl erwartend, daß man nicht die ganze feindliche Armee gegen sich habe. Der oben angeführte Befehl lautet wenigstens in der Einleitung: „Den eingegangenen Nachrichten zufolge ist der Feind in der Stärke von etwa drei Corps, welche jedoch noch verstärkt werden können, über die Bistritz vorgegangen.“ Hiernach konnte Prinz Friedrich Karl mit seinen drei Corps erwarten, allein mit dem Gegner fertig zu werden, zumal er des Eingreifens des neben ihm vorrückenden General Herwarth mit noch ein und einem halben Corps gewiß sein konnte. — Wie nun der Angriff keinen Erfolg hatte, wurde das Gefecht ein hinhaltendes und stehendes, bis der Kronprinz eingreifen konnte. Daß dieser seine Corps ohne Rücksicht auf das Bedrängniß der Hauptarmee nicht dieser zu Hilfe, sondern fast in den Rücken dirigirte, machte den harten Kampf des Prinzen Friedrich Karl doppelt wichtig und die Schlacht zu dem welthistorischen Ereigniß der vollen Vernichtung des Gegners. — In diesem kühnen Vorgehen liegt die Aehnlichkeit mit Blüchers Eingreifen in der Schlacht bei Belle-Alliance.

Am Tage nach der Schlacht, also am 4. Juli ruhte nun die preußische Armee von der schweren Arbeit aus und nur die Cavalleriedivision Hartmann des Kronprinzen ging nach Pardubitz auf der großen Straße nach Wien vor, noch viele Nachzügler zu Gefangenen machend. — Am 5. folgte die ganze preußische Armee, der Kronprinz ließ eine Brigade, 7,000 Mann, gegen die

Digitized by Google

beiden Festungen Königsgrätz und Josephstadt mit einer Gesammtbesatzung von 20,000 Mann stehen und erhielt den linken Flügel mit dem Wege Pardubitz-Olmütz, während der Prinz Friedrich Karl in der Mitte die Linie Przelaucz-Brünn als Marschrichtung bekam und auf dem rechten Flügel General v. Herwarth über Elbeteinitz nach Iglau ging. Das in der früher gegebenen Stärkenachweisung aufgeführte Reservecorps war unterdessen herangekommen und am Tage der Schlacht bei Königsgrätz mit einer Division hinter General v. Herwarth eingetroffen, während die andere Division zur Besetzung von Sachsen und Einschließung von Theresienstadt verwandt war. Die erstere Division wurde jetzt direct nach Prag gesandt, das sie am 8. Juli, ohne irgendeinen Widerstand zu finden, besetzte und wo sie große Kriegsvorräthe aller Art noch vorfand. Die andere Division wurde später in Sachsen durch Landwehrbataillone aus den rückwärtigen Festungen ersetzt und dann ebenfalls nach Brünn gezogen, wo sie bei Beginn des Waffenstillstandes eintraf.

Die von den drei Armeen vorgesandten Cavalerieabtheilungen stießen bald auf die schwachen Arrièregarden des Gegners und trieben diese, unter Zusammentreibung vieler Gefangener, immer wieder vor sich her. Den ersten Halt in den Bewegungen fand der Kronprinz natürlich vor Olmütz. Er scheint aber keine Neigung gehabt zu haben, sich vor der Festung festlegen zu lassen, denn er schritt nicht zur Einschließung, sondern beschloß, mit seiner Armee ohne Rücksicht auf die eigene Rückzugslinie, wohl aber, wie schon früher, die des Gegners ins Auge fassend, sich auf der Verbindung von Olmütz nach Wien aufzustellen. — Von dem Augenblick an aber, wo die Oestreicher die Absichten ihrer Gegner erkannten, sich zwischen die Hauptkräfte von Olmütz und Wien zu schieben und rücksichtslos gegen den letzteren Ort vorzugehen, strebten sie auch die Vereinigung der ganzen Armee bei der Hauptstadt des Reiches an. Olmütz erhielt nur die normalmäßige Besatzung angewiesen und die mobile Armee wurde nach Wien in Bewegung gesetzt. Den geraden Weg dorthin und die Eisenbahn durchschnitt nun aber der Kronprinz, indem er seine Truppen über die March vorgehen ließ. Eine am 15. Juli vorgesandte Brigade Infanterie und die Cavaleriedivision Hartmann stieß bei Tobitschau auf die marschirenden Colonnen, warf sie zurück, nahm ihnen, mit einem eigenen Verlust von 234 Mann, 18 Kanonen und 1,200 Gefangene und veranlaßte eine solche Sorge in dem moralisch schon vorweg geschlagenen Gegner, daß der Feldzeugmeister Benedek das Erzwingen des Marsches aufgab und nur die Vereinigung auf dem weiten Umweg hinter den Karpathen durch Ungarn suchte. Zu diesem Entschluß trug sehr wesentlich bei, daß Prinz Friedrich Karl weiter südlich auch auf jene directe Verbindung dirigirt war und am 16. Juli den Eisenbahnknotenpunkt Lundenburg besetzte.

Sobald diese Bewegungen des Gegners im königlichen Hauptquartier er-

Digitized by Google

kannt wurden, erhielt der Kronprinz den Befehl, nur ein Corps gegen Olmütz stehen zu lassen, mit den drei andern aber der Hauptarmee auf Wien zu folgen. Dem Prinzen Friedrich Karl wurde aufgegeben, seine Bewegungen gegen die feindliche Marschlinie (von Olmütz hinter den Karpathen durch Ungarn nach Wien) noch weiter fortzusetzen und den Versuch zu machen, durch die Wegnahme von Preßburg diese Linie zu unterbrechen. Gelang es, diesen Ort zu nehmen, so mußten die drei östreichischen Corps, welche noch zurück waren, ihren Marsch noch weiter östlich richten und über Komorn die Verbindung suchen; dadurch hätte man nicht nur freiere Hand bei Wien gewonnen, sondern zugleich auf die hier aufgestellten Corps den empfindlichsten moralischen Druck ausgeübt, der in dem Unternehmen lag, bei Preßburg über die Donau zu gehen und von dort gegen Wien vorzudringen. In Wirklichkeit konnte die preußische Armee aber gar nicht hieran denken, denn die Donau hat bei Preßburg eine so bedeutende Breite und so starke Stromschnelligkeit, daß nicht nur der Brückenschlag mit dem Brückentrain der Armee sehr schwierig, sondern die Erhaltung der Brücke bei nur einiger Energie des Gegners fast unmöglich war. Bei der moralischen Verfassung aber, in welche die bisherigen Mißerfolge die östreichische Armee gebracht hatten, muß die Bewegung gegen Preßburg als durchaus richtig bezeichnet werden. Auffallend aber ist es, daß Prinz Friedrich Karl den Stoß in die feindliche Marschlinie mehrer Corps hinein und mit einem einzigen Corps unternahm und diesem einen Corps nicht einmal Truppen in Reserve folgen ließ.

Das zum Gefecht disponirte vierte Corps unter General v. Franseckí rückte mit Tagesanbruch aus, drang in den kleinen Karpathen vor, stieß bei Plumenau auf den Feind und griff ihn in folgender Art an. Die Front wurde beschäftigt, während Umgehungscolonnen auf beiden Flügeln vorgingen. Auf dem rechten Flügel nur wenige Bataillone, auf dem linken Flügel aber zwei Brigaden, also das halbe Corps; so daß um zwölf Uhr Mittags, als die Nachricht von dem geschlossenen Waffenstillstand eintraf, sich die eine der Brigaden bereits im Rücken des feindlichen Corps befand, das fünf Brigaden stark bei Plumenau stand. So endete das Gefecht. Es waren dies ungemein kühne Unternehmungen des General v. Franseckí, da er gar keine Ahnung von der Stärke des Gegners haben konnte, aber bei der sehr geringen Kampflust der Oestreicher trug möglicherweise diese Kühnheit ungeheure Erfolge ein; war jedoch noch eine Spur von Energie in den östreichischen Generalen, so mußte schließlich die preußische Brigade eher gefangen werden, als das feindliche Corps, dessen Verstärkungen unausgesetzt anrückten. Ob General v. Franseckí Recht hatte, konnte nur der Erfolg lehren, und dazu kam es nicht mehr. Schon seit längerer Zeit angeknüpfte Verhandlungen hatten zum Abschluß eines Waffenstillstandes geführt, welcher am 22. Mittags beginnen sollte. Daß man so in letzter Stunde ein

Digitized by Google

sehr zweifelhaftes Gefecht führte, läßt sich nur dadurch erklären, daß auf die Friedensverhandlungen noch eine letzte, starke Pression ausgeübt werden sollte; denn hätte man auch Preßburg genommen, so mußte man es nach der festgesetzten Demarkationslinie doch räumen. — Die beiderseits angenommenen Friedenspräliminarien erklärten Oestreichs Austritt aus dem deutschen Bunde und Preußens unbedingte Herrschaft in Norddeutschland. — Somit hatte König Wilhelm den Zweck des Krieges erreicht.

Stüve und die Annexion.

Denkschrift zur Beurtheilung der Veränderungen, welche in den Verhältnissen Hannovers durch die Vereinigung mit Preußen hervorgebracht werden ꝛc. Jena, Fr. Frommann.

Wenn sich der Verfasser obiger Schrift mit dem unerlaubt titelwidrigen Titel von ihrer Lectüre bei preußischen Politikern und Beamten eine gute Wirkung für sein Heimathland verspräche, wie die Flugschriften Benings und Grumbrechts sie verdienen und wie doch auch ohne Zweifel sein Wunsch ist, dann müßte er ein sonderbarer Rechner sein. Sie ist ein Libell in Zahlen, eine Schmähschrift im Kanzleistil. Man erhält ungefähr den Eindruck, als wäre ein gravitätischer bezopfter Gardegrenadier aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Ersten von den Todten erstanden und gäbe Schnellfeuer aus dem Zündnadelgewehr. Der Mann schimpft nicht, das ist wahr, in der Manier süddeutscher Radicalen und Ultramontanen, aber das ist auch alles, was seine Stellung zum preußischen Staat von der übrigen unterscheidet. Fr. Hecker mit aller seiner natürlichen Antipathie gegen Preußen, den Stein des Anstoßes für sein Ideal, die deutsche Föderativrepublik, würdigt die Ereignisse der jüngsten Zeit doch hundertmal unbefangener, weil er hundertmal mehr eigentlich politischen und nationalen Sinn hat als Stüve, — denn dieser und kein anderer ist es, den wir hier vor uns haben. Auch wenn es die Zeitungen nicht bereits widerspruchslos ausgesagt hätten, würde es, um ihn mit Sicherheit erkennen zu lassen, nicht erst des Umstandes bedürfen, daß die Broschüre in demselben Verlag erschienen ist, aus welchem zur Zeit des ersten hannoverischen Verfassungs-

Digitized by Google

bruches Dahlmanns und Stüves gebarnischte Schriften zur Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes hervorgingen.

Das war unzweifelhaft Stüves beste Zeit. Als er 1848 Minister wurde, war die rastlose Woge der Geschichte über den Punkt, der seine politische Leistungsfähigkeit begrenzt, im Grunde schon hinausgerollt. Er arbeitete sich ab für die Gestaltung eines Kleinstaats, während die Stimmungen sowohl wie die gegebenen realen Bedingungen immer unverkennbarer nur demjenigen Streben noch Erfolg versprachen, das sich auf das Ganze der Nation richtete. Im Jahre 1850 konnte er sich noch mit der selbstgefälligen Einbildung schmeicheln, sein Werk werde bestehen, auch wenn die Zügel der Regierung in andere Hand übergingen, dieweil das Werk der Träumer und Theoretiker in der Paulskirche beim ersten Zusammenstoß mit der Wirklichkeit zerschellt sei. Im Jahre 1855, wo der Fußtritt eines ungeduldigen Souveräns die hannoversche Verfassung von 1848 über den Haufen stieß, mochte ihr bekümmerter Vater sich immerhin noch mit der gleichen gänzlichen Aussichtslosigkeit der ihm so fatalen nationalen Idee trösten. Nun aber, 1866, nach dem neuen Anstoß, der 1859 von außen her gegeben wurde, unaufgehalten selbst durch den bittern Verfassungskampf in Preußen, der sie für lange Zeit ganz begraben zu sollen schien, fassen diese verhaßten und verachteten Ideen plötzlich festen Fuß auf haltbarem Boden, und in die Lüfte verliert sich vor ihrem Donnergang das kleine Staatsgebäude, dessen wohnlichen Ausbau der Landsmann Mösers den sauren, redlichen, unvergoltenen Fleiß eines langen Lebens gewidmet hat. Man muß die Gemüthsverfassung bedenken, welcher einer solcher Situation entspricht, um die neueste Denkschrift Stüves nicht härter zu beurtheilen, als subjectiv gerecht wäre.

Schlimmer als die thatsächlichen Irrthümer, die schon an anderem Orte nachgewiesen worden, ist die Mißauffassung, welche die ganze Schrift durchzieht, und die man versucht wäre für Bosheit zu nehmen, wäre sie nicht blindmachende Leidenschaft. Um es kurz zu sagen, Stüve gesteht den nationalen Gesichtspunkten, die für Preußens Politik sprechen, nicht den allergeringsten Grad von Berechtigung zu, findet alle preußischen Einrichtungen in Bausch und Bogen schlecht, alle hannoverischen mehr oder weniger mustergiltig, und macht darauf hin eine Schadensrechnung für die jetzige Provinz, die eine Versicherungsgesellschaft zur Verzweiflung bringen müßte, wenn sie nicht völlig sicher wäre, daß kein Gericht in der Welt sie nur zum zehnten Theile anerkennen werde. Die höheren Gehalte hannoverischer Beamten z. B. sind nach Stüve ein finanzieller Vorzug, denn sie werden im Lande verzehrt, und selbst daß sie eine verhältnißmäßig hohe Steuerquote im Gefolge gehabt haben, ist kein Unglück, weil das Geld doch immer im Lande blieb. Die preußische Mehrausgabe für das Heer hingegen sei für den Hannoveraner eine Bedrohung, mit der der gesteigerte Schutz nach außen keineswegs versöhnen kann.

Digitized by Google

Einen Staatsmann von Stüves Verdienst und Bedeutung in die abgethanen und handgreiflichen volkswirthschaftlichen Trugschlüsse zurückfallen zu sehen, ist nicht minder betrübend, als an seinem Beispiel wahrzunehmen, bis zu welchem Grade selbst in Norddeutschland einzelne Männer von Einsicht und Gemeinsinn, deren Interessen und Standesgefühl unter dem Umschwung der Dinge nicht leiden, sich gegen die Wiedergeburt alles deutschen Wesens verschließen. Die ganze vor uns liegende Schrift, mit der bebenden Hand der Leidenschaft hastig hingeworfen, enthält nur eine einzige beachtenswerthe Stelle, auch sie ist schwerlich ganz frei geblieben von dem alles erfüllenden giftigen Hauche, aber sie erinnert doch an des Verfassers gesundere Tage. Wir wollen sie daher hier anführen:

„Ein tiefer principieller Unterschied zwischen Preußen und Hannover durchzieht den größten Theil der Verwaltungsgesetze. In Hannover hat man den Unterbehörden, den eigentlichen Obrigkeiten in der Verwaltung eine ungleich größere Competenz gegeben, und ist allmälig der Gedanke mehr und mehr durchgedrungen, daß die Arbeit der Mittelbehörden eine vielfach unfruchtbare sei; während in Preußen die Competenz der Mittelbehörden ungleich ausgedehnter ist, und gewissermaßen das Princip herrscht, diese als die eigentlichen Subjecte der Verwaltung, die Obrigkeiten aber nur als deren Werkzeuge zu betrachten. Dieser Grundsatz, der allerdings in dem Dominienwesen der östlichen Provinzen seine Stütze und auch wohl seine Berechtigung findet, kann wohl auf den noch tieferen (Unterschied) zurückgeführt werden: daß in Preußen die Spontaneität des Regierungswesens in der Mittelbehörde, in Hannover dagegen in der Localbehörde ruht." Andere würden dies vielleicht nur eine Umschreibung nennen, nicht eine Zurückführung auf eine noch tiefere Auffassungsweise; gleichviel indessen! „Das preußische Princip," fährt Stüve fort, „hat ohne Zweifel einen formelleren Geschäftsbetrieb zur Folge, woraus denn leicht dasjenige hervorgeht, was der Freiherr vom Stein als Buchgelehrsamkeit tadelt. In Hannover ist der Gang einfacher, natürlicher, bequemt sich mehr der individuellen Sachlage an, und ist deshalb bei gleich geeigneten Persönlichkeiten auch rascher. Es ist das auch von preußischen Beamten, namentlich von Technikern, bei Expropriationsgeschäften mit Lob anerkannt. Wie lästig das preußische Wohnschein-, Paßwesen und ähnliches in die Regierungen gelegt ist, weiß ein jeder. Nothwendige Folge ist größere Kostbarkeit der Mittelbehörden, bei minderer anscheinender Kostbarkeit der Unterbehörden u. s. w."

Stüve und die jüngst in Hannover zusammengetretenen Ritterschaften bestehen darauf, daß man die Ständeversammlung sammt den Provinziallandschaften nicht als in den Sturz des Thrones (den sie doch nicht gehalten haben) verwickelt ansehe, sondern in ihnen den angekündigten Beirath für die Art und Weise der Einverleibung suche. Auch Grumbrecht — in seiner Schrift

Digitized by Google

„Ueber einige Folgen der Einverleibung ꝛc.“ — neigt sich halbwegs dieser Forderung zu, wohl weil er die Wirkung so langsamer Processe, als die Umstimmung großer geschlossener Kreise von Menschen durch unerwartete Thatsachen ist, zu früh vorwegnimmt und überschätzt. Bening dagegen — dessen treffliche Schrift kürzlich von uns skizzirt wurde — sieht vollkommen ein, daß dies die Pferde hinter den Wagen spannen hieße. Wie kann die preußische Regierung Körperschaften, in denen die wahrlich nicht geringe, noch unthätige Zahl der unbedingten vorbehaltlosen Anhänger Preußens so gut wie gar nicht vertreten ist, wohl aber jede Abstufung von leidenschaftlichen und beschränkten Gegnern der Einverleibung, das moralische Gewicht überliefern, das öffentlich berufenen Vertrauensmännern zukommt? Den besten Rath werden ihr grade solche Männer ertheilen, wie sie die früheren ständischen Corporationen entweder gar nicht oder ganz vereinzelt unter sich zählten: Männer, die Hannover als ihre Heimath lieben und ihren Landsleuten vor anderen Sterblichen alles Gute gönnen, die aber zugleich Preußens nationale Politik als die Schlußbürgschaft aller öffentlichen Güter mit rücksichtsloser Hingebung zu unterstützen entschlossen sind.

Das Ministerium Varnbüler und Professor Pauli in Tübingen.

Bei dem Interesse, welches Ihre grünen Blätter dem Universitätsleben schenken und bei dem trefflichen Correspondenten, der Ihnen Ihre Berichte aus dem Schwabenlande zu senden pflegt, ist es wohl keine unrichtige Voraussetzung, daß Sie auch der Angelegenheit des Professor der Geschichte Pauli in Tübingen und dem gegen ihn eingeleiteten Verfahren Aufmerksamkeit zuwenden. Ich erlaube mir dafür einige Notizen zu geben.

Pauli's Artikel in den preußischen Jahrbüchern (Augustheft) enthielt unzweifelhaft eine Beurtheilung der würtembergischen Minister, welche dem Verfasser vor dem Gesetz Blößen gab, und wenn die Minister nach Ermittelung des Autors gegen denselben criminaliter vorgehen wollten, so konnte man dagegen nicht viel einwenden. Indessen dann handelte es sich um ein Geschwornengericht, und das war mißlich. Bei der liebenswürdigen Stimmung und Einsicht der zeitweiligen Staatslenker Würtembergs und bei dem scharfverletzten

Digitized by Google

Selbstgefühl der Schwaben war am Ende auf eine Verurtheilung Paulis wohl zu zählen, aber gesetzt auch, Pauli hätte für keine einzige seiner Behauptungen und Prädicirungen den Beweis beibringen können, so wäre doch im Laufe der Verhandlungen der Ministerialschmutz so gründlich aufgerührt worden, daß die Lust den Herren selber schließlich nicht behagt hätte. Ueberdies ist die Beurtheilung des Ministeriums wie in Paulis Artikel eine sehr verbreitete, mündlich von Schwaben oft ausgesprochen mit jenem urbanen Humor, dessen Wörterschatz die Vorsatzsilbe „Sau" besonders liebt; aber freilich ein Fremder durfte nicht so sprechen, am wenigsten so drucken lassen, und gar in einem preußischen Blatte!

Daß Pauli als würtembergischer Staatsdiener jenen Artikel drucken ließ, ist jetzt ein mißlicher Umstand, wo der Staat Würtemberg sowie das Ministerium Varnbüler sich gerettet und neu bestätigt des Lebens freut. Auch in jenen großen Wochen des Juli hätte er Einzelnes anders ausdrücken können. Aber wir Norddeutschen waren in einer gar übeln Lage, unter dem wüsten Lärm und Geschimpf der vereinigten Parteien, der Pfaffen, der schwäbischen Föderativrepublikaner nach Art des Beobachters und der Conservativen. Ein lebhafter Geist wie Pauli und die freudige Erregung über die Erfolge des siebentägigen Krieges in Böhmen gegenüber jenem Lärmen und Hetzen, das die preußisch Gesinnten öffentlich in der Presse das Land räumen hieß und das mehrmals Straßenskandale und Fenstereinwerfungen organisirt hatte, die nur noch von der Polizei rechtzeitig vereitelt wurden — das ist wohl eine Erklärung für Paulis Handlungsweise.

Der Artikel war im Lande außer in Stuttgart und Tübingen kaum bekannt geworden, da nur vier Exemplare der verhaßten Jahrbücher in Würtemberg gehalten werden. Das Ministerium übernahm in seinem blinden Eifer das Amt, ihn in weitere Kreise zu bringen, indem es die Sache nicht ruhen ließ. Der Cultusminister Golther, der College des wegen Nepotismus von Pauli getadelten Geßler, ließ durch dessen Bruder, den Universitätskanzler Geßler Pauli inquiriren und dieser gab sich ohne Umschweife als Verfasser an. Das war persönlich ehrenhaft, aber principiell falsch, besonders hier, wo das Ministerium sich früher bereits öfter, von R. Mohl, von Reyscher, in ähnlicher Lage einen Korb geholt und dann erst recht die Finger verbrannt hatte. Durch das Rectoramt ward Pauli dann zu einer Erklärung aufgefordert; er gab seine Uebereilung und manches Ungerechte zu, schilderte aber die Zeit, in der der Aufsatz geschrieben war, lebhaft und wenig erfreulich für die Regierung. Schließlich erbot er sich zu einer mit seiner Ehre und seinen politischen Ueberzeugungen vereinbaren Erklärung; wo nicht, so werde er alle Consequenzen auf sich nehmen. In Stuttgart hat man diese Erklärung für „noch gröber" als den Aufsatz erklärt; entschieden falsch; aber unbequem mußte sie nach ihrem ganzen Tenor dem Ministerium sein. Auf die angebotene Erklärung ging man nicht ein.

Digitized by Google

Darauf verlangte Golther am 31. October, ehe von Seiten der Regierung eine Verfügung getroffen würde, vom akademischen Senat eine gutachtliche Aeußerung, „ob ein akademischer Lehrer, welcher derartige Angriffe gegen das Staatsoberhaupt, die Regierung und das Volk von Würtemberg sich erlaubt hat, noch als geeignet betrachtet werden könne, sein Lehramt an der Landesuniversität zu bekleiden". Sie müssen wissen, daß hier verfassungsmäßig die Regierung das Recht hat, jeden Beamten unter Belassung gleichen Ranges und Gehaltes ohne weiteres zu versetzen; daß zur Absetzung eines akademischen Lehrers eine vorgängige Disciplinaruntersuchung von Seiten des akademischen Senats und ein entsprechender Antrag desselben erforderlich ist. Letzteren Weg beschritt Golther nicht, in der richtigen Ueberzeugung, einen entsprechenden Antrag vom Senat nicht extrahiren zu können; die gutachtliche Aeußerung sollte einer etwaigen Versetzung oder dergleichen das Odium abnehmen. Der Zweck ward dann doch erreicht, denn daß Pauli sich nicht an ein Seminar, ans Polytechnikum oder — schöne Ironie! — in den Oberstudienrath versetzen ließ, sondern in solchem Falle um seinen Abschied einkam, war klar. — Inzwischen lieferte der allmächtige „Beobachter" in zwei Leitartikeln einen Auszug aus der „Epistel Pauli", nicht ohne einige beobachterliche Chikanen; z. B. ward das dem König gegebene, unverfängliche Prädicat „gutmüthig, wohlwollend, aber schwach" in „gutm., wohlw., aber — —" verwandelt.

Zur Beurtheilung des Verhältnisses zwischen dem Minister Golther und dem Beobachter einen kleinen Zug im Vorbeigehen. Golther veranstaltet allwinterlich Vorlesungen in Stuttgart ohne jegliches Entrée, wo sich denn ein wundersames Publikum zusammenfindet. Den Reporters waren in diesem Jahre eigene Sitze reservirt, zu denen es besondrer Karten bedurfte, welche man auf dem Ministerium sich nur zu holen brauchte. Das war gewiß zuvorkommend genug. Statt dessen schimpft der Beobachter in einem maßlosen Artikel über diesen neuen Beweis unerträglicher Bureaukratie; ein freier königlich würtembergischer Föderativrepublikaner könne sich dem nicht beugen, er — Karl Mayer — lasse keine Karte holen, werde also auch keine Berichte liefern, was dem Ministerium unangenehm genug sein werde. Nachschrift. Soeben schicke das Ministerium die fragliche Karte, da der Beobachter wohl vergessen habe dieselbe holen zu lassen; trotzdem wolle man den obigen Artikel zur Warnung doch lieber stehen lassen. — Hübsch für beide Betroffenen.

Jene Beobachterartikel über Pauli machten nun dessen Aufsatz im ganzen Lande bekannt, erregten freilich viel Aerger bei den beleidigten Schwaben, machten dieselben aber auch mit der Beurtheilung des Ministeriums bekannt. Ob das wirklich klug war? Der Beobachter selbst motivirte seine Publication damit, vom akademischen Senat dürfe man sich gerechter Justiz nicht versehen, deshalb wolle er eintreten.

Digitized by Google

Die Verhandlungen im Senat der Universität entziehen sich der Oeffentlichkeit, nur was davon extra muros bekannt geworden, bin ich im Stande mitzutheilen. Dem Vernehmen nach war Referent im Senat Hugo v. Mohl, der Botaniker, ein geborner Würtemberger von entschieden großdeutscher Gesinnung, aber ein durchaus selbständiger Charakter. Sein Referat soll meisterhaft und geistvoll gewesen sein. Er mißbilligte die Abfassung und Publication des Aufsatzes sehr entschieden, hielt aber Paulis sonstige Wirksamkeit in wahrhafter Schilderung dagegen; es handle sich hier lediglich um eine einmalige leidenschaftliche Ueberschreitung, vom Verfasser selber als solche anerkannt, und genügend erklärt durch die Zeitverhältnisse. Auf Paulis Lehrkraft fernerhin zu verzichten liege gar kein Grund vor. — Diese Auffassung, die einzige, einer großen akademischen Körperschaft würdige, wurde wie verlautet nach längerer Debatte angenommen. Wir nehmen an, daß zu diesem Senatsbeschluß, welcher die Sache niederzuschlagen forderte, auch andere verständige Rücksichten beigetragen haben, ein vorsichtiger Blick auf sonstige Universitätsmaßregelungen — schon jetzt hat das falsche Vorgehen des Ministeriums der Schrift erst die Wichtigkeit beigelegt — dann ein Hinblick auf das überall hervortretende Bestreben, die Ausschreitungen der jüngsten Vergangenheit zu vergessen. Will denn Würtemberg allein hinter Preußen, Oestreich, Italien zurückstehen? —

Allerdings ist dieser Beschluß sehr wenig im Sinn des Ministeriums. Das Cultusministerium ist mit sehr groben Verwarnungen gegen Geistliche vorgegangen, von denen einer gesagt hatte, er könne nicht außer Augen lassen, daß der Staat des protestantischen Geistes und Fortschritts nicht Oestreich, sondern Preußen sei, während der andre darauf aufmerksam gemacht hatte, daß auch die Preußen bona fide handelten und von der Rechtmäßigkeit ihres Standpunktes überzeugt wären. Ein mystisch-muckerischer Professor B. dagegen, der auf der Kanzel ganz unzweideutig Preußen und seinen König mit der Hölle und Lucifer vergleicht und im Colleg ähnlich sprechen soll, geht ruhig einher.

Am 18. November, einem Sonntage, fand in dieser Angelegenheit eine außerordentliche Sitzung des königl. geheimen Rathes statt, unter Theilnahme aller Minister, dort wurde Strafversetzung des Professor Pauli beschlossen, am 20. Abends, brachte der Staatsanzeiger unter Datum des 21. die Versetzung des Dr. Pauli an das niedere Seminar zu Schönthal, unter Vorbehalt seines Rangs und Gehalts, als amtliche Anzeige. Man hat die möglichst verletzende Form gewählt, die Nachricht mit ungewöhnlicher Schleunigkeit durch den Staatsanzeiger verbreiten zu lassen, ehe noch Pauli selbst das betreffende Decret erhalten hat. Eine solche Versetzung, wenn Rang und Gehalt belassen wird, ist nach der hiesigen Verfassung dem Ministerium ohne Weiteres freigestellt, wie sie in den analogen Fällen von R. Mohl und Reyscher früher vorgenommen worden ist. Daß Pauli auf eine solche Versetzung nicht eingehen konnte, war nicht

Digitized by Google

zweifelhaft; er hat sofort sein Entlassungsgesuch nach Stuttgart gesandt. Seinen Freunden liegt der Wunsch nahe, ihm so rasch als möglich einen ehrenvollen Eintritt an einer andern Universität zu schaffen.

Wir fragen bei diesem Zorn der Regierung gegen preußisch Gesinnte, wohin ist preußischer Einfluß wenige Monate nach der Schlacht bei Königsgrätz gekommen? Und wir suchen uns zu erinnern, ob die süddeutschen Staaten oder Preußen die Friedensverträge von Berlin dictirt haben. So weit unsere Kenntniß früherer Fälle reicht, ist doch die Folge eines siegreichen Krieges immer gewesen, daß die Regierung des besiegten Staates sich der neuen Ordnung der Dinge mit gutem Anstand fügte. Es ist deshalb das erste Bestreben des Siegers gewesen, den nöthigen Personenwechsel in den Staaten hervorzubringen, mit denen ein Vertrag abzuschließen war, und sich eine gewisse wohlgeneigte Gesinnung für Erfüllung des neuen Vertrages und aufrichtigen politischen Verkehr zu sichern. Dies ist der erste und beste Gewinn jedes siegreichen Kampfes. Aber in Hessen-Darmstadt, in Würtemberg und Bayern hat grade das Gegentheil stattgefunden. Die alten Menschen sind geblieben, der Haß ist concentrirter, die militärischen Erfolge der Norddeutschen sind grade groß genug gewesen, den localen Stolz der Bevölkerung zu verletzen, nicht groß genug, um auf die Dauer Furcht zu erregen.

Zur Zeit äußert sich der Widerstand der süddeutschen Regierungen nur in harten Maßregeln gegen Privatpersonen und in den Nadelstichen ihrer Presse, aber man darf innig überzeugt sein, daß dort alles, was Preußen schädigen kann, willkommen ist, jede politische Combination und jedes Bündniß. Man weiß in Süddeutschland sehr gut, daß ein neuer Krieg in Deutschland nicht zwischen Preußen und Oestreich verlaufen wird, sondern unter dem Zwange großer europäischer Allianzen; und man fühlt sich trotz staatlicher Ohnmacht sehr behaglich, ja freier und sicherer als seit vielen Jahren. Grade die politische Selbständigkeit ist dort ein Gewinn des Jahres 1866, die Dauer der Südstaaten ist fortan ein großes europäisches Interesse, welches Oestreich, Frankreich und Rußland gemeinsam haben. Zwar Herr v. Dalwigk ist durch die preußische Umarmung genirt, aber Würtemberg und Bayern sind durch den nikolsburger Frieden aus Bundesstaaten zu freien europäischen Reichen befördert, deren politische Ohnmacht ihnen selbst, wie die Dinge liegen, ihr bester Schutz dünkt.

Dennoch irren diese Regierungen, wenn sie glauben, daß die Großmächte auch ihre Unarten und den feindseligen Trotz haßvoller Beamten gegenüber einem ernsten Auftreten Preußens schützen werden. Es ist aber hohe Zeit, daß die Langmuth Preußens gegen seine deutschen Nachbarn und Vertragsgenossen, eine Langmuth, welche wir nach den Siegen dieses Jahres nur ungern Schwäche nennen, mit entschiedenem Fordern vertauscht werde.

Digitized by Google

Man wird dadurch Süddeutschland nicht gewinnen, aber man wird wenigstens die Aeußerungen der Abneigung und geheime Wünsche zu anständiger Zurückhaltung bändigen.

Neue Kunstblätter.

Eine höchst wichtige Anwendung der Photographie, dieses demokratischesten aller Reproductionsmittel, vor welchem wenigstens facultativ alle Erzeugnisse der Kunst wie der Natur gleiches Recht haben, ist die Copie von Handzeichnungen. Keine Frage, daß Kunstbeschreibung und Kunstgeschichte von dieser Vervielfältigungsart in demselben Sinne eine neue Epoche datiren, wie die Historiographie von der systematischen, diplomatisch genauen Herausgabe der Urkunden. Mit Dank und Stolz verdienen daher Unternehmungen solcher Art registrirt zu werden, besonders wenn sie mit so viel Geschmack und Sorgfalt geleitet sind, wie das vor uns liegende Werk aus dem Verlage von Alphons Dürr in Leipzig: „Funfzig Photographien nach Handzeichnungen älterer Meister aus der Sammlung Sr. k. H. des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen. Herausgegeben von Dr. Hugo v. Ritgen." Jeder Kunstfreund und Forscher, welcher das treffliche weimarische Cabinet kennt, wird diese durchweg gelungene Reproduction, die sich dem Jägermeierschen Unternehmen der Wiedergabe der wiener Albrecht-Galerie würdig an die Seite stellt, freudig begrüßen. In den bisher erschienenen fünf Lieferungen zu je fünf Blatt finden sich namentlich Rafael, Michelangelo, Lionardo und van Dyck vertreten. Wird auch die Stilkritik voraussichtlich das eine oder andere Original des Nimbus seiner Benennung entkleiden, so darf doch nicht vergessen werden, daß eben solche Publicationen es sind, welche diesen wichtigen Untersuchungen das Material liefern, indem sie constante Beobachtung der Unica dieser Gattung ermöglichen. —

Aehnliches gilt von dem Unternehmen, einzelne Kostbarkeiten der Kupferstechkunst, die durch ihre große Seltenheit um die Popularität gekommen sind, auf photographischem Wege wieder zugänglich zu machen. Hierzu beizutragen ist Absicht der Choix d'estampes rares et précieuses de la collection Drugulin aus dem nämlichen Verlage, deren sechs erste Blätter u. a. Arbeiten des Meister E. S., des Mstr. von Landshut, M. Schongauers und Marc Antons bringen. —

Aus dem Atelier von Hans Hanfstängl in Dresden, dessen Erzeugnissen wir schon öfter die Aufmerksamkeit unserer Leser zuzuwenden Veranlassung

Digitized by Google

hatten, liegen uns zwei neue Blätter vor, die nach Gegenstand und Ausführung sich den trefflichen bisherigen Kunstleistungen des gleichen Verlags ebenbürtig anschließen. Es sind photographische Reproductionen des bekannten auf der dresdener Galerie befindlichen Bildes von Julius Rotermund „Klage am Kreuz“ (nach Zeichnung von R. Strauß) und einer großen Composition des hochbegabten 1861 im 31. Lebensjahre verstorbenen Bonaventura Emler aus Wien: „Dantes Hölle“. Der Künstler hat sich die Aufgabe gestellt, alle charakteristischen Vorgänge des Inferno in einer Gesammtdarstellung, deren architektonische Umrahmung die Hauptzüge der übrigen Gesänge vorführt, zu vereinigen, das Nacheinander der Dichtung im Nebeneinander des Bildes wiederzugeben, und es läßt sich nicht läugnen, daß er durch Reichthum der Erfindung und drastische Realität der Formgebung den Intentionen des großen Florentiners vielfach nahe kommt. Wenn auch das Arrangement nicht alle ästhetischen Einwendungen besiegt, so verdient doch die Originalität des Problems und der ernste künstlerische Drang, der sich in allem kundgiebt, Bewunderung und Antheil. — An beiden Blättern haben wir gleiche Vollendung der Wiedergabe zu rühmen.

Jahresbericht

der historischen Commission bei der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Da die Einberufung der auswärtigen Mitglieder der Commission unter den Verhältnissen des verflossenen Sommers Schwierigkeiten bot, hatte Se. Majestät der König von einer Plenarversammlung in diesem Jahre Umgang zu nehmen befohlen, und an Stelle derselben den hiesigen Localausschuß die nothwendigen und durch frühere Beschlüsse bereits bedingten Geschäfte zu erledigen beauftragt, was in den Sitzungen am 12. und 27. October in Ausführung gebracht wurde.

Ueber den Geschäftsgang des abgelaufenen Jahres erstattete der Secretär den statutenmäßigen Bericht. Aus demselben ergab sich, daß trotz der Ungunst der Verhältnisse die Arbeiten fast unbehindert ihren Fortgang gehabt haben. Von den durch die Commission herausgegebenen Schriften sind seit der vorjährigen Plenarsitzung in den Buchhandel gekommen:

1) K. Hegel, Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Bd. IV. 2) Jahrbücher der deutschen Geschichte: a. Anfänge des

Digitized by Google

karolingischen Hauses von Ed. Bonnell; b. Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen. Bd. I von Dr. Sig. Abel. 3) Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. VI. 4) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Zweite Lieferung, enthaltend: a) Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft von C. Fraas, und b) Geschichte der Erdkunde von O. Peschel. 5) R. v. Liliencron, Historische Volkslieder der Deutschen. Bd. I. und II.

Andere Werke sind im Drucke theils vollendet, theils weit vorgeschritten, so daß auch sie in nächster Zeit dem Publikum zu übergeben sein werden.

Die Berichte, welche im Laufe der Verhandlungen über die einzelnen Unternehmungen vorgelegt wurden, zeigten, wie sie fast sämmtlich im raschen Fortschritt begriffen sind, und auch in diesem Jahre von den hiesigen und auswärtigen Behörden, wie von den Verwaltungen der Archive und Bibliotheken mit ausgezeichneter Liberalität und dankenswerthester Zuvorkommenheit unterstützt wurden.

Von der Geschichte der Wissenschaften sind zwei Bände vollendet, enthaltend die Geschichte der evangelischen Theologie von J. A. Dorner und die Geschichte der katholischen Theologie von C. Werner.

Von den deutschen Städtechroniken ist der fünfte Band unter der Presse. Er liefert die Fortsetzung der augsburger Chroniken, namentlich das vollständige Werk des Burkard Zink, von den Professoren Frensdorff und Lexer bearbeitet. Mit einem neuen Bande der nürnberger Chroniken ist Professor v. Kern, mit der Sammlung der bamberger Geschichtsquellen Dr. Knochenhauer beschäftigt. Von Dr. K. Schröder ist die Bearbeitung des chronikalischen Stoffes für München, welche er auf längere Zeit zurücklegen mußte, neuerdings wieder in Angriff genommen. Professor Hegel, der Leiter des ganzen Unternehmens, hat inzwischen vorbereitende Schritte gethan, um auch die Chroniken der oberrheinischen Städte bald dem Werke einverleiben zu können. Die Edition der niederdeutschen Städtechroniken, welcher der verstorbene Lappenberg sein Interesse zuwandte, ist gleichfalls im Auge behalten. Professor Mantels setzt seine Arbeiten für die lübecker Chroniken fort, und es haben sich Aussichten eröffnet, daß man mit einer Ausgabe der wichtigen chronikalischen Aufzeichnungen für Braunschweig vielleicht schon in nächster Zeit wird hervortreten können, wegen welcher noch Lappenberg mit dem dortigen Archivar Dr. Hänselmann in Verbindung getreten war.

Von dem ersten Bande der deutschen Reichstagsacten, deren Herausgabe unter Oberleitung des Professors v. Sybel durch Professor Weizsäcker erfolgt, lag die bei weitem größere Hälfte im Drucke vor. Der erste Band wird die Periode von 1376—1387 umfassen, während der zweite Band die Acten bis 1400 liefern, der dritte sich auf die Regierungsperiode K. Ruprechts erstrecken wird, und dann zwei Bände der Zeit K. Sigmunds gewidmet werden sollen.

Digitized by Google

Sehr erfreuliche Ergebnisse haben die Nachforschungen des Bibliothekars Dr. Kerler auf seinen Reisen durch Schwaben und Franken geliefert. Im hiesigen Reichsarchiv hat Dr. A. Schäffler die Untersuchungen mit bestem Erfolge fortgesetzt, aus dem Stadtarchiv zu Köln der dortige Archivar Dr. Ennen höchst schätzbare Beiträge geliefert.

Die Jahrbücher des deutschen Reichs sind um eine werthvolle Arbeit bereichert worden, die Geschichte Kaiser Heinrichs des Sechsten von Dr. Th. Toeche, welche im Druck bereits vollendet ist.

Der Druck der historischen Volkslieder der Deutschen wird regelmäßig fortgesetzt und läßt sich im Laufe des nächsten Jahres mit Sicherheit der dritte Band erwarten. Der Herausgeber Cabinetsrath Dr. v. Liliencron hat sich durch seine Arbeit die allgemeinste Anerkennung erworben. Ob man mit dem vierten Bande abschließen oder noch einen fünften hinzufügen solle, blieb weiterer Beschlußnahme vorbehalten.

Von der Sammlung der Weisthümer, welche unter Oberleitung des Staatsraths v. Maurer Professor R. Schröder nach J. Grimms Tode fortführt, ist der fünfte Band im Druck vollendet. Der sechste Band, der außer Zusätzen das unentbehrliche Sachregister enthalten wird, kann sogleich in Angriff genommen werden.

Ein besonderes Mißgeschick hat bisher über der Herausgabe der hansischen Recesse gewaltet. Das Unternehmen, welches Lappenberg mit großer Liebe durch eine Reihe von Jahren gepflegt und geleitet hatte, wurde in dem Zeitpunkte, wo der Druck bereits beginnen sollte, durch den Tod des Professors Junghans, des umsichtigen und fleißigen Gehilfen Lappenbergs, gehemmt; der Verlust dieser frischen Kraft war um so schmerzlicher, als Lappenberg bald darauf selbst so schwer erkrankte, daß er die Arbeit kaum fortzusetzen vermochte. Im Laufe des verflossenen Jahres schied leider auch Lappenberg ab, und es wurde fraglich, ob man das große angesammelte Material überhaupt noch in der von ihm beabsichtigten Weise werde publiciren können. Zum Glück hat sich in Professor Frensdorff in Göttingen ein Gelehrter gefunden, der geeignet und erbötig ist, das von Lappenberg begonnene Unternehmen in seinem Sinne durchzuführen.

Die unter Redaction von Professor Waitz, Geh. Rath Häusser und Oberstudienrath v. Staelin erscheinende Zeitschrift: Forschungen zur deutschen Geschichte wird ihren regelmäßigen Fortgang in der bisherigen Weise behalten, da sie in mehrfacher Beziehung als ein Bedürfniß erscheint. Für den siebenten Band liegt das Material theils druckfertig vor, theils ist es in nahe Aussicht gestellt.

Die Arbeiten für die wittelsbachsche Correspondenz im 16. und 17. Jahrhundert haben verhältnißmäßig die größten Störungen erfahren, theils durch

Digitized by Google

Krankheiten und militärische Verpflichtungen der Hilfsarbeiter, theils durch Hemmnisse des Druckes. So ist der erste Band der älteren pfälzischen Abtheilung, welchen Professor Kluckhohn unter Oberleitung des Professors v. Sybel bearbeitet, nicht im abgelaufenen Jahre vollendet, sondern nur etwa bis zur Hälfte gedruckt worden. Dieser Band wird die Correspondenz Kurfürst Friedrich des Dritten von 1559 bis 1567 umfassen und ihm sogleich der zweite Band folgen, mit welchem die Correspondenz Friedrich des Dritten abschließt. Das Material ist noch mehrfach, theils aus den jetzt erst verwendbaren kasseler Archivalien, theils aus den stuttgarter, nürnberger und hiesigen Acten vervollständigt worden; mit einer nochmaligen sorgsamen Durchforschung des dresdener Archives ist Professor Kluckhohn augenblicklich beschäftigt. Für die ältere bayerische Abtheilung, deren Herausgabe Reichsarchivsdirector v. Löher übernommen hat, sind die Arbeiten von dem Hilfsarbeiter Dr. v. Druffel fortgesetzt worden. Für die jüngere pfälzische Abtheilung hat wenig geschehen können; für die jüngere bayerische Abtheilung hat Professor Cornelius selbst die Arbeiten theils hier, theils in Wien fortgesetzt; die Sammlung des Stoffs für den ersten Band, welcher die Jahre 1598 bis 1610 umfassen soll, ist jetzt im Wesentlichen vollendet.

In Betreff der Herausgabe der schmellerschen Nachträge zum bayerischen Wörterbuch lagen eingehende Berichte des Professors W. Wackernagel vor. Aus denselben ergab sich die erfreuliche Gewißheit, daß sich die geeignetste Persönlichkeit gefunden habe, um dieses Unternehmen, welches bisher alle Bemühungen der Commission wenig zu fördern vermochten, endlich in Ausführung zu bringen. Da inzwischen bekannt wurde, daß die erste Auflage des bayerischen Wörterbuchs fast vergriffen sei, traten Bedenken ein, ob eine besondere Veröffentlichung der Supplemente rathsam sein würde; denn die Verwendung derselben zu einer neuen Auflage würde nicht nur die Benutzung des Werks erleichtern, sondern auch der ursprünglichen Absicht Schmellers mehr entsprechen. J. Grimm, als er den besonderen Abdruck der Supplemente bei der Commission in Anregung brachte, that dies nur in der Voraussetzung, daß eine zweite Auflage des Wörterbuchs nicht so bald zu ermöglichen sein dürfte. Die Vorzüge einer neuen Ausgabe, bei welcher die Nachträge gleich an Ort und Stelle eingefügt würden, erscheinen in der That so groß, daß der Ausschuß auch einen größern Kostenaufwand nicht scheuen zu dürfen glaubte, zumal es von Anfang an in der Absicht J. Grimms und der Commission gelegen hatte, dem großen bayerischen Sprachforscher durch die Publication seiner hinterlassenen Arbeiten ein würdiges Denkmal zu setzen.

Vielfach machte sich die Abwesenheit der auswärtigen Mitglieder im Laufe der Verhandlungen dem Ausschusse fühlbar. Die Arbeiten der Commission gelten dem gesammten deutschen Vaterlande und bedürfen der Mitwirkung aus allen Theilen desselben. Grade in den politisch gelockerten Verhältnissen der Nation hat die Stiftung König Maximilians des Zweiten, welcher die historische Wissenschaft so viel verdankt, für das deutsche Geistesleben noch eine erhöhte Bedeutung gewonnen. Möchte der nächste Herbst wieder alle Mitglieder der Commission in München vereinen, um das gemeinsam begonnene Werk gemeinsam fortzusetzen!

München, im November 1866.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Im Verlag von Friedrich Fleischer in Leipzig erschien soeben:

Schwedens
Politik und Kriege
in den Jahren 1808—1814
vorzüglich unter Leitung des Kronprinzen Carl Johann
von
G. Swederus.

2 Bände mit 2 Schlachtenplänen. Preis 4 Thlr.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Aus dem Mittelalter.
Bilder
von
Gustav Freytag.

Ein Band von 35½ Bogen in 8. Preis 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 2 Theile, und die Neuen Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes, welche beide seit längerer Zeit vergriffen sind, werden sich in neuer vermehrter und umgearbeiteter Ausgabe dem vorliegenden Bande anschließen und das ganze Werk wird unter dem Gesammttitel: Bilder aus der deutschen Vergangenheit in 4 Bänden bis Ostern vollständig erscheinen.

Im Verlage von **C. F. Schmidt** in **Leipzig** erschienen in diesem Jahre nachstehende **Novellen, Erzählungen, Romane** ꝛc., welche in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig sind:

Goethe und sein Liebeleben.
Historischer Novellenkreis
von
H. E. R. Belani.
3 Bde. 8. broch. 1866. Preis 3 Thlr.

Der Achatring.
Eine Erzählung
von
Hedwig von Numers.
geb. von Ehrenstam.
Aus dem Schwedischen
von
August Kretzschmar.
3 Bände. 8. broch. 1866. Preis 2 Thlr.

Da **Hedwig von Numers** bei ihren Landsleuten als Schriftstellerin bereits dieselbe Anerkennung gefunden, wie **Marie Sophie Schwartz**, ja in ihrer fesselnden Erzählungsweise von vielen derselben noch über diese gestellt wird, so dürfte sie auch in Deutschland recht bald eben so viele Gönner und Leserinnen finden, wie **Sophie Schwartz**.

Josephine.
Geschichtlicher Lebensroman
von
H. E. R. Belani.
Zweite Auflage. 3 Bde. 8. broch. 1866. Preis 3 Thlr.

Sagenbibliothek.
Norddeutsche Sagen, Volksmährchen und Legenden.
Von
Amalie Schoppe geb. Weise.
Dritte Auflage.
2 Theile. 8. broch. 1866. Preis 15 Ngr.

Digitized by Google

Jetzt vollständig erschienen:

K. Bädekers Reisehandbuch für Italien. 3 Bde.

Italien I. Theil. **Ober-Italien** bis Livorno, Florenz und Ancona, nebst Reise-Routen durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Mit 5 Karten und 16 Planen. Dritte Auflage. 1865. 1 Thlr. 20 Sgr.

Italien II. Theil. **Mittel-Italien** und **Rom.** Mit 3 Karten und 8 Planen. 1866. 1 Thlr. 20 Sgr.

Italien III. Theil. **Unter-Italien, Sicilien** und die **Liparischen Inseln.** Mit 4 Karten und 6 Planen. 1866. 1 Thlr. 20 Sgr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Coblenz, Verlag von Karl Bädeker.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Huhn, E. H. Th.,

Volkswirthschaftslehre & Volkswirthschaftspolitik. 3¼ Thlr. 3 Theile. 1. Th.: Allgemeine Volkswirthschaftslehre. 2. Th.: Volkswirthschaftslehre d. Urproductionen. 3. Th.: Volkswirthschaftslehre d. Gewerbe u. d. Handels. (Jeder Theil wird apart gegeben.) **Finanzwissenschaft.** 1⅓ Thlr. **Staatsrecht** 1⅙ Thlr. **Völkerrecht.** 1 Thlr. **Politik.** 2 Thlr. **Statistik.** 2⅓ Thlr.

Diese populären Handbücher der gesammten Staatswissenschaften werden namentlich jetzt für alle Die Interesse haben, welche an der politischen, socialen und volkswirthschaftlichen Bewegung der Gegenwart Theil nehmen.

Im Verlage von F. W. Grunow in Leipzig erschien neu und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lied und Bild Deutscher Dichter und Künstler.

Lieder mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Burger, G. Jäger, Merkel, Neureuther, Patzschke, Schlick, Thon. 4°. eleg. carton. Preis 24 Ngr.

Inhalt: Titelbild. Zur Einleitung. Christus und die Samariterin. Das versunkene Kloster. Am stillen Freitag. Die böse Farbe. Das Bild der Andacht. In der Kirche. Das ist ein schlechtes Wetter. Der Friedhof im Gebirge. Barbarossa. Der Traum. Das Blatt im Buche.

Das Buch eignet sich besonders durch seine gediegenen Kunstblätter als schönes und billiges Weihnachtsgeschenk.

Bei **F. W. Grunow** in **Leipzig** erschien neu und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Der Brandstifter. Criminalnovelle von **Alfr. Steffens.** 1⅓ Thlr.

Der Stoff der Erzählung beruht in seinen Hauptmomenten auf einer wahren Begebenheit und ist Freunden gediegener Lectüre bestens zu empfehlen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Beck, K., Jadwiga. M.-A. 16 Ngr.

Böttger, Adolf, Liederchronik deutscher Helden für die reifere Jugend. 4. Aufl. Min.-Ausg. cart. 24 Ngr. — Der Fall von Babylon. Dichtung. Tasch.-Ausg. broch. 1½ Thlr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr.

Eyth, Max, Volkmar. Historisch-romantisches Gedicht. 2. Ausgabe. 27 Ngr.

Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler. eleg. cart. 24 Ngr.

Longfellow, H. W., Das Lied von Hiawatha, deutsch von Ad. Böttger. Tasch.-Ausg. broch. 1⅓ Thlr. eleg. gebund. mit Goldschn. 1⅔ Thlr.

Meißner, Alfred, Gedichte. 8. Ausg. 27 Ngr. M.-A. eleg. gebnd. mit Goldschn. 1 Thlr. 27½ Ngr. — Ziska. 8. Ausgabe. 22½ Ngr., M.-Ausg. eleg. gebund. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr. — Des Weib des Urias. Tragödie. 24 Ngr. — Der Prätendent von York. Trauerspiel. 1 Thlr. — Reginald Armstrong. Trauerspiel. 1 Thlr.

Rodenberg, Jul., Die Harfe von Erin. 2. Ausg. 27 Ngr.

Tempeltey, Eduard, Mariengarn. 5. Aufl. M.-A. eleg. cart. 15 Ngr., eleg gebdn. mit Goldschn. 24 Ngr. Die Welf hie Waiblingen. 2. Aufl. M.-A. brosch. 27 Ngr., eleg. gebdn. mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese Dichtungen eignen sich besonders durch ihren innern Gehalt und äußere Ausstattung zu passenden **Festgeschenken.**

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

XXV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 49.

Ausgegeben am 30. November 1866.

Inhalt:

Die römische Frage . . . . . Seite 361
Noch einmal aus Herzog Adolphs Tagen 370
Der deutsche Krieg im Jahre 1866. 5. Der Feldzug der Mainarmee 385
Julius Meyers Geschichte der modernen französischen Malerei . . 393
Ein sächsisches Soldatenlied 396
Neue Musikliteratur 397
Vermischte Literatur 400

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage der J. C. Krieger'schen Buchhandlung in Cassel.
Literarische Beilage von Otto Spamer in Leipzig.
Literarische Beilage von Dietrich Reimer in Berlin.
Literarische Beilage der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg.

Leipzig, 1866.

Friedrich Ludwig Herbig.

(f. W. Grunow.)

Digitized by Google

Bei S. Hirzel in Leipzig erschien soeben:

Ulrich Zwingli

nach den urkundlichen Quellen

von

J. C. Mörikofer.

Erster Theil.

gr. 8°. Preis: 1½ Thlr.

Bei S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Staatengeschichte der neuesten Zeit.

Elfter Band.

Geschichte der Türkei

von dem Siege der Reform im Jahre 1826 bis zum Pariser Tractat vom Jahre 1856.

Von

G. Rosen.

In zwei Theilen.

Erster Theil:

Von der Vertilgung der Janitscharen bis zum Tode Machmuds II.

303 S. in gr. 8. Preis: 1 Thlr.

Die früheren Bände der Staatengeschichte enthalten:

1. 2. Geschichte **Frankreichs** von 1814 bis 1852. Von A. L. v. Rochau. 2 Thlr. 1 Thlr. 28 Ngr.
3. 4. 5. Geschichte **Italiens** von Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart. Von Herm. Reuchlin. 2 Theile in 3 Abtheilungen. 2 Thlr. 18 Ngr.
6. Geschichte **Oesterreichs** seit dem Wiener Frieden 1809. Von A. Springer. 1. Theil. 1 Thlr. 18 Ngr.
7. Geschichte **Rußlands** und der europäischen Politik in den Jahren 1814—1831. Von Th. v. Bernhardi. 1. Theil. 1 Thlr. 14 Ngr.
8. Geschichte **Englands** seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815. Von R. Pauli. 1. Theil. 1 Thlr. 15 Ngr.
9. Geschichte **Spaniens** vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage. Von H. Baumgarten. 1. Theil. 1 Thlr. 18 Ngr.
10. Geschichte **Oesterreichs** seit dem Wiener Frieden 1809. Von A. Springer. 2. Theil. 2 Thlr.

Verlag von F. A Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet

von

Max Müller.

Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allerlei

Schnik-Schnak

mit 41 Original-Zeichnungen

von

Oscar Pletsch,

in Holz geschnitten von Prof. H. Bürkner in Dresden.

Hoch 4°. Elegant cartonnirt.

Preis 2 Thlr.

Digitized by Google

Die römische Frage.

Wenn Victor Emanuel in Venedig, so oft er sich öffentlich blicken ließ, besonders häufig mit dem Zuruf begrüßt wurde: Es lebe Victor Emanuel auf dem Capitol! so sprach sich darin auf populäre Weise die allgemeine Ueberzeugung aus, daß nunmehr nach Vereinigung Venetiens mit der „italienischen Familie" vollends die letzte Frage der Nationaleinheit, die römische, ihre Lösung verlange. Es ist noch nicht so lange her, so stritten sich die Parteien darüber, welches Problem zuerst von der Regierung in Angriff zu nehmen sei, das venetianische oder das römische. Nun hat die Gunst des Zufalls, eine Gelegenheit, die Italien nicht herbeizuführen, nur zu ergreifen hatte, jenen Streit der Priorität entschieden, und wiederum ohne die eigentliche Initiative Italiens, durch den natürlichen Gang der Ereignisse ist sofort die römische Frage auf die Tagesordnung gesetzt. Eine rasche, unwiderstehlich zwingende Logik scheint das italienische Einheitswerk zu beherrschen, sehr verschieden von dem langsameren Gang der Dinge in Deutschland. Was dort im ersten Anlauf, im Rausch der Begeisterung gelingt, muß hier unter Hemmnissen aller Art mühsam erstritten werden, unter Hemmnissen, die zumeist von denen selbst geschaffen sind, welche einst die neue Ordnung am dankbarsten segnen werden. Und dies eben ist wieder das Tröstliche, denn dort pflegen sich, wenn der Rausch verflogen ist, nachträglich die Wehen einzustellen; die autonomistischen Elemente, die sich im Sturm gefangen gaben, leben wieder auf und rächen sich durch systematische Opposition gegen die Staatsgewalt, wo nicht durch offenen Aufruhr. Hier, wenn nur das erste Mißbehagen überwunden, dürfen wir hoffen, daß ohne ernste Reactionen die zuvor schon trotz allem verwandteren Elemente sich immer inniger zusammenschließen werden zu unauflöslicher Einheit.

Schwerlich theilen die italienischen Staatsmänner, die sich in erster Linie für die Consolidirung des Staats verantwortlich fühlen, die Ungeduld der Nation; schwerlich ist ihnen erwünscht, daß nach knapper Erledigung einer großen Staatsaction eine andere an sie herantritt, die in noch ernsterer Weise den

Digitized by Google

Bestand und die Lebenskraft des jungen Königreichs auf die Probe stellt. Es ist wahr, die Consolidirung des Reichs ist nicht möglich, ohne das feindliche Stück Mittelalter zu beseitigen, das noch in der Mitte der Halbinsel als ein Pfahl im Fleische sitzt. Aber mit jedem Zuwachs von Gebiet häufen sich zugleich die Schwierigkeiten der politischen Verschmelzung, häufen sich die finanziellen Opfer. Die Ereignisse dieses Sommers haben Mängel in allen Zweigen der Verwaltung aufgedeckt und zugleich die Finanzlage des Staats dermaßen verschlimmert, daß ohne Aufschub alle Kräfte sich diesen inneren Aufgaben zuwenden müßten; durch die verführerische Aussicht auf das Capitol wird das allgemeine Interesse wie die ungetheilte Sorge der Regierung abermals von ihnen abgelenkt. Allein es ist keine Wahl. Die Nähe des Termins der Räumung Roms erlaubt nicht andere günstigere Zeiten abzuwarten. Die römische Frage ist da — wenn auch vielleicht allen Betheiligten unwillkommen. Daß in den Jubel über die Befreiung Venetiens das Zucken der Erwartung sich mischte, in wenig Wochen den letzten Franzosen aus der ewigen Stadt abziehen zu sehen, hat sie unaufschiebbar gemacht.

Ein seltsames Schauspiel bietet heute die römische Frage dem unbetheiligten Zuschauer. Niemals ist wohl einer Katastrophe, die so unberechenbare Folgen in ihrem Schoße birgt, mit solcher anscheinender Ruhe und Kaltblütigkeit entgegengesehen worden. Die Lamentationen der Bischöfe, bei geringeren Anlässen in epidemischer Fülle strömend, bleiben vereinzelt, die öffentliche Discussion ist gemäßigt, selbst in Italien halten die Geister an sich, am meisten Bewegung ist unter den Schaaren der Reisenden, die nach Rom sich ergießen, um Zeugen der weltgeschichtlichen Tage zu sein, es fehlte nur noch, daß man sich Sperrsitze bestellte, um das Schauspiel des untersinkenden Papstthums mit Bequemlichkeit zu betrachten. Wer die allgemeine Stille der Erwartung unterbricht, redet in halblauten Andeutungen, die mehr Verlegenheit verrathen, als bestimmten Plan. Niemand will vorlaut sein letztes Wort sprechen, die letzte Karte aufdecken. Es ist als ob man allgemein ein Unvorhergesehenes erwarte, einen Deus ex machina, der so gefällig wäre die Verwickelung zu lösen. Ja wir irren vielleicht nicht, wenn wir annehmen, daß weder Louis Napoleon, noch der Papst, weder die Römer noch das Cabinet Victor Emanuels in diesem Augenblick genau wissen, was denn nach dem verhängnißvollen Termin eigentlich geschehen wird und soll. Jeder Mitspieler folgt argwöhnisch den Schritten der anderen und hofft sie auf einem falschen Zug zu ertappen, um daraus Vortheil zu ziehen, keiner handelt nach einem feststehenden Plan. Die römische Frage ist eine allgemeine Verlegenheit geworden, und der Ausdruck dieser Verlegenheit war im Grund schon der Septembervertrag.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal Inhalt und Sinn dieses vielberufenen Staatsacts.

Digitized by Google

Der Kaiser von Frankreich verpflichtete sich — und dies war freilich die erste Bedingung, um einen Schritt weiter zu kommen — in einem bestimmten Termin seine Truppen aus Rom zurückzuziehen; er befreite sich damit aus einer Position, die auf die Länge ebenso undenkbar als lästig geworden war, er kam damit einem Wunsch der französischen Nation nach, welche in der gewaltsamen Niederhaltung des Willens der Römer ebenso wenig ein französisches Interesse sah wie in der mexikanischen Expedition. Aber Frankreich verlangte, um den Rückzug mit Anstand zu decken, gewisse Garantien von der italienischen Regierung, die gleichsam an Frankreichs Stelle künftig den Schutz des Papstthums übernehmen sollte. Diese Garantien bestanden einmal in der Verlegung der Hauptstadt Italiens von Turin nach Florenz: damit wurde dem Königreich ein wirklicher und definitiver Mittelpunkt gegeben, die Geister wurden von Rom abgelenkt, das cavourische „Roma Capitale" aus dem italienischen Programm gestrichen. Außerdem machte sich die italienische Regierung verbindlich, nicht nur das gegenwärtige Gebiet des Papstes selbst nicht anzugreifen, sondern auch einen Einfall, der aus italienischem Gebiet in dasselbe gemacht würde, zu verhindern. Die weltliche Herrschaft wurde also von Italien soweit garantirt, daß sie von außen nichts zu befürchten hatte. Der Papst sollte allein seinen Unterthanen gegenüberstehn, niemand sich zwischen ihn und die Römer eindrängen, es wurde seiner Souveränetät der Versuch angesonnen, sich mit eigenen Mitteln aufrecht zu erhalten. Gelang nun der Versuch, gut; gelang er nicht — darüber stand nichts in dem Vertrag zu lesen, und dies war seine beim ersten Blick erkennbare Zweideutigkeit, um so auffallender, als die zweite Eventualität weitaus die wahrscheinlichere war.

Der Fall, daß die Römer aus freien Stücken ihren weltlichen Herrn abschütteln und die Annexion, die sie mit Unterschriften schon im Jahr 1860 vollzogen, verständlicher wiederholen würden, ist also absichtlich nicht vorgesehen worden. Gleichwohl war es sicher nicht die Meinung des Vertrags, daß die Dinge sich so einfach und glatt abspielen werden, wie man vielfach in- und außerhalb Italiens angenommen hat. Die Römer, hieß es, würden sofort nach dem Abzug der fremden Truppen friedlich sich erheben, eine allgemeine Kundgebung veranstalten, ihren Willen, dem Königreich einverleibt zu werden, proclamiren. Niemand sei im Stande diesen Willen zu unterdrücken; das Papstthum wäre zu schwach dazu, den anderen Mächten verbiete es das neue Völkerrecht. Der italienischen Regierung bleibe dann nichts übrig, als die Annexion anzunehmen, und der Papst habe sich in die Zeit zu schicken, sei es, daß er die neue Ordnung anerkenne und sich damit begnüge seine geistliche Stellung zu retten, sei es daß er seine Protestationen um eine weitere vermehre. — Diese Lösung erscheint einfach, sie ist nur gar zu einfach. So gedeutet und angewendet wäre der Vertrag allerdings nur eine Komödie, ein Protokoll der

Digitized by Google

völligen Preisgebung des Papstes. Louis Napoleon erschiene als der Mitschuldige des Betrugs; kann er zugeben, daß er in solcher Weise vor der katholischen Welt compromittirt und seine geforderten Garantien einfach mißachtet werden? — Auch die Absicht der italienischen Regierung kann es nicht sein, in so brüsker Weise eine immerhin nicht verächtliche Macht zu stürzen, so lange sie auf weit sichererem Wege unschädlich gemacht werden kann. Jener Weg würde den völligen Bruch mit dem Papstthum bedeuten, er würde eben damit immer die Möglichkeit einer künftigen Restauration offen lassen. Den Bruch zu verhüten, ist aber der eigentliche Zweck des Septembervertrags. Seine Urheber gehören jener Schule an, welche das Papstthum selbst als ein nationales Institut betrachten, dessen Erhaltung, nicht Beseitigung die Aufgabe der italienischen Politik ist. Der Papst soll nicht vertrieben, sondern für die neue Ordnung gewonnen werden und im Verzicht auf die weltliche Herrschaft nicht einen Verlust, sondern einen Gewinn des Papstthums erkennen; schließlich könne auch er der Ueberzeugung sich nicht verschließen, daß wie Italien das Papstthum, so das Papstthum Italien brauche und daß somit die Interessen beider auf eine Verständigung angewiesen seien.

Aussöhnung zwischen Italien und dem Papstthum ist in der That der Grundgedanke des Septembervertrags. Durch die Verlegung der Hauptstadt sollte sie möglich, durch die Isolirung der päpstlichen Macht sollte sie nothwendig gemacht werden. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt erst der Verzicht auf die Hauptstadt Rom seine volle Bedeutung. So lange die definitive Constituirung des Reichs erst auf dem Capitol erwartet wurde, mußte der Papst ein unversöhnlicher Gegner sein; denn als das Haupt der katholischen Christenheit kann er nicht in einem Unterthanenverhältniß stehen, er kann nicht in derselben Stadt residiren, in welcher König und Parlament ihren Sitz haben. Ist aber dieser Sitz definitiv in einem anderen Ort aufgeschlagen, so ist dem Papst die Möglichkeit gegeben, zu verhandeln, es ist ihm eine anständige Stellung gesichert, auch wenn er seine weltlichen Hoheitsrechte verliert, er kann für seine Person Souverän bleiben, auch wenn die Römer Unterthanen des Königs werden. Aber das Aufhören der weltlichen Herrschaft selbst stellte man sich in diesen Kreisen keineswegs sofort und ohne Uebergänge erfolgend vor. Vielmehr sollte wirklich mit dem Versuch einer selbständigen, auf eigenen Füßen stehenden Souveränetät Ernst gemacht werden. Nichts sollte die ehrliche Probe stören. Aber davon war man freilich gleichzeitig überzeugt, daß in kurzer Zeit die Macht des nationalen Princips und die Noth der päpstlichen Kassen zu einer Annäherung an das Königreich treiben werde. Auf dem Gebiet des Verkehrslebens konnte der Vereinigung nichts im Wege stehen; war es doch der Papst selbst, der im Jahre 1848 den Gedanken eines italienischen Zollvereins angeregt hatte. Eine militärische Union folgte von selbst, sobald der Papst von der Unbrauchbarkeit

Digitized by Google

seiner Fremdenlegionen, auch nur zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, sich überzeugte. Ein allmäliger Verzicht auf die bürgerliche Regierung der Provinzen wurde umso leichter, je weniger die Mittel des Kirchenstaats zu ihrer Unterhaltung ausreichten. Auf diesem Wege näherten sich die Italiener Roms schrittweise den Italienern der anderen Provinzen, und man konnte es ruhig dem Gang der Ereignisse überlassen, bis die Einheit der Interessen die politische Einigung herbeiführte, die dann umso gewisser ohne gewaltsame Erschütterung erfolgte, je mehr sie allmälig vorbereitet war, und mit der sich das Papstthum selbst umso eher befreunden konnte, je schonender die Uebergänge zu dem Unvermeidlichen waren, und je mehr es sich überzeugte, daß seine Ausübung der geistlichen Gewalt von der italienischen Regierung nicht unterdrückt, sondern vielmehr beschützt wird.

Man sieht, das Ziel war dasselbe, nur die Form verschieden. Allein das ganze Problem ist ja heute ein Problem der Form: nicht dies ist die Frage, ob die kirchliche Regierung über die römischen Provinzen aufhören, sondern wie das geschehen soll ohne europäischen Skandal und ohne Erschütterung des Königreichs Italien. Man dachte sich also die Lösung ungefähr in ähnlicher Weise, wie man vor dem Jahr 1866 in dem Zollverein eine allmälig wirkende Macht auch zur politischen Einigung Deutschlands erblickte. Hier hat nun freilich die energische Politik Bismarcks nachhelfen müssen, aber doch nur wegen des Verhältnisses zu Oestreich, das nur auf dem Wege der Gewalt geregelt werden konnte; in Deutschland selbst hat sie ihre Berechtigung eben darin, daß sie nur demjenigen politische Gestalt gab, was durch die Einigung der Interessen bereits zusammengefügt war.

Ohne Zweifel ist dies der Gesichtspunkt, aus welchem das Cabinet Ricasoli noch heute den Septembervertrag betrachtet. Er soll die Aussöhnung mit dem Papstthum herbeiführen, und es wird nicht die Schuld Italiens sein, wenn diese Aussöhnung scheitert. Die Reformen in der Gesetzgebung stehen nicht im Wege; ist die Regierung immer weiter von dem Grundsatz der freien Kirche im freien Staat abgekommen, so war sie eben durch den Widerstand des klerikalen Elements im Interesse der Selbsterhaltung dazu genöthigt. Auch in andern Ländern hat das Papstthum die Aufhebung der Klöster und die Einziehung ihres Vermögens sich müssen gefallen lassen, und das Concordat, welches Pegezzi seiner Zeit vermitteln sollte, ließ der Curie größere Rechte, als sie in manchen katholischen Ländern besitzt. Bis in die neueste Zeit hat die Regierung von der Versöhnlichkeit ihrer Gesinnungen Beweise gegeben. Sie hat nach langwierigen Verhandlungen die Uebernahme des auf die annectirten Provinzen entfallenden Antheils an der römischen Staatsschuld in der lästigeren Ausdehnung zugestanden, wie Frankreich sie beantragte, — sicher nicht aus Nachgiebigkeit gegen Frankreich, mit welchem die Beziehungen noch immer nicht die besten sind. Sie

Digitized by Google

hat im Venetianischen ein Entgegenkommen gegen den Klerus gezeigt, das der Bevölkerung zum Anstoß gereichte. Sie hat den Bischöfen, die während des Krieges um ihrer staatsfeindlichen Gesinnung willen von ihren Diöcesen entfernt waren, ausnahmslos die Rückkehr gestattet. Man kann sagen, sie ist bis an die Grenze des Möglichen gegangen, um ihren Willen zu zeigen, nur in Uebereinstimmung mit dem Papstthum zu handeln, und es ist unverkennbar, wie sie dabei von dem Wunsche geleitet wird, endlich der lästigen Vermittelung des französischen Hofs los zu werden und zur Lösung der rein italienischen Frage sich mit dem Papstthum direct zu verständigen.

Aber noch in der letzten Stunde besteht der Papst unerbittlich auf seinem Schein und verschmäht jede Transaction mit dem Königreich. Eine zweijährige Frist war ihm gegeben, um sich nach moralischen Stützen seiner Herrschaft umzusehen; er hat nichts gethan, sich auf die Eventualitäten der Räumung Roms vorzubereiten, nichts, als daß er einige Fremdenbataillone ward, die heute schon nach allen vier Winden desertiren. Noch am 29. October bält er im Hinblick auf die bevorstehende Räumung wiederum eine jener nicht mehr ungewöhnlichen Allocutionen, deren stereotyper Inhalt und Stil kaum beachtet würde, wenn nicht der Zeitpunkt ihr diesmal Bedeutung gäbe. Wiederum protestirt der Papst gegen das italienische Einheitswerk, lamentirt über die Beraubungen der Kirche, fordert die längstabgerissenen Provinzen zurück, erklärt eine Aussöhnung mit Italien feierlich für eine Unmöglichkeit und läßt schließlich seine Absicht, ins Exil zu gehen, durchblicken. Wird dadurch nicht die ganze Disposition der italienischen Regierung, das Unvermeidliche aufs schonendste einzuleiten, zu nichte gemacht?

Indessen, noch hat der Papst nicht sein letztes Wort gesprochen. Man scheint in Florenz noch nicht jede Hoffnung aufgegeben zu haben, daß derselbe den Entschluß, Rom zu verlassen, reiflich überlegen werde. Man spricht davon, daß die persönliche Ansicht des milden Pius des Neunten, des Reformators von 1847, insgeheim eine andere sei als die der Jesuitenpartei, die ihm die Allocution dictirte. Man beruft sich auf einige Anzeichen, die neben und trotz jenem theoretischen Protest den Gedanken einer Einlenkung verrathen. Am meisten ist das Verhalten des Klerus im Venetianischen aufgefallen, der genau in den Tagen der Allocution das Entgegenkommen der Behörden mit Kundgebungen einer überströmenden Loyalität erwiederte, die selbst unter die Censuren der Allocution fielen. Es heißt, der Papst habe einen Bevollmächtigten zur definitiven Regelung der Schuldfrage nach Paris gesandt, was allerdings nichts Anderes wäre, als ein Eingehen in die Consequenzen des Septembervertrags, und bereits ist die Rede von Wiederaufnahme der directen Unterhandlungen zwischen Rom und Florenz. Demungeachtet muß man sich auf die Eventualität gefaßt machen, daß auch in letzter Stunde die bisherigen Rathgeber,

Digitized by Google

„die Janitscharen des heiligen Stuhls", das Feld behalten, und das Papstthum mit dem Abzug der Franzosen sein Bündel schnüre.

Allein was würde der Papst durch die freiwillige Entfernung gewinnen? Man sieht schwer den Zweck eines so abenteuerlichen Entschlusses ein. Das Schlimmste, was dem Papstthum passiren könnte, wäre doch dies, wenn es in Malta oder in Majorca allmälig in Vergessenheit geriethe, und Italien und Europa daraus die Moral zögen, daß sich auch ohne dieses Institut existiren lasse. Keine Hand würde sich regen, um den irrenden Greis zurückzuführen; selbst die Aureole des Martyrthums bliebe ihm versagt, wenn er freiwillig, ohne provocirt zu sein, einen Posten aufgäbe, den ihm zu sichern Italien alle möglichen Bürgschaften bietet. Und wenn er ginge, was wäre dies anders als das verzweifelte Eingeständniß, daß ohne fremdländische Hilfe sein irdisches Königthum rettungslos verloren ist, und was bliebe der italienischen Regierung übrig, als den herrenlos gewordenen Staat wirklich in ihre Verwaltung zu nehmen? Wer könnte mit Sicherheit voraussehen, ob und wann eine Restauration möglich wäre? Die Römer könnten nicht mehr gehindert werden, die Annexion zu proclamiren, und Italien würde im Grunde aller Verbindlichkeiten, die ihm aus dem Septembervertrag entspringen, ledig sein; denn es ist doch nur verpflichtet, ein Regiment zu beschützen, welches besteht, nicht ein solches, das freiwillig sich entfernt hat. Solche Erwägungen bleiben sicher wenigstens einem Theil des Cardinalcollegiums nicht fremd. Es handelt sich nicht blos um die Würde des Papstthums, die sich immerhin in ihr unfruchtbares non possumus hüllen möchte: es handelt sich zugleich um Interesse und Existenz der Cardinäle, und dieser Gesichtspunkt dürfte schließlich gleichfalls ins Gewicht fallen.

Nun ist nicht zu bezweifeln, daß auch im Fall der Abreise des Papstes die italienische Regierung so viel an ihr liegt mit äußerster Mäßigung zu Werke gehen würde. Sie würde etwa provisorisch das Protectorat über die verwaisten Provinzen übernehmen, aber es dem Papste freistellen, dahin zurückzukehren. Sie würde durch Aufrechthaltung der Ordnung ihm zeigen, daß seine Rückkehr mit keiner Gefahr für seine Person verbunden wäre. Sie würde nichts von seinen geistlichen Rechten antasten, vielmehr durch gewissenhafte Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten ihm den handgreiflichen Beweis liefern, daß er seine geistliche Gewalt ausüben könne, ohne im Besitz eines weltlichen Reichs zu sein. Insofern könnte grade die Entfernung des Papstes eine heilsame Aenderung des Sinns, der die Encykliken inspirirte, bewirken, der Papst könnte, besser informirt über die Absichten des florentiner Cabinets, die Rückreise antreten, oder sein Nachfolger unter bescheideneren Verhältnissen daselbst wieder seinen Sitz aufschlagen. Allein es ist nicht zu verkennen, daß die Versöhnlichkeit der italienischen Regierung schließlich doch ihre Grenzen hat. Wollte sie selbst ihre Würde vergessen,

Digitized by Google

die Stimme der Nation würde sie vernehmlich daran erinnern. Wer dem Gang der öffentlichen Meinung in Italien mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird nicht im Zweifel darüber sein, daß die fortgesetzte Hartnäckigkeit des Papstthums die Zahl seiner Freunde nicht vermehrt hat. Die Gleichgiltigkeit gegen die Kirche ist auf dem Punkt, zur Gleichgiltigkeit gegen die Institution des Papstthums zu werden. Italien wird schwerlich ein protestantisches Land werden, aber es ist heute schon von allen katholischen Ländern das am wenigsten päpstlich gesinnte. Die Ansicht, daß die Aussöhnung zwischen Italien und dem Papthum die einzig mögliche Lösung der römischen Frage sei, galt noch vor nicht langer Zeit als ein Dogma der gemäßigten Partei. Aber die Reihen ihrer Anhänger lichten sich gewaltig. Es ist eine vergangene Generation, die stolz auf den nationalen Charakter des Papstthums von seinem geistigen Aufschwung eine Erhöhung des nationalen Glanzes erträumte. Die Mehrzahl wünscht heute nicht die Aussöhnung mit der Curie, sondern fürchtet sie. Man scheut sich mehr vor einem Concordat als vor dem offenen Bruch. Als die Allocution vom 19. October bekannt wurde, ist ihr Eindruck in Italien unverhohlene Befriedigung gewesen. Die Ankündigung, daß der Papst lieber Rom verlassen, als sich mit der neuen Ordnung aussöhnen werde, ist mit drastischen Ausdrücken der Freude aufgenommen worden. Weit fort! und Nimmerwiederkehr! konnte man in Kreisen vernehmen, die keiner extremen Gesinnungen verdächtig sind. Man beginnt sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß die Lösung der Frage schließlich doch nur eine radicale sein könne. Diese Stimmung kann allerdings im Zaum gehalten werden, wenn das Papstthum sich in seine neue Lage fügt, sie muß aber übermächtig werden, wenn es in seinem Widerstand beharrt. Sie könnte im Stande sein, alle Berechnungen und Vorsichtsmaßregeln der künftigen Politiker über den Haufen zu werfen.

So ist denn das zukünftige Schicksal des Papstthums in der That ein Ungewisses, Unberechenbares, das fast mehr die Neugierde als leidenschaftliche Theilnahme erweckt. Das Papstthum ist nicht mehr Gegenstand des Abscheus und der Verehrung: es ist interessant geworden; es ist nicht mehr eine Macht, sondern ein Object des Witzes der Diplomatie, so lange bis der Witz der Weltgeschichte sich seiner bemächtigt. Werthlos wäre es, die Reihe der Möglichkeiten, die sich mit der zweiten Decemberwoche eröffnen, verfolgen und erschöpfen zu wollen. Genug, daß der Septembervertrag ausgeführt wird; das Weitere muß der Zukunft überlassen bleiben, vielleicht dem Wunder, auf welches Pius der Neunte zum Dank für das unbefleckte Dogma allerdings gegründete Ansprüche besitzt.

Im Grunde hat niemand bezweifelt, daß sowohl Frankreich als Italien den Bestimmungen des Vertrags pünktlich nachkommen werden. Nur die klerikale Partei hat es für ihr Interesse gehalten, von Zeit zu Zeit ihren Wunsch

Digitized by Google

in das Gerücht zu kleiden, die französische Occupation werde über den Termin hinaus verlängert. Die Franzosen werden am bestimmten Tag abgezogen sein und es knüpft sich hieran die weitere stillschweigende Verpflichtung, nicht zu verstatten, daß eine andere Macht ihre Einmischung an die Stelle der französischen setze. Selbstverständlich giebt Louis Napoleon die Stellung in Rom nicht auf, um sie einer andern Fremdmacht abzutreten. Schwieriger ist es für die italienische Regierung, ihren Verbindlichkeiten gerecht zu werden. Von ihr selbst hat das Papstthum freilich nichts zu befürchten. Aber ernster ist schon ihre Verantwortung, wenn es gilt, eine Expedition, die unter der Firma Garibaldi oder Mazzini versucht würde, nöthigenfalls gewaltsam zu verhindern. Allein ihre moralische Verpflichtung reicht noch weiter. Man weiß, daß sie über das sogenante römische Comité verfügt. Es liegt im Geist des Vertrags, daß sie auch auf die Römer ihren mäßigenden Einfluß bewähre. Jede vorzeitige Erhebung, jeder tumultuarische Versuch würde sie selbst compromittiren. Die Erbschaft wird ihr um so sicherer zufallen, je größere Autorität sie jetzt schon auf die Römer ausübt. Der Apfel darf nicht muthwillig geschüttelt werden, er muß ihr als reife Frucht von selbst in den Schoß fallen.

Und eben in diesem Sinn ist es ihr Interesse, daß der Versuch, das Papstthum so lange es eben geht auf seinen eigenen Füßen stehen zu lassen, ehrlich angestellt werde. In allen großen Krisen haben die Italiener einen so gesunden politischen Tact bewiesen, daß man annehmen darf, sie werden auch bei dieser Probe die Absicht der Regierung verstehen und unterstützen. Diese Absicht ist keine andere, als die, die weltliche Herrschaft Roms an sich selbst zu Grunde gehen zu lassen. Eine gewaltsame Katastrophe würde die oben angedeuteten Gefahren in sich schließen. Je langsamer aber der Fall geschieht, um so sicherer wird er sein. Vollzieht sich die Annäherung der Römer an Italien schrittweise, in Uebergängen, so wird die Vereinigung um so dauernder sein. Sobald nur erst die fremde Stütze fehlt, kann Italien warten, bis dem römischen Staat von selbst die Kraft zu leben ausgeht, und stirbt er am Nachlaß der Natur, so wird zugleich die Wirkung auf die geistliche Gewalt um so nachdrücklicher sein. Die Welt wird so allerdings um ein effectvolles Schauspiel betrogen sein, aber auch dem Papstthum ist nicht vergönnt, in einem großen seiner Vergangenheit würdigen Acte aus der Geschichte zu scheiden: stückweise muß es zerbröckeln — dies ist das nicht minder anziehende Schauspiel, dem unsere Generation beiwohnen wird. W. L.

Digitized by Google

Noch einmal aus Herzog Adolphs Tagen.

(Schluß zu voriger Nummer.)

Wir berichteten neulich über eine Reihe von Vorgängen, welche für den Zustand Nassaus unter weiland Herzog Adolph charakteristisch sind. Zum Schluß wurde der lahnsteiner Affaire gedacht. Der Feldzug gegen die preußischen Abgeordneten war es, dessen Lorbeeren der Abgeordnete Dr. Siebert unter die von Waterloo rangirt wissen wollte. Diese Aeußerung that er in öffentlicher Kammersitzung. Niemand fand darin etwas Ungehöriges oder persönlich Verletzendes, nicht einmal der dabei anwesende und in der Discussion allzeit schlagfertige Chef des Kriegsdepartements General v. Holbach, dem es doch zunächst und zumeist oblag, die etwa angetastete militärische Ehre zu wahren. Anderer Meinung war der Herr Hauptmann Vogler. Er fand darin eine Beleidigung der Offiziere, welche in Lahnstein commandirt hatten. Als Cartelträger schickte er einen Lieutenant, der ebenfalls betheiligt gewesen war, sich ebenso für beleidigt erklärte und bei dem es daher begreiflich ist, daß er nicht diejenige Gemessenheit beobachtete, die sein Auftrag erforderte. Der Abgesandte stellte dem Abgeordneten die Alternative: „Abbitte oder Pistolenduell". Zu ersterer hatte er ein schriftliches Formular bei sich. Im Falle des letzteren sollten eventuell weitere Duelle mit allen übrigen Offizieren folgen, welche in Lahnstein gewesen waren. Die Antwort des Dr. Siebert konnte nicht zweifelhaft sein; besagtes Formular möchten der Herr Lieutenant gefälligst in Wohldero Tasche behalten, zur Abbitte habe er keinen Grund, auf Duell könne er sich schon deshalb nicht einlassen, weil sonst jeder das Recht erhalte, einen Volksvertreter, der seine Pflicht erfülle, deshalb zu einem „stillen Mann" zu machen.

Nachdem der bewaffnete Angriff abgeschlagen war, folgte eine juristisch-diplomatische Campagne von längrer Dauer. Siebert war Mitglied des „Casino", einer dem geselligen Vergnügen gewidmeten Gesellschaft in Wiesbaden, welche zu einem Drittel aus Offizieren, zu den andern zwei Dritteln aus Beamten, Anwälten, Aerzten, Kaufleuten, Rentiers u. s. w. bestand. Auf Befehl des Herzogs stellte eine Anzahl Offiziere den Antrag, den Dr. Siebert aus dieser Gesellschaft auszustoßen, weil er in der Kammer den Hauptmann Vogler beleidigt und die Duellforderung desselben zurückgewiesen habe. Der Antrag fiel durch, als statutenwidrig. Darauf folgte ein Offiziersantrag auf Statutenänderung ad hoc mit rückwirkender Kraft, welcher mit Beihilfe der terrorisirten niederen Beamten angenommen und von der Regierung trotz seiner juristischen Unmög-

Digitized by Google

lichkeit und trotz des daraus folgenden Eingriffs in wohlerworbene Privat- und Vermögensrechte des bedrohten Gesellschafters als neues Corporationsstatut mit retrospectiver Gewalt feierlich sanctionirt wurde. Dann abermals ein Offiziersantrag auf Ausschließung, und so fort mit Grazie in infinitum. Es wäre zu langweilig, alle die einzelnen Schachzüge und Gegenzüge dieser Krähwinkelei zu erzählen. Kurz gesagt, endigte die Sache damit, daß die Offiziere ihre Absicht der Ausschließung nicht durchsetzten, Dr. Siebert in der Gesellschaft blieb und nun die Offiziere, Hofdiener u. s. w. ihrerseits in corpore austraten. Die Geschichte hatte drei Vierteljahre lang gespielt.

Bemerkenswerth ist diese an sich höchst kleinliche Affaire nur dadurch, daß sämmtliche Offiziersanträge, wie versichert wird, theils mit Genehmigung, theils auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs gestellt wurden. Sogar während der letztere in Gräfenberg war, wo er eine priesnitzsche Kaltwasserkur brauchte, und während schon die dunkeln Wolken des Kriegs sich immer drohender zusammenballten, dirigirte er noch in dieser Sache. Von Gräfenberg gelangten auf telegraphischem Wege die zu stellenden Anträge nach Wiesbaden. Sogar die Offiziere und Militärärzte wurden einzeln und namentlich bezeichnet, welche den jeweils zu stellenden Antrag zu unterschreiben hatten. Sie waren mit äußerster Sorgfalt und Umsicht ausgewählt aus den Reihen derjenigen, welche man punkto particularistischer, legitimistischer, klerikaler, östreichischer Gesinnung nicht für völlig correct und capitelfest hielt. Man stellte ihnen die Wahl, entweder sich zu compromittiren, oder gegenüber dem Hofe sich eine Blöße zu geben. Sie gehorchten dem Befehle des Herren, machten aber durchaus kein Hehl daraus, wie sehr sie das Treiben der voglerschen Clique mißbilligten, welche das Offiziercorps terrorisirte.

So oft im Casino votirt wurde, mußten sich die Offiziere in einem besondern Zimmer sammeln und dann en masse an den Stimmtisch marschiren, wo die Vertrauensmänner sich zusammendrängten und darüber wachten, daß keine Stimme verloren ging. Und doch ging der Feldzug verloren! Solche Anforderungen waren die mißliche Kehrseite der hohen Gnade, welche den Offizieren widerfuhr. Dafür war freilich aber auch der Dienst recht leicht und bequem. Von der unausgesetzten Arbeit des preußischen Offiziers, von dem zum Avancement unentbehrlichen Studium, das ihn an sein Zimmer fesselt und ihm Entbehrungen auferlegt, die namentlich in der Jugend nur schwer zu ertragen wären, wenn nicht das eiserne Pflicht- und Selbstgefühl, der Ehrgeiz und die Vaterlandsliebe ein Gegengewicht böten — davon wußte man in der nassauischen Armee nicht allzu viel. Hofbälle, Kursaal, Promenaden, Spielsäle und die damit verbundnen Ergötzlichkeiten der Kurstadt Wiesbaden boten auch gar zu viele Anziehungs- oder Abziehungspunkte, gegen welche der kategorische Imperativ der kriegerischen Pflicht schweren Stand hatte. Dabei bildete die prätendirte

Digitized by Google

militärische Exclusivität manchmal einen äußerst komischen Gegensatz zu „der Vorliebe für öffentliche Vergnügungslocale aller Art", welche von einem scharfen Beobachter*) als Eigenthümlichkeit der süddeutschen Offiziere mit Recht geschildert wird und auch den unsern nicht fremd war. Vergeblich bemühete man sich, die süße demokratische Gewohnheit der süddeutschen Nachlässigkeit und Gemüthlichkeit mit den norddeutschen Allüren eines Would-be-Aristokraten in Einklang zu bringen.

Ich habe vielleicht bei der Schilderung des nassauischen Militärs zu lange verweilt. Man wird mir sagen: wozu diese Rückblicke, die für die Gegenwart und die Zukunft kein Interesse mehr haben? Ich antworte: sie haben allerdings noch Interesse, erstens insofern sie dazu dienen, die Nothwendigkeit der Centralisation der gesammten deutschen Wehrkraft in Einer Hand darzuthun; zweitens insofern sie am besten geeignet sind, den Untergang der nassauischen Regierung zu erläutern.

Der Eindruck, den ein Rückblick auf das Militärwesen in Nassau macht läßt sich dahin zusammenfassen: Diese Truppen waren wohl dazu angethan, um sie gegen das eigene Land, aber nicht um sie gegen eine fremde Kriegsmacht zu gebrauchen. Die Frage, ob dieses Resultat absichtlich angestrebt worden ist, würde ich noch vor einem halben Jahre einfach mit „Ja" beantwortet haben. Heute, angesichts der Schonung, welche das Unglück, auch das selbstverschuldete, in Anspruch nimmt, mag sie unbeantwortet bleiben.

Gewiß ist, daß in keinem Lande eine solche Entfremdung zwischen dem Fürsten und Unterthanen herrschte, wie in Nassau. Ich nehme selbst Kurhessen hierbei nicht aus. Denn dort war das Beamtenthum und der Offiziersstand intact geblieben. Auch konnte man für die Regierungsweise des Kurfürsten allerlei anführen: der Mangel an thronfolgeberechtigten Nachkommen; die von Oestreich genährte Hoffnung, die Descendenz aus der Ehe zur linken Hand dennoch für successionsfähig erklären zu können; die Meinung, von dem Bundestag zum Verfassungssturz gezwungen und nachher treulos im Stich gelassen worden zu sein; der preußische Feldjäger; unangenehme häusliche Verhältnisse; allerlei Familienmalheurs, — dies alles zusammengenommen konnte einen alten griesgrämigen Herrn wohl zeitweise zur Einstellung der Regierungsthätigkeit veranlassen. So und nicht anders wird auch durchschnittlich die Sache aufgefaßt von dem loyalen Volke der weiland Kurhessen, die zudem schon seit vier Generationen nicht viel Gutes gewöhnt sind.

In Nassau aber war das alles anders. Der Herzog, 1840 in sehr jungen Jahren zum Regiment gelangt, versah es anfangs cavalierement und daraus soll ihm in Andetracht seiner Jugend kein Vorwurf gemacht werden. Von 1840

*) Siehe Grenzboten Nr. 45 von 1866. Der Verf.

Digitized by Google

bis 1847 arbeitete die alte bureaukratische Maschine fort. Das Wasser rauschte, das Rad drehte sich, die Mühle klapperte. Warum sollte nicht ein junger geschäftsunkundiger Fürst glauben, sie producire auch Mehl?

Plötzlich lieferte das Jahr 1848 den Beweis, daß es nicht gut gehe, daß gar kein Getreide aufgeschüttet und das ganze Mühlwerk morsch war. Da ging man an den Neubau. Ende 1849, als es mit der „Revolution" schon vorbei war, vereinbarte eine liberal-conservative, dem Herzog Adolph aufrichtig ergebene Kammer eine Verfassung mit ihm, welche auch den Domänenstreit erledigte. Der Friede war geschlossen. Das Land hielt ihn. Der Herzog nicht.

Diese feierlich pactirte und publicirte Verfassung bob der Herzog Ende 1851 einseitig auf, angeblich wegen der darin enthaltenen Grundrechte, in Wirklichkeit wohl, um die Staatsdomänen, deren publicistischer Charakter in jener Verfassung außer Zweifel gestellt war, für fürstliches Privateigenthum zu erklären. Die einzelnen Hergänge von 1851 bis 1866 haben wir in einer vom 4. Mai 1866 datirten Denkschrift*) erzählt. Sie war ein letzter, freilich mit nur sehr geringer Hoffnung auf Erfolg, und in der That auch ohne allen und jeden Erfolg unternommener Versuch, noch in der elften Stunde Frieden zu stiften zwischen dem Herzog und dem Lande. Er wurde vereitelt von jenen Personen, welche sich auf Kosten beider vom Unfrieden ernährten.

Von 1840 bis 1847 hatte den Herzog nichts in seinem subjectiven Belieben gestört. Sein Minister Herr v. Dungern fragte stets in erster Linie nach dem wiener Urtheil, in zweiter nach Serenissimi souveränem Gutdünken. Der Landtag fiel damals nicht lästig. Mit dem Jahr 1848 hatte das ein Ende. Der Landtag war von nun an wachsam und auch das Ministerium Hergenbahn regierte streng constitutionell, nicht blos dem Lande, sondern auch dem Fürsten gegenüber. Als der letztere diese Bahn verließ, trat es ab.

Diese kurze Periode einer Verfassung und Gesetz heilig achtenden Verwaltung betrachtete der Herzog dank seiner in Wien geholten absolutistisch-legitimistischen Erziehung als eine ebenso ordnungswidrige als für ewig überwundene Episode, auf welche er stets mit einem Gefühl der Demüthigung, des Grimms und der Bitterkeit zurückblickte. Noch vierzehn Jahre später ließ er dies dem Minister Hergenbahn fühlen, den er doch 1848 gar nicht genug mit Lobeserhebungen überhäufen konnte. Das absolutistische Regiment von 1840 bis 1847 war ein naiv-patriarchalisches, das von 1852 bis 1866 ein gereizt-aggressives.

Die ganze Bevölkerung wurde in zwei Classen getheilt: in solche, welche ihrer eigenen Meinung und Ueberzeugung folgten, und in solche, welche den

*) Ein Auszug der Denkschrift findet sich in den Grenzboten von 1866, Nummer 23 (vom 1. Juni).

Digitized by Google

Befehlen der Hofdienerschaft folgten. Die letztgenannten hießen die „Gutgesinnten". Die ersteren nannte der Herzog „die Demokraten". Darunter waren aber eine Menge Leute, welche in einem andern Lande als Hochtorys und jedenfalls überall als getreue und loyale Unterthanen gegolten hätten. Sogar der Rechnungskammerdirector und vormalige Hausmarschall der Herzogin Pauline, Moritz v. Gagern, Bruder Heinrichs v. Gagern, fiel in Ungnade und wurde außer Activität gesetzt, weil er bei einer Landtagswahl zwar für den gouvernementalen, aber nicht auch für den klerikalen Candidaten stimmte. Des Herzogs geistreiche Schwester, die verwitwete Fürstin von Wied, wurde gefragt, ob sie denn nichts thun könne, um den Herzog von seiner verderblichen Bahn abzubringen; seufzend antwortete sie: „Wie kann man mit jemandem reden, der dem andern nicht einmal das Recht einer eigenen Meinung zugesteht?"

Der Herzog stieß also nirgends auf Widerspruch und glaubte infolge dessen täglich mehr an die Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit eines allerpersönlichsten Regiments. Freilich bestand diese persönliche Regierung im Grunde genommen nur darin, daß nicht berechtigte und befähigte, sondern unberechtigte und unbefähigte Personen, daß nicht die Behörden und die Stände, sondern die Oberhofmeisterin, der Stallmeister und ein zum geheimen Cabinetssecretär erhobener k. k. Premierlieutenant den entscheidenden Einfluß übten, und zwar in einem weit stärkeren Grad, als jene ihn jemals hätten üben können. Beiläufig bemerkt, hat der letztgenannte östreichische Lieutenant sich auch als origineller Stilist bewährt. Er ist der Concipient jenes von dem Herzog Adolph am 6. Juli 1866 an den preußischen Militärgouverneur von Rheinland und Westphalen, Fürsten von Hohenzollern-Siegmaringen, gerichteten und mit unschicklicher Eile an demselben Tage in der officiellen „Nassauischen Landeszeitung" veröffentlichten Briefes, in welchem die Rede war von „der Weinrazzia in Rüdesheim" und der „Entführung mitten im Frieden eines deutschen Fürsten". Mit letzterem, etwas räthselhaften Ausdruck beabsichtigte der Herr Verfasser zu behaupten, Preußen habe den Kurfürsten von Hessen ohne vorherige Kriegserklärung gefangen genommen.

Daß die persönliche Regierung nichts als Mißerfolge aufzuweisen hatte, — Spannung mit anderen deutschen Höfen und Regierungen, Unzufriedenheit der Bevölkerung, namentlich des besitzenden, intelligenten und productiven Theiles derselben, permanente Auflösungen des Landtags, bei jeder Neuwahl Wachsthum der Opposition, Finanznöthe, Chatoullendeficit, Verpfändung der Hausgeräthe und des Silberzeugs bei M. A. Rothschild in Frankfurt, Zustimmung nur in Wien, Beifall nur bei den Klerikalen, sonst überall Widerspruch, Mißtrauen und Mißbilligung —, alle diese Erfahrungen hätten Anlaß geben sollen zum Denken, zum Prüfen, ob man denn auch auf richtiger Bahn sei; aber sie steigerten nur das krankhafte Mißtrauen, welches sich gegen alle und jeden rich-

Digitized by Google

tete, nur nicht gegen die, welche es verdienten, und welchen gegenüber der Herzog ebenso übertriebene Güte und Nachsicht zeigte.

Seinem Hofmarschall, einem vormaligen k. k. Major Leo v. Miltitz, hatte der Herzog eines Tages einige Vorwürfe gemacht. Miltitz schmollte darauf in ostensibelster Weise und zwar mit einem solchen Erfolg, daß ihn sein Herr schon nach wenigen Tagen auf die Schulter klopfte mit den Worten: „Lieber Miltitz, es war neulich nicht so böse gemeint. Seien wir wieder Freunde!"

Das Mißtrauen wurde genährt durch die schon erwähnte permanente Aufhetzerei, welche theils mündlich, theils durch ein zu diesem Zweck gegründetes Winkelblättchen — sonst las der Herzog nichts — betrieben wurde, den Herzog zu keiner ruhigen und behaglichen Minute mehr kommen ließ und allmälig so seine Nerven zerrüttete, daß er schon seit Jahren an Schlaflosigkeit leidet. Charakteristisch bleibt es immer für Gemüth und Urtheil des Fürsten, daß es den Demagogen des Hofes gelingen konnte, ihn dergestalt gegen seine Unterthanen einzunehmen. Sein gutmüthiges, treuherziges, leichtlebiges Völkchen stellte man ihm als eine Verschwörerbande dar, geleitet von den Landtagsabgeordneten Dr. Lanz und Braun. Diesen beiden wurde eine geheimnißvolle Allmacht beigelegt. Sie müßten mehr als Halbgötter sein, wenn sie alles das gemacht hätten, was man bei dem Herzog auf ihr Conto setzte. Sie conspirirten mit Mazzini und reisten jeden Augenblick nach Berlin, „um das Land an den Sch † † † - Preuß*) zu verkaufen" (ipsissima verba); mit dem Grafen Bismarck standen sie natürlich auf dem Du-Fuß, obgleich den letzteren Herr Lang niemals, und Herr Braun, unsres Wissens, das erste und einzige Mal am 11. September 1866 gesehen hat.

Braun und Lang waren die Sündenböcke der Hofpartei. Sie verwandelten so hieß es bei Hof, durch böse Zauberkünste das gediegene Gold der Weisheit, welches die östreichische Clique zu produciren behauptete, über Nacht in das Blech des Unverstandes und in das welke Laub des Mißerfolgs. Deshalb mußten sie vernichtet werden. Ueber den Feldzug gegen zwei einfache Privatpersonen im Lande, gegen welche die ganze Staatsmaschine fortwährend mit dem Druck aller Atmosphären arbeitete, vergaß man die Vorsichtsmaßregeln gegen den mächtigen Feind außer Landes.

Am 22. April 1852 wurde dem Herzog der älteste Prinz geboren. Die Stände gratulirten am 25. April zu der Geburt des „Erben des Throns". Der Herzog unterhielt sich huldreich mit denselben und bemerkte u. a., er werde nunmehr alles so stabilisiren, daß diesem seinem Sohne dereinst die Herzogswürde leicht sein, und ihm das Regieren nicht so schwer gemacht werde, wie

*) Ein sich reimendes — freilich sehr unreiner Reim! — Doppelwort, das auch am Ufer der Darm mit gleicher Vorliebe in hohen Regionen gebraucht wird.

Digitized by Google

ihm (Adolph) in den Jahren 1848 und 1849. Nun ist dem Prinzen die Herzogswürde allerdings leicht gemacht, und das Wort vom 25. April 1852 hat vierzehn Jahre später eine verhängnißvolle Bedeutung gewonnen. Die Krone wurde verscherzt ganz allein durch die Mittel, durch welche man sie zu befestigen trachtete. Weil man Preußen fürchtete und haßte, beleidigte man es so, daß es moralisch und politisch gezwungen war, zu annectiren. Weil man das Mediatisirtwerden vor Augen sah, suchte man möglichst viel beimzubringen, besonders indem man die Staatsdomänen in Privateigenthum zu verwandeln trachtete; aber bevor dies gelungen war, führte man die Annectirung herbei und zwar grade dadurch, daß sich die Dynastie mit dem Lande in einen funfzigjährigen erbitterten Streit über Mein und Dein verwickelte und durch den bösen Geist des Fiscal-, Monopol- und Privilegienwesens in der Domäneverwaltung die wirthschaftlichen Interessen der Bevölkerung fortwährend so verletzte, daß man meinen konnte, die Regierung habe es darauf abgesehen, dem Lande einzupredigen, daß sein Wohl und das der Dynastie nicht identisch seien. Trost im häuslichen Hader wurde bei einem aus der Fremde herbeieilenden fahrenden Adel gesucht, der nur den unseligen Riß zu erweitern wußte und Stütze hoffte man, indem man alles, was von Besitz und Intelligenz im Lande war, geflissentlich vor den Kopf stieß, von der bewaffneten Macht, die, an sich schon vermöge ihrer geringen Zahl unerheblich, im entscheidenden Augenblicke nicht wie ein thönerner Riese, wohl aber wie ein thönerner Zwerg zusammenbrach. So modern auch sonst das Gebahren war, das Verhängniß desselben war exemplarisch antik: durch solches Entrinnen eilte man dem Fatum mit Hast entgegen.

Als der Stich der Kriegstarantel seine Wirkungen zu äußern begann, ließen die Landstände, welche der irregeleitete Herzog für seine Feinde hielt, ihre warnende Stimme erschallen. Vergebens!" „Die kleinen Regierungen in Deutschland können sich nicht dadurch erhalten, daß sie der Bevölkerung Ruhmesglanz und Siegeslorbeeren in Aussicht stellen. Militärstaaten oder kriegsfähige Großmächte werden diese kleinen Länder niemals. Darum sollten sie, statt durch Kriegsruhm glänzen zu wollen, es vorziehen, Begründer der bürgerlichen und wirthschaftlichen Freiheit, Pfleger der Cultur, der Wohlfahrt, des Friedens zu sein. Wenn sie dies thun, werden sich die kleinen Regierungen erhalten. Wenn nicht — nicht!" .....

Während Braun dies im Ständesaal aussprach, saß der Herzog in dem an denselben anstoßenden Zimmer seines Ministers, des Prinzen Wittgenstein. Er konnte hören, was dort geredet wurde. Seine Antwort war, daß er noch an demselben Tage die Ständeversammlung auflöste. Er warf seine Krone mit eigener Hand in des Krieges gähnenden Schlund, und sie ist verschwunden. Das Verhältniß der Regierung Seiner Hoheit zu den Landständen charakterisirt

Digitized by Google

sich nicht treffender als durch die Verhandlungen über die Mittel zur Kriegsbereitschaft. Die Ständeversammlung in ihrer großen Mehrheit war entschieden für Neutralität, wenn nicht für Anschluß an Preußen, mit welchem das Land schon seiner wirthschaftlichen Interessen halber solidarisch verbunden ist. Der Herzog war von dieser Auffassung wohl unterrichtet. Gleichwohl wünschte er grade von diesen Ständen Geld verwilligt zu erhalten, um dem Bundestag, wie er sagte, oder Oestreich, wie die Stände sagten, Heeresfolge zu leisten. Man schlug den heutzutage nicht mehr ungewöhnlichen Weg ein, vollendete Thatsachen zu schaffen wider den Willen der Volksvertretung und dieser zu überlassen, daß sie registrire, was sie nicht mehr ändern konnte. Aber Eines schickt sich nicht für alle.

Am 12. Mai 1866 kam von Wien das Ersuchen, sofort mobil zu machen. Man arbeitete die ganze Nacht vom 12. auf den 13. Mai hindurch bis zum Tagesanbruch in den Bureaus des Kriegsdepartements. Am 13. Morgens gingen die Einberufungsordres an die großbeurlaubten Soldaten ins Land. Am 15. contrahirte im speciellen Auftrag des Herzogs der Finanzdirector, welcher zugleich auch Chef der herzoglichen Domänenverwaltung und landesherrlicher Commissar bei den Spielbanken von Wiesbaden und Bad Ems war, bei dem Bankhaus M. A. Rothschild für die Landessteuerkasse ein Kriegsanlehn von vorläufig einer halben Million Gulden. Die Stände sahen die Soldaten aus dem großen Urlaub einrücken. Sie interpellirten am 16. Mai, was das zu bedeuten habe, ob sich die Regierung vielleicht gegen den Willen des Landes in einen Krieg stürzen wolle, und woher sie die Mittel zu nehmen gedenke, denn die Stände würden zu einem solchen Zwecke nichts verwilligen. Darauf antwortete die Regierung, zu bedeuten habe das alles durchaus gar nichts, es handele sich weder um Krieg, noch um Kriegsbereitschaft oder Mobilmachung, sondern nur um die „gewöhnlichen vierwöchigen Feldübungen" — ein Wort, das sich für den Sprichwörterschatz der Zukunft empfiehlt — welche jedes Jahr stattfänden und ja auch in dem Budget pro 1866 vorgesehen seien; es werde kein Kreuzer über das gewöhnliche Ordinarium des Militärbudgets hinaus ausgegeben werden. Das Kriegsanlehn wurde verheimlicht. Kein Mensch, außer den in die östreichische Politik eingeweihten Herrn und Damen bei Hof, wußte davon, nicht einmal der Chef der Landesregierung.

Die Stände waren durchaus nicht beruhigt durch jene „beruhigenden" Zusicherungen. Sie hatten allen Grund, argwöhnisch zu sein; allein da sie sich zu weiteren Interpellationen anschickten, vertagte sie die Regierung vom 16. Mai bis 5. Juni, indem sie mit patriarchalischem Wohlwollen versicherte, es geschehe das blos, um den hochgeehrtesten Herrn Ständen Gelegenheit zu geben, die Pfingstfeiertage im Schoße ihrer Familien zuzubringen. Da die Vertagung etwa drei Wochen, Pfingsten 1866 aber nur zwei Tage dauerte, so machten die

Digitized by Google

Stände von ihrer persönlichen Freiheit Gebrauch und glaubten nicht an das angegebene Motiv. Sie sagten das auch. Dies veranlaßte den Finanzdirector — denselben, der das heimliche Kriegsanlehn contrahirt hatte — in der Ständeversammlung mit dem Tone äußerster sittlicher Entrüstung und mit der Miene der gekränkten Unschuld auszurufen: Welche Keckheit, der Regierung nicht zu glauben!

Während der Vertagung ging die Regierung an die Pferderemonte. Sie bedurfte zu deren Durchführung der aus freier Wahl hervorgegangenen Bezirksvertretung. Der Bezirksrath von Wiesbaden weigerte sich, hierzu in Function zu treten, denn zur Pferdeconscription sei die Proclamation der Kriegsbereitschaft erforderlich, diese sei aber noch nicht erfolgt. Das officielle Blatt bedrohete die Mitglieder des Bezirksraths mit dem Standrecht. Sie ließen sich nicht irre machen. So war denn die Regierung gezwungen, die Maske fallen zu lassen und das Wort „Kriegsbereitschaft" endlich auszusprechen, nachdem die Sache schon da war. Dies geschah am 22. Mai.

Am 5. Juni traten die Stände wieder zusammen. Die Regierung gestand ihnen nun, daß sie am 16. Mai nur vertagt habe, um unbequemen Fragen aus dem Wege zu gehen; aber sie verheimlichte immer noch das Kriegsanlehn. Sie forderte eine halbe Million Gulden Kriegsmittel und schlug vor, dieselben durch Steuerzuschläge aufzubringen. Die verheimlichte halbe Million bei Rothschild dazu gerechnet, hätte man eine Million Gulden gehabt, und das hätte für den Anfang gereicht; später glaubte man wohl keiner Stände mehr zu bedürfen.

Die Stände aber wollten, bevor sie Geld verwilligten, über die politische Situation gehört sein. Sie wollten wissen, was man in Bamberg pactirt habe u. s. w. Die zweite Kammer beraumte daher eine Sitzung auf den 13. Juni an, um ihr Votum abzugeben gegen jene Politik, welche am folgenden Tage in der Bundestagssitzung die Majorität und namentlich auch die Zustimmung des nassauischen Gesandten erlangte.

Nun enthielt die parlamentarische Geschäftsordnung der nassauischen Ständeversammlung, welche zur Zeit der Blüthe der Reaction, 1852, zwischen den Ständen und der Regierung vereinbart worden war und ohne Zustimmung der letzteren nicht geändert werden konnte, die seltsame Vorschrift, daß eine landständische Sitzung in Abwesenheit der Regierungsvertreter nicht stattfinden dürfe. Um die Sitzung vom 13. Juni, in welcher sich die Stände gegen die Bundestagspolitik aussprechen wollten, zu verhindern, hätte die Regierung verfassungsmäßig entweder auflösen oder vertagen können. Allein damit war ihr nicht gedient. Denn sie hoffte immer noch — trotz alledem — unter der Wucht der vollendeten Thatsachen, der aufgeregten Stimmung und der gouvernementalen Bedrohungen, selbst von diesen bisher so unbeugsamen Ständen eine Geld-

Digitized by Google

verwilligung zu erwirken. Sie wählte also ein nicht verfassungsmäßiges Mittel, einen gelinden Staatsstreich, einen Strike: Arbeitseinstellung. Sie verbot ihren Vertretern in der Sitzung zu erscheinen. Dieselbe konnte also nicht stattfinden; — und am 14. Juni stimmte die Regierung, welche die An- und Absichten der Stände sehr wohl kannte, in Frankfurt für das directe Gegentheil von alle dem, was die Volksvertretung wollte. Gleichwohl glauben verschiedene Würtemberger immer noch bis zur heutigen Stunde, gewisse südwestdeutsche Kleinstaaten seien der gerechte und vollkommene Hort des einzig wahren Constitutionalismus in Europa. Wenigstens sagen sie so.

Die Regierung frohlockte am 14. Juni. Sie hatte eine vollendete Thatsache. Ihre voreilige Mobilmachung vom 14. Mai hatte nunmehr am 14. Juni die höhere Weihe, die nachträgliche Genehmigung des Bundestags erhalten. Nun konnte man von „Bundesrecht" und „Bundestreue" sprechen und den Vorwurf des östreichischen Vasallenthums durch Berufung auf den Beschluß des „einzigen legalen Organs der gesammten deutschen Nation" gewichtig entkräften. Auch gab man sich in Bibrich der tröstlichen Hoffnung hin, in Preußen werde wieder, wie 1850 und 1851. „der Starke muthig einen Schritt zurückweichen". Noch sicherer zählte man auf eine Creditverwilligung der Stände; „gegen den Bund rebelliren würden sie doch nicht, sonst werde man garstig mit ihnen umspringen."

Allein man hatte sich in jeder Beziehung getäuscht. Preußen wich nicht zurück; es ging vor, und zwar mit der ominösen „affenartigen Geschwindigkeit". Auch die liberalen Stände wichen nicht zurück. Am 27. Juni verweigerten sie der Regierung alle und jede Mittel zum Krieg. Die Regierung hatte zwar schon ihre geheime halbe Million. Aber sie wollte mehr. An dem Tage, wo die östreichischen und frankfurter Zeitungen die falschen Nachrichten über die Siege Benedeks nach Wiesbaden trugen, glaubte sie ihre Zeit gekommen. An diesem Tage, am 30. Juni, erschien der Chef des Kriegsdepartements, das Schwert an seiner Linken, in der Ständeversammlung und las mit einer Stimme, die an das „dies irae" und die Posaune des jüngsten Gerichts mahnte, eine neue Creditanforderung von höherem Betrag vor, welche sich darauf berief, diese Regierung, (welche doch die halbe Million heimlich in der Tasche hatte) sei ohne die geringsten Mittel, sie befinde sich in dem äußersten Nothstand, sie müßte, wenn die Stände wieder nichts verwilligten, mittelst kriegsrechtlicher Execution nichtverwilligte Steuern heben, um nicht die braven Soldaten darben zu lassen" u. s. w.

Am 6. Juli schlugen die immer noch unbeugsamen Stände zum zweiten Male der Regierung jeden Credit ab. Sie hatten inzwischen, dank dem Scharfsinn ihres Berichterstatters, des Abgeordneten Scholz, den Sachverhalt bezüglich des geheimen Kriegsanlehens ausgemittelt. Vormittags erfolgte die Abstimmung,

Digitized by Google

Nachmittags die Auflösung. Am 14. Juli siegten die Preußen bei Aschaffenburg. Am 15. Juli entfloh der Herzog.

Von allen den im vorigen Aufsatz aufgezählten neun, oder wenn man den Herzog hinzurechnet zehn Generalen — von welchen allerdings einige durch Alter oder Krankheit verhindert waren, wie z. B. Hergenhahn, der schon die Kriege von 1810 bis 1815 mitgefochten —, war nur einer im Feld, der weiland carlistische General Roth. Und ihn traf das Unglück, mitten im Feldzug vom Herzog auf Urlaub in die Schweiz geschickt zu werden. Sogar dieses Muster altcastilischer Ritterschaft und correcter legitimistischer Gesinnung — zudem ein Schwabe von Geburt! — galt plötzlich als verdächtig. Gewiß mit Unrecht. Er machte ohne Zweifel die Sache so gut als er konnte; und daß man ihn an eine Stelle gestellt hatte, wohin er nicht gehörte, daran war er nicht schuld, sondern die Leute, welche glaubten, daß wirklicher oder simulirter Parteifanatismus im Stande sei, für den Mangel technischer Erfordernisse aufzukommen.

Ueber den Verlauf des „Feldzugs" will ich schweigen. Als er zu Ende und das nassauische Contingent gezwungen war, von Günzburg am südlichen Ufer der Donau, wo es cantonnirte, in die mittlerweile preußisch gewordene Heimath zurückzukehren, entband der Herzog die Offiziere des Fahneneids. Er hoffte indeß und sprach auch, wie wir hören, diese Hoffnung aus, es werde trotzdem keiner seiner Getreuen unter dem König von Preußen fortdienen; denn es war den Offizieren freigestellt, Pension zu verlangen nach dem bisherigen nassauischen Pensionsgesetz, das ebenso wie das Besoldungsgesetz sehr freigebig ist, namentlich für die unteren Chargen. Der Herzog irrte sich; die meisten dienten fort. Der weiland Kriegsherr stiftete für Offiziere und Mannschaft, für alle, die mitretirirt waren, eine Erinnerungsmedaille, welche an einem gelben Bande auf der Brust getragen wird; und da ein erfahrener Offizier versicherte, daß planlose Bewegungen und forcirte Rückzugsmärsche die Truppen noch weit mehr strapaziren als ein wirklicher Feldzug mit Bataillen, so war dieses Symbol, das er mit dem unschönen Namen „Lauf-Orden" belegte, insofern wohlverdient und mag für manchen braven Burschen in der That ein Ehrenzeichen sein.

Gegenwärtig verweilt der Herzog nebst Gemahlin und Prinzen in dem schon mehrfach erwähnten Schlößchen Rumpenheim. Am 4. November 1866 verabschiedete er sich dort, wie Eingangs gemeldet, von seinen „treu gebliebenen" Offizieren, d. h. von denjenigen, welche um die — nach nassauischem Gesetz nahe an den Activgehalt reichende — Pension nachgesucht haben, weil sie aus Rücksichten auf ihr Alter oder sonstige Umstände sich in die neuen Dienstverhältnisse nicht schicken können oder wollen. Diese Offiziere, dreizehn an der Zahl, geführt von dem vormaligen Kriegsminister General v. Holbach, welcher während des Feldzugs mit dem Depot in der Festung Mainz lag und von dem Tour de

Digitized by Google

Montalembert auf der Petersau, einer zur Bundesfestung gehörigen Rheininsel, aus zusah, wie die Bayern Bibrich beschossen, fuhren mit dem Frühzug gen Frankfurt und dann gen Rumpenheim. Man sagt, der Herzog werde ihnen aus Privatmitteln zu ihrer preußischen Pension so viel zulegen, daß sie dem bisherigen nassauischen Activgehalt gleichkommt, bis zu ihres Lebens Ende.

Als sie in den engen Raum eintraten, den jetzt der hohe Herr bewohnt, war der letztere so ergriffen, daß er nur die Worte sprechen konnte: „Das sind noch die einzigen Treuen!“ Dann lehnte er sich, den Kopf tief auf die Brust herabgesenkt, mit dem Rücken an einen Consoltisch, und die Thränen rannen ihm in den seit der letzten Campagne ergrauten Bart. Auch ein Theil der Offiziere konnte sich des Weinens nicht enthalten. Und es gab so eine lange bange Stille, die nur durch das Schluchzen eines oder des andern unterbrochen wurde. Da der Herzog nach Verlauf einer halben Stunde immer noch in seiner stummen Niedergeschlagenheit verharrte, und die Etikette den Offizieren verbot, die Initiative des Gespräches zu ergreifen, entstand nach und nach eine gewisse Verlegenheit, welche der General v. Holbach mit seiner ihm in solchen Fällen eigenthümlichen Geistesgegenwart dadurch beseitigte, daß er dem Herzog sagte, die Offiziere seien gekommen, um auch Ihrer Hoheit der Frau Herzogin und den durchlauchtigsten Herrn Prinzen ihre allerunterthänigste Aufwartung zu machen. Infolge dessen rief der Herzog selbst seine hohe Gemahlin und die beiden Söhne aus dem Nebenzimmer herein. Dann verfiel er wieder in sein finsteres Schweigen. Die Frau Herzogin führte von nun an allein die Conversation mit den dreizehn Getreuen. Sie stellte ihnen die Prinzen vor und sprach: „Betrachtet euch noch einmal euere beiden jungen Herrn und bewahrt denselben euere Treue bis zu besseren Zeiten.“ Dann ergoß sie sich in lebhaften Vorwürfen gegen diejenigen vormals nassauischen Offiziere, welche der angestammten Dynastie die Treue gebrochen und preußische Dienste genommen hätten. Diesen Vorwürfen stimmten auch diejenigen unter den Offizieren bei, deren eigene Verwandte sich in dem von der Herzogin getadelten Falle befanden. General v. Holbach aber, dessen Söhne auch preußische Dienste genommen, suchte mit gewohntem Geschick die Unterhaltung von diesem, ein wenig epinösen Thema abzulenken, indem er zu erzählen begann, was jetzt die bösen Fortschrittsleute in Wiesbaden für ein grauenhaftes Regiment führten; er, General v. Holbach, sei dieser Tage einmal zu dem königlichen Civilcommissar vorbeschieden gewesen und erst nach langem Warten im Vorzimmer vorgelassen worden; während er mit demselben im Gespräch begriffen gewesen, habe es plötzlich sehr kräftig an der Thüre geklopft und ohne das Hereinrufen abzuwarten, sei Dr. B. hereingestürzt mit den Worten: „Ich muß heute noch nach Berlin und kann deshalb die Sache nicht fertig machen“, worauf der königliche Civilcommissar erwidert habe: Nun gut, dann mag sie Herr Dr. L. machen. (Beiläufig bemerkt

Digitized by Google

versichern die genannten Herrn, daß diese Erzählung nicht wahr sei.) Diese und andere Anekdoten Holbachs vermochten indeß den schwülen Horizont nicht aufzuheitern; und als er endlich, nachdem die Audienz — oder in Anbetracht der Pausen, aus denen sie wesentlich bestand — die Abschiedsschau drei Stunden gedauert hatte, dem Herzog zum Schlusse die Versicherung gab, das ganze Land sei ihm jetzt immer noch mit der größten Treue und Anhänglichkeit zugethan, schüttelte der hohe Herr das Haupt und sprach: „Wenn dem so wäre, dann säß' ich nicht hier!" So wird uns glaubhaft berichtet.

Jene Offiziere aber fuhren hierauf zurück und dinirten zusammen in Frankfurt. Worauf sie angestoßen haben, weiß ich nicht. Aber wenn ihr das Gläsergeklirr einer Wiederherstellung des Alten gegolten hat, aufrichtige Hoffnung oder gar Zuversicht darauf haben sie schwerlich gehegt. Denn wäre auch die Sternkunst wirklich Lüge, die Restauration des Herzogthums Nassau gehört ohne Zweifel zu den letzten Möglichkeiten. Beim Umsturz dieses Monumentes deutscher Kleinfürstlichkeit ist kein Stück Piedestal stehen geblieben, worauf der Torso neu errichtet werden könnte. Vielmehr, der Sockel war grade das Erste, was fiel; der Boden glitt dem alten Regime unter den Füßen hinweg. Auch nicht einmal die elementare Grundlage, die sonst allenthalben die Reste des kleinstaatlichen Wesens noch trägt, jene loyale Treue à tout prix, die anderwärts in allen Schichten der Bevölkerung ihre Wurzeln nährt, hat die walramsche Linie des nassauer Hauses zu erwerben vermocht.

Für den Volkspsychologen ist es lehrreich, die populären Empfindungen und Urtheile sowie das obligate unartikulirte Geräusch, das den Throncassirungen dieses großen Sommers gefolgt ist, und seine Objecte zu vergleichen. In Kurhessen trat ein Fürst von der Schaubühne ab, der, wie schon oben besprochen wurde, auch dem gutherzigsten Volksstamm keine Liebe abgewinnen konnte. Er fragte nicht darnach; als Karikatur eines Despoten fürchtete oder ignorirte er auch die loyalsten Regungen politischen Lebens; scheelsüchtiger Egoismus einer kleinen Seele war ihm einziger Gesichtspunkt bei fürstlichen Entscheidungen, die das Höchste wie den Plunder den gleichen im niedrigen Sinne persönlichen Empfindungen unterwarf. Aber es ist zweifelhaft, ob er nicht die dunkle Vorstellung gehabt hat, daß er in diesem System der bloßen Unterlassungen — wenn anders ihm System überhaupt angesonnen werden kann — seiner Pflicht folge. Pflicht ist ein formaler Begriff; er wäre nicht das erste Curiosum in der Geschichte der Fürsten, welche das „Nein" zum Staatsgrundgesetz erhoben hat. Seine Antipathie gegen Preußen wird ihm niemand verargen; konnte doch er, der auf einer der Klammern saß, welche die Theile des norddeutschen Staates geographisch binden, den Zeitpunkt nach Minuten voraussehn, der ihn eliminiren mußte; und es hat noch kaum ein Sterblicher seinem leibhaftigen Fatum mit Grazie den Platz geräumt. Indeß er war, wenn auch in jedem

Digitized by Google

andern Sinne eine absolut ungraziöse, so doch eine hartknochige Natur, in voller Uebereinstimmung mit sich selbst; wen er schädigte, dem milderte eine gewisse Komik, die allen solchen Charakterköpfen eigen ist, den Zorn. So geschah es, daß die Fußspuren seines fürstlichen Daseins mit sonst unerklärlich mäßigem Aufwande von sittlicher Entrüstung hinweggeräumt wurden. Freilich sein Verdienst war es nicht; aber sein Volk war zu gut, um ihm zu fluchen.

Vor der nachhaltigen, unbelehrbaren Selbstwilligkeit, die sich hinter der sogenannten Treue derjenigen Hannoveraner verbirgt, welche Witz und Willenskraft in sinnloser Opposition gegen die neuen Zustände vergeuden, hat die Hessen ihre gerade Art trotz der politischen Hungerkur der Jüngstvergangenheit behütet. Immerhin verlangt auch menschliche Schwäche ihre Gerechtigkeit; in Hannover insbesondre haben wir es mit der par excellence deutschen Schwäche zu thun, sich Gegenstände der Anbetung und Hingabe zu schaffen, wo keine sind. Lebten wir im Zeitalter Fichtes, man würde sagen können, König Georg von Hannover sei nur die fleischgewordene Selbstsetzung seines Volkes gewesen. So sehr auch ihre Anerkennung gegen die Natur geht, seine Popularität hat einerseits, wenn schon in dünnem Aufgusse, dennoch Verwandtschaft mit dem starren Idealismus Hagens von Tronege; nur fehlt leider seinen nordischen Nachfahren die ästhetische und zugleich sittliche Weihe des Heroismus.

Ohne Frage hat den blinden Monarchen am meisten unter seinen Schicksalsgenossen die bannende Kraft des Formalismus fürstlicher Hoheit getragen und geschützt. Die christlich-germanische Weihe, die Sucht, alles Große und Kleine, was ihn betraf, providentiell zu nehmen, der Pomp und die Munificenz, mit welcher er aufzutreten liebte, die zur Schau getragene Leugnung seines organischen Gebrechens, dazu die völlig mittelalterliche Auffassung seiner Würde, die ihn jeden Tag fähig gemacht hätte, im Verdruß über oppositionelle Tendenzen Heinrich den Löwen zu copiren, der Badewiek der Erde gleich machte, weil es ihm die Thore verschloß, endlich die methodelosen Evolutionen seiner inneren und äußeren Politik, die, angethan mit dem Zauber des vollkommenen Widerspruches, so geheimnißvoll wirkten, daß noch heute im Lande unter Weisen und Thoren die Sage geht von König Georgs staunenswürdiger Consequenz: — alle diese Züge haben sich als ebenso viele hektische Symptome erwiesen, aber ihre Wirkung auf die Gemüther ist doch überraschend gewesen. Jeder Epilog aber hat, ausgesprochen oder stillschweigend, zugleich apologetische Absicht, und so mag zur Ehre der Anhänger der Welfendynastie hier das Zugeständniß nicht unterdrückt werden, daß weiland König Georg an seinen Beruf wirklich geglaubt habe, sein Land zur patriarchalischen Glückseligkeit zurückzudirigiren. Er war ein lebendiger Anachronismus, dies Prädicat erschöpft sein ganzes Wesen, aber ein gewisser Stil läßt sich demselben nicht absprechen.

Ein äußerlicher Umstand, der schon in den Tagen seines Glückes peinlichen

Digitized by Google

Eindruck machte, ist ihm symbolisch geworden: er fühlte sich nicht heimisch in seinem Hause. Das alte Stadtpalais an der Leine, das in der That unwohnlich eingerichtet sein soll und dem ein Flügel fehlt, wurde mit einem Hause am Friedrichswall vertauscht, in das nachmals der Magistrat der Stadt zog; dann wechselte die Residenz zwischen der Stadt und dem monotonen Herrenhausen. Der König baute gern und beschloß, sich ein stattliches Schloß herzurichten, das allen Anforderungen seines Monarchenstolzes entsprechen sollte. Ein weitschweifiger kolossaler Bau erwuchs, wo früher das kleine Schloß Mon Brillant stand; wer die stolze Façade betrachtete, dem mußte auffallen, daß man aus den Fenstern derselben so gut wie gar keine Aussicht hat, wenn nicht ein schönes Stück der herrlichen nach Herrenhausen führenden Allee gefällt würde; in der Wahl dieses Lokales schien sich der Blinde zu verrathen, und die Lage außerhalb der Stadt am Wege mahnte an Auszüglergedanken. Die weiten Mauern wuchsen herauf, aber immer wechselte die Bezeichnung des zukünftigen Schlosses: Mon Brillant schien zu gering für den Herrscherpalast, „Königssitz" sollte er heißen; aber auch dies wurde aufgegeben, — man neigte sich dem Titel „Welfenschloß" zu. Die Kritik des Publikums hatte längst einen bezeichnenderen, wenn auch minder stolzen Namen gefunden: Die „Platt-Menage"; denn wirklich erinnert das architektonische Arrangement, eine Mischung von romanischen und gothischen Reminiscenzen, wie sie der König besonders liebte, an jenes bekannte Tischgeräth, das Pfeffer-, Salz-, Essig- und Oelflasche vereinigt; die schmächtigen Thürme gaben die Parodie an die Hand. Und wie aus den weiten Sälen, den endlosen Corridoren, den Höfen und Hallen, welche dem Ritterspiel und Minnesang und königlichem Prunke jeder Art die Stätte bereiteten, das Heer der Maurer und Zimmerleute endlich abzog, da zog der König auch von dannen. Kurz vor dem Kriege ist der Palast vollendet worden, den sein Bauherr nie bewohnen sollte.

Trotz der barocken apokalyptischen Formen, in welchen König Georg dachte und sich äußerte, trotz der halsstarrigen Unfehlbarkeit, bei welcher er fortwährend auf das skandalöseste betrogen wurde, war sein Gemüth edler Regungen fähig; warme Theilnahme, ja Verständniß für die Künste, die ihm zugänglich waren, besonders für Musik, ist ihm nicht abzusprechen; — Züge, die, zusammengehalten mit der Vorstellung von seiner Königsmission und dem daraus erwachsenen herausfordernden Hochmuthe seines Regiments, dem Schicksal, das ihm geworden ist, in der That etwas Tragisches geben.

Beiden königlichen Hoheiten von ehedem, sowohl ihm als dem Kurfürsten von Hessen, der überdies den Vorzug hatte, seine Rechnung glatt abschließen zu müssen, dient der dritte im Bund, auf dessen Ausgang wir im Obigen zurückgeblickt haben, zur vortheilhafter Folie. Alle menschliche Theilnahme entnimmt ihr Maß instinctiv von der Energie der guten oder schlechten Kräfte, die einem

Digitized by Google

Gefallenen innewohnte. Sie geht leer aus, wo baare Schwäche und Kleinlichkeit den Inhalt bilden. Die Theilnahme für den weiland Herzog von Naſſau iſt ſchwer zu claſſificiren; kann ein Plaidoyer für Charakter und für bona fides gelingen? Der Sturz des Welfenthrons hat den Boden ſtark erſchüttert, er war eine zwar reichlich gezeitigte, aber dennoch unerwartete Kataſtrophe; die Entthronung des Kurfürſten hat ſich ähnlich einem Naturereigniſſe vollzogen, das als Reſultat von lauter beſtimmbaren Factoren kaum ſo lange beunruhigt, bis es vorüber iſt; durch das Geräuſch des Luftdrucks aber, der den Herzog Adolph entfernte, tönt wenig mehr als der Refrain der bisherigen naſſauiſchen Landesfortüne: „le jeu est fait; rien ne va plus.“

Der deutſche Krieg im Jahre 1866.

5.

Der Feldzug der Mainarmee.

Die am Main fechtenden Armeen haben wir in unſerm erſten Artikel in folgender Stärke kennen gelernt:

General Vogel v. Falkenſtein 48,000 Mann Infanterie, 3.300 Pferde, 96 Geſchütze in drei Diviſionen.

Prinz Karl von Bayern: 36,000 Mann Infanterie, 7.000 Pferde, 152 Geſchütze.

Prinz Alexander von Heſſen: Würtemberger, Badenſer, Heſſen-Darmſtädter und Oeſtreicher, 32.800 Mann Infanterie, 5.000 Pferde und 130 Geſchütze.

Ehe General v. Falkenſtein geſtattet war, gegen dieſe Truppen vorzugehen, war ihm die Aufgabe geworden, Hannover und Heſſen zu occupiren und wo möglich die dortigen Streitkräfte unſchädlich zu machen. Die kurheſſiſchen Truppen hatten ſich ohne ihre Kriegsausrüſtung abzuwarten und ſelbſt ohne Munition nach Mainz hingezogen; die Beſitznahme des Landes war alſo leicht und der dazu beſtimmt geweſene General v. Beyer konnte mit ſeiner Diviſion ſofort gegen Hannover und zwar in der Art verwandt werden, daß er der hannoverſchen Armee den Marſch nach Süden zur Vereinigung mit den Bayern ſperrte. Die letztern fingen Mitte Juni an ſich bei Schweinfurt und Bamberg zu ſammeln.

Der König von Hannover hatte ſeine Truppen in der Stärke von 18—19,000

Digitized by Google

Mann bei Göttingen, dem südlichsten Hauptort seines Staates versammelt und suchte durch Verhandlungen der preußischen Action auszuweichen oder mindestens Zeit zur Mobilmachung zu gewinnen.

General v. Manteuffel war nach Ablauf der zur Entscheidung gegebnen Frist von Holstein her, General v. Göben aus Minden mit je einer Division am 16. Juni in das Königreich eingerückt und dirigirten sich nach Hannover. Diesem Stoß beschloß der König sich zu entziehen und nach Bayern zu gehen. Am 20. Juni waren die hannoverschen Truppen einigermaßen marschbereit und am 21. drangen sie, General Beyer in Kassel vermeidend, in preußisches Gebiet ein, besetzten Heiligenstadt, am 22. Mühlhausen, am 23. Langensalza. Von hier aus wollte man nach Eisenach vordringen, stieß aber an der Werra überall auf Preußen und gab nach kurzem Kampf diese Absicht auf. Am 24. unternahm man darauf einen Marsch ins Gothaische, begegnete aber auch hier dem Gegner, dem Regiment des Herzogs von Koburg. An ein wirkliches Erzwingen des Durchmarsches dachte man nicht, obgleich der Gegner allenthalben nur schwach war. Der König von Hannover entsandte nun einen Abgeordneten an das bayerische Hauptquartier in Bamberg, Unterstützung suchend, erhielt aber den sehr richtigen Bescheid: mit 19,000 Mann könne man sich allein durchschlagen. Der 25. und 26. vergingen in Unterhandlungen mit Preußen, am 27. wollte man wieder zurückgehen, aber die Preußen hatten unterdessen auch mehr Truppen herangebracht und General v. Fließ erhielt den Befehl, mit seinen Truppen, dem 11. Linien-, 20. Landwehrregiment und zwei Bataillonen des 25. Regiments, der Landwehr aus den Festungen der Provinz Sachsen, der Linie von der Division Manteuffel, beide mit der Eisenbahn nach Gotha geführt, außerdem zwei Schwadronen Landwehr und einer Ausfallbatterie aus Erfurt und endlich dem Regiment Gotha, den Gegner durch einen Angriff festzuhalten, um den zur Einschließung der Hannoveraner heranrückenden anderen Regimentern Zeit zum Anmarsch zu geben.

Am 27. Juni wichen die Hannoveraner dem Anmarsch auf Langensalza hinter die Unstrut bei Merzleben aus und stellten sich hier sehr vortheilhaft auf. Die Truppe des General v. Fließ, die circa 8.000 Mann zählte, griff den Gegner kühn an, wurde jedoch mit blutigen Köpfen abgewiesen. Die Hannoveraner folgten aber nicht, sondern blieben stehen. Dadurch wurde der Zweck des Angriffs erreicht. General v. Falkenstein brachte seine Truppen heran, schloß die Hannoveraner von allen Seiten ein und am 29. capitulirte der König. Nur vollster Mangel an Energie in der hannoverischen Leitung und die Unthätigkeit der Bayern von der andern Seite machten es möglich, daß General v. Falkenstein mit den wenigen Verlusten bei Langensalza (4—500 Mann) die 19,000 Hannoveraner aus der Zahl seiner Feinde streichen konnte. Wenn die letzteren am 20. Juni statt nach Heiligenstadt u. s. w. auszuweichen, von Göt-

Digitized by Google

tingen geraden Wegs südlich nach Bayern marschirten, konnten die schwachen preußischen Vortruppen des Generals v. Beyer gar nicht daran denken, ihnen mit Erfolg den Weg zu verlegen.

Am Tage der Capitulation disponirte General v. Falkenstein seine Truppen bereits für seine weiteren Unternehmungen und am 1. Juli standen sie bei Eisenach bereit, um gegen die Bayern vorzugehen, die sich inzwischen zur Unterstützung der Hannoveraner nach Norden in Bewegung gesetzt hatten.

Während Prinz Alexander von Hessen in der Gegend von Frankfurt seine Divisionen vereinigte und eine Stellung östlich und nordöstlich zum Schutze der Bundesstadt bezog, hatte Prinz Karl von Bayern von Bamberg aus langsam längs der Werra sein Corps in Bewegung gesetzt. Koburg wurde als feindliches Land am 29. Juni besetzt, am 30. wurde das preußische Suhl occupirt. Hier erreichte den bayerischen Feldherrn die Nachricht von der Capitulation der Hannoveraner. Er beschloß nunmehr zur Vereinigung mit dem Prinzen von Hessen, der den Befehl zum Marsch nach Fulda erhalten, sich ebenfalls nach letzterem Orte zu wenden. Diese Bewegung aber wurde durch den Angriff der Preußen unterbrochen.

Offenbar konnte General v. Falkenstein nur dann auf Erfolg gegen seine Gegner rechnen, wenn er beide getrennt erhielt und jeden einzeln schlug. Er schob also die Division Beyer auf der Straße von Eisenach nach Frankfurt gegen Fulda vor und ging mit den Divisionen Manteuffel und Göben, die letztere an der Tête, gegen die Bayern. — Am 2. Juli Abends trafen die ersten Spitzen gegen einander; der bayerische Oberst Aldosser versuchte preußische Feldwachen in dieser Nacht zu überfallen, wurde aber blutig abgewiesen und selbst für diesen Krieg unfähig gemacht. Am 3. setzten die Bayern ihren Marsch fort, stießen bei Dermbach auf die Brigade Kummer der Division Göben, wichen davor aus und concentrirten sich bei Kaltennordheim. Am 4. Juli blieben die Preußen auf der Straße nach Kaltennordheim im Vorgehen, während die Bayern eine drei Meilen breite Front eingenommen und die Reservecavalerie noch zwei Meilen weiter auf der fuldaer Straße gegen Hünfeld vorgeschoben hatten. Die Reservecavalerie, sechs Regimenter, zwei Batterien unter Fürst Taxis, stieß hier auf die Division Beyer. Ein von den Vortruppen dieser Division abgegebener Kanonenschuß schlug in das vorderste Cürassierregiment und brachte ihm einen Verlust von 28 Mann bei, worauf dieses Regiment und nach und nach auch die übrigen Regimenter Kehrt machten. Die ganze Masse wurde, wie es bei Cavalerie sich so leicht ereignet, sehr rasch von einer Panique ergriffen und jagte unaufhaltsam zurück. Der erste Theil sammelte sich nach einem Wege von fünf Meilen, andere sollen sechzehn Meilen gebraucht haben, um zum Halten zu kommen. Das Schlimmste war, daß infolge dieses energischen Rennens der größte Theil der Pferde unbrauchbar geworden war.

Digitized by Google

Die Division Göben also stieß mit ihren Têten bei Roßdorf und Wiesenthal einerseits und bei Dermbach und Diedorf andererseits auf die Bayern, rannte die vordersten Bataillone rasch über, sah aber nach und nach so bedeutende Massen vor sich erstehen, daß sie ein weiteres Vorgehen wie bis zum letztgenannten Ort nicht mehr durchsetzen konnte, sondern Halt machte. Trotz dieser schließlichen Zurückweisung des Gegners hatten die Gefechte doch genügt, um den Prinzen Karl von Bayern zu veranlassen, den Marsch nach Fulda aufzugeben und weiter südlich die Verbindung mit dem Prinzen von Hessen zu suchen, der inzwischen drei Meilen westlich von Fulda bei Lauterbach angekommen war. Die Bayern traten am 5. demnach den Marsch nach Süden an.

General v. Falkenstein glaubte die Bayern abgethan und wandte sich gegen das Bundescorps. Nun wurde die Division Beyer zur Avantgarde, welcher die Divisionen Göben und Manteuffel folgten. Der Prinz von Hessen aber hielt bei der Nachricht von der Ankunft der Preußen bei Fulda für gut, auf die nur durch Kampf zu erzwingende Verbindung mit den Bayern zu verzichten, ging wieder nach Frankfurt und besetzte Gelnhausen, ein bedeutendes Defilé, durch welches die fulda-frankfurter Straße führt. Nunmehr hatte General v. Falkenstein wieder freie Hand zwischen seinen beiden Gegnern und erachtete es für seine Aufgabe, den nächsten sofort anzugreifen. Dies waren wieder die Bayern, welche hinter der Saale bei Kissingen und Hammelburg Stellung genommen hatten. Sie standen in einer Ausdehnung von 4—5 Meilen, die Hauptmassen rechts rückwärts Kissingen gegen Münnerstadt. General Falkenstein aber griff am 10. mit der Division Beyer den linken Flügel bei Hammelburg an, dirigirte General v. Göben gegen Kissingen, ziemlich das Centrum des Gegners, demonstrirte mit ein paar Bataillonen der Division Manteuffel gegen den rechten bayrischen Flügel und ließ den Rest dieser Division auf der Straße nach Kissingen der Division Göben als Reserve folgen.

Bei Hammelburg war General v. Beyer in Ueberzahl und brachte den Gegner sehr bald zum vollsten Rückzug. Bei Kissingen dagegen stieß General v. Göben auf stärkere durch das Terrain sehr begünstigte Kräfte, drang aber doch über den Fluß vor, besetzte das jenseitige Ufer und wollte sich eben dort häuslich niederlassen, als frische bayrische Truppen eintrafen. Auch diese wurden geworfen und die Truppen bezogen ein Bivouac. Unterdeß war aber auch die bayrische Division der Reserve vom rechten Flügel eingetroffen und griff die Brigade Wrangel im Bivouac an. Die Vorposten wichen auf das Gros und auch dies war genöthigt, sich weiter rückwärts zu sammeln. Von hier aber ging es selbst zum Angriff vor und warf den Gegner weit über die frühere Stellung hinaus.

Infolge dieser unglücklichen Gefechte sammelte Prinz Karl von Bayern sein Corps bei Schweinfurt. General von Falkenstein ließ nur die Division Man-

Digitized by Google

teuffel den Bayern folgen; mit den beiden andern Divisionen trat er sofort an, um auch das achte Bundescorps zu schlagen. General v. Manteuffel marschirte bis 1¼ Meilen vor Schweinfurt, wich — was nach den Vorgängen schwer zu motiviren war — einem schwachen Vorstoß der Bayern aus und als diese dann hinter den Main gingen, nahm er seine Direction zur Wiedervereinigung mit Falkenstein. Dieser hatte die Division Beyer gegen Gelnhausen vorgesandt und war mit der Division Göben auf dem nächsten Wege über den Spessart in der Richtung auf Aschaffenburg vorgegangen, wo Prinz Alexander von Hessen seinen Gegner nicht erwartet und daher keine Vorbereitungen getroffen hatte. Die hessen-darmstädtische Division wurde eiligst nach Aschaffenburg gesandt, mit dem Auftrage, den Gegner beim Defiliren des Spessart am 13. Juli anzugreifen. Sie kam jedoch zu spät, denn sie fand General Göben ruhebedürftig nach glücklich vollzogenem Uebergang. Die Hessen packten, sobald sie den Gegner fanden, sehr wacker an. General Wrangel aber hielt mit dem Avantgarden-Bataillon die vereinzelten Angriffe in dem rasch besetzten Frohnhofen so lange auf, bis er sein Gros aus dem Bivouac heran hatte und widerstand dann leicht allen fernern Bestrebungen der ganzen hessischen Division. Der Verlust der letzteren, die immer wieder und wieder anstürmten und sich dem wohlgezielten und raschen Feuer der gedeckt stehenden Infanterie aussetzten, soll mehr als das Zehnfache der Gegner, 500 Mann, betragen haben. Ein kurzer, von General von Göben veranlaßter Nachstoß warf sie schließlich bis hinter Aschaffenburg zurück.

Am 14. Juli ging Göben, die Brigade Wrangel nördlich, die Brigade Kummer südlich der Eisenbahn und des Laufachbaches gegen Aschaffenburg selbst vor, das von der östreichischen Division unter General Neipperg besetzt war. Es gelang dem General Kummer, auf der Südseite ein an der Stadt gelegenes Wäldchen rasch zu nehmen und hier in die Stadt einzudringen, ehe die an der Nordseite aufgestellten Oestreicher zurück waren. 2000 Mann wurden gefangen und der Rest in die Flucht geschlagen.

Prinz Alexander von Hessen, der 1¼ Meilen davon, in Seligenstadt seine Truppen gesammelt hatte, gab den weitern Kampf auf und marschirte nach Süden ab, während General v. Falkenstein an der Spitze der Division Göben am 16. Juli in Frankfurt einrückte. General v. Manteuffel kam an diesem Tage in Aschaffenburg, General v. Beyer in Gelnhausen an. —

So hatte Falkenstein in vierzehn Tagen die zunächst gestellte Aufgabe, das nördlich des Main gelegene Deutschland zu erobern, gegen einen übermächtigen Feind durchgeführt. Er hatte in einer Reihe von Gefechten fast allein mit der Division Göben und diese wieder größtentheils mit der Brigade Wrangel den Gegner von Ort zu Ort getrieben und geschlagen. Er konnte stolz auf seine Leistungen blicken, seine Soldaten hingen mit dem vollsten Vertrauen an ihm

Digitized by Google

und jeder Preuße nennt seinen Namen mit höchster Anerkennung. Jede Kritik beugt sich vor seinen Erfolgen. Trotz alledem wurde er von seiner Feldherrnlaufbahn entfernt und auf den für den Gang des Krieges unbedeutenden Posten eines Gouverneurs von Böhmen berufen. Warum, ist räthselhaft, aber möglich, daß der alte Falkenstein etwas zu selbständig aufgetreten und daß dem Könige die Fülle seiner Thaten noch nicht genügend bekannt gewesen ist.

Wie wenig Prinz Karl von Bayern und Prinz Alexander von Hessen ihren Aufgaben als Heerführer genügt haben, bedarf weiter keiner Auseinandersetzung, die Ereignisse selbst sprechen da einfach und deutlich genug. Keiner von beiden hat den Willen und die Kraft gezeigt, durch Handeln seine Zwecke zu erfüllen. Die lange von ihnen angestrebte Vereinigung fanden sie jetzt, aber nicht vorwärts, sondern rückwärts. Der politisch gebotene Marsch des General v. Falkenstein nach Frankfurt gab den Weg frei. — Militärisch wird die Direction nach Frankfurt aber grade deshalb für falsch angesehen, und man möchte glauben, daß auch der politische Zweck sich mit den militärischen Erfordernissen hätte in Einklang bringen lassen. Man brauchte nur die rheinischen Landwehren unter dem Fürsten von Hohenzollern gegen Frankfurt zu dirigiren; ihnen hätte die Stadt ohne Frage ihre Thore mit gleicher Behendigkeit geöffnet, wie der Division Göben. Keinenfalls erschien nothwendig, den General v. Manteuffel aus seiner Stellung bei Schweinfurt den Bayern gegenüber abzuberufen. Noch stehen wir aber den Ereignissen zu nahe, um schon mit Sicherheit bestimmen zu können, wen die Schuld der mit der Uebernahme des Commandos der Mainarmee durch General v. Manteuffel sich verbindenden militärischen Anordnungen trifft. Fast hat es den Anschein, als ob es nach dem am 22. Juli mit Oestreich abgeschlossenen Waffenstillstand weniger auf große militärische Erfolge als darauf ankam, daß einerseits Hessen-Darmstadt besetzt und auch Würtemberg und Baden vom Kriege berührt und deren Truppen, welche bis jetzt die preußische Uebermacht noch nicht thatsächlich gefühlt hatten, getroffen wurden, und andrerseits, daß die norddeutschen Staaten, welche bis dahin sich der Mitthätigkeit am Kriege entzogen hatten, dem König Wilhelm thatsächlich Heeresfolge leisteten. —

So sehen wir denn die Mainarmee zu ungewohnter Stärke anwachsen. Zu General Manteuffel stießen bei Frankfurt 3 Bataillone, 3 Escadrons, 2 Batterien Oldenburger, 2 Bataillone Hamburger und je 1 Bataillon Lübecker, Waldecker, Bremer und Schwarzburg-Sondershausener, während der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin die 5 Bataillone, 4 Escadrons, 2 Batterien seiner Truppen und 2 anhaltische Bataillone nach Leipzig führte. Außerdem wurden noch 6 neuformirte preußische Bataillone, 3 Landwehrcavalerieregimenter nach Frankfurt und 11 eben dergleichen Bataillone, 2 Landwehrcavalerieregimenter nebst 8 Batterien nach Leipzig dirigirt. — General Manteuffel hatte in seiner damaligen Stellung nach Abzug der Besatzung Frankfurts 60,000 Mann, der Groß-

Digitized by Google

herzog bei Leipzig 20,000 vereinigt und fortan operiren die beiden getrennten Corps gegen die zwischen ihnen stehenden vereinten süddeutschen, ganz entgegengesetzt dem von Falkenstein innegehaltenen Manöver. Glücklicherweise fehlte den Bundescorps ungeachtet der Vereinigung die Einheit, denn in den nun folgenden Gefechten südlich des Main sehen wir heute die badische, morgen die würtembergische und übermorgen die bayrische Division geschlagen und dann Alles vereint den Rückzug antreten.

General v. Manteuffel, dessen Division jetzt General v. Fließ führte, brach am 21. von Frankfurt auf und ging über den Main durch das Darmstädtische; er stand am 23. bei Miltenberg der feindlichen Aufstellung an der Tauber gegenüber. Am 24. wurde die Tauberlinie angegriffen und an drei Orten genommen. General Göben mit der Brigade Wrangel an der Tête schlug die Würtemberger bei Bischofsheim, während die Oldenburger und Bremenser, unterstützt von Truppen des in Reserve folgenden Generals v. Beyer, die Badenser bei Wehrbach zurückwarfen. General Fließ hatte auf dem linken Flügel bei Wertheim das leichteste Gefecht gegen die hessen-darmstädtische Division. Die Bayern, welche nördlich standen, blieben unthätig.

Am 25. hatte Prinz Alexander von Hessen das 8. Corps bei Gerchsheim aufgestellt, während die Bayern zwei Meilen nördlich bei Roßbrunn standen. General Manteuffel disponirte die Division Beyer über Helmstädt gegen die Bayern und griff mit den beiden andern Divisionen das 8. Bundescorps an. Dieser Angriff konnte mit der Avantgarde der Brigade Kummer nicht vordringen, bei dem Eintreffen der Reserven des Generals v. Göben, der Oldenburger und bei einem gleichzeitigen Flankenangriffe des General Wrangel aber wich der Gegner und zog sich nach dem befestigten Würzburg zurück. General Göben biwouakirte den Abend vor letzterm Orte. Die Division Beyer traf bei Helmstädt auf die Bayern und kam hier in einem sehr waldigen Terrain gegen einen übermächtigen Gegner in ein lange hin- und herschwankendes, sehr weit ausgedehntes Gefecht, zwang aber schließlich den Prinzen von Bayern zum Rückzug und nahm sein Biwouak bei Helmstädt. — General Fließ traf noch am Abend zur Unterstützung ein.

Am 26. ging der Prinz zum Angriff vor, wurde aber von den beiden Divisionen nach einem hartnäckigen Gefecht geworfen, sodaß er sich noch in der Nacht über den Main zurückzog. Auffallen muß, daß die Division Göben, welche dem feindlichen Rückzug in der Flanke stand, an diesem Tage nicht ins Gefecht eingriff; sonst wäre der Prinz nicht so einfach weggekommen. Da General v. Göben bis jetzt nur Beweise der größten Thätigkeit und der entschiedensten Gefechtslust gezeigt hatte, so wird man zu der Annahme gedrängt, daß er durch höhere Befehle festgehalten wurde.

Am 27. Juli concentrirte sich die ganze Bundesarmee eine Meile östlich

Digitized by Google

Würzburg auf dem nördlichen Mainufer, während General v. Manteuffel auf dem Südufer, den Rücken gegen Würtemberg und Baden, stand. Von Osten her näherte sich der Großherzog von Mecklenburg und bewegte sich auf der Rückzugslinie der Bayern. Am 28. Juli wurde Würzburg beschossen. Damit endete auch hier der Krieg.

Die beiden Prinzen hatten sich in der Vereinigung einzeln schlagen lassen und waren schließlich vom Gegner fast eingeschlossen. Die süddeutschen Truppen haben fast überall ihre Schuldigkeit gethan, aber in ihren Führern lag keine Kraft. Die Sorge um gute Positionen und um den Rückzug leitete allein ihre Befehle und hielt sie ab, einzelne errungene Erfolge auszubeuten. Die Mainarmee hat ihre glänzenden Erfolge gegen einen überlegenen Gegner in einer großen Zahl kleiner Gefechte mit einem Gesammtverlust von 3,874 Mann errungen, während der Gegner außer den Gefangenen seinen Verlust mindestens doppelt so hoch berechnet.

In dem Septemberheft der östreichischen Militärzeitschrift ist der Gesammtverlust der preußischen Armee nach den namentlichen Verlustlisten wie folgt berechnet:

Armee des Prinzen Friedrich Karl	264	Offiziere,	7,103 Mann,
" " Kronprinzen	299	"	8,689 "
" " General v. Herwarth	97	"	1,639 "
Mainarmee	134	"	3,741 "
Summa	794	Offiziere,	21,172 Mann.

Gesammtverlust: 21,966 Köpfe; davon todt: 2,860 (162 Offiziere und 2,698 Mann).

Bei den Todten kommt auf 16—17 Mann, beim Gesammtverlust aber auf 27—28 Mann ein Offizier. —

Ein letzter Artikel soll die militärischen Resultate kurz zusammenfassen, welche aus den Erfahrungen des Krieges folgen, der Deutschland seine jetzige Gestalt gegeben hat.

Digitized by Google

Julius Meyers Geschichte der modernen französischen Malerei.

Geschichte der französischen Malerei seit 1789 zugleich in ihrem Verhältniß zum politischen Leben, zur Gesittung und Literatur. Von Dr. Julius Meyer. I. Abth. Von David bis zum Ausgange der romantischen Schule. Mit Holzschnitten. Leipzig. E. A. Seemann. 1866.

Daß eine Nation zu keiner Zeit in einer Art der Culturäußerung sich erschöpft, daß weder die großen politischen Epochen die nicht direct ihren nächsten Idealen dienstbaren Gattungen der Geistesthätigkeit absorbiren, noch auch ein blos ästhetischen Interessen hingegebenes Leben bei einer Nation möglich sei, ist ein Erfahrungssatz, den ebenso wenig einerseits etwa das Cinquecento Italiens oder die sogenannte Literaturzeit Deutschlands, wie andererseits die Zeit der französischen Revolution umstößt. Auf geistigem Gebiete herrscht bei allen Culturvölkern seit weit längerer Zeit als unsere landläufige populäre Geschichtsbetrachtung anerkennt, die Vierfelderwirthschaft; je tiefer wir eindringen lernen in die unmittelbaren und bewußten Kundgebungen und in die stummen, aber nicht sprachlosen Denkmale der Vorzeit, desto seltener werden die Brachfelder. In der Natur alles Menschengeistes liegt ein universales Grundprincip, und die gesteigerte Individualität, die eine Nation repräsentirt, trägt, je schärfer wir sie ins Auge fassen, desto deutlichere Züge des umfassenden, nach allen Richtungen ausstrahlenden Seelenlebens. Sei es auch, daß die Tendenzen, auf welchen jeweilig der größere Nachdruck liegt und die höchsten Erfolge erreicht werden, unter einander alterniren, so darf dabei doch nicht vergessen werden, daß unsere Sympathie oder Gunst der Ueberlieferung Maß und Verhältniß in erster Linie bestimmt, nicht die Dinge an sich, denen wir erst auf manchem Umwege nahe kommen, gefördert bald durch die Coincidenz gleichartiger Interessen, öfter aber gestört durch die Hülle, welche die zwischenliegende Zeit um ihre reine Gestalt legt. Aber grade dieser Schleier bringt ähnlich den optischen Wirkungen der Luft in der Landschaft andererseits ein unersetzlich förderndes Moment mit sich. Wie erst durch die Abtönungen der Luftreflexe, durch das atmosphärische Leben die unzähligen Einzelheiten der äußern Welt für unser Auge zu einem faßbaren Ganzen werden, so macht uns zeitlicher Abstand von geschichtlichen Vorgängen fähiger, ihren Pragmatismus wahrzunehmen, sie zu einer lebendigen Welt gleichsam wieder zusammenzuschauen. Je ferner Menschen und Dinge rücken, desto reiner tritt ihr Idealgehalt ins Bewußtsein der Forschung; denn er läutert sich mehr und mehr vom blos Zufälligen. Nicht jeder Buckel und jede Unsauberkeit, die erscheint, ist getriebene Arbeit der Seele, aber

Digitized by Google

grade die Störungen im organischen Leben historischer Gestalten werden von Zeitgenossen oft mit ungebührlichem Gewicht empfunden.

Unsere Zeit, die man nachmals unter anderm das classische Zeitalter der Mechanik nennen wird, hat eine Erfindung ans Licht gebracht, die Photoplastik genannt wird. Von einem Kopfe oder ganzem Körper werden durch in bestimmten Abständen rundum aufgestellte photographische Apparate zu gleicher Zeit eine Anzahl — 10, 20 — Contourbilder abgenommen. Die Umrisse dieser silhouettenartig ausgeschnittenen Bilder legt man sodann, genau in der Reihenfolge der Aufnahme und in gleichen Winkelabständen, an einen weichen Thonklumpen, drückt sie in denselben ein, entfernt die Zwischenlagen der Thonschicht — und das plastische Porträt steht in den Hauptzügen da. Offenbar lassen sich die Profilschnitte noch mannigfaltig vervollständigen und die Indiscretion der Nachahmung so weit steigern, daß kaum eine Linie der Abweichung übrigbleibt, — und dennoch tritt der Künstler den Bewunderern dieser Leistung mit souveräner Ablehnung entgegen. Was seines Amtes ist, sieht er dadurch kaum gefördert. Aus dem Vollen muß er schaffen und man könnte begreifen, wenn ihm solche Hilfe eher hinderlich wäre.

Anders hat der Historiker derartige Unterstützung mechanischer Mittel zu schätzen. So wenig ihm die divinatorische Fähigkeit fehlen darf, ihm muß doch in viel ausgedehnterem Grade das Material erst handwerksmäßig zubereitet sein, ehe er schöpferisch damit zu walten das Recht und die Macht erhält. Grade die neuere Geschichtsdarstellung hat eingesehen, daß ihr ein ähnliches Verfahren ziemt, wie das, was wir an dem Beispiele der Photoplastik erläuterten: sie muß Profilschnitte womöglich vom ganzen Umkreis menschlicher Culturinteressen zu Gebote haben, selbst wenn sie nur nach einer Seite hin gerecht urtheilen will. Denn im Kosmos der geschichtlichen Erscheinung giebt es schlechterdings nichts, was vereinzelt oder durch sich allein bedingt wäre. Merkbar oder unmerkbar wirken in einem Punkte alle Culturspähren mit.

Jeder neuen Schrift kann es nur zur Auszeichnung gereichen, wenn ihre Lectüre Gedanken über die Gesetze und Controversen der Aufgabe weckt, die seine Gattung bezeichnet. Aber nicht blos dadurch, daß wir gediegene und ursprüngliche theoretische Grundanschauungen des Verfassers allenthalben wahrnehmen, die sich warm und energisch dem Leser mittheilen, ist das Werk, auf das oben hingewiesen wird, anregend und lehrreich. In Meyers Geschichte der modernen Malerei in Frankreich haben wir auf seinem Gebiete zugleich ein vortreffliches Specimen der allseitigen Orientirung, welche vom Geschichtsdarsteller zu verlangen immer mehr Bedürfniß geworden ist. Fein eindringende Beobachtung, durchgebildeter Geschmack und schönes sprachliches Geschick entwerfen hier vor dem Auge des Lesers ein Gewebe der Schilderung, in welchem die socialen, literarischen und politischen Züge des nationalen Lebens, dem sein Stoff angehört,

Digitized by Google

geſchmeidig und ſich gegenſeitig erklärend, vermittelnd oder ſteigernd ineinanderfließen.

Grade gegenüber der franzöſiſchen Malerei von David bis zu den Romantikern pflegen wir uns in Deutſchland viel zu ſehr bei allgemeinen Beurtheilungs-, oder richtiger Verurtheilungsformeln zu beruhigen. Die phyſiognomiſche Mannigfaltigkeit der hierher gehörenden Künſtler, die Details ihrer Leiſtungen, die Geneſis ihrer Entwickelung iſt uns über Gebühr aus den Augen gekommen. Deshalb ſcheint uns das erſte Verdienſt des vorliegenden Buches darin zu beſtehen, daß es, indem es uns der Fülle der Erſcheinungen näher führt, die Verwandtſchaften, Verſchiedenheiten, Abfolgen erkennbar macht, welche aus der Ferne geſehen verſchwimmen. Die David, Girodet, Gérard, die Gros, Delacroix, Géricault, Robert-Fleury u. ſ. w. ſind in Gefahr, bei dem verhältnißmäßig geringen Intereſſe, das gemeinhin auf ſie gewendet wird, in eine generelle Maſſe zu verſchmelzen. Julius Meyer hat ihre Namen, unterſtützt durch die beigegebenen Abbildungen, wieder zu Individualitäten herausgeſtaltet, denen ſeine friſche und beredte Darſtellungsweiſe auch beim großen Kunſtpublikum neues Verſtändniß vermittelt. Und vermöge der geiſtvollen Beleuchtung mitwirkender und mitbeſtimmender Einflüſſe und Gleichzeitigkeiten des ganzen Umfanges der Culturatmoſphäre gelingt es ihm andererſeits in hohem Grade, das wechſelnde Kommen und Gehen, Erſcheinen und Verſchwinden, das die Zeitgenoſſen der Schaffenden verwirrt, für uns zum genießbaren, antheilheiſchenden Werden zu ordnen.

Auf dieſe Weiſe trägt das Buch dazu bei, daß Zeitalter mit Zeitalter in den hier berührten Intereſſen gleichſam Zwieſprache mit einander führen, ſich gegenſeitig verſtehen und auseinanderſetzen lernen. Wenn der Verfaſſer durch ſeine Rückblicke auf deutſche Kunſt ab und zu der franzöſiſchen zu günſtiges Relief zu geben ſcheint, ſo mag das Entſchuldigung finden, wenn man ſich klar macht, wie lebhaft grade beim Studium der Franzoſen die Mängel empfunden werden, welche unſerer heimiſchen Kunſt den wohlverdienten populären Aufſchwung geſtört haben. Ueberdies glauben wir die Anſichten des Verfaſſers genau genug zu kennen, um ihn von der hieraus etwa zu argwöhnenden Einſeitigkeit völlig frei zu ſprechen. So möge ſein Buch, deſſen Verbreitung wir ungern unter der Mißgunſt der jüngſten Zeitverhältniſſe leiden ſahen, aufs neue herzlich empfohlen ſein. M. J.

Digitized by Google

Ein sächsisches Soldatenlied.

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Sachsen steht bevor. Man sieht ihr hier mit denselben Stoßseufzern entgegen wie in den neu annectirten preußischen Provinzen. Und dennoch wird sie wie für das ganze Land, so für den Soldatenstand insbesondere sich als die größte Wohlthat erweisen. Man hat uns berichtet, wie in kleinen Städten Sachsens, nachdem die preußische Occupation derselben aufgehört, die Rückkehr der braven Landeskinder mit dem lautesten Jubel begrüßt worden ist; wie man beschlossen, sie doppelt so gut zu halten, als man die Preußen halten mußte, wie man jedoch in kürzester Zeit bei allem treuen Wohlwollen für die Seinen doch den Unterschied empfunden, hier fast nur Leute aus den unteren Classen des Volkes vor sich zu haben, während das preußische Heer einen so bedeutenden Kern der mittleren und höheren Stände in sich schloß, dessen überlegene Bildung in der Rückwirkung auf das ganze Corps wie in dem Verkehr nach außen sich unverkennbar abzeichnete.

So weit die Eindrücke des Bürgers. Wie aber der sächsische Soldat selbst fühlt, das soll uns eines seiner Lieder sagen. Das Volk spricht in seinem Gesange immer mit Aufrichtigkeit; nun denn, rührender und poetischer ist wohl das Gefühl eines exclusiven Soldatenstandes von allen den ihm aufgedrungenen Leiden, das ganz allein nur in dem muthigen Entschlusse eines wackeren Herzens seine Linderung findet, nie ausgesprochen worden, als in den folgenden Zeilen:

Frisch auf, Kameraden, wann kriegen wir das Geld?
Wir müssen marschiren ins weit und breite Feld
Wir müssen marschiren dem Feinde entgegen,
Wir müssen marschiren, wir müssen ja fort.

Keine Betstunde wird nicht mehr angestellt,
Es betet ein jeder wies ihm gefällt.
Drum (em)pfehle deine Seele dem lieben, lieben Gott,
Wir müssen marschiren, wir müssen ja fort.

Wo bleib'n denn unsre Ober- und Unteroffizier,
Die uns so fröhlich beisammen commandir'n?
Es commandirt ein jeder nach seiner, seiner Art;
Wir müssen marschiren, wir müssen nun fort.

Und als die Bataille vorüber — über war,
Die Erde mit Blut überspritzet war,
So mancher Küraßreiter muß runter von sei'm Pferd,
So mancher brave Infantrist muß küssen die Erd.

Digitized by Google

Und als die Bataille vorüber — über war,
Die Erde mit Blut überschwemmet war,
Schrie Einer zu dem Andern in Jammers Jammersnoth:
Mein allerbester Kamerad erschossen der ist todt!

Und wenn es Friede heißet, wo wenden wir uns hin?
Gesundheit ist verloren, die Kräfte sind dahin;
Alsdann wird es wohl heißen: Ein Vogel ohne Nest!
Mein Bruder, nimm den Bettelstab; Soldat bist du gewest!

Das Lied ist nicht völlig neu; in den Dörfern um Leipzig kennt es jeder Bauerbursche, die Melodie ist eine kräftige Marschweise. Als man mir es vor drei Jahren vorsang, war ich von der Schönheit des poetischen Ausdrucks ergriffen; aber es jetzt wieder singen zu hören, geht einem durchs Herz. Brentanos lustige Musikanten sind Kinderspiel dagegen. Indeß, sind wir Spartaner geworden, da wir zwei Könige zu haben scheinen, so werden sie und guter Muth des Volkes dafür sorgen, daß die beiden letzten Zeilen nicht für unsere heimkehrenden Krieger zur Wahrheit werden, und die Heranziehung des ganzen Volkes zum Waffendienst wird in einem erhöhten, edlen Gemeingefühl bald durch Lieder freudiger Zuversicht das hier wiedergegebene verdrängen.

Neue Musikliteratur.

August Reißmann, Allgemeine Geschichte der Musik. 1. u. 2. Bd. München, Fr. Bruckmann. 1863 und 64. 3. Bd. Leipzig, Eues's Verlag (L. W. Reisland) 1864.

Wir erfüllen nur eine Pflicht der Gerechtigkeit, wenn wir, leider besonderer Umstände halber erst jetzt, auf dieses Werk aufmerksam machen. Die specielle Fachkritik hat zum Theil sehr lebhafte Ausstellungen gegen dasselbe erhoben. Sie hat auch unsrer Ueberzeugung nach zumeist Recht, aber man wird, um billig zu urtheilen, beachten müssen, daß hier ein Versuch vorliegt, eine Geschichte der Musik zu geben, wobei man einzelne Flüchtigkeiten, leider auch zuweilen eine etwas gespreizte Ausdrucksweise in den Kauf nehmen muß, wenn nur, wie hier geschehen, mit freiem Blick, ausgebreiteter Kenntniß und mit Geist die Entwickelung einer Kunst dargestellt wird, die mehr als irgendeine andere sich den Gesetzen organischer historischer Entwickelung im Großen zu entziehen scheint, und bei der der centrifugale Charakter so vieler hervorragender Vertreter das Gesammtbild immer und immer wieder in ein Mosaik aufzulösen droht. Das Werk ist als einer der hervorragendsten Versuche zu bezeichnen, welche in neuerer Zeit, nicht eine tendenziöse Zuspitzung auf eine moderne Coterie oder eine lose Aneinanderreihung einzelner Biographien, sondern eine im vollen Wortsinne historische Darstellung der Musikentwickelung beabsichtigen.

Digitized by Google

J. F. Reichardt. Sein Leben und seine musikalische Thätigkeit, dargestellt von H. M. Schletterer. Augsburg, Schlosser. 1865.

Buch und Verfasser sind uns beim Lesen und gelegentlichem Wiederlesen des Werkes lieb geworden und lieb geblieben, wenn wir auch wenig einverstanden mit der Wahl des Stoffes und der Art seiner Behandlung sein können. In der That, wenn dem Musiker Reichardt ein Großoctavband von 662 Seiten gewidmet wird — zu welchem Umfange soll dann die musikalische Literatur anwachsen, sowie sie auch nur ihre Ehrenschulden an die hervorragendsten Meister abtragen will! Grade aus dem Buche selbst, welches mit einer an sich sehr rühmlichen Genauigkeit und Emsigkeit gearbeitet ist, haben wir lernen müssen, daß seinem Helden mit einer mäßig kleinen Monographie vollauf genug geschehen wäre. Denn allerdings, die begeisterten Urtheile über den Componisten Reichardt, die der Verfasser überreich durch sein Werk ausstreut, müssen wir ihm zu vertreten überlassen, auch zu theilen vermögen wir sie nicht, nach dem was uns von Reichardts Musik bekannt ist. Grade bei ihm und der nicht zu verkennenden Vergessenheit, in die der einst Vielberühmte und Vielgewandte gerathen ist, muß man an Lessings Wort von der Gerechtigkeit der Nachwelt denken, und selbst der durchaus ehrliche gute Wille des vorliegenden Werkes wird es nicht vermögen, jenen Schlummer zu stören. Doch sehen wir von den unläugbaren Mißgriffen des Werkes ab, so zeigt es eine so ehrenwerthe tüchtige und edle Gesinnung, vermag es, was wir unter allen Umständen hoch anschlagen, sich mit einer aufrichtigen und herzlichen Begeisterung für seinen Stoff zu erfüllen, daß wir unser Eingangs ausgesprochenes Urtheil über den Verfasser und sein Buch vornehmlich hierauf stützen. Außerdem erkennt man überall den technisch durchgebildeten Musiker und einen Schriftsteller, der nach Kräften bemüht gewesen ist, aus dem Vollen zu arbeiten, das Material in möglichster Vollständigkeit herbeizuschaffen und zu ordnen. Diesem Streben verdankt man nun auch eine große Anzahl interessanter durch das Ganze verstreuter Mittheilungen. Zu den anziehendsten derselben rechnen wir die Friedrich den Großen, seine Ausübung und Pflege der Musik betreffenden Abschnitte. — Ein Register oder wenigstens ein Inhaltsverzeichniß ist bei der Fülle des in dem Bande zusammengedrängten Stoffes nur ungern zu entbehren. —

Die Zauberflöte. Texterläuterungen für alle Verehrer Mozarts. Leipzig, Lißner. 1866.

Man wird nichts dawider einzuwenden haben, wenn irgendein begeisterter Bundesbruder in dem frohen Bewußtsein, daß auch Mozart Maurer gewesen sei, diese Seite seines Lebens einer besonderen Darstellung widmet, obschon dies bereits in O. Jahns Mozartbiographie Band 3, pag. 398 ff. zur Genüge geschehen ist. Bedenklicher ist es, wenn dieser begeisterte Maurer dadurch hofft „etwas dazu beizutragen, daß die Verehrer Mozarts in ihm nicht nur den großen Meister der Töne, sondern auch den großen Mann und edlen Menschen verehren". Am bedenklichsten aber, wenn der Text der Zauberflöte alles Ernstes ausgelegt wird, wie folgt: „Sarastro ist der zu jener Zeit in Wien hochangesehene Bundesmeister Born, die Königin der Nacht ist Maria Theresia, welche für den Bund wenig eingenommen war. Monostatos ist die päpstliche Klerisei und deren Anhang, das Mönchthum. Tamino niemand Geringeres als Kaiser Joseph der Zweite, seine geliebte Pamina ist das „östreichische

Digitized by Google

Volk in seinem innersten und edelsten Kern, während Papageno und Papagena dessen harmlos heitere und genußsüchtige Seite darstellen." Wir wissen nicht, ob diese Art von Auslegung irgendwie specifisch maurerisch genannt werden kann. Aber den sicheren Boden einfachen und gesunden Verständnisses würde der Verfasser sich bewahrt haben, wenn er sich mit der Benutzung der Andeutungen bei Jahn 4 pag. 602 ff. begnügt hätte.

Beethovens Claviersonaten (von Elterlein). Leipzig, Heinrich Matthes. 1866.

Nach einer kurzen Einleitung, in der die Ausbildung der Sonate als Kunstform kurz dargestellt wird, betrachtet der Verfasser die einzelnen Sonaten der Opuszahl folgend, und schließt im letzten Abschnitte (pag. 125) allgemeine Betrachtungen an. Die Sonaten selbst gliedert er in 5 Gruppen, von denen die erste der frühesten Jugend Beethovens angehört, die zweite Haydn-Mozartischen Einfluß deutlich erkennen läßt. Erst mit der dritten beginnt die ausgeprägte Individualität des Meisters, die sich mit der 4 und 5 immer mehr vervollkommnet. Wir stimmen im Einzelnen dem Verfasser meist nicht bei und verwahren uns besonders gegen das Hineintragen poetischer Elemente in die Musikbetrachtung, wie sie besonders durch Marx beliebt geworden sind, machen aber aufmerksam auf die allgemeinen Gesichtspunkte, welche der Verfasser für die recht eigentlich vollendeten Sonaten (etwa von Op. 26 an) aufstellt, und welche Beachtung verdienen.

Briefe von Beethoven an Marie Gräfin Erdödy und Mag. Brauchle. Herausgegeben von Dr. Alfred Schöne. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Diese kleine Briefsammlung entlehnt ihr Recht, selbständig herausgegeben zu werden, keineswegs allein dem Vorzuge, überhaupt mit dem Namen des großen Meisters geschmückt zu sein. Sie ist vielmehr ein überaus liebenswürdiger Beitrag zu den Correspondenzen Beethovens und eine doppelt willkommene Ergänzung, weil sie Denkmal eines Verhältnisses ist, das dem Wesen des Heroen einen feinen anmuthig-menschlichen Zug hinzufügt. In der Zeit, da das große Musikpublikum Wiens, das man sich irrthümlich um Beethoven geschaart denkt, noch am Banalen hing und in der Bewunderung Rossinis schwelgte, war die schöne und geistreiche Marie Erdödy, geborne Gräfin Niczky, die Seele des kleinen Kreises Auserwählter, die dem großen Freunde nicht blos die Lasten des täglichen Lebens durch Rath und That erleichterten, ihm — wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt — seine Akademiebillets unterbrachten, Wäsche schenkten und häusliche Unebenheiten schlichteten, sondern sie war in weit höherem Sinne die freundliche Nymphe, „hilfreich und tröstlich" und von tiefem Verständniß für Beethovens Kunst durchdrungen. So spann sich zwischen ihr und dem Meister ein goldener Faden von Beziehungen, die bald scherzhaft-neckisch, bald ernst erscheinend, immer von so schöner Wärme und so umfassendem Antheil zeugen, daß sie nicht unwürdig sind, mit dem Verhältnisse Michelangelos zur Vittoria Colonna verglichen zu werden. Der Herausgeber hat dem anmuthigen Kleinod die würdigste Fassung gegeben und mit feinem Tact das Costüm gehütet, vermöge dessen wir lebhaft in die Gegenwart jener Vergangenheit zurückversetzt werden.

Digitized by Google

Literatur.

Blüchers Campagnejournal der Jahre 1793 und 1794. Herausgegeben von Emil Knorr, Premierlieutenant im 2. hamburger Inf. Bat. Hamburg, Otto Meißner. 1866.

Nicht der Ehrgeiz, den trefflichen Biographien Blüchers eine neue hinzuzufügen, veranlaßt den Verfasser zur Wiederherausgabe dieses Tagebuchs der rheinischen Campagne von 1793 und 1794, welches der Held „nur für seine Freunde und für diejenigen abgefaßt, die bei Durchlesung desselben manche angenehme Rückerinnerung empfinden werden." Die Absicht ist darauf gerichtet, das Gedächtniß an die ersten größeren Leistungen des Mannes aufzufrischen, die bei dem Glanze der Thaten des Greises leicht vergessen werden. Dies geschieht auf Grund eines Textes jener Aufzeichnungen, der in mancher Rücksicht eigenthümlichen Werth beanspruchen darf. Das erste Original haben wir hier allerdings nicht vor uns; aber dem neuen Abdrucke liegt das Correctureexemplar des ersten als Manuscript vertheilten zu Grunde, den bekanntlich Ribbentrop und v. d. Goltz redigirt haben. Dieses Handexemplar, wahrscheinlich aus der deckerschen Officin nach Hamburg gelangt, befindet sich in Herrn Knorrs Besitz. Die Veröffentlichung desselben, die manche hübsche Variante des ohnehin äußerst seltenen vom Grafen Ahlefeld-Laurvig in Schleswig veranstalteten zweiten Druckes bringt, ist daher sehr dankenswerth. Die vorausgeschickte kurze Lebensschilderung ist mit viel Wärme und Kenntniß geschrieben.

Die Sage von der Befreiung der Waldstädte nach ihrer allmäligen Ausbildung, untersucht von Dr. Wilhelm Vischer. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Eine höchst interessante Monographie, welche nicht blos eingehendes Zeugenverhör anstellt über die mehr oder minder poetischen Quellen zur Vorgeschichte des schweizerischen Befreiungskampfes, sondern es hauptsächlich darauf absieht, die einzelnen hierher gehörigen schriftlichen Denkmäler so zu sagen in ihrer gegenseitigen Familienbeziehung darzustellen. Aus der Urkundensammlung des „Weißen Buches" (im Archive von Obwalden), dessen Niederschrift in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zu setzen ist, läßt sich nach des Verfassers Urtheil die Ineinanderfügung zweier Reihen von Berichten constatiren, die man trennen kann. Die eine derselben behandelt die Tellgeschichte, die andere die ursprünglich wohl selbständige, wenigstens in sich völlig geschlossene Sage vom Rütlibund. In der Auffassung des Geheimbundes weichen diese Urkunden von der Erzählung des um dieselbe Zeit schreibenden Chorherrn Hemmerlin (Malleolus) von Zürich dergestalt ab, daß die Annahme nahe liegt, bei letzterem seien Bruchstücke einer älteren, im weißen Buch dagegen eine spätere Gestalt der Sage aufbewahrt, die nachmals aufs willkürlichste in Connex gebracht und als Ganzes behandelt worden sind. Als historischer Kern werden die Ereignisse festgehalten, auf welche sich das Breve Innocenz des Vierten bezieht. Ueberhaupt plädirt der Verfasser gegenüber der neuerdings etwas weit getriebenen Mythologisirung der betreffenden Sagenstoffe für Anerkennung zahlreicher geschichtlicher Grundzüge. — Ein Anhang theilt das älteste Tellenschauspiel mit, dessen erste Ausgabe (ein Exemplar befindet sich auf der berliner Bibliothek) wahrscheinlich in die zweite Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts fällt, und hier mit Vergleichung und Benutzung der neuern Texte reproducirt wird. — Die ganze Arbeit giebt dem Forscher auf gleichem Gebiete zahlreiche sehr schätzenswerthe Anhaltepunkte.

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Verlag von I. Guttentag in Berlin.

Soeben erschienen:

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Sein Leben und seine Werke

von A. Reissmann.

Gr. 8. 326 S. Geb. 1⅔ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr.

Römische Tage

von Louis Ehlert.

Gr. 16°. VIII. u. 244 S. Eleg. geh. 1⅓ Thlr.

Lessing's Leben und Werke

von Adolf Stahr.

Vierte Auflage. 2 Bände. 788 S. in gr. 16°. Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2⅓ Thlr.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Ein Geächteter.

Lebensbild

von

Hermann Breusing.

Verfasser von „Germanisches Blut".

Zweite Abtheilung. 2 Bände broch. 3 Thlr.

Die Kritik hat die erste Abtheilung dieses Werkes als ein prachtvolles Stück Real-Poesie bezeichnet. In diesem Sinne möchten wir verstanden werden, wenn wir die drei Abtheilungen des Geächteten mit Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre vergleichen. Der Geächtete ist die Schilderung eines Manneslebens von der Entwickelung bis zur vollen Entfaltung seiner Kraft. In voller thatsächlicher Wirklichkeit gestaltet sich der Kampf zum Siege, der Kampf mit der eigenen Leidenschaft, mit der Thorheit der Menschen, mit der Schlechtigkeit der Gewalthaber und ihrer Schergen, macht am Ende Heinrich Melding zu einem Manne, der, nachdem er sich selbst überwunden — nicht sich verheirathet, sondern zu einer großartigen und erfolgreichen Wirksamkeit für seine Heimath übergeht. In der Geschichte eines Deutschen spiegelt sich vielleicht Deutschlands Geschichte. Und ist es Alles Wesen und Wirklichkeit, That und Wahrheit in dem Buche.

Frauenschuld.

Roman

von

August Diezmann.

2 Bände. broch. 3 Thlr.

Der Herr Verfasser, welcher durch sein „Leichtes Blut" seine große Begabung für Zeichnung von Frauencharakteren bewiesen hat, giebt in vorstehendem Werke davon neue Proben. Das Buch wird für die Winter-Saison die beliebteste Lectüre der Damenwelt werden.

Im Verlag des **Bibliographischen Instituts** in Hildburghausen erschien soeben ☞ *auf Grund der Friedensschlüsse von Prag und Berlin:*

Neueste Staaten- und Reise-Karte von Deutschland, der Schweiz- und Ober-Italien von L. Ravenstein, Stahlstich in 4 Blättern, 20 Sgr. — Auf Leinwand, in Buchform 1 Rthlr.

Als Staatenkarte enthält sie die *neueste politische Eintheilung*, — **als Reisekarte** ein sehr klares Netz der Eisenbahnen, mit sämmtlichen Anhaltepunkten, alle Postlinien, Dampf- und Segelschiff-Course mit allen Stationen; alle wichtigen Touristen-Wege *mit allen dem Reisenden interessanten Momenten.* — Die *Ortsnamen*, bis zu den wichtigern Dörfern hinabreichend, sind nach Bevölkerungszahl und politischer Qualität classificirt. — Die *Gebirgszeichnung* ist eben so eingehend als klar. —

Lediglich auf *topographischem* Material bearbeitet, ist sie zugleich die *correcteste Karte von Deutschland.*

Digitized by Google

Im Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen ist soeben — ☞ *auf Grund der neuesten politischen Eintheilungen* — complet erschienen:

Meyer's Grosser Hand-Atlas in 100 Karten, redigirt von L. Ravenstein. In Mappe 12½ Thlr., gebunden 15 Thlr.

Inhalt: 3 Astronom. Karten. — 2 Bl. Allgem. Geographie. — 2 Bl. Europa. — 4 Bl. Pyrenäen-Halbinsel. — 5 Bl. Frankreich. — 4 Bl. Grossbritannien und Ireland. — 3 Bl. Alpenhalbinsel. — 3 Bl. Balkanhalbinsel. — 9 Bl. Deutschland. — 16 Bl. Preussen und der nordd. Bund. — 6 Bl. südd. Staaten. — 9 Bl. Oesterreich. — 1 Bl. Centralalpenland. — 1 Bl. Niederlande. — 1 Bl. Dänische Halbinsel. — 3 Bl. Skandinav. Halbinsel. — 5 Bl. Europ. Russland. — 9 Bl. Asien. — 4 Bl. Afrika. — 8 Bl. Amerika. — 2 Bl. Australien. — 6 Bl. Statistische Tafeln.

Meyer's Kleiner Hand-Atlas in 30 Karten, von L. Ravenstein. Gebunden 4 Thlr.

Inhalt: 1 Erdkarte. — 7 Erdtheilkarten. — 13 Europ. Staatenkarten. — Deutschland in 4 Bl. — 5 Specialkarten. 6 Bl. Statistische Tafeln.

Meyer's Kleiner Hand-Atlas, Ausgabe für **Preussen** und die **norddeutschen Bundesstaaten** in 32 Karten. Gebunden 4¼ Thlr.

Inhalt: 1 Erdkarte. — 6 Erdtheilkarten. — 11 Europ. Staatenkarten. — Deutschland in 4 Bl. — 10 Preussische Provinzialblätter. — 6 Bl. Statistische Tafeln.

NB. *Diese sind jetzt die einzigen vollständigen Kartenwerke, welche alle wichtigen Veränderungen der neuesten Zeit bereits in sich aufgenommen haben.*

In der **C. H. Beck**'schen Buchhandlung in **Nördlingen** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Drei Tragödien des Sophokles

mit

Euripides' Satyrspiel.

Mit Rücksicht auf die Bühne übertragen

von

Adolf Wilbrandt.

25 Bogen. Brochirt 1 Thlr. 18 Ngr. oder 2 fl. 42 kr., elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Diese neue Uebertragung unterscheidet sich sehr wesentlich von allen bisher erschienenen. Es ist mit derselben von eminent befähigter Seite ein Versuch gemacht, wie viel von der antiken Literatur sich wirklich mit Leib und Seele für die unsere gewinnen läßt. So ganz und wahrhaft gewinnen, daß man nicht mehr die ästhetische Erhebung durch Verleugnungen der eigenen Art und Form, durch hundert gelehrte Unterbrechungen erkaufen muß, sondern in dem Gefühl, auf eigenem Boden zu stehen und den Geist der eigenen Sprache zu empfinden, sich von der ewigen Größe des alten Genius erschüttern und durchdringen läßt.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Beck, K., Jadwiga. M.-A. 16 Ngr.

Böttger, Adolf, Liederchronik deutscher Helden für die reifere Jugend. 4. Aufl. Min.-Ausg. cart. 24 Ngr. — Der Fall von Babylon. Dichtung. Tasch.-Ausg. broch. 1½ Thlr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr.

Eyth, Max, Volkmar. Historisch-romantisches Gedicht. 2. Ausgabe. 27 Ngr.

Kaisch, Adolf, Emilie. Eine Erzählung. eleg. carton. 1 Thlr.

Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler. eleg. cart. 24 Ngr.

Longfellow, H. W., Das Lied von Hiawatha, deutsch von Ad. Böttger. Tasch.-Ausg. broch. 1½ Thlr. eleg. gebund. mit Goldschn. 1⅔ Thlr.

Meißner, Alfred, Gedichte. 8. Ausg. 27 Ngr. M.-A. eleg. gebnd. mit Goldschn. 1 Thlr. 27½ Ngr. — Ziska. 8. Ausgabe. 22½ Ngr., M.-Ausg. eleg. gebund. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr. — Des Weib des Urias. Tragödie. 24 Ngr. — Der Prätendent von York. Trauerspiel. 1 Thlr. — Reginald Armstrong. Trauerspiel. 1 Thlr.

Reichenau, Rud., Aus unsern vier Wänden. M.-A. 3 Abthlgn. in einem Bande. carton. 2 Thlr. 1.—3. Abthlg. gebunden 3½ Thlr. — Pracht-Ausgabe mit Zeichnungen von O. Pletsch. 1. Abthlg. carton 3½ Thlr., fein gebunden in Originaleinband 4½ Thlr.

Rodenberg, Jul., Die Harfe von Erin 2. Ausg. 27 Ngr.

Tempeltey, Eduard, Mariengarn. 5. Aufl. M.-A. eleg. cart. 15 Ngr., eleg gebdn. mit Goldschn. 24 Ngr. Die Welf hie Waiblingen. 2. Aufl. M.-A. brosch. 27 Ngr., eleg. gebdn. mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese Dichtungen eignen sich besonders durch ihren innern Gehalt und äußere Ausstattung zu passenden **Festgeschenken.**

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 50.

Ausgegeben am 7. December 1866.

Inhalt:

Die Stimmung in Oestreich . . . . . Seite 401
Die gefälschten Inschriften von Nennig. Ein Brief des Prof. Theodor Mommsen 407
Der Seefischfang im Großen 416
Ein denkwürdiges Actenstück aus dem Großherzogthum Hessen . . 429
Aufruf zu Professor Pauli's Angelegenheit 440

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von Georg Sendelbach in Coburg.
Vier literarische Beilagen von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Im Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen erschien soeben
☞ *auf Grund der Friedensschlüsse von Prag und Berlin:*
Neueste Staaten- und Reise-Karte von Deutschland, der Schweiz- und Ober-Italien von L. Ravenstein, Stahlstich in 4 Blättern, 20 Sgr. — Auf Leinwand, in Buchform 1 Rthlr.

Als **Staatenkarte** enthält sie die *neueste politische Eintheilung*, — als **Reisekarte** ein sehr klares Netz der Eisenbahnen, mit sämmtlichen Anhaltepunkten, alle Postlinien, Dampf- und Segelschiff-Course mit allen Stationen; alle wichtigen Touristen-Wege mit *allen dem Reisenden interessanten Momenten.* — Die *Ortsnamen*, bis zu den wichtigern Dörfern hinabreichend, sind nach Bevölkerungszahl und politischer Qualität classificirt. — Die *Gebirgszeichnung* ist eben so eingehend als klar. —

Lediglich auf *topographischem* Material bearbeitet, ist sie zugleich die *correcteste Karte von Deutschland.*

In allen Buchhandlungen zu haben:

A. F. C. Vilmar,
Geschichte der deutschen National-Literatur.
Elfte vermehrte Auflage. br. Rthlr. 2.

Kleine Plaudereien für Kinder,
welche sich im Lesen üben wollen.
Von **A. F. C. Vilmar.**
Zweite Auflage. Drei Bändchen. geb. à 10 Sgr.

Zum Verständnisse Goethe's.
Von **O. Vilmar.**
Dritte Auflage. br. 20 Sgr.
Verlag der A. H. Elwert'schen Univ.-Buchhandlung in Marburg.

Im Verlage von Friedr. Andr. Perthes in Gotha erschien soeben:
Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. 34. Lieferung. 2. Abtheilung: Geschichte des russischen Staates von Dr. Ernst Herrmann. Ergänzungsband. gr. 8°. geh. 2 Thlr. 12 Sgr.

Als Einzelwerk:
Herrmann, Dr. Ernst, **Geschichte des russischen Staates.** Ergänzungsband. Diplomatische Correspondenzen aus der Revolutionszeit 1791—97. gr. 8°. geh. 3 Thlr. 6 Ngr.
Herrmann, Dr. Ernst, **Diplomatische Correspondenzen aus der Revolutionszeit 1791—97.** Beiträge vornehmlich zur Geschichte der osteuropäischen Staaten während der ersten Coalition. gr. 8°. geh. 3 Thlr. 6 Sgr.

Im Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen ist soeben —
☞ *auf Grund der neuesten politischen Eintheilungen* — **complet** erschienen:
Meyer's Grosser Hand-Atlas in 100 Karten, redigirt von L. Ravenstein. In Mappe 12½ Thlr., gebunden 15 Thlr.
Inhalt: 3 Astronom. Karten. — 2 Bl. Allgem. Geographie. — 2 Bl. Europa. — 4 Bl. Pyrenäen-Halbinsel. — 5 Bl. Frankreich. — 4 Bl. Grossbritannien und Ireland. — 3 Bl. Alpenhalbinsel. — 3 Bl. Balkanhalbinsel. — 9 Bl. Deutschland. — 16 Bl. Preussen und der nordd. Bund. — 6 Bl. südd. Staaten. — 9 Bl. Oesterreich. — 1 Bl. Centralalpenland. — 1 Bl. Niederlande. — 1 Bl. Dänische Halbinsel. — 3 Bl. Skandinav. Halbinsel. — 5 Bl. Europ. Russland. — 9 Bl. Asien. — 4 Bl. Afrika. — 8 Bl. Amerika. — 2 Bl. Australien. — 6 Bl. Statistische Tafeln.

Meyer's Kleiner Hand-Atlas in 30 Karten, von L. Ravenstein. Gebunden 4 Thlr.
Inhalt: 1 Erdkarte. — 7 Erdtheilkarten. — 13 Europ. Staatenkarten. — Deutschland in 4 Bl. — 5 Specialkarten. 6 Bl. Statistische Tafeln.

Meyer's Kleiner Hand-Atlas, Ausgabe für Preussen und die **norddeutschen Bundesstaaten** in 32 Karten. Gebunden 4¼ Thlr.
Inhalt: 1 Erdkarte. — 6 Erdtheilkarten. — 11 Europ. Staatenkarten. — Deutschland in 4 Bl. — 10 Preussische Provinzialblätter. — 6 Bl. Statistische Tafeln.

NB. *Diese sind jetzt die einzigen vollständigen Kartenwerke, welche alle wichtigen Veränderungen der neuesten Zeit bereits in sich aufgenommen haben.*

Digitized by Google

Die Stimmung in Oestreich.

(Von einem Oestreicher.)

Ein Kaiserreich für ein Programm, d. h. für planvolles Handeln, könnte man den östreichischen Staatsmännern zurufen, aber dazu fehlt ihnen vor allem der gute Wille. Man hatte sich daran gewöhnt diesen Willen bei Herrn v. Schmerling vorauszusetzen, doch die Logik der Thatsachen belehrte jedermann eines Bessern. Der Reichsrath hatte schon in seinem Entstehen eine blos finanzielle Bedeutung, dem gesunkenen Staatscredit sollte er aufhelfen und selbst in diesem Punkte war seine Wirksamkeit illusorisch, man häufte Schulden hinter seinem Rücken. Im Innern blieb es bei der alten Beamtenwirthschaft, die Reactionäre behielten ihre einflußreichen Stellen, auf der Presse lastete der Druck von Gesetzen aus der Reactionszeit, die Abänderung des Concordats sollte dessen Verfasser, Weihbischof Feßler, in Rom vermitteln, aber seine Berichte blieben Geheimniß des Staatsministers, der mit dem jesuitischen Cardinal Rauscher unter der Decke spielte.

In äußeren Angelegenheiten war dem Reichsrath nur ausnahmsweise und aus besonderem Freimuth ein Wort gegönnt, man bewies ihm aber in der schleswig-holsteinschen Frage die Nutzlosigkeit jedes Versuches einer Einsprache. Es herrschte im Ministerium eine unüberwindliche Furcht vor den demokratischen Deutschen, von denen man sich energisch lossagte. Was Wunder, wenn dem Ministerium Schmerling am Ende auch seine treuesten Anhänger Opposition machten! Die Stunde der alten Feudalen war gekommen. Ungarn, das Land der Magnaten, durfte, wie sie meinten, nicht länger gehemmt bleiben in der Ausübung seiner verfassungsmäßigen Rechte. Hinter dem Rücken des Ministerpräsidenten Erzherzog Rainer und des Staatsministers wurde auf Andringen des Grafen Festetics und Genossen Herr v. Majlath zum ungarischen Hofkanzler ernannt, Graf Zichy vermittelte jenen beiden die von ihm gemachte Entdeckung,

Digitized by Google

worauf sie dann noch am selben Abende ihre Demission einstellten. Es galt noch als staatsmännische Mäßigung, daß man an Schmerlings Stelle den böhmischen Statthalter Graf Belcredi setzte, als ob sein Vorleben, seine Geistesverwandtschaft mit Clam-Martinitz und Leo Thun aller Welt ein Geheimniß geblieben. Selbst die Journalisten schrieben sich halb die Finger wund, ihm eine zeitgemäße Anschauung der Dinge aufzudrängen, ja man erblickte in der Niederschlagung der noch behangenden Preßprocesse schon den Morgenstern einer freisinnigeren Aera, während diese Gunst doch meist den Ultramontanen und Reactionären zu statten kam.

Die Enttäuschung, wenn es überhaupt für Urtheilsfähige eine gab, ließ nicht allzulange auf sich warten. Das kaiserliche Manifest vom 20. Sept. 1865 und dessen nachträglich erschienene officielle Erläuterung lüfteten die geheimnißvolle Decke von den dunklen Plänen, die man fast zwei Monate lang berathen und ausgearbeitet. Pratobevera hatte schon in der Schlußsitzung des Reichsrathes eine düstere Ahnung davon, indem er sagte: „Ob und in welcher Weise wir uns in diesem Hause wieder begegnen werden, das ist uns heute wohl noch ein Räthsel." Er kannte die Atmosphäre aus langjähriger Erfahrung. Von allen Reichsgrundgesetzen wurde gerade das, welches die constitutionelle Berathung gemeinsamer Angelegenheiten verbürgte, das Gesetz über die Reichsvertretung, ja dieses allein sistirt oder richtiger aufgehoben, denn diese sogenannte Sistirung stützte sich auf den Umstand, daß „die Gesammtheit aller Länder dieses Grundgesetz noch gar nicht als rechtlich giltiges und wirksames Verfassungsgesetz angenommen hat." Als ob das Februarpatent, das Octoberdiplom, die früheren Verfassungen und deren Widerruf die Giltigkeit ihrer Rechtskraft an die Zustimmung der Völker geknüpft, als ob der Begriff der Octroyirung diese nicht selbst ausschlösse! Durch mehr als vier Jahre wurde der Reichsrath vom Kaiser oder den Erzherzögen an seiner Statt eröffnet und geschlossen, seine Gesetze als giltig für das ganze Reich veröffentlicht und gehandhabt, die Einsprache der Ungarn war durch kaiserliches Rescript hintangewiesen und ihrem Starrsinn schlechtweg erklärt: „Wir können warten;" nun mit einem Male, als sie allmälig mürbe zu werden begannen, lag in dem obligatorisch kundgemachten Reichsgesetze „eine tiefe Verletzung des legitimen und constitutionellen Rechtes". Als legitimes Recht galten nunmehr blos die Landesordnungen, als legitime Vertreter nur die Landtagsabgeordneten. Das bisherige Wirken des Reichsrathes nannte man eine „Rechtsfiction", dem Verfassungsleben fehlte jede „feste dauernde Grundlage", die Auffassung des Gesetzes über die Reichsvertretung galt Ungarn und Kroatien gegenüber als „der allein correcte Standpunkt". Das klang unverhohlen wie eine Umkehr von der falschen Bahn des Februarpatentes, wie eine Sühne für die Mißachtung der „Rechtsbedenken", die einen großen Theil des Reiches von dem gemeinsamen legislativen Wirken ferne ge-

Digitized by Google

halten. Die Vorlage des Octoberdiploms und der Februarverfassung an den ungarischen und kroatischen Landtag war nur Sache der Form, denn von dort aus ging ja der Widerstand, der Volkswille diente als Hebel. Man versäumte nicht, schon im voraus zu betonen, daß selbst dem engeren Reichsrath „keine wie immer geartete Mitwirkung bei der Lösung von Verfassungsfragen zukömmt," diese war, wie nachher bekannt wurde, den von den einzelnen Landtagen abzuordnenden Deputirten zugedacht, wofür trotz aller officiellen Abläugnung eine neue Octroyirung in Aussicht stand. Ein solcher Generallandtag war nichts Neues. Hatte doch schon an der Neige des Mittelalters im Jahre 1518 „der letzte Ritter" die Abgeordneten der altösterreichischen Erblande nach Innsbruck berufen, um seine Schulden zu übernehmen. Der jetzt inaugurirte wird nicht nur die Erbschaft der Restaurationsepoche, sondern auch jene der allerletzten Posten aus Belcredis Inventar anzutreten haben. Außerdem da auch „die Rechtscontinuität der Länder diesseits der Leitha nur von den Landesordnungen ausgehen kann", liegt ihm die Pflicht ob, die alten Postulatenlandtage wiederherzustellen, jene Säulen des Rechts und Goldgruben der Sondergelüste, die allein noch die Liebe zum Throne und angestammten Herrscherhaus in unverwüstlicher Gluth erhalten. Die Ultramontanen waren außer sich vor Jubel, denn bei der Zersplitterung aller Theile und Schwüle des Ganzen blühte ihr Weizen und Belcredi stieg täglich in der Gunst der leitenden Kreise, denen das Gedeihen der Jesuiten den Segen von oben bringt.

Die Kundgebung des Manifestes glich der Oeffnung von Pandoras Büchse: Provinzialgeist, Nationalitätenhader und Haß gegen die Deutschen entbrannte in allen Theilen des Reiches. Wo in den cisleithanischen Landtagen irgendein halbbarbarischer Stamm vertreten war, blies er Sturm gegen die deutsche Knechtung, die Polen, Czechen und Südslaven bejubelten das Manifest als Signal zum Kampfe gegen das Fremdlingsjoch der Cultur, allen nickte der Sistirungsminister ein gnädiges Lächeln zu, nur die Proteste der Deutschen wurden bei Seite gelegt oder wohl gar zurückgewiesen, wie jener der Vorarlberger, deren Landeshauptmann ihn noch persönlich mit Entlassung aus dem Staatsdienst und karger Bemessung seines Ruhegehaltes büßte. Doch selbst die Ungarn, „deren Herzen so warm und patriotisch schlagen", erzeigten sich keineswegs dankbar. Man hatte ihnen zu Liebe die magyarischen Regalisten in Siebenbürgen wiedereingesetzt, selbst unter den Kroaten für sie geworben, und dennoch genügte ein volles Halbjahr nicht, die gemeinsam zu berathenden Reichsangelegenheiten mit ihnen festzustellen. Da bot denn endlich der preußische Krieg einen willkommenen Vorwand, die Session zu übertragen.

Alle weiteren Versuche und Verhandlungen dieser Art sollten nur die Zerfahrenheit der widerstrebenden Elemente noch schärfer ausbilden, die freie Bahn der Verständigung sollte zum offenen Zwiespalt führen, das war eben das

Digitized by Google

Ziel, das man anstrebte. Graf Belcredi wird die Genugthuung haben, die östreichischen Völker belehren zu können, daß der Standpunkt von ehedem der allein richtige, der Absolutismus die allein mögliche Verfassungsform für das vielartige Reich im Südosten, daß er allen alles gewährt, Einheit dem Staate und Freiheit dem Einzelnen, jene Freiheit nämlich, die man ihm schon als Lohn der Kämpfe gegen Napoleon den Ersten pries, „seine eigenen Gesetze zu bewahren".

Das Gelingen dieses staatsklugen Planes geht mit Riesenschritten seiner Vollendung entgegen. Selbst die Deutschen sind uneins geworden, gespalten in Autonomisten und Centralisten. Ebenso wird in Ungarn weder Deák, noch die Partei des „Hon" (Vaterland) die aufrichtige Versöhnung herbeiführen; Czechien verlangt nur nach der Wenzelskrone, Polens Wünsche sind gestillt durch den Grafen Agenor v. Goluchowsky. Dazu kommt, daß auch die Staatsschuld so schnell reitet wie die Todten, denn sie wuchs mit den letzten Ereignissen um nahezu 500 Millionen und das neueste Darlehen wurde zur Hälfte des Nennwerthes aufgenommen. Das hält auf die Dauer auch ein Staat mit den reichsten Hilfsquellen nicht aus, geschweige denn ein solcher, dessen Gewerbsfleiß so schwer betroffen wurde. Ein herzhafter Schritt könnte diesfalls jede Volksvertretung für lange entbehrlich machen.

Doch der verhängnißvolle Lauf der Dinge ist durch einen neuen Einfall unterbrochen; Freiherr v. Beust hat sein gewandtes Talent Oestreich zur Verfügung gestellt, Hand in Hand mit dem Staatsminister, der seinem Traume von der Wiedererweckung der Gaugrafen entsagt, wird er den Verfassungsbau zum Abschluß bringen, Vertrauen und Muth werden durch die Verbindung mit den Westmächten wiederkehren. Allen Versicherungen von der Politik des Friedens und der Versöhnlichkeit ohngeachtet scheint uns hier die Ernennung des Freiherrn v. Beust zum östreichischen Minister des Auswärtigen mehr Vorliebe für die alte Bundesacte als Anerkennung der Neugestaltung Deutschlands, mehr Festhalten am Legitimitätsprincip als Fortschritt auf constitutioneller Bahn anzudeuten. Möglich, daß wieder einige halbe Zugeständnisse gemacht werden, aber die Halbheiten waren eben stets das Unglück der östreichischen Regierung. Man behielt in der Februarverfassung die Landtage bei, stellte ein den alten Ständen ähnliches Institut her und baute dadurch die Brücke für völlige Rückkehr zum Absolutismus. Wie dieser das Mark des Staates angefressen und welche Früchte die Günstlings- und Pfaffenwirthschaft getragen, sagte jedem mit Donnerstimme der zwölftägige Feldzug gegen Preußen, und siehe da, die Schwäche des Staats wird durch Beseitigung einiger Generale geheilt, und die wälschen Jesuiten überziehen wie Heuschrecken das deutsche Land. Wenn das Ministerium Beust-Belcredi in diesem Geiste fortfährt, wird es wenigstens die Entdeckung machen, daß infolge des nächsten Krieges einige Provinzen losgeschält und das Band der übrigen

Digitized by Google

gelockert wird. Oder soll sie vielleicht der Schutz ihrer materiellen und geistigen Interessen, jener der Freiheit und Wissenschaft, an die Nachkommen Arpads fesseln? Wenn Herrn v. Beust überhaupt daran läge, dem alternden Kaiserstaate neues Leben einzuhauchen, würde er sich trennen müssen von der Gemeinschaft mit dem Grafen Belcredi, eine der jetzigen schnurstracks entgegengesetzte Bahn einschlagen, Antipode des starren Absolutismus, des blinden Feudalismus und des mittelalterlichen Concordats werden. Zu dem Ende würde er den beseitigten Reichsrath neu ins Leben zu rufen und sich mit ihm darüber zu einigen haben, wie die Landtage, dieser Krebsschaden Oestreichs, aufzulassen oder zu beschränken sind, dann würde er die Sorge für den Unterricht den Händen der Bischöfe und Klöster zu entziehen und in kundigere zu legen streben; endlich würde er versuchen müssen, diejenigen zur Garantie der Staatsschuld heranzuziehen, die sie unmittelbar oder mittelbar herbeigeführt. Ob er es können, wollen, dürfen wird, ist eine andere Frage.

Unterdeß hat der niederösstreichische Landtag der aufgeregten Stimmung kräftigen Ausdruck gegeben, und seine Sprache findet überall in der Brust der Deutschen lauten Widerhall. Aber alle feurigen Reden, alle Unzufriedenheit, aller Patriotismus, ja alles Talent hilft uns wenig. Wenn uns überhaupt zu helfen ist, so sind noch viele schwere Erfahrungen nöthig, die einen völligen Wechsel der Ansichten in den höchsten Kreisen herbeiführen müssen. Und erschrocken fragen wir, wenn der bittere Trank, der uns auf den böhmischen Schlachtfeldern geschenkt wurde, nicht geholfen hat, von welcher Art soll die Arzenei sein, welche dem Staate Rettung bringt?

Unser Leiden aber ist zuerst, daß man an der höchsten Stelle gar keine Ahnung von der Schwere unsres Siechthums hat. Immer noch meint man durch einen plötzlichen Einfall, eine unerwartete Wendung, einen Wechsel der Personen, durch Ueberraschungen und Cabinetkunststücke aus der Noth des Augenblicks herauszufliegen. Beachten Sie die lange Geschichte unsrer überraschenden Schlauheiten seit 1848 und Sie haben den Schlüssel zu unsrer Regierungskunst.

Das zweite Leiden Oestreichs, welches beseitigt werden muß, ist die lange Reihe unsrer vornehmen Beamten aus denen Minister und Rathgeber gewählt werden, zu denen ich selbst Herrn v. Beust zu rechnen wage, obgleich er ein einfacher Edelmann ist und dem Stolz unsrer Familien für nichts Besseres als ein Parvenu gilt. In dem ganzen Kreise dieser Herren ist nicht ein politisches Talent, welches das Feuer, den Charakter und die sittliche Größe eines Reformators hat. Auch die Gescheuten und Guten sind weichlich, schlaff, von dem Wurm der Selbstsucht angefressen. — Begeisterter Patriotismus und kühne Rücksichtslosigkeit eines Reformers in unsrer Hofburg! — Das ist eine Annahme, die jedem, der unsre Verhältnisse kennt, unmöglich erscheint. Bei uns

Digitized by Google

ist ein kluger Mann mit Einfällen und gewandtem Stil, wie Herr v. Beust, die äußerste Concession an den Zeitgeist. Allerdings hat man seiner Zeit die Bach, Bruck, Schmerling betitelt, benutzt und verbraucht, aber sie galten sämmtlich, auch als sie im Lande als vielvermögend verehrt und angefeindet wurden, an maßgebender Stelle für Nothbehelfe, als Seelen von untergeordneter Art, deren Pfiffigkeit und Popularität man, so lange es nöthig war, mit innerer Kälte ertrug. Wirklichen Einfluß im Großen haben sie niemals gehabt. Denn man ist bei uns so vornehm, daß die ganze Auffassung von dem Werth der Menschen und von den Pflichten und Rechten der Völker eine total andre ist, als in dem Volke.

Wenn wir Deutschösterreicher jetzt unzufrieden murren, so gilt das zur Zeit unserer Regierung noch so viel, als ob die schwarzen Vögel auf dem Stephansthurm schreien. Wir sind nicht gefährlich, man nimmt an, daß das höchste Interesse unseres Geldbeutels und unsere — bei alledem noch — bevorzugte Stellung im Staate uns unauflöslich mit dem Interesse der Dynastie verbindet, und man behandelt uns jetzt wegwerfend, wie schwache Zugehörige, die nicht mehr im Stande sind, die Fremden, an deren Beifall und Gehorsam mehr gelegen ist, in Respect zu halten.

Wir aber zürnen und klagen und wissen keinen Rath. Und doch ist Oesterreich zwar arm an politischen Größen, aber es entbehrt nicht ganz der Charaktere, welche das Zeug hätten, dem Staat aufzuhelfen. Männer wie Herbst und Giskra wären an der Stelle des Grafen Belcredi für uns ein Trost, vielleicht unsere Rettung.

Aber so lange unnütz ist, daran zu denken, ist auch unnütz, von einer Wiederbelebung Oesterreichs zu sprechen. Unterdeß arbeiten die Schneider an neuen Uniformen und die Banknotenpresse verfertigt Banknoten ohne Maß, wie uns versichert wird, zu größerer Bequemlichkeit der Controle fortan ohne Nummern.

Digitized by Google

Die gefälſchten Inſchriften von Rennig.

Ihre grünen Hefte, lieber Freund, begleiten nun ſchon eine gute Weile die Geſchicke unſrer Nation mit Liebe und Treue im Großen und im Kleinen, die ernſten Wechſelfälle, die den kommenden Geſchlechtern vielleicht noch ernſter erſcheinen werden als uns, die wir ſie erleben, und die Launen und Gaben des Tages, von denen wir ſelbſt im nächſten Jahr kaum noch etwas wiſſen und die unſere Kinder vielleicht einmal wieder kennen lernen, wenn künftige „Bilder aus der Vergangenheit“ ſie auch in dieſem Kleinen und oft Gemeinen das Große und das Allgemeine ſollten kennen lehren. Mit einer ſolchen ephemeren Curioſität komme ich Ihnen heute. Es wird Ihnen recht ſein, wenn ich in beliebter Kürze über einen der ſeltenen Fälle berichte, wo römiſche Inſchriften das Intereſſe des größeren Publikums auf ſich gezogen haben. Sie wiſſen, im Allgemeinen erheben ſie dieſen Anſpruch verſtändigerweiſe nicht. Sie haben nicht, wie ihre hieroglyphiſchen und Keilſchweſtern, den Zauber der Unverſtändlichkeit für ſich und der Dilettant fühlt ſich ſofort abgeſchreckt, theils durch die Gemeinverſtändlichkeit ihres Inhalts, der für das Hineinlegen der eigenen Phantaſien doch gar zu wenig Raum bietet, theils durch das ſchwer niederzukämpfende Gefühl, daß eine gewiſſe Kenntniß der lateiniſchen Declinationen in dieſem Falle wünſchenswerth iſt — mit den Conjugationen, wiſſen Sie, nehmen wir es ſelbſt nicht ſo genau und ich könnte Ihnen mehre Collegennamen ins Ohr flüſtern, die ſich hinſichtlich der verba irregularia hauptſächlich darauf verlaſſen, daß dieſe auf Steinen nicht oft vorkommen. So warten wir denn unſres Amtes in den Trümmern der claſſiſchen Friedhöfe in aller Stille; und wie denn der Gelehrte boshaft wird, wenn ſich niemand um ihn kümmert, iſt der lateiniſche Epigraphiker wohl ſchlecht genug, ſich daran zu ergötzen, daß, wo einmal eine wirklich intereſſante und wirklich gefühlvolle Inſchrift dem Publikum durch Bädeker oder ſonſt zur Kenntniß gebracht und dankbar von ihm genoſſen wird, ſie in der Regel falſch iſt. Sie beſinnen ſich auf Byrons Stanze:

> And there — oh! sweet and sacred be the name!
> Julia, the daughter, the devoted, gave
> Her youth to heaven.

ihr Herz aber ihrem Vater, dem von Tacitus genannten Julius Alpinus:

> Their tomb was simple and without a bust
> And held within their urn one mind, one heart, one dust

Digitized by Google

wozu der Poet bewegt in Prosa hinzusetzt, daß er kein gleich rührendes Erzeugniß des menschlichen Geistes kenne wie dies Epitaphium der Julia Alpinula aus Avenches. Vielleicht wissen Sie aber nicht, daß Sie diesen denkwürdigen Stein in meiner Sammlung der schweizer Inschriften als Nr. 15 der falschen nachlesen können und daß der Verfertiger desselben Paul van Merle hieß und dasselbe Handwerk im sechzehnten Jahrhundert trieb, von dessen heutigen Vertretern — denen übrigens Merles Latein zu wünschen wäre — ich Ihnen noch zu sprechen haben werde. — Und noch ein anderes, wenn auch nicht ganz gleichartiges Seitenstück. Haben Sie je einmal das schöne kärntner Land durchzogen, so sind Sie gewiß auch vor dem alten ehrwürdigen Herzogsstuhl auf dem Zollfelde bei Klagenfurt stillgestanden, wo einst, als es noch Herzöge von Kärnten gab, die nicht in der Hofburg residirten, diese auf freiem Felde erst den Backenstreich und sodann die Huldigung von dem Bauer entgegennahmen. Unserem Jahrhundert war es vorbehalten zu entdecken, daß an diesem Herzogsstuhl eine Inschrift steht, die den doppelten Vorzug hat sowohl gottselig als slavisch zu sein; sie lautet „ma sueti veri" und, sagt Bädeker und sagte vor ihm Herr Davorin Terstenjock in Laibach und andere große und kleine Propheten dieses jüngsten Culturvolkes, es heißt dies in irgendeinem (oder auch keinem) slavischen Dialekt „er hat den heiligen Glauben"; was gewiß sehr passend als Etikette auf der Stuhllehne der neuen Hoheit vermerkt wurde. Leider ist diese slavische Kaabainschrift nicht einmal falsch, wie die gefeierten Palladien des czechischen Slavismus, sondern die, auf gut slowakisch dem rechtmäßigen Eigenthümer entfremdete, sehr unbedeutende, aber ganz ehrliche und einfältige lateinische Grabschrift des Virunenfers Masuetius Verus; welcher Inschrift selbst die kürzlich vorgenommene, von dem Alterthumsverein zu Klagenfurt nach Verdienst öffentlich gebrandmarkte, slavische Uebermeißelung den schönen Schriftcharakter der guten Kaiserzeit nicht hat rauben, obwohl allerdings den Stein mit dem hinter ma mangelnden Punkte nachträglich versehen können. — Dies, lieber Freund, sind einige der kleinen Genüsse, die unsere einsamen Pfade erheitern. Was man wohl von guten Geschichten zu sagen pflegt, sie seien zu schön, um wahr zu sein, das ist leider bei den Inschriften buchstäblich richtig; wenn Ihnen eine besonders gefällt, dann seien Sie vorsichtig: die echte Inschrift ist langweilig und macht kein Glück.

Aber ich wollte Ihnen ja getreu berichten über die Inschriften von Rennig, die allerdings, wenigstens in ihrer nächsten Heimath, Glück gemacht haben und die denn freilich auch falsch sind. Die öffentlichen Blätter haben in der letzten Zeit oft genug davon gesprochen, so daß Ihren Lesern damit gedient sein mag, den Thatbestand im Zusammenhang zu erfahren. Die schönen Zeiten, wo der deutsche Gelehrte an seine Brust schlug und dem heiligen Mercurius dafür dankte, daß in seiner Heimath nicht, wie von den spanischen und neapolitanischen Lotter-

Digitized by Google

buben, Inſchriften fabricirt würden, ſind bekanntlich vorbei; Salzburg und Rottenburg, Aachen und Trier laſſen in dieſer Beziehung durchaus nichts zu wünſchen übrig und die ſämmtlichen Werke der mannigfaltigen deutſchen Inſchriftenfälſcher des neunzehnten Jahrhunderts würden ein ziemliches Heftchen füllen. Es iſt der neueſte Beitrag zu dieſem Faſcikel, der hier erörtert werden ſoll.

Ungefähr ſieben Stunden ſüdlich von Trier an der Moſel liegt ein Dorf Nennig, wo ſeit 1852 die Ueberreſte einer anſehnlichen römiſchen Villa, lange Zeit von den Landleuten der Umgegend als Steinbruch benutzt, durch die eifrige Thätigkeit des verdienten Domcapitulars v. Wilmowsky aufgedeckt worden ſind. In den Fußboden des großen Gartenſaals war ein Moſaik von ungewöhnlicher Größe — 50 Fuß lang, 33 Fuß breit — und ungewöhnlicher Farbenpracht eingelaſſen; daſſelbe ſtellt in reichem und ſchönem Ornamentenkranz eine Reihe von Scenen aus dem Amphitheater vor: Löwen, Tiger, Bären, Gladiatoren, und iſt in den Jahren 1864 und 1865 auf Koſten theils der Regierung, theils des Vereins der rheiniſchen Alterthumsfreunde von Herrn v. Wilmowsky in ſchönem Farbendruck herausgegeben worden. Der Zeit nach ſetzte der Herausgeber die Erbauung und Einrichtung der Villa unter Traian oder Hadrian. — Die Aufmerkſamkeit der Alterthumsforſcher ward hierdurch in weiteren Kreiſen auf die nenniger Villa gelenkt und es wurden Ausgrabungen dort unternommen, die die preußiſche Regierung unterſtützte und die unter anderm auch Reſte eines römiſchen Bades zu Tage förderten. Noch war keine Inſchrift aus dieſen Trümmern zum Vorſchein gekommen, wie dies bei Privatanlagen, auch ausgedehnten, häufig iſt. Im September dieſes Jahres aber fanden ſich auf einmal die folgenden vier, ſämmtlich nicht in Stein gehauen, ſondern mit ſchwarzer Farbe auf den rothen Stuck der Wände gemalt. Ich laſſe dieſelben folgen, wie ſie in den amtlichen an das königliche Miniſterium für Cultus und Unterricht erſtatteten Berichten mir vorgelegen haben; nur löſe ich die zahlreich darin vorkommenden verſchlungenen Buchſtaben auf, um Ihre Setzer nicht allzuſehr zu erſchrecken. Die in kleiner Schrift beigefügten Ergänzungen fanden ſich auf einem dem amtlichen Bericht beiliegenden nicht unterzeichneten Blatte und ſtammen ebenfalls aus Trier.

1) CAES ar M arcus V lpius TRAIANVS
DOMVM EREX it ET SE
CVNDINO SECVRO
PRAEF ecto TREV irorum DON o DED it

2) CAES are TRAI ano AMPHITH eatrum FVND atum
ET COND itum EST A S accio MODE
STO S ecundinus SEC urus PRAEF ectus C oloniae AVG ustae I
N PRAES entia C aesaris TRAI ani PR i Mam VEN
AT ionem DED it

Digitized by Google

3) SECVNDIN
AVENTIN
TRIB . PRAET . I
BALNEV

4) MI
CAESAR TRAIA S
A MC VDINVS
CTAVTI

Diese Inschriften wurden in den Rheinischen Blättern abgedruckt und erregten vielfache Erörterungen. Nachträglich kam in der Kölner Zeitung vom 7. November die folgende fünfte Inschrift hinzu, diesmal auf Stein und mitgetheilt ohne Ergänzung und Erklärung:

CAES . M . V . T . . . .
GERM . DOMV . . . .
LNEVM . ER . . .
SECVRO . . . .
PRAEF . C . AV . . . .
DONO . . . . . .

Als in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften vom 1. November d. J. und bald darauf am 6. d. M. in der archäologischen Gesellschaft mit dem Bericht über die nenniger Ausgrabungen auch die dazu gehörigen Pläne und Zeichnungen vorgelegt wurden, erklärte ich, und natürlich ich nicht allein, sondern sämmtliche sachkundige Mitglieder beider Gesellschaften, dieselben für unzweifelhaft und evident falsch und es wurde dieses Urtheil in dem Sitzungsbericht der letzteren, der in der Kreuzzeitung vom 15. November und anderswo abgedruckt ist, kurz motivirt. Ich wiederhole hier, was damals darüber gesagt wurde, so weit es erforderlich scheint; denn selbst Laien gegenüber dürfte es kaum nöthig sein, weitläufig die Gründe dieses Urtheils darzulegen und die darauf erfolgten Repliken zu analysiren.

1) Es ist selbst dem Kaiser Traianus, obwohl er der Epigraphik mehr Stoff als billig geliefert hat und bei den Alten der „Mauerpfeffer" hieß, niemals eingefallen, dergleichen mit Farbe auf den Stuck schreiben zu lassen; wenn er dem Bürgermeister von Trier diese Villa geschenkt hat, so hat er ihm doch diese Schenkung ebenso wenig neben die Hausthür zu malen befohlen, wie Se. Majestät König Wilhelm, wenn er etwa dem General v. Steinmetz ein Haus zum Geschenk machen sollte, sich auf dessen Façade vom Wandmaler wird verewigen oder vielmehr nicht verewigen lassen. Dies allein ist so absurd, daß es vollständig genügt; und die werkthätige Reumüthigkeit des Fälschers, der den Stein allerdings

Digitized by Google

hinterher nachgeliefert hat, macht die Sache nicht wieder gut. Uebrigens ist aus der früher erwähnten Hypothese des Herrn v. Wilmowsky über die Entstehungszeit der nenniger Villa es leicht erklärlich, wie der Fälscher grade auf Traian kam.

2) Es giebt keine echte Inschrift Traians, in welcher derselbe M. Ulpius oder auch nur Ulpius genannt wird. Daß der Stein der orellischen Sammlung Nr. 278, der dem widerspricht und auf den man sich beruft, interpolirt ist, habe ich bereits in den schweizer Inschriften Nr. 321 gezeigt. „Wie hieß denn," fragt freilich der Vertreter der Inschriften, Herr Professor Leonardi in Trier, in der trierer Volkszeitung vom 20. November d. J., „Traianus eigentlich, ehe er adoptirt und Cäsar war? woher kennen wir denn seine Namen, wenn er sie nie geführt hat? woher denn die vielen Marci Ulpii Augusti liberti, wenn Traian nie M. Ulpius hieß?" Wie Traian hieß, ehe er Cäsar war, kommt hier nicht in Betracht, da er auf den nenniger Inschriften eben Caesar heißt; nachher hat er die Namen M. Ulpius zwar gehabt, aber nie geführt. Es ist eine zuerst bei Augustus vorkommende, sodann bei mehreren Kaisern und namentlich auch bei Nerva und Traian sich wiederholende Erscheinung, daß sie von dem Augenblick an, wo sie auf den Thron gelangen, den Privatvornamen mit dem praenomen imperatoris vertauschen und den Geschlechtsnamen abwerfen; nicht etwa blos der Kürze wegen beide weglassend, sondern sie, gleichsam als unter der kaiserlichen Würde, lediglich in Ableitungen, in den von ihnen benannten Personen und Orten, aber nie in unmittelbarem Gebrauche verwendend. Das ist den Männern vom Fach wohl bekannt; es sollte auch denen bekannt sein, die falsche Inschriften machen oder vertheidigen.

3) Daß der Name Nerva auf dieser Inschrift fehlt, ist ein nicht geringerer Schnitzer, als daß ihr Verfertiger die Namen M. Ulpius aufnahm. Herr Professor Leonardi führt allerdings mehre unzweifelhaft echte Inschriften an, in denen der Name des Kaisers Traianus ohne den Adoptionsbeinamen erscheint; aber auch hier ist er noch schlimmer als unwissend, nämlich Halbwisser. Wo Traian genannt wird als Herr oder Patron von Sklaven und Freigelassenen, als Verleiher von Aemtern und Geschenken, als Consul in der Datirung, überhaupt wo er nur erwähnt wird, ist es correct und ganz gewöhnlich, ihn blos als imperator Traianus Augustus oder Traianus Caesar oder ähnlich zu bezeichnen; aber wo der Name in der Titulatur steht, sei es, daß ihm ein Denkmal gesetzt wird oder er selbst ein Gebäude errichtet, erfordert der römische Gebrauch den Adoptivbeinamen. Mit diesem Faden in der Hand wird Herr Leonardi, wenn er seine epigraphischen Studien fortsetzt, sich in den echten Inschriften Traians sehr leicht zurecht finden und sich zugleich überzeugen, daß grade die Curialien dieses Kaisers voll von Fußangeln stecken und der Fälscher besser thut, sich an einfachere Titulaturen, zum Beispiel an Pius zu halten. Antoninische Zeit ist

Digitized by Google

auch schon recht hübsch für eine Villa an der Mosel; warum immer gleich nach dem Höchsten greifen?

4) Die Bezeichnung imperator durfte auch nicht fehlen. Die Interpreten der nenniger Inschriften erklären sie als errichtet vom Cäsar Traianus, ehe er Kaiser war; sie hätten besser gethan, dies schwierige Gebiet nicht zu betreten. Bis jetzt kennen wir von Trajan als Cäsar weder echte Inschriften noch echte Münzen; solche aus Nennig zu erhalten, ist, um nicht mehr zu sagen, beinahe zu schön, um glaublich zu sein.

5) Daß die drei auf den fünf nenniger Inschriften vorkommenden Personennamen, als Secundinius Securus, Secundinius Aventinus, L. Saccius Modestus sämmtlich auf dem einen Monument von Igel wiederkehren, das vielleicht das bekannteste des ganzen Rheinlandes ist und an dem der Weg von Trier nach Nennig vorbeiführt, zeigt allein schon, daß die neuen Inschriften über jene allbekannten gefälscht sind. Der Ausdehnung des Quellenstudiums, die sich hier offenbart, ist es angemessen, daß der Verfertiger der Steine, indem er aus dem Genitiv Secundini des igeler Steins seinen Dativ Secundino bildete, gleich dem seligen Lersch es übersah, daß Secundini hier nicht von Secundinus, sondern von Secundinius herkommt, also im Dativ Secundinio lauten müßte. Auch das Decliniren hat auf den Inschriften seine Haken.

6) Ueber das, was die Inschriften eigentlich besagen sollen, bin ich den trierer Herren dankbar, mich belehrt zu haben; wie es denn für den Fernstehenden immer schwierig ist, sich in den confusen Ideenkreis eines solchen Fälschers vollständig hineinzudenken. Gewiß sollen die Inschriften sagen, erstlich, daß Kaiser Traian dem Bürgermeister von Trier ein Haus — nach der zweiten verbesserten und (etwa infolge der inzwischen aufgedeckten Badtrümmer?) vermehrten Auflage auf Stein, auch noch ein Bad — geschenkt habe; zweitens, daß unter Trajan das trierer Amphitheater gebaut worden ist und daß der Besitzer der Villa die Ehre und das Vergnügen gehabt hat, in demselben in Gegenwart des Kaisers die erste Thierhetze zu geben. Alles das ist ja recht wünschenswerth zu erfahren und stimmt auch wiederum beinahe zu gut zu dem Mosaik der Villa mit den Amphitheaterscenen; aber daß das Tertianervorstellungen sind, aus einem Kopfe entsprungen, der von römischem Municipalwesen und allem, was hierher gehört, gar keine Anschauung hat, ist evident.

7) Das Klosterlatein domum erexit, fundatum et conditum, in praesentia Caesaris ist von der Art, daß Paul van Merle sich im Grabe umdrehen wird, wenn er erfährt, wie tief sein Geschäft zur Zeit herabgekommen ist. Was „stammelndes Provinziallatein" ist, weiß ich auch; dies mit seinen abscheulichen Germanismen ist es nicht, sondern der reine unverfälschte Franziskaner.

Nun, lieber Freund, wenn Ihre Geduld noch aushalten sollte, die meinige

Digitized by Google

ist zu Ende; wir wollen den Rest uns erlassen, zumal da doch einige andere Dinge noch gesagt werden müssen.

Warum werden dergleichen pinselhafte Prellereien überhaupt hier erörtert? Nach römischem Ritual soll man die Monstra schleunigst ersäufen; aber doch nur, wenn sie nicht todtgeboren sind, und wenn das von einem gilt, so gilt es hier. Dergleichen plumpe Fälschungen aus aller Herren Ländern können Sie, wenn Sie ja Lust haben sollten, in meinem epigraphischen Papierkorb zu hunderten finden, bestimmt, seiner Zeit unter den falsae et suspectae ohne Sang und Klang eingescharrt zu werden. Mit Fälschern haben wir Männer vom Fach auch zu thun, allerdings nicht mit solchen; edleren Wildes gewohnt entschließt man sich ungern, gegen einen Stümper wie diesen öffentlich aufzutreten. Aber Sie werden zugeben, daß dieser Fall nicht blos seine lächerliche Seite hat. Ernste Bestrebungen eines verdienten Alterthumsforschers, Unterstützungen aus Staatsmitteln werden durch diese Betrügereien beschmutzt und gefährdet; sie erscheinen in den officiellen Eingaben der betreffenden Behörden an die Regierung. Der Verdacht liegt nur zu nahe, daß, wer diese Inschriften auf den Stuck malen konnte, auch anderes, Wandgemälde zum Beispiel, anzufertigen sich herausnimmt; man wird in Zukunft bei jedem Stück, das diese nenniger Ausgrabungen zu Tage förderten, sich die Frage vorzulegen haben, ob es gefälscht sein kann. Diese Gründe haben mich bestimmt, in diesem Falle nicht zu schweigen, sondern das Meinige zu thun — nicht um die Gelehrten vom Fach zu überzeugen, was sehr überflüssig sein würde, sondern wo möglich vor den Behörden und vor allen Dingen vor der öffentlichen Meinung die Fälschung zu entlarven.

Auch die Entlarvung des Fälschers selbst ist wünschenswerth. Für die Wissenschaft ist daran im Ganzen wenig gelegen. Sie erinnern sich an Sumlocenna, das uns so manche heitere Stunde verschafft hat; was liegt an den Namen der strebenden Jünglinge, die den ehrlichen Jaumann so unbarmherzig äfften? Den nenniger Namen dagegen und den Zusammenhang dieses ganzen Handels zu wissen, wäre doch zu manchen Dingen gut. Herr Heinrich Schäffer, der die Ausgrabungen daselbst zu leiten scheint und sich bei der Einsendung der fünften Inschrift an die Kölner Zeitung genannt hat, giebt auf meine öffentlich an ihn gerichtete Aufforderung in der Kreuzzeitung Nr. 272 einen Bericht über den Thatbestand der Ausgrabung der Inschriften, der an sich vollkommen unverdächtig lautet, aber natürlich, wie Herr Schäffer auch selbst zugiebt, das Factum nicht ausschließt, daß dieselben bedeutend nach der Zeit des Kaisers Trajan eben dort eingegraben worden sind. Daß der materielle Thatbestand der Ausgrabung jeden Gedanken eines Betrugs ausschließt; daß jeder Betheiligte ein unzweifelhafter — freilich in diesem Falle wenigstens der eine derselben ein bereits erheblich angezweifelter*) — Ehrenmann ist, das alles versteht sich von selbst. Diese Be-

*) Die Nummern der „Frankfurter Reform" vom 3., 10. und 13. Juni d. J. habe ich gelesen.

Digitized by Google

hauptungen, größtentheils natürlich im besten Glauben vorgebracht, wiederholen sich bei jedem derartigen Betrug ebenso sicher, wie vor dem Criminalgericht die Versicherung der Angeschuldigten und ihrer Freunde, daß sie unschuldig sind und sein müßten. Sehr bestimmt wird behauptet, daß die Fälschungen mindestens nicht aus dem Jahre 1866 herrühren; Herr Schäffer erwähnt ältere Grabungen aus den Jahren 1800—1820 und scheint den geäußerten Verdacht mit diesen in Verbindung zu bringen. Letztere Annahme ist leider unzulässig, da die Fälschungen erst stattgefunden haben nach dem Jahre 1853, in welchem das nenniger Mosaik zum Vorschein kam, das sie commentiren; ja sogar erst nach dem Jahre 1859, in welchem ein anderes Mosaik mit dem Namen eines Prätorianertribuns Victorinus in Trier aufgedeckt ward; denn die dritte der falschen Inschriften ist ein Bastard von dem igeler Denkmal und diesem Mosaik und der Fälscher bleibt auch hier seiner guten Gewohnheit treu, daß alles bei ihm nicht weit her ist. Die Fälschungen sind also zwischen 1859 und 1866 gemacht. Im Uebrigen entzieht sich diese chronologische Frage meiner Competenz, ebenso wie die ganze architektonische und baupolizeiliche Feststellung des Thatbestandes. Ob diese überhaupt ein Ergebniß liefern wird, steht dahin; sollten aber auch alle Architekten der Welt erklären, daß der Stuck und was darauf gemalt ist, antik seien, so wird dies für jeden Epigraphiker vom Fach nur beweisen, daß der Fälscher mit Pinsel und Meißel besser umzugehen wußte als mit dem Orelli. Ueberhaupt ist damit, daß der Dieb nicht entdeckt wird, der Thatbestand des Diebstahls noch nicht widerlegt.

Es giebt indeß noch einen anderen sowohl kürzeren als auch sichreren Weg, den Fälscher zu ermitteln, als die Abhörung derjenigen Arbeitsleute, die die fragliche Wand bloßgelegt haben. Unter den Absurditäten, von denen die Inschriften wimmeln, nimmt das unsinnige Abkürzungssystem eine der ersten Stellen ein, insbesondere die Abkürzung der Geschlechts- und Beinamen — Kaiser Trajan mit M. U. bezeichnet ist für uns Epigraphiker grade so komisch, wie wenn Ihre Stadt Leipzig „Seiner Majestät dem König J." eine Bildsäule setzen würde. Diese Abkürzungen sind der Art, daß sie bei der zweiten Inschrift jeder rationellen Auflösung spotten, und daß wir deren Sinn nur durch die dankenswerthe Fürsorge des Fälschers erfahren, die Auflösung ebenfalls mit zu den Acten gelangen zu lassen, oder vielmehr das Concept, aus dem der Fälscher willkürlich seinen Stucktext zusammengeschrieben hat. Meine öffentlich an Herrn Schäffer gerichtete Frage, von wem diese „treffende" Erklärung herrühre, ist ohne Antwort geblieben; nur ergiebt sich aus dem ganzen Inhalt der Erwiederung, daß Herr Schäffer als völliger Laie auf diesem Gebiete die Autorschaft von sich ablehnt. Herr Professor Leonardi, der sonst diese Inschriften vertritt und auf den Herr Schäffer wegen des weiteren verweist, schweigt über diesen Punkt ebenfalls oder appellirt vielmehr an die Möglichkeit glücklicher Divination.

Digitized by Google

Wie weit dieſe ſich vernünftigerweiſe erſtrecken laſſe, mag jeder, den es angeht, erwägen; zunächſt wünſche ich zu wiſſen, welchem Collegen dieſe Divination geglückt iſt, was doch wohl kein Geheimniß zu bleiben braucht. Die Frage, wer die oben mitgetheilte Auflöſung zuerſt aufgeſtellt hat, iſt noch unbeantwortet; ſie wird hiermit wiederholt.

Es bleibt mir noch übrig hinzuzufügen, daß ich auf die Priorität der Entlarvung dieſes Betrugs keinen Anſpruch habe und keinen Anſpruch mache. Von Herrn Brambachs Artikeln über dieſe Angelegenheit habe ich noch heute keinen geleſen; der „trierer Philolog" irrt, wenn er mein vorſchnelles Aburtheilen ſeltſamerweiſe damit entſchuldigt, daß ich mich durch das Urtheil Herrn Brambachs als der Specialität für rheiniſche Inſchriften habe hinreißen laſſen; nicht minder, wenn er zu verſtehen giebt, daß, da meine und Herrn Brambachs Gründe weſentlich dieſelben ſeien, ich wohl Herrn Brambach ausgeſchrieben haben werde. Dieſe Freundlichkeiten zeigen nur, wie wenig den Herren in Trier das ABC der Epigraphik geläufig iſt. Die Correctur eines ſolchen Exercitiums voll von ſchülerhaften Schnitzern *muß* von jedem Fachmann in gleicher Weiſe erfolgen; ich könnte Herrn Profeſſor Leonardi auf der Stelle ſechs bis acht hieſige junge Doctoren und Studenten namhaft machen, die ſie grade ebenſo gut angeſtellt und die alle daſſelbe geſagt haben würden. Daß ich, als die Inſchriften in Geſellſchaften, deren Mitglied ich bin, vorgelegt wurden, zwar auf die ſchon von andrer Seite erhobene Verdächtigung hinwies, aber vor allen Dingen meine Anſicht ausſprach, war, ſollte ich meinen, in der Ordnung; um jene Auseinanderſetzungen Herrn Brambachs mich weiter zu kümmern hatte ich keine Veranlaſſung. Wenn dieſelben mir zu Geſicht kommen, werde ich daraus vielleicht anderes lernen; für die nenniger Inſchriften brauchte und brauche ich ſie nicht. Indeß die „Priorität" dieſer Enthüllung mit allem Zubehör räumte und räume ich Herrn Brambach von Rechtswegen und mit Vergnügen ein.

Berlin, 29. November 1866.

Th. Mommſen.

Digitized by Google

Der Seefischfang im Großen.

In Deutschland sind frische Fische auf den Tafeln durchschnittlich eine so seltene Erscheinung als etwa Feldhühner und Krammetsvögel. Bekäme man sie nicht in Gasthäusern oder bei Festmahlen zu schmecken, wo das Bedürfniß der Mannigfaltigkeit und Abwechselung die Schwierigkeiten des Bezugs zu überwinden nöthigt, so würden selbst die Angehörigen der wohlhabenden Classen im tieferen Binnenlande die Bekanntschaft frischen Seefisches kaum je machen. Den ärmeren Ständen vollends kommen die eßbaren Schätze des Meeres nur in verarbeiteter Gestalt vor die Augen, als getrockneter Stockfisch in den westlichen, als gesalzener Häring in den östlichen Strichen. Wir haben daher auch keine Vorstellung von der Ausdehnbarkeit, welche der Genuß dieser Sorte Fleisch neuerdings durch einige ineinandergreifende Verbesserungen im Betriebe des Fischfanges und in der Fortschaffung seiner Ergebnisse erlangt hat. Um unsere Begriffe der thatsächlichen Wahrheit nahe zu bringen, müssen wir nach England hinüberblicken, das in dieser wie in so mancher anderen wirthschaftlichen Beziehung einen Vorsprung von Jahrzehnten vor uns voraus hat.

Man schätzt den jährlichen Verbrauch Londons an Rindfleisch auf 300,000 Stück fetten Viehs. Giebt man diesen ein durchschnittliches Gewicht von sechs Centnern das Stück, so kommen 90,000 Tons Fleisch heraus. Fischende Schiffe sind gegenwärtig, so rechnet man, 8—900 für den londoner Markt beschäftigt, wenn man sich auf die mit dem Grundnetz (trawl) fischenden, die große Masse der Fische liefernden Fahrzeuge beschränkt. Jedes mag im Jahr durchschnittlich 90 Tons zu Markte bringen. Das gäbe ungefähr 85,000 Tons. Berücksichtigt man also die anderen Lieferungsquellen für frischen Fisch ebenfalls, angelnde Boote u. s. w., so stellt sich heraus, daß in London ungefähr ebenso viel Fischfleisch zu Markte kommt wie Rindfleisch.

Es ist indessen noch nicht so lange Zeit, daß der Fischverbrauch in England die hiernach zu bemessenden Dimensionen angenommen hat. Der londoner Fischmarkt Billingsgate, dessen Heißhunger jetzt 8—900 beständig arbeitende Grundnetze kaum zufriedenstellen, hatte vor vierzig Jahren genug an dem Ertrage von 40—50. Vor zwanzig Jahren liefen zwei oder drei Trawler aus dem Humber in See: gegenwärtig gehören dreihundert von der doppelten Größe in Hull und Grimsby zu Hause. In Scarborough ist die Zahl während der letzten dreißig Jahre von zwei auf fünfunddreißig gestiegen, in Plymouth von dreißig auf sechzig. Die gesammte Trawlerflotte Englands beträgt heute mindestens tausend Segel, bemannt mit mehr als fünftausend Leuten und ein

Digitized by Google

Capital von weit über einer Million Pfund Sterling repräsentirend. Eine einzelne dem Fischfang gewidmete Actiengesellschaft in London hat während der Jahre 1864 und 1865 ihre Segelflotte um zehn Schiffe vermehrt, zwei neue Dampfschiffe zur Sammlung der Fische von den Segelschiffen in Fahrt gesetzt und weitere zwei Dampfer sofort in Bau gegeben. Das stetige und rasche Wachsthum des Fischverbrauchs in England deuten die Mengen an, welche von den Eisenbahnen befördert worden sind, die die Küstenplätze mit dem Innern verbinden. Zwischen 1856 und 1864 hat sich das Gewicht beförderter Fische auf vier dieser Bahnen von 11,714 Tons auf 40,337 Tons gehoben; zwischen 1862 und 1864 auf zwölf Bahnen von 99,724 Tons auf 122 381 Tons.

Die Tonne Fische (2 000 Pfund) wird dem Fischer im Massenpreise mit durchschnittlich sieben Pfund Sterling abgenommen; für die Tonne Rindfleisch erhält der Viehzüchter im Durchschnitt willig 60 Pfund. Dieser ungeheuere Unterschied ist natürlich weit entfernt, dem vergleichungsweisen Nahrungswerth der beiden Gattungen von Fleisch zu entsprechen. Im Einzelverkauf gleicht er sich denn auch schon bedeutend aus. Wenn das Rindfleisch in England bei weitem mehr verschiedene Preisclassen hat als in Deutschland, so wird es darin vom Fisch, die einzelnen Arten nicht getrennt betrachtet, noch vielmals übertroffen. Im londoner Westend kostet das Pfund Zunge oder Steinbutt mehr als das dort gewöhnlich genommene Rindfleisch oder Hammelfleisch. Die Zwischenstufen der Vermittelung verschlingen im Fischhandel eben ungleich mehr als im Fleischhandel. Ob dies das dauernde Verhältniß bleiben oder ob es mit der zunehmenden Entwickelung des augenblicklich noch so jungen Verkehrszweigs, mit der Befestigung des allgemeinen Geschmacks, mit der Verwendung von mehr Capital und Unternehmungsgeist auf diesen Theil des Lebensmittelhandels sich allmälig ausgleichen wird, muß man abwarten. Zunächst steht so viel fest, daß Fischfleisch im Großen 8—9 mal so wohlfeil zu haben ist als Rindfleisch. Und während alles Fleisch von Vieh mit jedem Jahre theurer wird, hat eine in Manchester angestellte Untersuchung ergeben, daß dort der Preis der gewöhnlichsten, billigsten, in den größten Massen verzehrten Fische während der letzten zehn Jahre kaum gestiegen ist. Zungen kosteten im Januar 1865 doppelt so viel als im Januar 1856, aber Schellfische nicht mehr und Schollen eher weniger. Bedeutende Preissteigerungen am Fisch hat man nur in den Seestädten erlebt, die seit der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes ihr altes Monopol auf den Genuß von frischem Fisch immer mehr schwinden sehen. In Newcastle am Tyne z. B. kosten beinahe alle Arten von Fisch heute doppelt das Geld wie vor zehn Jahren. Man darf sich dort aber damit trösten, daß der höchste je erlebte Preis in Newcastle immer noch niedriger ist als der feststehende Preis in Manchester, der sich gleich geblieben ist, weil der zunehmende Geschmack am Fisch durch eine entsprechend zunehmende Versorgung des Marktes befriedigt

Digitized by Google

wurde, während die Fischliebhaber Newcastles nicht diejenigen von Manchester allein, sondern von vielen anderen volkreichen Städten in die Bewerbung um den Fang an ihren Küsten miteintreten sahen.

Die Frage, ob es mit dieser Heranziehung der Meeresbewohner für die Nahrungsbedürfnisse des Menschen in den bisherigen Progressionen fortgehen oder ob etwa der befürchteten Erschöpfung des zum Ackerbau oder zur Viehzucht geeigneten Bodens in altcivilisirten Ländern, der thatsächlich eingetretenen Verminderung des Fischreichthums der Flüsse eine Abnahme des Fisches in den vom Lande aus zugänglichen Gewässern an die Seite treten werde, hat die letzten Jahre über in England durch eine aus Sachverständigen zusammengesetzte königliche Commission die gründlichste Untersuchung erfahren. Dieselbe hat die ganze Küste des Inselkönigreichs bereist, an siebzig bis achtzig für den Fischfang oder Fischhandel wichtigen Orten vermöge der ihr verliehenen amtlichen Autorität Verhör mit geeigneten Zeugen angestellt. Die von ihr erhobenen Antworten füllen mit den dazu gehörigen Fragen einen der stärksten Bände der englischen Reportsliteratur. Das Ergebniß war, daß nicht entfernt an eine Abnahme der Menge des erreichbaren Fisches zu denken sei. Fischgründe, die seit unvordenklicher Zeit mit riesreichenden Netzen ohne Unterlaß abgestreift worden, wie z. B. die Bucht von Rye im Kanal, sind heute noch so ergiebig oder ergiebiger als je. Auch unsere deutschen Fischer wissen, daß man sich in der Ausbeutung eines einmal gefundenen guten Grundes keinen Zwang aufzuerlegen braucht: sie sind gewohnt, sobald einer von ihnen auf ein solches fruchtbares Feld gestoßen ist, hinter ihm drein dieselbe Stelle wieder und wieder abzuernten. „Der Ertrag der See rund um unsere Küsten," sagt die erwähnte englische Untersuchungscommission, „steht in einem viel höheren Verhältniß zu dem Ertrage des Landes, als gemeinhin angenommen wird. Die besuchtesten Fischgründe sind noch immer weit ergiebiger als dieselbe Ausdehnung des fruchtbarsten Bodens am Lande. Ein Acker guten Bodens trägt, sorgfältig bearbeitet, einmal im Jahre eine Tonne Korn, oder zwei bis drei Centner Fleisch oder Käse. Von derselben Fläche Meeresboden auf guten Fischgründen birgt der ausdauernde Fischer ein größeres Gewicht guter Nahrung als dieses jede Woche im Jahr. Fünf Schiffe des Herrn Knott in Grimsby fingen in einer einzigen Nacht siebzehn Tonnen Fisch, oder gesunde Nahrung im Gewicht gleich derjenigen von funfzig Rindern oder dreihundert Schafen. Die Fläche, welche diese fünf Schiffe während der fraglichen Nacht abweideten, kann funfzig Acker nicht überstiegen haben. So wohlbekannt die Fischgründe der Nordsee auch sind, so werden sie trotz der ungeheuern Nachfrage doch immer nur erst zum Theil benutzt. Die Doggerbank (zwischen dem nördlichen England und Dänemark gelegen), welche mehre hundert englische Geviertmeilen des reichhaltigsten Fischgrundes enthält, ist großentheils noch von keinem Trawler

Digitized by Google

bearbeitet worden. Zwischen England und dem Festlande ist das deutsche Meer durchschnittlich 90 Fuß tief; ein Fünftel desselben, so groß wie die Oberfläche von Irland, besteht aus Bänken, die durch die Schlammniederschläge der hier mündenden Ströme noch beständig wachsen; auf ihnen vorzugsweise halten sich die Thiere des Oceans auf, und wer nur will, mag sich dort reichlich lohnenden Antheil holen."

Das thun denn auch mehr oder weniger alle in der Nähe wohnenden seefahrenden Nationen, mit alleiniger Ausnahme der Deutschen. Die Norweger liefern den größten Theil der überhaupt in den Welthandel kommenden Häringe und einen beträchtlichen Theil des Stockfisches, obendrein seit 1860 eine jährlich wachsende Menge frischen Fisches in Eis verpackt für den englischen Markt. Die Franzosen sind sowohl an der bei Neufundland betriebenen großartigen Stockfischbereitung als an dem Häringsfang längs der schottisch-englischen Küste betheiligt; die großen Trawler von Boulogne u. s. w. fischen auch regelmäßig auf der Doggerbank. Die Holländer haben zwar den größten Theil der Versorgung Europas mit gesalzenen und geräucherten Häringen (Bücklingen), die sie früher ausschließlich innehatten, an Norweger und Schotten abgeben müssen, behaupten aber immer noch den Ruhm der besten Zubereitung in diesem Artikel, und geben außerdem zusehends mehr frischen Fisch an Deutschland ab. Aber nicht allein von Scheveningen, auch von dem Mittelpunkt des belgischen Fischfangs, Ostende, wird der bedeutendste deutsche Fischmarkt, der in Köln, regelmäßig versehen. Die Dänen, welche sich lange gleich den deutschen Handelsplätzen Stettin, Danzig, Königsberg und Harburg mit der bloßen Spedition norwegischen und schottischen Fanges begnügt hatten, sind im vorigen Jahre durch eine Actiengesellschaft, deren Director der bekannte unternehmende Capitän Hammer ist, in die Reihe der den Seefischfang im Großen betreibenden Völker mit eingetreten.

Nur wir Deutsche haben diesen Geschäftszweig bisher unbegreiflicherweise vernachlässigt. Es scheint, als hätte der Untergang des von Emden aus betriebenen Häringsfangs und der von Bremen aus betriebenen Walfischjagd, die beide einst blühende Erwerbszweige waren, die deutschen Kaufleute, Rheder und Seefahrer abgeschreckt, auf den nassen Jagdgründen pirschen zu gehn. Als Emden das erste Mal zu Preußen gehörte, nahm es einen kräftigen Anlauf, den Holländern ihr Häringsmonopol für den deutschen Markt wenigstens zu entreißen. Es war sechs Jahre nach dem Ende des siebenjährigen Krieges, als es Friedrich dem Großen gelang, in Ostfriesland eine Companie für den Häringsfang auf die Beine zu bringen. Sie wuchs, wie O. Klopp, sonst bekanntlich der systematische Verkleinerer des großen Königs, sich ausdrückt, „zu einem ergiebigen Baume des Lebens für viele Menschen heran". Klopp schildert die Blüthe des ostfriesischen Häringsfangs von 1770 bis 1806 nicht übel folgendermaßen: „Der

Digitized by Google

Tag, an welchem die Büsen ausfuhren, war ein Fest- und Freudentag für Jung und Alt. Wenn die volle Pracht der Juniussonne niederstrahlte, eilten auch die Landleute von rings umher zur Stadt, um dichtgeschaart vom Strohdeich, vom Schweinshuk und von der langen Brücke herab den Festzug der Schiffe zu sehen, die weiß besegelt, bunt beflaggt, unter dem hoch flatternden Adler langsam eins dem andern durch das Fahrwasser folgten. Wie die Predigt, welche die Seeleute vorher angehört, den Segen von oben für das begonnene Werk erfleht hatte: so begleiteten unter dem lauten Jubel nicht minder eifrige stille Wünsche und Gebete die Hinwegziehenden, von deren Glück, Thätigkeit und Geschick die Existenz so mancher Familien abhing. Jede voll ausgerüstete Büse bedurfte dreizehn Mann, also vierzig Büsen 520 Seeleute, die zur Zeit des Fanges, vom Juni bis September, ein reichliches Brod fanden; und die Zahl derer, welche mit den vielfachen Arbeiten zu Lande beschäftigt wurden, war vielleicht doppelt so groß." Indessen meint Klopp, daß die Companie sich ohne den Zollschutz und die unmittelbaren Zuschüsse des Staats, entnommen eben aus dem Ertrag des Eingangszolls auf holländische Häringe, schwerlich hätte behaupten können. Diese Ansicht wird bestätigt durch den späteren Verfall, wenn an diesem auch das allgemeine Zurückkommen Emdens von der Katastrophe des furchtbaren Jahres 1806 an die Mitschuld tragen mag. Man hat später versucht, diesen verdorrten Zweig des ostfriesischen Handels neu zu beleben, indessen ohne nachhaltigen Erfolg, und die letzte darin arbeitende Gesellschaft, „Harmonie" genannt, ist vor ungefähr einem halb Dutzend Jahren zu Grunde gegangen, indem ihre Magazine abbrannten, während über die Erneuerung der abgelaufenen Versicherungspolice grade die Verhandlungen schwebten.

Ganz ähnlich ist es dem deutschen Walfischfang ergangen, der von Bremen, in geringerem Maße auch von Hamburg aus betrieben wurde. Bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts hinein behauptete er sich leidlich, wenn auch nicht grade blühend und stark; von da an aber schrumpfte er auf immer kärglichere Reste zusammen. Für völlig ausgestorben darf man ihn nicht ansehen, da ein unternehmender Schiffsbauer in Bremerhaven im laufenden Jahre wieder ein Schiff, und zwar ein Segelschiff mit Hilfsschraube, auf die Jagd im Eismeer auszusenden begonnen hat. Allein als eigentlicher Geschäftszweig ist auch dieser Betrieb bis auf weiteres so gut wie erloschen.

Der Walfischfang wie der Häringsfang kämpfen mit dem Nachtheil bedeutender Schwankungen des Ertrags bei einem verhältnißmäßig hohen Betriebscapital. Wenn daher einmal mehre Jahre hinter einander keinen Reingewinn abwerfen, so verliert der Einzelne oder die Gesellschaft, welche sich dem Geschäft mit nicht ganz unerschöpflichen Fonds gewidmet haben, leicht den Muth, und man läßt sich durch Einstellung des Betriebs die Gelegenheit entgehen, wieder zu seinem Schaden zu kommen, welche spätere einträgliche Jahre bieten mögen.

Digitized by Google

Ermüdet der Unternehmer nicht, so ermüdet doch die Mannschaft, deren Lohn ebenfalls nach dem Umfang der Beute bemessen zu werden pflegt; und zum Seefischfang kann man nur die Elite des Matrosenvolks, lange nicht die ersten besten gebrauchen. Diese Erfahrungen weisen darauf hin, daß man für die kostspieligeren und zugleich unregelmäßiger lohnenden Arten des Seefischfangs eine feste Grundlage suchen sollte in dem Massenfang eßbaren frischen Fisches mit dem Grundnetz, der nicht nur weil er sicheren und reichlichen Gewinn abwirft, sondern auch weil er für die Besatzung der Schiffe eine Schule bildet, die sie der gewissen Prämie halber nicht so leicht verlaufen, bei einigermaßen ausgedehnter Betreibung den Fang von Häringen, Dorschen (Stockfisch) und Walen zuverlässig zu tragen verspricht; ähnlich wie ein Weinbergbesitzer die Schwankungen des Herbstes eher überwindet, wenn er daneben noch Ackerbau oder Viehzucht zu treiben vermag.

Dem Fange frischen Seefisches hat sich in Deutschland das große Capital und die höhere Intelligenz bis jetzt noch nirgends zugewendet. Er ist der Fischerbevölkerung der Küsten und Inseln überlassen geblieben, die ihn im trägsten Schlendrian und großentheils als bloßes Nebengewerbe betreibt. Die Schiffe, zu deren Anschaffung die Mittel dieser Leute hinreichen und ihre Begriffe sich erheben, vermögen nur bei glatter See und ruhiger Luft ihrem Handwerk nachzugehen. Sie werden aber oft noch lieber, als zum Fischen, zum Bergen von Strandgut verwendet, wenn irgendwo auf einer Plate ein Wrack sitzt. Auf mehrern der Nordseeinseln wie Norderney, Helgoland u. s. w. übt der bequeme Gewinn von den Seebadegästen seine verweichlichende Wirkung; man bleibt bei schlechtem Wetter lieber hinterm Ofen, nicht blos weil die Schaluppe nicht seefest, sondern auch weil der eigne Sinn dem Kampfe mit Sturm und Wogen allmälig abgewandt worden ist. Von Norderney aus wird der Schellfischfang noch immer mit der Angel betrieben, an die man eine im Wattsande gefundene Art Regenwurm als Köder steckt. Es geht aber aus den in England angestellten vergleichenden Untersuchungen aufs deutlichste hervor, daß die Angel nicht allein einen wohl zehnfach geringeren Ertrag liefert als das Grundnetz, sondern auch um die Hälfte theurer zu bedienen ist. Wenn z. B. ein mit dem Grundnetz fischendes Schiff von 80—100 Tons für 11 Pfund Sterling wöchentlichen Lohn zu bemannen ist, kostet ein gleichgroßes Schiff zum Angeln 16 Pfund. So sagte einer der ersten Fischhändler Londons, James T. Morgan, der selbst früher Fischer gewesen ist und nun 35 Trawler besitzt, vor dem königlichen Untersuchungsausschuß im Jahre 1864 aus. Auf Antheile gesetzt, würde die Mannschaft eines Trawlers natürlich entsprechend mehr verdienen; in London aber muß man sie wohl auch für feste Heuer gut genug haben können, und dann ist sie billiger, als die Mannschaft eines Anglers, weil sie eben aus weit wenigeren Köpfen besteht. In dieser Ersparniß an Händen liegt neben der

Digitized by Google

ungleich größeren Menge des Fangs der entscheidende Vorzug des Grundnetzes. Alle sich selbst überlassene, von dem Capital und der Technik noch nicht aufgesuchte Seefischerei treibt Verschwendung mit der Arbeitskraft und beeinträchtigt dadurch ihren Reingewinn. Von Boulogne z. B. laufen hundert Trawler von durchschnittlich vierzig Tons in die Nordsee aus, mit durchschnittlich siebzehn Mann besetzt, während eine buller Smack, auch wenn sie zehn oder zwanzig Tons mehr hält, an fünf Mann genug hat, dem Capitän, zwei Vollmatrosen und zwei Lehrlingen. Dafür aber fischen die englischen Schiffe auch regelmäßig in kleinen Flotten vereinigt, mögen sie nun zu mehrern einen und denselben Eigenthümer haben oder jedes für sich sein; d. h. sie brauchen nicht mit Fischen aufzuhören, wenn sie eine Ladung beisammen haben, und dann mit der Rückkehr nach dem Hafen ihre Zeit zu verlieren, sondern können die Ablieferung der Beute einem Schnellsegler oder Dampfer übertragen, während sie selbst ohne Unterbrechung das Netz auswerfen. Die Fischer von Blankenese und Finkenwerder an der untern Elbe bedienen sich allerdings des Grundnetzes, oder wie sie es nennen, der Kurre; aber ihre Ewer sind auch nicht seefest, und die gefangenen Fische werden nicht in Eis gelegt, sondern in die Büne oder Bunge, einen vom Wasser der See oder des Stromes durchspülten abgesonderten Theil des Schiffsraums, in dem sie lebendig bleiben sollen. In Deutschland, wo man gleichwie auf dem Continent überhaupt kaum angefangen hat zur Conservirung des Fisches Eis zu verwenden, gilt der lebendig erhaltene Fisch begreiflicherweise für besser als der rechtzeitig getödtete. In England aber ist man von diesem Vorurtheil schon lange zurückgekommen, und weiß, daß der Fisch auch in der Bunge nicht bleibt, was er im freien Wasser war, zumal wenn das Schiff aus dem Salzwasser in Süßwasser übergeht, geschweige denn nachher in dem unbewegten Wasser eines Kastens oder einer Tonne. Der zwischen Eis gelegte Fisch wird daher auf den englischen Märkten lieber genommen und höher bezahlt, als der lebendig erhaltene, der immer schon für etwas verdächtig gilt, wie in Deutschland bisher umgekehrt der todte, freilich nicht in Eis conservirte Fisch. Im Eis hält der Fisch sich wochenlang genießbar. Das geht schon aus der Entwickelung des norwegischen Handels mit frischem Fisch nach England hervor, der, 1860 begonnen, 1863 bereits 250.000 Thaler ertrug. So umfänglich ist in England der Verbrauch von Eis zu diesem Behuf, daß eine einzige londoner Fischhandlung im Jahre 2—3000 Pfund Sterling für Eis ausgiebt, und eine andere es sogar vortheilhafter findet, ihr Eis auf künstlichem Wege durch eine kostspielige Maschine herzustellen, als es zu Schiffe aus Norwegen zu beziehen. —

Wir haben nun die Elemente sämmtlich beisammen, die dem Seefischfang in der Gegenwart eine so hohe und täglich wachsende volkswirthschaftliche Bedeutung geben: die Kurre (Trawl), das seefeste Schiff (Smack oder Lugger),

Digitized by Google

die Vereinigung der fischenden Schiffe zu gemeinschaftlichem Transport, das Eis, die Eisenbahnen. Die Kurre, ein siebzig Fuß langes und vierzig Fuß breites Netz, mit einem schweren Baum an der Mündung, um dieselbe offen zu halten, und mit langen engen Taschen der unteren Spitze zu, fährt langsam über den Meeresboden, stöbert alles dort schwimmende Gethier aus seiner freien Ruhe und hält es in Massen fest. Zungen und Schollen, von denen die ersteren in London die beliebtesten aller Seefische sind, lassen sich kaum anders als durch die Kurre fangen. Die Smack sodann, welche das Netz gelassen treibend hinter sich her schleppt, hält mehr oder weniger das ganze Jahr die See, während unsere deutschen Ewer und Schaluppen oft sogar im Sommer wochenlang im Hafen bleiben müssen, weil ein etwas frischerer Wind bläst. Um die kostbare Fähigkeit unausgesetzten Betriebes völlig auszunutzen, überlassen die Smacks das Geschäft, ihren Fang an den Markt zu bringen und ihre erschöpften Eisvorräthe zu ergänzen, einem eigens dafür gebauten und eingerichteten Transportschiff, Schnellsegler (Jager) oder Dampfer. Das Eis steigert die Haltbarkeit des Fisches ums Zehnfache oder mehr, während endlich die Eisenbahnen ihn rasch über das ganze Land hin befördern. So oft in England eine neue Schienenverbindung zwischen einem Küstenpunkte und dem Innern eröffnet wird, spüren es zunächst die Fischmärkte der großen Städte durch vermehrte Zufuhr; und wenn das schottische Hochland demnächst aller Terrainschwierigkeiten ungeachtet seine Bahn erhalten wird, so ist es der Häringsfang von Wick, die Speculation auf frische, nicht auf gesalzene (weiße) oder geräucherte (rothe), Häringe hauptsächlich, was dazu treibt. Auch in Deutschland haben wir Aehnliches schon erlebt, wenn auch dem kleinen Maßstab unseres Seefischereibetriebes entsprechend. Der blühende Schellfischhandel der Inseln Norderney und Borkum ist ein Kind der in Emden mündenden hannoverischen Westbahn und würde seine Dimensionen verdoppeln und verdreifachen, sobald die Bahn über Norden bis Norddeich, Norderney gegenüber, weitergeführt würde.

Die Mitte der von Fischen wimmelnden Doggerbank ist von Emden nicht viel weiter entfernt als von Hull, und von Bremerhaven nicht einmal ganz so weit wie von London, während Boulogne dorthin noch etwas weiter hat als die englische Hauptstadt. Allein auch diesseits der Doggerbank, ja unmittelbar jenseits der dem nordwestdeutschen Ufer vorgeschobenen Inselkette liegen Fischgründe, die so reichlich lohnen, daß englische Trawler die weite Fahrt von Grimsby oder Yarmouth nicht scheuen, um hier zu Hunderten ihre Beute zu holen. Eine hier fischende deutsche Trawler- oder Kurrerflotte (wenn man nach englischer Analogie für den neuen Begriff ein neues Wort bilden darf), die von Bremerhaven oder Emden ausführe, würde dreimal so rasch ihren Fang auf den nächstgelegenen Bahnhof liefern und dreimal so rasch ihre Vorräthe an Eis oder Lebensmitteln erneuern können, d. h. dreimal so wenig an Transportkosten

Digitized by Google

aufzuwenden brauchen. Auch hinsichtlich des Eises für die Conservirung der Fische sind wir vor England begünstigt. Der strenge norddeutsche Winter liefert sicherer und mehr Eis als der mildere englische; stellt sich dort also schon die Eismaschine vortheilhaft heraus im Vergleich zu der Beziehung von norwegischem Natureis, so wird sie es um so eher hier thun, wo sie in so viel geringerem Maße ergänzend einzutreten hat, vorausgesetzt nur, daß die erste Auslage sich durch einen hinlänglich großen Betrieb bezahlt macht. Sollte man aber die fremde Aushilfe nicht entbehren können, so ist Norwegen den deutschen Nordseehäfen gleich nahe wie den englischen.

Die wichtigsten Bedingungen, um frischen Seefisch zu einem allgemeinen Volksnahrungsmittel zu machen, sind also auch in Deutschland gegeben. Er kann voraussichtlich in demselben Maße billiger geliefert werden als in England, wie die englischen Preise gegenwärtig noch überhaupt höher sind als die deutschen. Die Engländer holen uns unser Mastvieh in immer zunehmenden Massen weg; es ist Zeit, daß wir in den Thieren des Meeres, die kein Futter kosten und folglich gegen die Fang- und Beförderungskosten allein zu haben sind, eine Ausgleichung suchen, anstatt ihnen auch diese Weide ausschließlich zu überlassen, sogar angesichts unserer eigenen Küsten. An Empfänglichkeit wird es dem Gaumen und Magen des deutschen Publikums im Allgemeinen sicherlich nicht fehlen. Die katholische Hälfte der Nation ist schon durch kirchliche Gebote auf einen regelmäßigen Genuß von Fisch hingewiesen, und wird die trockene Eintönigkeit des Stockfisches gewiß gern durch Schollen, Schellfische und Zungen unterbrochen sehen. Aber auch die Andersgläubigen sind keine Fischverächter, wie der fortwährend zunehmende Verbrauch gesalzener und geräucherter Häringe zeigt. In den sieben Jahren 1857—1864 hat die Einfuhr von Häringen in deutsche Häfen um ungefähr drei Viertel zugenommen, und wenn auch die östlichen Binnenländer, Rußland (nebst Polen) und Oestreich daran ihren Antheil haben, so bleibt doch das Meiste in Deutschland selbst. Der Häring aber ist gleich dem Stockfisch nur ein Surrogat für frischen Fisch. In England, wo man ihn schon seit langer Zeit frisch haben konnte, weil er dort in dichten Zügen an die Küsten kommt, wird seit der Ausbildung des Eisenbahnnetzes mehr frischer Häring genossen als gesalzener oder geräucherter. Man nimmt eben den conservirten Fisch gleich wie das conservirte Fleisch und das conservirte Gemüse nur, wo das frische mangelt. Insofern kann man den Verbrauch von Häringen und Stockfisch als ein untrügliches Zeichen ansehen, daß der öffentliche Geschmack in Deutschland den frischen Seefisch so wenig verschmähen wird, wie das irgendwo geschehen ist, wohin er sich in wirklich gutem und gesundem Zustande bringen ließ. Aber freilich, um unter die regelmäßigen Bestandtheile unserer Mahlzeiten, auf den Speisezettel der gewöhnlichen bürgerlichen Haushaltung aufgenommen zu werden, muß er so reichlich und ununter-

Digitized by Google

brochen auf den Markt kommen, wie irgendeine andere Gattung Fleisch. Je umfänglicher daher der neue Betrieb in Gang gesetzt werden kann, desto eher wird ihm in einem gesicherten Absatz seiner Ergebnisse die feste finanzielle Basis gewonnen werden. Eine große Gesellschaft wird besser sein als eine kleine, und mehre gleichzeitig auftretende besser als eine einzige.

Angesehener unter den Feinschmeckern und höher geschätzt von der die Nahrungsmittel würdigenden Wissenschaft als irgendein Fisch, ist das bekannteste unter den Schalthieren des Meeres, die Auster. Von ihrem Fang aber gilt, was von dem des Härings, des Dorsches und der thrangebenden großen Seethiere: es ist ein Geschäft von zu schwankendem Ertrag, um ohne ein das Ausharren ermöglichendes großes Capital mit hinlänglich sicherer Aussicht auf Erfolg betrieben werden zu können. Mehre Jahre hinter einander fehlt oft in einem weiten Umkreis der Nachwuchs. Die Forschungen der mehrerwähnten englischen Untersuchungscommission haben ergeben, daß an der neuerdings eingetretenen Seltenheit der Austern keineswegs eine übermäßige Leerung der Gewässer durch die Fischer Schuld ist, sondern lediglich jenes Naturereigniß, dessen Gründe man noch nicht kennt und dessen unerfreuliche Wirkungen man noch nicht einzuschränken weiß. Die Gesellschaft der Austernfischer von Whitstable an der Mündung der Themse hat sich wenigstens zum Theil gegen die üblen wirthschaftlichen Folgen der Calamität geschützt, indem sie rechtzeitig anderswoher junge Austern gekauft und in ihrem Park zur Mästung eingesetzt hat. Die Austerngilde von Colchester, welche geringere Voraussicht bewährt hat, mußte ihr Geschäft zeitweilig ganz einstellen. Die Austernfischerei bei der Insel Jersey kam von 30—40,000 Pfund Sterling Jahresertrag auf 3—4,000 Pfund herab. Die alten Praktiker der Austernzucht verlieren darüber jedoch den Muth nicht, weil sie sich früherer gleicher Perioden mit schließlicher Wiederkehr der Fruchtbarkeit erinnern. Ob die feinen englischen Natives an unseren Küsten und Inseln mit Erfolg zu züchten sein werden, wird bezweifelt; für gewiß hingegen hält man es von der großen texeler Kor-Auster. Holländische Kurrer, die in ihrem Grundnetz neben den Fischen stets auch eine gewisse Menge Austern ans Tageslicht ziehen, legen dieselben schon seit längeren Jahren bei der deutschen Insel Wangerooge in einer Art abgegrenzten Bettes nieder, lassen sie dort die schwächende Zeit des Laichens überstehen, und bringen sie vom September an nach Hamburg, Bremen und Amsterdam zu Markte. Ein Fingerzeig, daß auch deutsche Betriebsamkeit hier noch neben den bekannten schleswig-holsteinischen Bänken ein lohnendes Feld hat.

Wenn wir uns zu lange die volkswirthschaftlichen Vortheile des Seefischfangs haben entgehen lassen, die Bereicherung unseres Fleischmarktes um eine gesunde, schmackhafte und billige Speise, den erhöhten, besser gesicherten und alle männlichen Eigenschaften mehr entwickelnden Erwerb für die Küsten- und

Digitized by Google

Inſelbevölkerung, — ſo hat ſich dafür der Staat dieſes Thätigkeitsgebiets auch nicht mit ſtörender Einmiſchung angenommen, und die nun einſetzenden Beſtrebungen brauchen nicht erſt künſtliche Schranken zu überſpringen. Es iſt das Verdienſt der letzten engliſchen Unterſuchungscommiſſion, die alleinige Heilſamkeit der Freiheit im Fiſchereiweſen durch eine Fülle zuverläſſig ermittelter Thatſachen ſowohl, wie durch einleuchtende Ableitung von Schlüſſen aus denſelben ins Licht geſetzt zu haben. Sie erklärt ſich gegen die geſetzliche Durchführung einer geſchloſſenen Zeit für die Auſternfiſcherei (1. Mai bis 31. Auguſt), wie ſie in England merkwürdigerweiſe grade für die minder bedeutenden Anlagen beſteht, nicht aber für die großartige Fiſcherei der Südoſtküſte, bei Colcheſter, Whitſtable, Faverſham u. ſ. w.; ferner gegen die gleiche Maßregel in Bezug auf den Häringsfang an der ſchottiſchen Weſtküſte nicht nur, ſondern auch gegen die Beſchränkung der fremden Häringsfänger an der ſchottiſchen Oſtküſte auf die hohe See jenſeits eines drei Meilen breiten Waſſergürtels längs der Küſte, und gegen das Verbot für dieſelben, ſich anders als aus Noth der dortigen Häfen u. ſ. w. zu bedienen; auch gegen jedes Verbot der Einfuhr von Fiſchen irgendeiner Art auf fremden Schiffen, und gegen verbotähnlich hohe Zölle; am entſchiedenſten aber, mit immer neuem Nachdruck gegen die geringſte Beſchränkung der Grundnetzfiſcherei, ſei es unter dem Vorwande der Beeinträchtigung anderer Arten der Fiſcherei oder unter dem der Erſchöpfung des Meeres. Die allgemeine und unbedingte Forderung der Freiheit, die in dieſem werthvollen Bericht auf Grund der ausgedehnteſten und mannigfachſten Erfahrung der Welt erhoben wird, iſt für uns in Deutſchland der Regel nach der ohne weiteres gegebene Ausgangspunkt. Wir haben daher nur Sorge zu tragen, daß ſie uns nicht erſt noch nachträglich verkümmert werde. Wir wollen auch den engliſchen und holländiſchen Kurrern nicht mißgönnen, was ſie unmittelbar vor unſeren Häfen und Strömen wegholen, ſondern nur in friedlichem Wetteifer die natürliche Ueberlegenheit der Nähe, die weſentliche Gleichheit aller übrigen Bedingungen für unſere heimiſchen Bedürfniſſe geltendzumachen ſuchen.

Damit wird nicht allein den beiden ſchon berührten volkswirthſchaftlichen Intereſſen gedient, der allgemeinen Ernährung und dem Erwerbe der Küſten- und Inſelbevölkerung, ſondern auch einem dritten, das noch directer in die Sphäre nationaler Würdigkeit aufſteigt: der Herſtellung einer Schule für vollendete Seeleute, welche die Handelsmarine Deutſchlands ſehr gut vertragen und die künftige preußiſch-deutſche Kriegsmarine kaum entbehren kann. Wie der Fiſchfang bisher von deutſchen Küſtenorten aus betrieben wurde, verdarb er freilich eher, was ſich ihm widmete. Aber wie er zukünftig mit der Kurre hinter dem beſtändig ſeehaltenden Schooner oder Kutter betrieben werden wird, lehrt er die Beſatzung, die keinen entbehrlichen Mann an Bord hat, alle ihre Kräfte aufbieten, und das Meer wie ihre Taſche, die Luft zu jeder Jahreszeit kennen.

Digitized by Google

Mit dem so betriebenen Fischfang kann kaum die lange Fahrt den Vergleich aushalten, denn alle Frachtschiffahrt hat den Hafen zum Ziel und betrachtet Stürme als Gefahren, die man füglicher meidet als aufsucht; während der Fischfang auf hoher See grade darin sein Verdienst zu suchen hat, daß er vor keinem Wind und Wellengang womöglich den bergenden Hafen sucht. Es kommt noch hinzu, daß der Fischfang den kraftentbindenden Reiz des Antheils am Gewinn statt festen Lohnes, den die Frachtschiffahrt bis jetzt noch durchweg ausschließt, nicht allein zuläßt, sondern gradezu fordert. Die bildende und stählende Kraft, die in dieser Art der Aufgabe sowohl als der Belohnung liegt, ist von anderen Nationen längst nach Gebühr gewürdigt worden. Sie haben es sich daher viel Geld und gesetzgeberisches Nachdenken kosten lassen, um die der See zugewandten Theile des Volkes zur Betheiligung an der Fischerei zu drängen. Prämien und Schutz- oder Prohibitivzölle mußten diesem Zwecke dienen. Allein so wichtig der Zweck, so verfehlt waren derartige Mittel, wie man sich wenigstens in England, wo sie zu Anfang der dreißiger Jahre, und in Holland, wo sie gegen Ende der funfziger Jahre abgeschafft wurden, allgemein überzeugt hat. In Frankreich hingegen besteht noch heute ein kostspieliges und verwickeltes System officieller Begünstigung des Seefischfangs, und ist erst im Jahre 1861 wieder bis 1871 erneuert worden, wiewohl es auch dort an mißbilligenden Urtheilen über seinen Werth und seine Wirkungen nicht fehlt.

Bis vor wenigen Jahren war die gesammte französische Fischerei sehr wirksam durch einen auf den Ergebnissen fremden Fischfangs liegenden Einfuhrzoll geschützt, der in allen Häfen 40 Franken für 100 Kilogramm betrug. Jetzt ist derselbe auf zehn und elf Franken nebst doppelter Zuschlagsdecime ermäßigt, und zu diesem Satze kann der großartige Fischfang der Engländer immerhin schon etwas auf den pariser Markt liefern. Die völlige Abschaffung würde freilich der Volksernährung in Frankreich einen noch viel handgreiflicheren Dienst leisten. Nicht blos insofern sie weit größere Massen englischen, holländischen, belgischen und demnächst vielleicht auch deutschen Seefisches ins Land ziehen, sondern indem sie den Kurrern von Boulogne, Fécamp und Dieppe zum wirksamsten Anstoß werden würde, sich mit Eis zu versehen und zum Behuf der Anwendung eines gemeinsamen Transportschiffs in Flottillen zusammenzuthun. Schwerer aber als der Schutzzoll lastet auf der Entwickelung des französischen Seefischfangs das Prämienwesen. Es ist jetzt grade hundert Jahre alt. Abwechselnd hat man die Sätze hinauf- und hinuntergesetzt, — das letztere, wenn der Gedanke der Abschaffung einmal obenauf kam und die Anhänger des Bestehenden zu Compromissen nöthigte, das erstere, wenn man sich wieder in den politischen Zweck der Institution verliebte und die Mittel nur nach ihrer Wirksamkeit bemaß. Die Prämien sind ausgeworfen für den Stockfischfang und den Walfischfang. Der Fang frischen Fisches wird nicht weiter als durch den Ein-

Digitized by Google

gangszoll für fremden Fisch unterstützt, obgleich er, auf großen seehaltenden Schiffen betrieben, die seemännischen Tugenden mindestens ebenso sehr zu entwickeln dienen möchte wie der Stockfischfang von St. Pierre und Miquelon (Neufundland), bei dem die Mehrzahl der Leute mehr am festen Lande arbeitet als im Wogenbraus. Der Härings- und Makrelenfang empfängt nur die mittelbare Begünstigung zoll- und steuerfreien Salzes. Jene anderen beiden Arten des Seefischfangs aber werden in zwiefacher Weise unterstützt, theils durch eine Prämie für jeden Mann der Besatzung — 15—50 Franken je nach dem Fangort u. s. w. beim Stockfischfang, 72—120 Franken je nach dem rein französischen oder gemischten Ursprung der Mannschaft beim Walfischfang — theils durch eine Prämie für jeden Centner der Beute, die sich nach dem Bestimmungsort abstuft. Das heutige Frankreich steht in diesem Stück noch völlig auf dem patriarchalischen Standpunkt Friedrichs des Großen, der den ostfriesischen Häringsfang auch nur dadurch in Schwung zu bringen wußte, daß er ihm in der Form von Prämien die beträchtlichsten baaren Zuschüsse machte. Zum Danke für die Unterstützung des Staats muß sich der französische Seefischfang eine Bevormundung gefallen lassen, die in Deutschland allgemeines Murren, in England oder Nordamerika offenen Widerstand hervorrufen würde. Die Zeit des Segelns und Ausbleibens, die geringste Zahl der Mannschaft, die Ausrüstung des Schiffes bis ins Kleinste ist gesetzlich vorgeschrieben, und verpönt nicht nur, wie selbstverständlich wäre, die Erschleichung der Prämie durch verläugnete Einführung fremden gekauften Fisches, sondern auch der geringste Verstoß gegen jene moderne Kleider- und Speisenordnung. Mindestens in demselben Maße wie die Gewöhnung der Mannschaft an Seegefahren sie physisch fähiger machen mag, auf der Kriegsmarine ihres Landes mit Nutzen verwandt zu werden, muß die Gewöhnung sämmtlicher beim Seefischfang betheiligter Bevölkerungsclassen an eine so weitgehende und so tiefeingreifende Vormundschaft der Behörden sie moralisch unfähiger machen, ihr Gewerbe fortschreitend zu entwickeln. Das Prämienwesen ist ein Lotterbett, das doppelt erschlafft: durch den Lohn, den es auch der ausgemachtesten Trägheit schon spendet, und durch die Erstickung jedes Gefühls persönlicher Verantwortlichkeit in der zwangsmäßigen Durchführung allumfassender, haargenauer Vorschriften. Es ist aber zugleich eine so verführerische Versuchung zur Betrügerei, daß z. B. die französischen Kriegsschiffe, welche überall den Fischerflotten ihrer Nation als Polizeiwache beigegeben sind, als ihre Hauptaufgabe zu betrachten haben, dafür zu sorgen, daß nicht fremder Fisch eine französische Prämie davonträgt. Bis zum Jahre 1871 ist noch vollauf Frist, die öffentliche Meinung über die Naturwidrigkeit des Prämienwesens aufzuklären und gegen dessen dann fällige Erneuerung unüberwindlich einzunehmen: möge sie von den wirthschaftskundigen Männern unseres großen Nachbarlandes nicht versäumt werden!

Digitized by Google

In unserem Vaterlande wird es mit der Einführung eines so schlecht-empfohlenen Systems keinerlei Gefahr haben. Wenn der Staat sich aufgelegt fühlen sollte, die durch entstehende größere Seefischfanggesellschaften sich bietende Gelegenheit zur regelmäßigen Heranbildung vollendeter Seeleute seinerseits zu ergreifen, der Seefahrerbevölkerung der Küsten und Inseln einen Sporn zur Benutzung dieser Gelegenheit in immer steigendem Grade zu geben, so bieten sich ihm dafür bessere Mittel und Wege dar. Er kann z. B. feststellen, daß der Dienst auf der Fischerflotte den Seemann etwa auf dieselbe Weise rascher ausbilde für den Dienst auf Kriegsschiffen, wie die Absolvirung gewisser Schulen oder Schulclassen den künftigen Soldaten, dem dann freisteht, sich von einer dreijährigen Präsenzzeit mit einem einzigen Freiwilligenjahr loszukaufen. Eine derartige Einrichtung würde allerdings für die Fischereigesellschaften voraussichtlich die angenehme Folge haben, ihnen die Mannschaft reichlicher zuströmen zu lassen. Aber nicht deswegen natürlich würde der Staat es thun, sondern nur dann, wenn er sich überzeugt, daß er vor allem seinen eigenem militärischen Interesse so am besten dienen werde, und daß es gerecht sei, den Fischern weniger von ihrer Zeit zu nehmen, als den im Durchschnitt nicht so trefflich vorgebildeten Matrosen der Handelsflotte.

Ein denkwürdiges Actenstück aus dem Großherzogthum Hessen.

Zur Ergänzung der sehr zutreffenden Schilderung der politischen Zustände in dem Großherzogtbum Hessen, welche ich in einem der letzten Hefte der „Grenzboten" las, theile ich Ihnen hier ein rheinhessisches Wahlmanifest mit.

Es ist — so scheint es — veranlaßt durch den in Rheinhessen (und namentlich in der Stadt Mainz, in welcher Preußen die Festung, der Großherzog Ludwig und sein Freiherr v. Dalwigk das Land, der Bischof Freiherr v. Ketteler und seine Jesuiten die Seelen zu regieren berufen sind) eingeleiteten Versuch, durch eine Coalition der Schwarzen und Rothen, der Klerikalen und der Radicalen, der particularistischen Legitimitätsritter und der föderativen Republikaner, — die Fortschrittspartei, welche für den Anschluß an Preußen und an den norddeutschen Bund wirkt, aus dem Felde zu schlagen.

Wir glauben nicht, daß jener Versuch gelingt.

Digitized by Google

Denn wenn die geistig und wirthschaftlich hochcultivirte, seit länger als einem halben Jahrhundert von allen culturfeindlichen Ueberresten des Mittelalters gründlich gesäuberte Provinz Rheinhessen, und wenn gar die Stadt Mainz vergessen könnten, daß sie ihre ganze Blüthe Preußen und nur Preußen zu verdanken haben, — dem Preußen, welches den Zollverein gegründet, — dem Preußen, welches die linksrheinische Eisenbahn zu Stande gebracht, während der directe und ununterbrochene Schienenstrang auf dem rechten Ufer durch den nassauisch-frankfurtischen Particularismus bisher unmöglich gemacht worden ist, — dem Preußen, das seit Jahren bemüht war, die Rheinzölle zu beseitigen, und, nachdem es zu diesem Zwecke Jahrzehnte lang mit dem Großherzogthum Hessen und dem Herzogthum Nassau in endlosen diplomatischen Verhandlungen vergeblich gerungen, die kriegerischen Erfolge von 1866 zu einem Werke des Friedens und des wirthschaftlichen Fortschritts benutzte, indem es mit seinem scharfen Schwerte die Fesseln zerschlug, welche die Kleinstaaterei dem Schiffahrtsverkehre des mächtigsten und schönsten deutschen Stromes angelegt hatte, — jenes Stromes, von welchem schon Max v. Schenkendorf sang: „Frei kommt er von den Alpen her; er walle frei vom Fels zum Meer!“ — wenn Rheinhessen und Mainz alles das vergessen haben sollten, so verdienten sie in der That kein besseres Schicksal, als aller dieser Wohlthaten auf so lange wieder verlustig zu gehen, bis sie durch Schaden klug geworden sind.

Jedenfalls danken wir jenem Versuch, von welchem wir glauben und hoffen, daß er erfolglos bleibt, das Eingangs erwähnte Wahlmanifest; — und das ist nicht wenig.

Sein Verfasser ist Ludwig Bamberger, — gleich Friedrich Hecker, Arnold Ruge und Gottfried Kinkel ein eifriger und hervorragender Demokrat von 1848 und gleich ihnen ein ebenso eifriger und ebenso hervorragender Unitarier von 1866.

Die Strahlen der aufgehenden Einheitssonne erleuchteten schon die Spitzen der wahren und ehrlichen Demokratie. Die ungesunden Thäler der particularistischen Winkeldemokratie liegen noch im tiefsten Schatten. Die deutsche Demokratie in der amerikanischen Union, in England, in Frankreich, in der Schweiz jubelt dem Siege der Einheit zu; die frankfurter Localdemokratie schmollt, weil einige ihrer monopolistischen Kirchthurmsinteressen gekränkt worden und ihre todesmuthigen Jünglinge, die so lange und so oft „Feigheit und Verrath“ geschrieben haben und vor Thatendurst schier verschmachtet sind, nun nähere Bekanntschaft mit dem Zündnadelgewehr machen und Beweise ihres Muthes und ihrer Thatkraft liefern sollen.

Ludwig Bamberger ist ein echter Sohn des „goldenen Mainz“, — voll des rheinländischen Esprit und Humor, aber zugleich ein Mann von starrer Ueberzeugungstreue und eiserner Consequenz.

Digitized by Google

Im Jahre 1848 Redacteur der „Mainzer Zeitung", deren Leitartikel selbst der, welcher ihre Tendenz nicht billigte, wegen ihres kräftigen Ungestüms, ihrer geistreichen Schärfe und ihrer eindringenden Gewalt bewundern mußte, im Jahre 1849 in das in Trümmer fallende deutsche Parlament gewählt, — dieses Parlament, welches über der Theorie die Praxis, über dem formellen Recht die materielle Macht, über der scheinbaren Freiheit die reale Einheit vergessen zu haben scheint —, mußte er später nach Paris flüchten, um dem Rachedurst des kleinlichsten kleinstaatlichen Reactiönchens zu entfliehen.

Aber er blieb auf französischer Erde ein treuer Sohn des deutschen Vaterlandes. Kein neues oder großes Ereigniß tauchte auf, ohne daß er seine Stimme darüber abgab. Im Jahre 1859 verspottete er in seinem „Juchheh, nach Italia!" den östreichisch-legitimistischen Fanatismus, welcher einen Theil von Süd- und Mitteldeutschland ergriffen hatte; im Jahre 1865 bekämpfte er die „Trias" der Herren Oesterlen, Trabert und Eckardt; im Jahre 1866 focht er für die Devise: „Durch Einheit zur Freiheit!" und ließ seine glänzenden Ausführungen grade in der düsseldorfer „Rheinischen Zeitung" drucken, in welcher sich einige niederrheinische Radicale für den umgekehrten Weg capricirt zu haben scheinen.

Doch genug der Vorrede. Das Werk muß sich selbst loben. Das Wahlmanifest Bambergers an die Wähler Rheinhessens lautet, wie folgt:

„Die Wahl der Abgeordneten für die hessische Kammer hat dieses Mal eine Bedeutung, welche weit über die Grenzen des Landes hinausreicht. Sie kann von unabsehbarer Folge für das gesammte Deutschland sein. In der entscheidungsschwangeren Wichtigkeit solchen Momentes schöpft ein altes Mitglied der demokratischen Partei den Muth, auf den Wunsch einiger Gleichgesinnten nach langjähriger Trennung in den vorbereitenden Kampf der Meinungen miteinzutreten.

Und obwohl es sich um einen Kampf handelt, so sollte dennoch Eines nicht vergessen werden. Es sind nicht blos Bürger derselben Stadt zunächst, sondern auch Männer derselben freisinnigen Grundsätze, die einander gegenüberstehen. Daß ihre Ansichten von einander abweichen, scheint unvermeidlich; daß jeder der seinigen zum Sieg verhelfe, ist Gewissenspflicht; aber mitten in diesem Widerstreit möge keine von beiden Seiten außer Acht lassen, daß beide dem guten Geist dienen, daß jede Verunglimpfung, Verhöhnung des Gegners nur dem gemeinsamen Feind, dem Rückschritt, Vorschub leisten würde.

Im Namen dieses guten Geistes und unter seinem versöhnenden Einfluß möge es mir vergönnt sein, zu untersuchen, wo die Wahrheit und wo der Irrthum waltet.

Von allen Uebeln, unter denen Deutschland seufzte, war anerkanntermaßen das Bestehen der kleinen selbständigen Landesherrschaften, welche der westfälische und der wiener Congreß verewigt hatten, das größte. Alle Versuche diesen

Digitized by Google

Fluch zu bannen, hatten fehlgeschlagen, seitdem Deutschland zur Erkenntniß seiner Noth erwacht war. Da kommt ein Sturm und fegt die drei schlimmsten dieser Herrschaften von der deutschen Erde für immer hinweg. Es war ein großer Tag, als dies Ereigniß in das Buch der Weltgeschichte eingetragen wurde. Die fluch- und thränenbeladenen Throne von Hannover, von Kurhessen und Nassau sind nicht mehr; dieser Schandfleck ist für immer getilgt aus dem Leben der Nation; ein Tag der Gerechtigkeit ist herangebrochen über die, welchen der Weheruf und der Herzenswunsch der Völker ein Gegenstand des Hohnes und des Uebermuthes gewesen! Gleichzeitig mit diesem trostreichen Ereigniß traten andere Umgestaltungen ein, welche mit einer Gruppe andrer Staaten zwar nicht ebenmäßig ein Ende machten, allein doch die Kraft ihrer widernatürlichen Selbständigkeit gebrochen und ihre künftige Auflösung vorbereitet haben. Und ohne Zweifel wäre die Vereinigung des gesammten Deutschlands in ihren ersten aber wichtigsten Umrissen bereits zu Stande gekommen, wenn nicht das eifersüchtige Ausland — dermalen noch dem entzweiten Vaterlande gegenüber mächtig — drohend Halt geboten hätte.

Unter solchen Umständen treten diese unsere Wahlen heran, und die Frage, welche es zu beantworten gilt, lautet einfach: Sollen die Bürger dieser Provinz nach Kräften dazu beitragen, daß das lang ersehnte, endlich begonnene Werk auf dem Wege, den die Ereignisse angebahnt, vollendet werde, wie unsere Partei es will? Oder aber sollen sie Herz und Sinn und Mühe daran setzen, das Gelungene wieder zu zerstören? Sollen sie dahin wirken, daß derjenige Theil von Deutschland, der wegen der Drohungen des Auslandes hat abgesondert bleiben müssen, in möglichst schroffer Trennung erhalten werde, wie die andere Partei es verlangt?

Dies, wie man immer die Sache beschönige, ist die wahre Frage, und sie stellen, heißt sie lösen.

In einem Wahlerlaß, den die Bürger Aleiter, Barthel und Genossen unterschrieben haben, finden sich eine Menge guter Grundsätze und frommer Wünsche ausgesprochen, die ein jeglicher auch auf unserer Seite unterschreiben möchte. Aber wenn es nur darauf ankäme, fromme Wünsche und schöne Grundsätze aufzustellen, so wäre Deutschland seit Jahren das glücklichste Land der Erde.

Darauf kommt es aber nicht an, und besonders heute nicht. Alle wollen ja das Gute, und deshalb handelt es sich nur um eine Frage der Ausführung, um das, was man im gemeinen Leben eine praktische Frage nennt. Auf der einen Seite steht ein deutscher Bund, dessen erstes Erwachen die drei unverbesserlichen Regentenhäuser in Deutschland gestürzt, dreißig Millionen Landsleute in ein Band vereinigt hat; ein Bund, der, wenn wir uns nicht starrsinnig unserm eigenen Wachsthum widersetzen, in Bälde das ganze Deutschland umfassen muß.

Digitized by Google

Was aber steht auf der andern Seite? Etwas unendlich Schwächeres, Unvollkommeneres, Geringeres als selbst der vielgeschmähte deutsche Bund je gewesen. Drei bis vier kleine Staaten ohne jeden gesetzlichen oder übereinkunftsmäßigen Zusammenhang, ohne die Kraft, welche zu selbständiger Entwicklung unentbehrlich ist, und ohne jeden Anfang künftiger Verschmelzung. Wohl hört man von einem freien einigen Süddunde reden, allein auf was stützt man sich, um ihn ans Tageslicht zu rufen? Auf die Einsicht, den guten Willen der Regierungen? Wo ist die geringste Bürgschaft für dergleichen Bestrebungen nach oben? und wo ist in Ermangelung dieser Einsicht und Bereitwilligkeit die Bürgschaft, daß der Wunsch der Regierten genügen werde, einen solchen Bund ihren Herrschern aufzunöthigen? Und gar einen Bund, wie man uns ihn ausmalt, mit allen Farben der Phantasie, voll Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft? Aber um Gottes Willen, aus welchem Lande kommen denn die Leute, welche uns diesen goldenen Süddund versprechen und auf welche Erfahrungen hin verheißen sie uns südlich des Mains diesen gesegneten Garten, drinnen Milch und Honig fließen soll?

Statt eines Bundes, der bereits Dreiviertheile von Deutschland umfaßt, schlagen sie einen vor, der kaum ein Viertheil einschließen soll; statt eines Bundes, dessen Kräfte eben die Probe einer wunderbaren Lebensfähigkeit abgelegt haben, suchen sie einen Bund aus Bestandtheilen, welche mit ihrer Kopflosigkeit die Welt in Staunen setzten; „statt eines Bundes, der ist, suchen sie einen Bund, der nicht ist".

Und wenn wir fragen, warum das Alles? warum, da endlich nach einem halben Jahrhundert Deutschland eine Gestalt annimmt, warum klammert Ihr Euch verzweifelt an den tausendjährigen Fluch des Zwiespalts und der Verwirrung? Wenn wir so fragen, so wird uns die Antwort: weil in Preußen die Freiheit nicht herrscht.

Wahrlich, wenn die Frage nach der Freiheit auftaucht, ob diesseits oder jenseits des Mains, so möchte man doch seine Rede anfangen, wie jener Prediger: „Hier ist nichts und da ist nichts, aus Nichts hat Gott die Welt erschaffen!"

Nirgends noch heute verdient das erhabene Wort der Freiheit auf deutsche Unterthanen angewandt zu werden. Frei sind nur die Bürger, vor deren Kraft und Ansehen die eigene Regierung demüthig das Haupt beugt, frei ist nicht etwa ein Ländchen, dem hie und da ein gutmüthiger Regent in menschenfreundlicher Anwandlung den Zügel auf den Hals legt.

Wer uns heute nicht mit faßlichen Worten, sondern nur mit allgemeinen Betheuerungen nachweisen kann, wieso er der Freiheit eine Gasse machen wolle, der störe und verwirre uns nicht in dem großen elementaren Werk der eben zu gründenden Einheit. Das ist unser tiefberechtigtes lautes und lauteres Verlangen!

Digitized by Google

Und ist denn die Einheit nicht selbst ein Stück Freiheit? Warum hat denn Deutschland seit fünfzig Jahren um Einheit gerufen? warum nach einem Vaterlande vom Rhein bis zum Ozean? Ist denn die Freiheit blos ein gemalter Götze, den man nur anbetet, weil er von außen mit Schwarz, Roth und Gold angestrichen ist? Oder hat sie Leben im Leibe, beseelenden Odem und heilvolle Kraft? Wenn die Einheit nichts ist als ein hölzerner Götze, so sind die Italiener Narren, die sich selig preisen in ihrem Besitz; — so sind die Amerikaner Narren, welche eine halbe Million Menschen und zehntausend Millionen Gulden daran gesetzt haben, ihre Einheit zu erhalten; so waren die großen Helden der französischen Revolution Narren, welche auf ihre Fahne schrieben: Einheit und Untheilbarkeit oder den Tod!

Die Einheit ist aber keine Narrethei! Sie ist das Dasein, das Wesen, das Fundament eines Volks, das Zusammenwirken seiner Kräfte und der Strom seines Lebens, das Ineinandergreifen seiner Glieder und das Zusammenfließen seiner Säfte; die Verbindung zwischen Kopf und Leib, zwischen Arm und Gehirn. Sagt man: ein Mensch ist gelähmt, so heißt das nichts anders: als die Einheit ist aufgehoben in seinem Körper. Was der Kopf will, das führt der Arm nicht aus, und wohin die Augen sehen, da trägt der Fuß nicht hin. Ein Volk, das nicht eins ist, ist ein lahmes Volk, und ein Volk, das an Arm und Bein gelähmt ist, wird nimmer ein freies Volk. Seit fünfzig Jahren war Deutschland lahm. Kein Glied folgte dem andern, kein Wille galt für die Glieder. Und jetzt, da endlich über Dreiviertheile der Nation in die Möglichkeit gebracht worden sind, bald einen Willen und eine Kraft zu haben, jetzt sollen wir uns mit dem letzten lahmen Arm wehren, daß nicht die Einheit zum Ziele gedeihe?

Und warum denn? Weil Preußen der Staat ist, unter dessen Bei- und Vorstand die Einheit erworben werden soll! Und weil Euch Preußen nicht frei genug ist! Sieh da! Sollte man nicht meinen, Ihr seiet auf Rosen gebettet? Wenn man hört, wie die Leute vom Sonderbund in ihren Manifesten die Kostverächter spielen, über die Lage des preußischen Volkes mitleidig die Achsel zucken, so möchte man wahrhaftig denken, sie hätten bis jetzt im Lande der ewigen Seligkeit gelebt. Sie hätten nur brauchen zu commandiren, so wären flugs der Großherzog und der Herr v. Dalwigk bereit gewesen, ihnen Alles an den Augen abzusehen.

Wie stand es denn aber in Wirklichkeit? Ist vielleicht die hessische Verfassung besser als die preußische? oder ist sie strenger beobachtet worden? Ist die Kammer der Standesherrn in Darmstadt liberaler als das Herrenhaus in Berlin? Sind die Herren Fürst von Ysenburg und Baron v. Riedesel bessere Demokraten als die Herren v. Kleist-Retzow und v. Senfft-Pilsach? Nach dem Buchstaben der preußischen Verfassung wenigstens kann ohne Zustimmung der

Digitized by Google

zweiten Kammer kein Gesetz zu Stande kommen, und die zweite Kammer wird ausschließlich vom Volke gewählt. In der hessischen Kammer aber sitzen sechs Mitglieder, welche nicht vom Volke ernannt sind, und bei Uneinigkeit mit den Standesherren werden die zwei Kammern in einen Topf geworfen, in welchem die Vertreter des Volkes unfehlbar ersaufen. Möchte doch der bisherige Abgeordnete für Mainz nicht verlangen, daß wir uns den Lehren seiner eigenen jüngsten Erfahrung verschließen! Als vor sechs Monaten der Krieg vor der Thüre stand, als Herr v. Dalwigk, wie es stets in Zeiten der Noth zu geschehen pflegt, die Kammer beschwor, Gut und Blut für den Landesherrn zu opfern, da bot Herr Dumont alles an, alles, was Herr v. Dalwigk nur begehrte, wenn die Regierung dem Lande seine lang ersehnten heißen Wünsche nach etwas Freiheit und Selbständigkeit erfüllen wollte. Aber die Reaction strich kein J-Pünktchen aus ihrem Programm. Selbst als ihr das Wasser an den Hals ging, blieb sie unbeugsam und Herr Dumont mußte nachgeben, ohne irgendetwas erlangt zu haben. Und jetzt spricht er von der Freiheit und dem Recht und den demokratischen Einrichtungen, die er braucht, um glücklich zu sein, als hätte er nur zu sagen: Tischchen deck dich! so stünd auch alles da und Herr v. Dalwigk werde ihn bedienen, wie eine gütige Fee! Nichts ist ihm gut genug für unsern verwöhnten Magen. Damit der Norddund von ihm auf gleichem Fuß zugelassen werde, wie ein süddeutscher Kleinstaat, muß er erst fix und fertig sein, ausgeschmückt mit allen Reizen der Schönheit und der Liebe: sonst kann ihn das freie, das glückliche, das musterhaft regierte Hessen-Darmstadt nicht gutheißen. Und schließlich wird aus unserem dereinstigen Füllhorn des Ueberflusses dem Norddund eine künftige Ausstattung mit allen Gütern des Lebens verheißen! Redet man so im Lande der Wirklichkeit oder sind wir im Lande der Träume?

Aber — sagt man Euch — es ist männlicher Bürger unwürdig, den Eintritt in einen Bund zu begehren, der gar nicht einmal Verlangen nach ihnen an den Tag legt!

So lasse man uns denn doch fragen: wer verlangt nicht nach Euch? Alle guten Bürger des norddeutschen Bundes verlangen grade so sehnlichst nach Euch, wie Ihr nach ihnen die Hand ausstreckt; und es kommen diesseits des Mains grade so viel brave Leute aufs Dutzend, wie jenseits. Ob Euch der Herr v. Kleist-Retzow oder v. Senfft-Pilsach will oder nicht will, darauf kommt es grade so wenig an, als ob Euch der Fürst von Ysenburg und der Herr v. Riedesel wollen ziehen lassen oder nicht. Welch zimperliches Wesen! und wie übel angebracht! Hört man diese sonderbündlerischen Hessen so stolz von ihrer Würde und Selbständigkeit reden, so sollte man doch wirklich glauben, es sei die Feder des Herrn v. Dalwigk oder das Schwert des Prinzen Alexander, welches die Preußen am Main zum Stehen gebracht. Nun weiß aber jedes

Digitized by Google

Kind, daß niemand anders es war, als die Kaiser von Rußland und von Frankreich. Zur Zeit als die großherzogliche Regierung Darmstadt verließ, stellte sie — wird behauptet — die Kostbarkeiten unter den Schutz des russischen Gesandten, und es wird sogar vermutbet, der russische Kaiser habe sich auch bei den Friedensverhandlungen große Verdienste um die Erhaltung der hessischen Selbständigkeit erworben. Ein jeder sucht halt seine Rettung wo er kann und es kommt uns nicht bei, einem Souverän zu verargen, daß er da Hilfe sucht, wo er Beistand und Kraft zum Schutz dessen findet, was er als sein erbeigenthümliches Recht wertbschätzt. Aber einen solchen Staat thatsächlich selbständig heißen, das ist doch wie ein Blinder von der Farbe reden; und ehe der Bürger Aleiter sich so in die Brust wirft, müßte er doch fragen, wo der Bürger Barthel den gährenden Most der souveränen hessischen Staatswürde herholt? Bei Frankreich und Rußland! Nirgends sonst in der Welt. Nur Dank ihnen blieb Preußen am Main stehen, nur Dank ihnen müssen wir heute noch unsere Zeit damit verlieren, zu hadern, ob Deutschland Eins sein soll oder nicht?

In Deutschland giebt es heuer nur eine Macht, und diese eine Macht ist Preußen. Man muß die Augen schließen, um das nicht zu sehen, und nicht zu sehen, daß Preußen gezwungen ist, auf dem betretenen Wege fortzuschreiten. Von Preußens Aufgabe in Deutschland kann gelten, was einst der erste Consul zum englischen Gesandten sprach, als dieser sich weigerte, die französische Republik anzuerkennen: „Anerkennen oder nicht. Sie ist wie die Sonne. Blind der, welcher sie nicht sieht!“ Preußen ist berufen, Deutschland in sich zu einigen, wie Piemont dazu berufen war für Italien. Wie dann schließlich der Name lauten wird, das lassen wir einstweilen nicht unsere größte Sorge sein. Wenn Ihr nichts braucht, als daß der König von Preußen sich deutscher Kaiser nennen lasse — nun es sind größere Wunder geschehen in unserer Zeit, das ist aber auch lange nicht unser heißester Wunsch.

Als Preußen noch achtzehn Millionen Menschen hatte und das übrige Deutschland ebenso viel, da konnte dennoch in Deutschland kein Land sich frei machen, ohne Preußens Erlaubniß. Im Jahre 1849 hatten Baden, Rheinbayern und Sachsen ihre Regierungen vertrieben und sich auf eigene Faust nach ihrem freien Sinne einzurichten Anstalt getroffen. Aber Preußen schickte seine Soldaten, warf die Freiheit nieder, setzte Militärgerichte ein, verurtheilte zu Pulver und Blei, und verfuhr ohne Federlesen wie der Herr im Hause und wie ein erbarmungsloser Herr.

Glaubt Ihr, das sei aus Liebe zum König von Sachsen oder zum König von Bayern geschehen? Da war von Liebe nicht mehr die Rede als heute. Es war Preußens Wille, daß in Deutschland kein Freistaat aufkomme, und dieser Wille war leider unwiderstehlich. Das war damals. Und wie erst heute? Nachdem Preußen so unbändig an Menschen, Gewalt, Zuversicht, Ansehen und

Digitized by Google

Erfahrung gewachsen ist. Nachdem das Häufchen nichtpreußischer Deutschen so zusammengeschmolzen, so entwaffnet und zerklüftet ist? Und da giebt es Leute, die wollen träumen, sie könnten die Freiheit bei sich am Rhein und Main gründen, wenn in Berlin der Despotismus herrsche? Heißt man solche bodenlose Verheißungen auch noch Politik machen?

Ja, es giebt Leute, die sogar meinen, sie könnten — vielleicht nach Louis Napoleons Tod — in Süddeutschland eine Republik gründen, ohne in die Alternative zwischen französischer Bevormundung oder preußischer Einmischung zu gerathen. Wie es nach Louis Napoleons Tod gehen wird, der vielleicht nicht so nahe ist, als man aufs Geradewohl annimmt, das wollen wir jetzt dahin gestellt sein lassen.

Ich kenne manchen guten Republikaner, der ist seiner Sache noch lange nicht sicher. Ich kenne auch manchen guten Republikaner, der wird den Tag als den schönsten seines Lebens begrüßen, da diesseits des Meeres für sein Vaterland ein Freistaat erstünde wie Amerika. Aber daß er deshalb glaubt, so etwas könne jemals in Deutschland geschehen, ohne daß das ganze Land auch nördlich vom Main die höchste Stufe der Freiheit erklommen habe, so leichtgläubig ist er nicht.

Da hilft kein Fluchen und kein Protestiren: das Schicksal Deutschlands ist tausendfach festgeschmiedet an das Schicksal Preußens, obs uns gefalle oder nicht. Wollt Ihr frei werden, so helft Preußen frei machen. Alles Andre ist verlorene Mühe. Und um an Preußens Befreiung mitzuarbeiten, dazu müsset Ihr in die Gemeinschaft des Bundes mit ihm eintreten und die Hand ans gemeinsame Werk mit anlegen. Statt all der schönen sieben Sachen, die ihm der Süden verehren will, dereinst, wenn er seinen demokratischen Bund im Lande der Hoffnung wird gegründet haben, statt dessen reichet jetzt den andern Deutschen Eure Hand, Eure Kraft und Euren Willen und vermehrt ihren Widerstand gegen den einzig und allein mächtigen Absolutismus, gegen den, welcher auf Preußen lastet!

Da ist der Punkt, wo der Hebel muß angesetzt werden und alles Andere ist verlorene Mühe: Ein Zuwachs wie der Eurige ist nicht gleichgiltig für Norddeutschland. Zur Zeit, als Deutschland noch nicht einmal in der Gestalt eines Wunsches existirte, vor 75 Jahren, habt Ihr das Glück gehabt, ein Stück republikanischer Entwickelung mit zu machen. Das hat Euch damals und für immer das Land von Adels- und Kasten- und anderem Spinngewebe gereinigt, und Eure Köpfe sind von damals an frei geblieben von niederträchtigem Respect, von kriechendem Herrendienst und von kindischen Anhänglichkeiten. (Es ist nicht Eure Schuld, wenn Ihr nicht auch von damals frei geblieben seid von Pfaffen, Klöstern und Jesuiten!) Den Geist der Freiheit und Gleichheit, den Ihr von jener Zeit geerbt, das ist die Mitgift, die Ihr dem norddeutschen Bunde bringen

Digitized by Google

ſollt und dieſes Geſchenk, Ihr habt es bereit, Ihr braucht es von keiner trügeriſchen Zukunft zu erwarten. Der Norden wird Euch dankbarer dafür ſein, als für alle die ſieben Sachen, welche ihm ins Blaue hinein verheißen werden auf entfernte, unmögliche Tage hin.

Laſſet Euch nicht irre machen durch das Geſchrei: weil dies und das mißfällig ſei an Preußen, ſo müßtet Ihr mit ihm ſchmollen, wie Weiber oder Kinder, zu Eurem eigenen Schabernack. Wenn man ſolchen thörichten Eingebungen das Ohr öffnet, ſo kommt man am Ende dahin, wie die guten Hanauer, dem entthronten Kurfürſten noch Vivats zu bringen. War das nicht jämmerlich? Nach hundert Jahren erhört das Schickſal den Weheruf der unglücklichen Heſſen; nicht ſegen-, aber goldbeladen verläßt der letzte dieſer Dränger den Schauplatz ſeiner Herrſchaft, da findet er Gimpel auf den Straßen der Turnerſtadt, welche ihm beinahe die Pferde ausſpannen, — blos weil ſie die Preußen nicht leiden können. Welche Schande vor Europa und vor den Fürſten ſelbſt, die ſolche Thorheit tief verachten müſſen!

Das haben die Hanauer vergeſſen, daß nicht der Preuß allein zur Hand ſein kann, wenn es gilt, einem Volk ſein Recht zu nehmen. Was war doch im Jahre fünfzig geſchehen? Als die braven Kurheſſen unbeugſam ſtanden, als die Offiziere ihrer Armee — ewiger Ruhm ſei ihnen, dieſen herrlichen Offizieren! — ſich weigerten, gegen die Bürger und die Verfaſſung den Degen zu ziehen, wer kam ins Quartier, um ein Ende zu machen? Der bayriſche Soldat, und lange noch ehe der Straſpreuße, war der Straſbayer erfunden; ehe die Requiſitionscigarren entdeckt waren, hat der Bayer die Requiſitionsknödel in Heſſen eingeführt und mehr als einer — heißt es — habe ſich an Ort und Stelle zu Tode gefreſſen. Der preußiſche Soldat iſt nicht ſchlimmer als der bayriſche, und der bayriſche iſt nicht ſchlimmer als der preußiſche. Es kommt nur darauf an, wohin man ſie ſtellt, und wer ihnen befiehlt.

Nicht nach ſolchen Launen und Vorurtheilen ziemt es ſich zu handeln, wenn die ewigen Geſchicke des Vaterlandes zur Entſcheidung kommen. Niemand aber iſt mehr berufen, in dieſem ſchweren Augenblick ſeinen Ausſpruch zu bedenken als die Heſſen, Niemandem iſt es leichter gemacht, die Wahrheit zu erkennen als ihnen.

Denn, wenn man ihnen zumuthet, gegen Preußen Front zu machen, ſo frage man doch erſt einmal, ob ſie auch noch die Wahl haben? Iſt denn Mainz noch heſſen-darmſtädtiſch? Wenn es heut dem preußiſchen Gouverneur gefällt, den Belagerungszuſtand zu verhängen, ſo ſteht die ganze darmſtädter Maſchine ſtill und die Mainzer ſind thatſächlich Preußen, — Preußen in allem, was ihnen ſchaden kann, nur in dem, was ihnen nützen ſollte, bleiben ſie Heſſen und von ihren preußiſchen Herren zurückgeſetzt, mit Gleichgiltigkeit behandelt.

Damit iſt aber die Sache noch nicht zu Ende. Eine andere Provinz des

Digitized by Google

Großherzogthums ist bereits dem preußischen Bunde einverleibt. Und so giebt es unter den 800,000 Hessen dreierlei Sorten: Halb-Hessen, Viertels-Hessen und Ganz-Hessen; Hessen mit der Aussicht auf den norddeutschen Bund, Hessen mit der Aussicht auf die preußische Citadelle und Hessen mit der Aussicht in eine Sackgasse, welche letztere man auch Blinddarmhessen nennen könnte, denn der Blinddarm ist ein Eingeweide, das in einem Sack endet.

Schreit ein solcher Wirrwarr nicht zum Himmel auf, und soll Rheinhessen die traurige Rolle übernehmen, vor der Welt zu documentiren, daß ihm das Elend und der Plunder des alten deutschen Reichs-Krähwinkels lieber ist, als die Einheit der Nation?

So klein das hessische Völkchen ist, so hat es vielleicht jetzt die Geschicke Deutschlands in seiner Hand. Darum bedenke jeder, was er thut. Hessen steht auf der Grenze zwischen Nord und Süd wie ein geborener Vermittler, Versöhner, Friedens- und Einheitsstifter. Mit einem Fuß nördlich vom Main, mit dem andern südlich, mit seiner Confession, seiner Industrie, seiner Sinnesweise ebenso sehr nach der einen Seite gehörig wie nach der andern, hat es als Centrum jetzt den Ausschlag zu geben. Schon ist Baden bereit einzutreten. Bekennt sich Hessen zur selben Wahl, so folgt Bayern nach, und dann muß sich Schwaben, der talentvolle Trotzkopf, in das Unvermeidliche finden, Vernunft anzunehmen. So stehen die Sachen. Hebt Ihr die Hand auf und stimmet für Männer, welche einen süddeutschen Sonderbund wollen, so habt Ihr die Verantwortlichkeit auf Euch genommen, in der entscheidenden Stunde das Werk des Friedens, der Eintracht und der Gestaltung der Nation für lange, vielleicht für immer zu vernichten. Kommen schwere Verhängnisse über Europa und finden Deutschland unfertig, zerklüftet, den Süden kopflos wie eben noch und im Hader mit dem Norden, so könnt Ihr an Eure Brust klopfen und Euch sagen: „wir haben es so gewollt, wir haben es so verdient. Wir haben darauf bestanden, den Fluch des Wiener Congresses aufrecht und den Segen der Einheit von Deutschland fern zu halten. Vergebens sind die Zwingherren von Hannover, von Kassel, von Nassau dem Geist der Zeit und dem bessern Loos der Nation gewichen. Wir klammern uns an jeden Perückenstock, den man uns läßt. Das Blut, das geflossen, ist nicht für uns geflossen. Die Lehren der Geschichte, die ergangen sind, sind nicht für uns ergangen. Alle Opfer waren vergebens, wir bleiben stehen, wo wir gestanden; denn wir wollen nichts wissen von Preußen und seinem Regiment und wenn wieder einmal das Schicksal über uns hereinbricht, so werden wir wieder an die Benedeks, Alexander und Karl glauben und wieder an die hilflosen Programme, die wir drucken lassen."

Denkt Ihr aber anders, sehet Ihr, daß es mit diesen Opfern und mit diesen Lehren genug war, und daß es Zeit ist, für die Einheit Deutschlands zu stimmen, gleichviel unter welcher Fahne; fällt Eure Wahl auf solche Männer

Digitized by Google

welche zur Verschmelzung mit dem norddeutschen Bunde drängen, dann gebt Ihr vielleicht den Ausschlag für das große Werk, um welches Deutschland seit einem halben Jahrhundert vergeblich gerungen hat; dann werft Ihr wohl das entscheidende Gewicht in die Wage; dann ist die Einigung Deutschlands um ein Großes näher gerückt; dann hat das einige Deutschland keine Aufgabe mehr, als sich frei zu machen, dann habt Ihr Alle nur einen gemeinsamen Feind; dann streitet Ihr nicht für die letzten Reste einer unseligen Vergangenheit, sondern für den höchsten Preis einer großen Zukunft.

Und so sei denn Eure Losung:

Durch Einheit zur Freiheit!

Paris, den 27. November 1866.

Ludwig Bamberger."

Aufruf.

Professor Pauli in Tübingen hat, von der würtembergischen Regierung seiner Stelle an der Universität entsetzt, die Zumuthung, unter Beibehaltung seiner Besoldung in einem würtembergischen Flecken als Seminarlehrer zu fungiren, entschlossen zurückgewiesen und mit seinem Entlassungsgesuche beantwortet. Er hat sich hierdurch um die Ehre unseres Standes ein hoch anzuschlagendes Verdienst erworben, dabei aber, wenigstens zunächst, seine materielle Existenz auf das Spiel gesetzt.

Unter diesen Umständen glauben die Unterzeichneten nur eine Ehrenpflicht zu erfüllen, indem sie zur Erneuerung einer Maßregel auffordern, welche schon wiederholt, so in den Jahren 1837 und 1852 zu Gunsten entlassener Professoren von Seiten der Nation ergriffen wurde.

Sie wenden sich demgemäß zunächst an ihre Herren Collegen, sodann aber an jeden gebildeten Mann dieser Stadt, welcher für die Würde und Unabhängigkeit des gelehrten Standes ein Herz hat, mit der Bitte, zu einem Fond beizusteuern, welcher dem Genannten bis zu seiner sicherlich nicht lange ausbleibenden Berufung an eine andere Universität ersetzen soll, was er in Tübingen eingebüßt hat.

Dieselben sind zur Empfangnahme der eingehenden Gelder bereit und werden über dieselben öffentlich quittiren. Sie bitten die Organe der unabhängigen Presse, diesem Aufrufe ihre Spalten zu öffnen und sprechen die Hoffnung aus, daß die Collegen an anderen Universitäten ihrem Beispiele folgen und sich über das Resultat ihrer Bemühungen mit ihnen ins Vernehmen setzen werden.

Leipzig, 26. November 1866.*)

Albrecht, Universitätsstraße 19.
Brockhaus, Querstraße 15.
Curtius, Königsstraße 26.
Fleischer, an der 1. Bürgerschule 3.
Ludwig, Felixstraße 2.
Overbeck, Universitätsstraße 14.
Ritschl, Lehmanns Garten Q.
Zarncke, Goethestraße 7.

*) Der Abdruck ist durch Einholung der erst unterm 4. December ertheilten ministeriellen Genehmigung verzögert.

Verantwortlicher Redacteur: Gustav Freytag.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google

Im Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig ist soeben vollständig erschienen:

Grundriß der Geschichte
der
deutschen National-Literatur
von
August Koberstein.

3 Bände. complet. gr. 8°. 214 Bogen. geh. Preis 10 Thlr.

Koberstein's Grundriß ist nach dem einstimmigen Urtheil der Kritik das vollständigste und gründlichste Handbuch unserer National-Literatur. Das Werk sollte in keiner Bibliothek eines Literaturfreundes fehlen und mag, nachdem es mit Erscheinen des Registers zum 3. Band nun vollständig vorliegt, von Neuem angelegentlich empfohlen sein. Der billige Preis von 10 Thalern für das complete Werk gilt nur bis auf Weiteres. Dasselbe ist auch nach und nach in 6 Halbbänden à 1 Thlr. 22½ Sgr. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

H. Kiepert's neuer Handatlas
über alle Theile der Erde
in 45 grossen Blättern.
Zweite vollständig berichtigte und erweiterte Auflage.

Ausgabe in 11 Lieferungen.

Subscriptionspreis für die 1. — 10. Lieferung von 4 Blättern und die 11. Lieferung von 5 Blättern, Text und Titel à 1 Thlr. 5 Sgr.

Der vorliegende Handatlas zeichnet sich zunächst durch die zweckmässige Wahl des Formates aus, in dessen Rahmen auf einer geringeren Zahl von Blättern ein reicherer Stoff übersichtlicher dargestellt werden konnte, als es andern blätterreichen Atlanten von kleinerem Formate möglich ist. Die anerkannt vorzügliche Bearbeitung und die elegante technische Ausführung haben dem Kiepert'schen Handatlas ausserdem schon lange einen gesicherten Platz in der Gunst des Publicums errungen, welches einen wirklich guten, gediegenen Handatlas zu besitzen wünscht. Die neue Auflage wird in jeder Beziehung diese Vorzüge zu wahren wissen, und da sie neben nicht unbedeutender Ermässigung des Preises das Neueste der Kartographie in technischer Vollendung bietet, so erhält das Erscheinen derselben gerade in jetziger Zeit eine gesteigerte Bedeutung.

Die erste Lieferung, bestehend aus den Karten: Schweiz, Dänemark und Südschweden, Vorder-Indien und Nordwestliches Afrika, ist im October ausgegeben; die zweite Lieferung wird Spanien und Portugal, England, Nilländer und Mittel-Amerika enthalten und im December erscheinen. Die nächstfolgenden Lieferungen bringen u. A. auch speciell deutsche Karten, selbstverständlich mit allen territorialen Aenderungen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

So eben erschien in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandleng in Berlin:

Michael Bernays
über Kritik und Geschichte des Göthe'schen Textes

Velinpapier. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Diese kleine Schrift wird alle Verehrer unseres grossen Dichters auf's Lebhafteste interessiren, wenn sie an zahlreichen Beispielen unwiderleglich feststellt, wie manichfach verderbt der Text ist, wir bisher in Göthe's Werken lasen. Der Verfasser begnügt sich indess nicht mit diesem Ernisse seiner kritischen Forschungen; er weist uns auch den Weg nach, auf dem sich diese Verbnisse und zwar durch Vermittelung der frühesten Nachdrücke in den Text der „Sämmtlichen rke", sowie der Einzelausgaben Göthe'scher Werke eingeschlichen haben. Die Diskussion geht st auf eine ästhetische Würdigung der einzelnen Stellen ein und wirft vielfach neues Licht auf Dichters Schaffen.

Bei F. W. Grunow in Leipzig erschien neu und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Der Brandstifter. Criminalnovelle von Alfr. Steffens. 1½ Thlr.

Der Stoff der Erzählung beruht in seinen Hauptmomenten auf einer wahren Begebenheit und ist anden gediegener Lectüre bestens zu empfehlen.

Digitized by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung, Berlin.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

G. A. von Klöden's

Handbuch der Erdkunde.

Zweiter Band:

Politische Geographie.

Handbuch der Länder- und Staatenkunde in Europa.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Vierte und fünfte (Schluss-) Lieferung: Bogen 55—98. Preis à Lfg. 1 Thlr.

Das Register und die durch die neuesten Gebietsveränderungen nöthig gewordenen Ergänzungen werden, sobald der Verfasser von amtlicher Seite eine definitive Nachricht erhalten, gratis nachgeliefert.

Tübingen. Im Verlage der **H. Laupp**'schen Buchhandlung (Laupp & Siebeck) ist soeben erschienen

Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirthschaft.

Ein Lehr- und Handbuch der Nationalökonomie
für höhere Unterrichtsanstalten und Gebildete jeden Standes
von

Dr. Albert Eberhard Friedrich Schäffle,

ordentl. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Tübingen.

Zweite durchaus neu bearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage.

gr. 8. broch. fl. 4. 36 kr. Rthlr. 2. 20 Ngr.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Julian Schmidt,
Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod.

5. Aufl. I. & II. Band. 5 Thlr. 25 Ngr. (Der 3. Band [Schluß] erscheint im Frühjahr.

Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibnitz bis auf Lessing's Tod. 1681 — 1781.

2 Bde. 7 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte der französischen Literatur seit der Revolution.

2 Bde. 5 Thlr. 18 Ngr.

Schiller und seine Zeitgenossen.

2 Thlr.

Geschichte der Romantik.

2 Bde. 3 Thlr.

Weimar und Jena in den Jahren 1794 — 1806.

1 Thlr. 15 Ngr.

Diese gediegenen Werke eignen sich zu werthvollen Festgeschenken.

Gedichte

von

Adolf Friedrich von Schack.

Oktavo eleg. geh. (VIII. und 363 Seiten) Preis 1⅓ Thaler.

Der Name des Verfassers wird genügen, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Gedichte zu ziehen, nachdem einige Proben derselben in Geibels Münchener Dichterbuch schon so großen Beifall gefunden haben.

Berlin 1866. Verlag von Wilhelm Hertz.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 51.

Ausgegeben am 14. December 1866.

Inhalt:

Die Wochen unsicherer Erwartung . . . . . Seite 441
Der deutsche Krieg im Jahre 1866. 6. (Schluß.) Militärische Resultate des Krieges 449
Aus Schwaben 453
Die finanzielle Einverleibung Hannovers 463
Die letzten Monate des deutschen Buchhandels 467
Literatur 479

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von A. Neuenhahn in Jena.
Zwei literarische Beilagen von Otto Spamer in Leipzig.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Wochen unsicherer Erwartung.

Es war natürlich, daß nach einer Zeit gewaltiger Erfolge, in denen zunächst der künftige Segen des Neugewonnenen froh geahnt wurde, eine Zeit der Ernüchterung eintrat, in welcher die Schwierigkeiten der politischen Neubildungen im Vordergrunde stehen und von den Deutschen, je nach ihrem Standpunkt, sorgenvoll oder schadenfroh erwogen werden. Den Preußen blieb nicht erspart, bei ihrer Festsetzung in den annectirten Ländern Fehlgriffe zu thun, schnell änderten sich unter den Erfolgen die Gesichtspunkte der Regierung, und es war nicht zu verwundern, daß häufiger Wechsel der Administrativbeamten und der militärischen Befehlshaber diese Aenderungen in Politik und Tendenz darstellte. Dergleichen Schwankungen sind aber bei jeder großen Wandlung unvermeidlich, sie sind am allerwenigsten ein Vorwurf für die dadurch compromittirten Persönlichkeiten. Im Allgemeinen vermochte die preußische Verwaltung bis jetzt der Ungeduld der Freunde nicht Genüge zu thun, dem Haß der Gegner nicht gebührend zu imponiren. Nur die militärische Organisation, von König Wilhelm selbst geleitet, greift energisch durch, mit bewundernswerther Schnelligkeit wurden alle vorbereitenden Schritte gethan, und die Bildung dreier Armeecorps, eine Vermehrung der preußischen Heeresmacht um den vierten Theil, geht in aller Stille unaufhaltsam vorwärts. Aber auch auf jedem andern Gebiete wird die Einverleibung der annectirten Länder schneller erfolgen, als die Feinde Preußens hoffen, trotz der ungeheuerlichen Behauptung eines preußischen Ministers, seine Regierung könne in dem alten Preußen das sein, was er conservativ nennt, in dem übrigen Deutschland mit revolutionärer Freiheit walten. Nicht in den annectirten Landestheilen liegen die größten Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage, obwohl auch für sie dringend wünschenswerth ist, daß ein Ministerwechsel in Berlin eine stärkere Kraft an die Spitzen der Verwaltung

Digitized by Google

stelle, als den Grafen Eulenburg und von der Lippe und dem Herrn v. Mühler zu Gebote steht.

Größere Hemmnisse bereiten die Friedensverträge mit den im Sommer feindlichen Regierungen, welche jetzt Mitglieder des norddeutschen Bundes geworden sind, mit Hessen-Darmstadt und Sachsen. Der erstere Vertrag hat in dem Großherzogthum Hessen so verworrene und unhaltbare Zustände hinterlassen, daß ein Bestand derselben unmöglich erscheint. Man thut dem auswärtigen Amte Preußens Unrecht, wenn man behauptet, daß dies Unhaltbare in geheimer Absicht pactirt sei, als neue Handhabe für ein Eingreifen Preußens. Denn es ist selbstverständlich, daß im Sommer dieses Jahres unter dem Zauber der preußischen Siege immerhin mehr zu erreichen war, als in Zeiten der Ruhe nach einem Friedensschluß. Und kein Staatsmann von Urtheil wird, wenn er die Wahl hat, nach den unermeßlichen Opfern und nach großen Siegen eines Krieges etwas schaffen, wovon er selbst weiß, daß es eine unversiechbare Quelle von Verlegenheiten, für die Gegner seines Staats eine willkommene Handhabe zu neuen Einmischungen sein wird. Der Friede mit Sachsen und Darmstadt ist vielmehr unter dem Zwange sehr realer Verhältnisse geschlossen. Darüber, ob er so nöthig wurde, wird sich die Zukunft des Urtheils nicht begeben; uns ist zur Zeit versagt, abzuschätzen, ob dieser Preußen aufgelegte Zwang unwiderstehlich war, und ob ein größeres Wollen Höheres für Preußen und Deutschland hätte erreichen können. Zur Zeit merken wir nur Eins. In jenen Tagen, wo im preußischen Hauptquartier zu Nikolsburg plötzlich Entschluß gefaßt werden mußte über Frieden oder Fortsetzung des Krieges, hatte man Veranlassung, dort auch eine andere Möglichkeit der Lösung ins Auge zu fassen: man konnte eine zweite Schlacht bei Wien wagen, dadurch die östreichische Armee nach Ungarn werfen, den kleineren Theil des Heeres an der Grenze zurücklassen, mit dem größeren Theil in Gewaltmärschen nach München und Stuttgart ziehen und das Heer dadurch in die Nähe des Rheins bringen, dann annectiren lassen, was für Preußen im Norden nöthig war, den Südstaaten aber günstige Bedingungen stellen, vor allem die deutsche Bundespflicht derselben für fortbestehend erklären, und nach Ausschluß Oestreichs den Bund selbst in preußischem Sinne reformiren. Bayern und Würtemberg wären gänzlich niedergeworfen, froh gewesen, sich im Bunde zu conserviren, die Schnelligkeit der Erfolge, die Nähe des preußischen Heeres an der französischen Grenze würde wahrscheinlich dem Kaiser von Frankreich nicht weniger Zurückhaltung auferlegt haben, die Umarmung des gesammten Deutschlands hätte mit einem Schlage die deutsche Frage zur Entscheidung gebracht, die ganze Bewegung hätte einen vorwiegend nationalen Charakter angenommen, allerdings auch das Schicksal Oestreichs schneller Entscheidung zugeführt, und es ist wohl möglich, daß solche kühne Politik uns weiter gebracht hätte, als wir jetzt sind, und die inneren Schwierigkeiten der

Digitized by Google

Neugestaltung beträchtlich verringert. Aber dieser Weg barg für Preußen eine große Gefahr. Nicht den augenblicklichen Krieg mit Frankreich. Wohl aber legte er dem preußischen Heere die Pflicht auf, für eine Reihe von Jahren auch das südliche Terrain bis zu den Alpen zu beschützen und die nöthige Neubildung eines deutschen Heeres nicht, wie jetzt geschieht, auf drei bis vier Armeecorps, sondern auf eine Truppenmasse auszudehnen, welche im Ganzen fast ebenso groß war als die preußische, und zwar zum großen Theil unter abgeneigter Bevölkerung. Es ist wohl möglich, daß solche massenhafte Neubildungen die innere Kraft und Festigkeit des preußischen Heeres auf viele Jahre nicht vergrößert, sondern in ähnlicher Weise verringert hätten, wie die des piemontesischen Heeres nach dem Erwerb von Italien. Wenn man aus dieser Rücksicht die neue exponirte Stellung preußischer Macht scheute, so sind wir nicht in der Lage, solche Vorsicht tadeln zu können.

Der Frieden, wie er einmal geschlossen wurde, hatte den Vertrag mit Sachsen zur Folge. Man sieht diesem Actenstück an, wie schwierig die Versöhnung war, es ist in allen Hauptpunkten von einer auffallenden Unbestimmtheit und droht eine Quelle von langwierigen Differenzen der Regierungen zu werden. Dieses Blatt hat vermieden, über die Zustände, welche dadurch in Sachsen eingeleitet wurden, sich des Weiteren zu äußern; Thatsache ist aber, daß durch diesen Vertrag, welcher die sächsische Regierung mit engem Bündniß an Preußen schließt, die nationale Partei Sachsens die Partei geworden ist, welche die vertragsmäßigen und legalen Interessen Sachsens und des restaurirten Könighauses vertritt. Und es ist nicht unnütz, die specifisch sächsische Fronde daran zu erinnern, daß ihre Agitation und ihre Abneigung gegen Preußen nicht nur die eigene Regierung compromittirt, sondern ihr und dem Lande auch ernste Gefahren bereiten kann. Nach Abschluß des Friedensvertrages ist diese Partei thatsächlich die oppositionelle gegen den Bund und gegen die Verpflichtungen der sächsischen Regierung geworden, und die kleinen Mittel, durch welche man den Gegensatz zu Preußen und einen specifischen Patriotismus lebendig erhalten will, haben in der Hauptsache keine andere Wirkung, als dem König und Ministerium von Sachsen das unvermeidlich gewordene freundliche Verhältniß zu Preußen zu erschweren.

Aber nicht nur in Sachsen, in ganz Deutschland steht die Empfindung obenan, daß wir in einem großen Interimisticum leben, und im Beginn politischer Neubildungen, deren definitiver Abschluß noch in weiter Ferne liegen mag. Gedanke und Wunsch hängen unablässig an der Zukunft, und nur den Besseren wird durch die Unsicherheit der politischen Gegenwart die Thatkraft gesteigert, mit der sie für eine gute Zukunft in ihrem Kreise zu arbeiten suchen. Die nächste Frage aber, welche jetzt alle Seelen erregt, ist Verfassung und Parlament des neuen Bundesstaates. In acht Wochen soll der Reichstag zu-

Digitized by Google

sammentreten, welcher drei Viertheile der deutschen Nation in einem großen Hause vereinigt, und noch ist alles unsicher, was Grundlage für sein Wirken werden soll: Umfang seiner Competenz, Stellung der Centralgewalt, mit der er verhandeln soll und die Einordnung der einzelnen Bundesregierungen in den neuen Organismus. — Wird die preußische Regierung mit dem Parlament gewählter Volksvertreter ohne jede Assistenz der Bundesregierungen verhandeln? Oder werden diese Regierungen ihre Gesandten in eine Art Staatenhaus oder Bundesversammlung dazu senden? und wenn dies geschieht, wie ist es möglich, in solcher Delegirtenversammlung der Regierungen, die ohnehin an Instructionen gebunden wäre, einen Abstimmungsmodus zu finden, der in irgendeiner Art dem Machtverhältniß zwischen Preußen und den kleinen Staaten entspräche? Nach gemeinem Urtheil ist seit der Vergrößerung Preußens bei dem beherrschenden Uebergewicht dieses Staates ein Delegirtenhaus der Regierungen überhaupt eine irrationale Größe. Und doch, wenn dies ganz wegbleibt, wie wird man mit dem Widerstand der Bundesregierungen, welche sich bei solcher Weglassung für mediatisirt halten werden, in den kurzen Wochen bis zum Februar fertig werden? Für diese unabweisbaren Fragen werden wir ungeduldig die Antwort abwarten, welche man in Berlin finden, vielleicht im Drange der Stunde mit kurzem Entschluß improvisiren wird. Das Jahr hat uns größere Ueberraschungen gebracht als diese Antwort, und wir müssen wie gute Kinder zur Weihnachtszeit hoffen und das Vertrauen auf unser Christkind mit Sack und Ruthe zu erhalten suchen.

Vielleicht ist möglich, daß es dem Ministerpräsidenten gelingen wird, sich für diesen ersten Reichstag eine Vollmacht von den Bundesregierungen durchzusetzen, etwa mit der Modification, daß die Beschlüsse des Reichstags einem zusammentretenden Gesandtencollegium zur formellen Bestätigung vorgelegt werden. Dagegen halten wir für wichtig, daß die Staatsminister der einzelnen Bundesregierungen dem Vernehmen nach selbst eine Wahl in das Parlament erstreben. Diese Taktik könnte uns allerdings die Minister der beiden Mecklenburge, und sogar Herrn v. Dalwigk in die Reihen der Gegner führen, sie würde aber aus Thüringen, Oldenburg, Braunschweig eine Anzahl angesehener und geschäftskundiger Männer dem Reichstag verbinden.

Wer sonst die Bänke des Parlaments besetzen wird, auch das ist noch eine Frage, auf welche nach achtzehn Jahren zahlloser Landtage und Parlamentsreden keine befriedigende Antwort zu finden ist. Das allgemeine Wahlrecht, welches der Entwurf vom 10. Juni keck in das deutsche Volk geschleudert hat, macht in vielen Landschaften die Berechnung unsicher. Auch in dieser Hinsicht sind uns Ueberraschungen und unerwartete Neubildungen vorbehalten, bei denen ihr Urheber Veranlassung haben wird, seinem Glück nicht weniger zu vertrauen als seinem Talent. Nur zweierlei läßt sich voraussagen: Die Wähler werden

Digitized by Google

sehr viele neue Männer in den Reichstag senden, und die gegenwärtige Stellung der Parteien wird durch das Parlament wesentlich geändert werden. In dem östlichen Theile Preußens wird die Mehrzahl der Wahlen von den Landleuten und deshalb nach den Ereignissen dieses Jahres von Landräthen und Gutsherren abhängen, und wohl ein Drittheil des Parlaments wird aus sehr conservativen Preußen bestehen; in Posen und am Rhein wird die katholische Geistlichkeit allgemeine Wahlen stark beeinflussen, in den annectirten Provinzen wird wohl die größere Hälfte der Gewählten aus Separatisten bestehen, in den übrigen Bundesstaaten, Sachsen eingeschlossen, im Ganzen genommen ebenfalls die Hälfte aus Particularisten. Eine Minorität der Preußen und die kleinere Hälfte der Nichtpreußen werden die liberal- und nationalgesinnte Partei bilden. Es ist also möglich, daß wir unter 300 Abgeordneten drei ziemlich gleich starke Parteien erhalten, wenn wir voraussetzen, daß Ultramontane, Großdeutsche und die übrigen Separatisten in wichtigen Fragen zusammengehen. Dies Verhältniß erscheint ungünstiger, als es in Wirklichkeit ist. Wenn unsere näheren Freunde auch nur ein Drittheil der Abgeordneten darstellen sollten, sie werden als ein Keil zwischen den preußischen Conservativen und den Gegnern eingeschoben, in allen großen Fragen den Ausschlag geben und dem Interesse der preußischen Regierung eine Zweidrittelmajorität sichern. In dieser liberalen Partei selbst aber wird sich eine Neubildung der Fractionen vollziehen; die Führer der alten preußischen Opposition werden mit Bennigsen, Braun, Fries, Oetker, Wiggers und vielen andern guten Namen gesellt, die frische Unbefangenheit und die Wärme der preußisch Gesinnten, welche außerhalb der alten Fehden mit der preußischen Regierung gestanden haben, in sich aufnehmen. Bei solcher Zusammensetzung darf man auch hoffen, daß der Reichstag eine Schule für die preußischen Conservativen sein wird; sie müssen manche ihrer Junkervelleitäten dort zurücklassen. Endlich die Zahl der geheimen Gegner des preußischen Bundesstaates wird kein schwerwiegendes Leiden sein, denn diese Unberechenbaren haben kein anderes Band als ihr Mißbehagen an der neuen Zeit, und die Bundesgenossenschaft von Socialdemokraten, Großdeutschen, Ultramontanen, eifrigen Sachsen, mecklenburgischen Junkern und Polen ist nicht dauerhaft.

Wie sich aber auch der Reichstag im Einzelnen zusammensetze, an ihm wird es nicht liegen, wenn der Plan des norddeutschen Staates vereitelt werden sollte. Daß die Deutschen nicht mit hochgespannter Begeisterung zu der neuen Versammlung sich rüsten, ist kein Schaden, sie werden doch wacker und in gutem Vertrauen ihre Pflicht thun. Manchen werthen Mann werden wir in der großen Versammlung missen und manchen unbehilflichen Thoren zu ertragen haben, aber darüber kann man sicher sein, sie wird dem Auslande zeigen, daß wir in den letzten achtzehn Jahren gelernt haben, und daß unser Land sehr

Digitized by Google

reich an Talent und an wohlgemessener Kraft ist. Heftig arbeiten die Gegensätze und stark ist die Spannung, aber der Reichstag findet seinen Weg durch formulirte Vorlagen gebahnt und hat die Regierung eines Reiches hinter sich, welche durch große Erfolge gehoben, der aufsteigenden Lebenskraft ihres Staatskörpers sich stolz bewußt ist. Die Deutschen werden auch die größte Tugend einer parlamentarischen Körperschaft zu üben wissen: kluge Resignation, und die preußische Regierung wird jetzt erfahren, daß, wenn man ein Volk groß behandelt, man auch große Antwort erhält.

In der That ist schon jetzt die Stellung der neu Annectirten und selbst die der kleinstaatlichen mit eigenen Regierungen klarer zu der deutschen Frage, als die der Preußen selbst. Denn die Preußen haben bereits eine Vertretung in dem Landtag eines großen Staates, und der gesetzliche Zustand, für welchen dort die Parteien so scharf gegen einander gekämpft haben, der durch achtzehn freudenarme Jahre mühsam eingebürgert ist, droht jetzt durch den neuen Bund in Verwirrung zu gerathen. Daß der preußische Landtag in seiner bisherigen Competenz nicht neben einem deutschen Reichstage bestehen kann, ist unzweifelhaft: ihn aufzugeben für eine kaum ausgesonnene, nicht bewährte Neubildung, ist unmöglich. Zur Zeit weiß niemand in Preußen, auch die Leiter des Staates nicht, wohin der Schwerpunkt preußischer Macht gravitiren wird, ob nach dem alten Landtag, ob in die neue Versammlung des Reichs. Wie die officiöse Presse verrieth, hat der Ministerpräsident im vorigen Frühjahr die stille Absicht gehabt, den unsühnbaren Gegensatz zwischen Herrenhaus und Abgeordnetenhaus, zwischen Ministerium und Opposition dadurch zu überwinden, daß er eine Volksvertretung der Deutschen schuf, bei welcher ein Theil des Budgets, zunächst das Militärbudget, durch die Zollintraden und andere Steuern eisern fundirt werden und das Parlament für die Verkehrsinteressen allmälig die Thätigkeit der alten berliner Häuser an sich ziehen sollte. Dieser Plan ist durch die Aufnahme von Sachsen und Darmstadt in den Bund vorläufig gestört worden, Graf Bismarck selbst kann immer noch in die Lage kommen, den preußischen Landtag als Vertheidigungsmittel gegen den neuen Reichstag zu gebrauchen. Das preußische Volk aber hat sich ebenfalls gewöhnt, seine Verfassung als letzte Bürgschaft eines gesetzlichen Zustandes zu betrachten. Und das thun nicht nur die Liberalen, auch die conservativen Gutsherren werden von dem Augenblick, wo der deutsche Reichstag ihre Parteiinteressen schädigt, sich um die sichere Burg des preußischen Herrenhauses scharen. Deshalb ist zur Zeit noch sehr fraglich, ob man in Berlin den Wunsch und ob man die Kraft haben wird, die Vertretung eines deutschen Reiches an Stelle der preußischen Landesvertretung zu setzen. Und grade vor dieser Cardinalfrage unserer Zukunft wird uns am meisten fühlbar, daß wir in einem Interimisticum leben, dessen glückliche Bewältigung wir hoffen, zur Zeit nicht absehen.

Digitized by Google

Diese Unsicherheit verhindert in Berlin auch die Veränderung, welche in anderer Rücksicht nöthig geworden ist, eine Modification des preußischen Ministeriums. Die letzten Debatten im preußischen Abgeordnetenhause haben aufs neue erwiesen, was längst kein Geheimniß war, daß der Minister des Innern, der Justiz und des Cultus ihrer Persönlichkeit und Vergangenheit nach nicht gemacht sind, die nothwendigen großen Organisationen im alten und neuen Lande durchzuführen. Es gab eine kurze Zeit, in welcher diesen Ministerien ein Wechsel nach liberaler Seite in Aussicht stand. Jetzt ist davon alles still, und mit gutem Grunde. Auch wenn der Ministerpräsident die Nothwendigkeit eines Personenwechsels ebenso beurtheilt, wie ein großer Theil der Nation, und wenn er, was keineswegs sicher ist, den Einfluß hätte, ihn durchzusetzen, so hat er sich grade durch die am meisten demokratische Handlung seines Lebens in diesem Augenblick sehr schwer gemacht, seine conservativen Collegen aus den Ministerstühlen zu entfernen. Denn grade das allgemeine Wahlrecht wird aus den alten Provinzen Preußens ein großes Contingent von Junkern und Hochconservativen in das Parlament senden, treue Anhänger von patriarchaler Tyrannei der Landräthe, von Strafversetzung der Kreisrichter, von Confiscation der liberalen Blätter und Lobredner der stiehlschen Regulative, so daß eine Vertauschung der treuesten Parteigenossen im Ministerium mit liberalen Namen den Grafen Bismarck in Gefahr setzen würde, vielleicht hundert unzufriedene und widersetzliche Conservative in einem Reichstag zu finden, in dem er die sicheren Stimmen der Altpreußen gar nicht entbehren kann. So hat, wenn wir nicht irren, das allgemeine Stimmrecht grade den preußischen Ministern, welche am freiesten von dem Verdacht sind, demokratische Passionen zu haben, ihr Portefeuille auf einige Monate gesichert, und man wird zu erwarten haben, ob der Reichstag gegen ihre Amtsthätigkeit neue Steine ins Gewicht legt. Unterdeß erschwert dieser Umstand die Anfügung der annectirten Länder in lästiger Weise.

Aber trotz aller Unsicherheit und manchem Aerger schwebt der alte Aar des deutschen Reiches, welcher jetzt der preußische heißt, in sicherer Höhe über dem Gedränge, und der Zollverein bildet einen unsichtbaren und doch sehr festen Grenzwall, der noch weiteres Gebiet an Preußen schließt, als jetzt im Reichstage vertreten wird. Das norddeutsche Parlament wird auch den Völkern in Süddeutschland neue Eindrücke über die Unsicherheit ihrer Lage geben.

Drei Jahre etwa bedarf Preußen, um die wichtigsten neuen Organisationen in dem norddeutschen Bundesstaat durchzuführen. Ob uns so lange der Friede erhalten bleibt? Die Stellung Preußens zum Ausland ist eine exponirte, aber es steht unter dem Schutz seiner Erfolge und der hohen Achtung, welche sich das preußische Heer erkämpft hat. Grade was als Symptom einer künftigen Gefahr erscheint, daß die großen Staaten des Festlandes ihre Armeen der preußischen Bewaffnung und Organisation zu nähern suchen, ist eine, wenn auch ungenü-

Digitized by Google

gende Bürgschaft, daß uns der Friede erhalten bleibt. Denn die großen Umwandlungen, welche jetzt Frankreich und nach mancher Richtung Oestreich vorbereiten, sind nicht in einem, ja nicht in drei Jahren zu beenden, sie versetzen während ihrer Durchführung das beste Heer in einen Zustand der Unfertigkeit und machen dem Staate, der sie unternimmt, eine Friedensperiode wünschenswerth. Preußen aber ist in der Lage, jeder einzelnen der großen Continentalmächte gewachsen zu sein; die Aufgabe preußischer Staatskunst ist, eine Liga mehrer gegen Preußen zu hindern.

Und dafür ist unsere Lage nicht ungünstig; wir begehren nichts von fremdem Land, und nichts, was nach gerechtem Urtheil fremde Lebensinteressen stört, die Wünsche der leidenschaftlichsten Patrioten gehen nur dahin, das gesammte außeröstreichische Deutschland in einen Staatskörper zu vereinigen, und diese Vereinigung, auf dem Gebiet realer Interessen in Süden bereits vollzogen, kann nur erfolgen, wenn die Völker Süddeutschlands sich dieselbe fordern. Wir fürchten keinen süddeutschen Bund, denn wir sind der tapfern Regierung Badens sicher, und wir fürchten keinen festen politischen Anschluß an Oestreich, denn unser Silber wiegt schwerer, als die unsichern Banknoten, die preußische Regierung ist zwar in Bayern nicht geliebt, aber die östreichische gehaßt, und kein süddeutscher Politiker, wie sehr ihn verletzter Stolz und dynastisches Interesse verblende, würde ungestraft wagen, das Leben seines Staates an das Schicksal zu fesseln, welches sich im östreichischen Kaiserstaat vollzieht.

Wir meinen nicht, daß Herr v. Beust sich selbst der Täuschung hingiebt, er vermöge dort gründlich aufzubessern. Was seine Stärke ist, die kleinen diplomatischen Virtuositäten, kann dort höchstens seine Person eine Zeit lang halten. Niemand besitzt weniger die Eigenschaften eines Reformators, als er, heißen Patriotismus, leidenschaftliche Hingabe an eine große Idee und den gestählten Charakter, welcher unwiderstehlich die Hindernisse niedertritt. Ein kleiner unverächtlicher Vortheil kommt ihm zu seiner Gescheidtheit und einer unheimlichen Unbefangenheit, der ihn unsrer Presse collegialisch nähert; er hat von Haus aus Anlage zu einem Journalisten, und er wäre, wenn ihm sein Leben die naturgemäße Entwickelung gestattet hätte, wahrscheinlich ein guter Leitartikelschreiber geworden, auch seine Noten sind Artikel. Als Minister vermochte er dies Talent nur unvollkommen zu entwickeln. Er war fleißig in der sächsischen Presse, aber seine Artikel waren zu lang, zu viel kleines Geplänkel darin und etwas Selbstgefälligkeit. Man darf doch zweifeln, ob solche Technik in Reden, Noten und der Presse dem Getümmel der Nationalitäten im Kaiserstaat auf die Dauer imponiren wird. Preußen gegenüber aber trauen wir ihm die gewandte Klugheit zu, daß grade er die Welt durch unbefangene Würdigung eines guten Einvernehmens mit diesem Nachbarstaat überraschen wird.

Digitized by Google

Der deutsche Krieg im Jahre 1866.

6. (Schluß.)

Militärische Resultate des Krieges.

Wenn wir, absehend von den einfachen Erfolgen des Krieges, wie sie die Friedenstractate festsetzen und auch jede allgemeine politische Betrachtung bei Seite setzend, uns auf den militärischen Standpunkt beschränken, so erscheint als nächstes Resultat, daß die Macht, welche dem Staate die allgemeine Dienstpflicht verschafft, auf der Höhe militärischer Bedeutung steht. Die vorzügliche Bewaffnung der preußischen Armee hat auch ihren Werth documentirt, aber die Leistungsfähigkeit des Zündnadelgewehrs war ja längst bekannt; man legte der Güte der Waffe keinen ausschlaggebenden Werth für den kriegerischen Erfolg bei. Die französische Armee, welche vermöge ihrer Leistungen die tonangebende in Europa war, verwarf das Zündnadelgewehr grade um seiner bedeutendsten Eigenschaften willen und aus dem Hauptgrunde, weil zur erfolgreichen Verwendung desselben ein Soldat erforderlich sei, wie ihn nur die Theorie, nicht die Wirklichkeit erzeuge. Der diesjährige Krieg bewies nun aber, daß die preußische Armee diesen Soldaten, der selbst in der Gefahr gut schießt, der seinen Schuß im großen Ganzen nur abgiebt, wenn er Aussicht hat zu treffen, und der endlich noch dem anstürmenden Gegner sicher treffendes Schnellfeuer entgegenschleudert, selbst wenn er ihm Auge in Auge blickt, in ganzer Wirklichkeit besitzt. — So sehen wir denn auch die Franzosen in voller Erkenntniß der gemachten Erfahrungen nicht nur beschäftigt, Hinterladungsgewehre zu beschaffen, sondern auch ihre ganze Heeresorganisation in Frage stellen, um die Intelligenz in die Reihen ihrer Truppen einzuführen, welche dem Gewehr allein Werth verleiht.

Die allgemeine Dienstpflicht ist einzig im Stande, diese Bedingung zu erfüllen. Nur die Pflicht, keinerlei anderes Mittel kann die gebildeten und besitzenden Classen zum gemeinen Soldaten machen. Darüber bedarf es der Auseinandersetzungen nicht, das sprechen auch die jetzt zur Berathung der Organisation berufenen militärischen Autoritäten Oestreichs und Frankreichs aus.

Sind aber die großen Staaten Europas im Stande die allgemeine Dienstpflicht bei sich einzuführen? Das ist eine Frage, deren Beantwortung die künftige Machtstellung Preußens bestimmen wird und die wir darum hier versuchen wollen.

Preußen legte diese Pflicht seinem Volke in einer schweren Zeit auf, in welcher in jedem Manne die Ueberzeugung der Nothwendigkeit derselben lebte.

Digitized by Google

Die französische Unterjochung seit dem Jahre 1807 hatte nicht nur in jedem Preußen den Willen wachgerufen, mit Daransetzung des eigenen Guts und Bluts die Befreiung des Vaterlands zu erstreiten, sondern auch die allgemeine Stimme, die verschiedenen Vereine und alle hervorragenden Männer hatten die Erhebung des ganzen Volks als einziges Mittel erkannt, den übermächtigen Gegner zu vertreiben. Wer zuerst diesen Gedanken gehabt hat, ist vielfach bestritten worden, grade darum, weil der Gedanke ein allgemeiner war und überall zum Vorschein kam. Als die Jahre 1813 und 14 die Richtigkeit desselben bewiesen und als das Jahr 1815 zeigte, daß Preußen zur Behauptung seiner Machtstellung auch ferner der Bewaffnung des ganzen Volks bedürfe, da erst wurde die allgemeine Wehrpflicht ein lebensfähiges Staatsgesetz und bürgerte sich ein in der Zeit normaler Lebenszustände, welche dem Kriege folgten.

Je höher aber die Cultur stieg und je mehr der Werth des intelligenten und gebildeten Mannes, ja selbst der einfachen Arbeitskraft im täglichen Leben wog, je mehr wurde auch die Last dieser Pflicht empfunden. Die Dienstzeit wurde von drei auf zwei Jahre vermindert, die Zahl der einjährigen Freiwilligen mehrte sich von Jahr zu Jahr, die Zahl der mehr wie die andern in Anspruch genommenen Landwehroffiziere dagegen minderte sich, und die summarische Dienstpflicht nahm ab, weil die Bevölkerung stieg, die Stärke des Heeres aber dieselbe blieb. — Da traten die Ereignisse des Jahres 1848 ein. Europa sah wieder größere Kriege, die staatlichen Machtverhältnisse kamen zu neuer Geltung. Wollte Preußen seine Stellung behaupten, so mußte es seine militärischen Organisationen neu beleben. Der jetzige König brachte deshalb das alte Gesetz wieder zur vollen Geltung. Die Folge war ein großer Conflict zwischen König und Land, in welchem, wie bekannt, zeitweise sogar innerhalb der Regierung der Rath laut wurde, die Stellvertretung einzuführen. Daß dies nicht durchdrang, lag einerseits darin, daß in der Armee der Werth der allgemeinen Dienstpflicht für ihre Tüchtigkeit nicht unterschätzt wurde, und daß andrerseits bei der demokratischen Richtung unsrer Zeit das Volk selbst dem widerstrebte. Die allgemeine Dienstpflicht liegt wieder voll auf dem Lande und wird auch wieder voll empfunden; der Kampf um Erleichterung dieser Last ist noch nicht beendet.

In dem Lande also, in welchem diese Pflicht seit funfzig Jahren, mithin in der ganzen lebenden Generation besteht, wo sie sich mit allen Verhältnissen verbunden hat und mit der ganzen Existenz verwachsen ist, wird unausgesetzt mit ihr gerungen; darf man daher erwarten, daß ihre Einführung in andern Ländern, wo nur die Nützlichkeit, nicht unmittelbare Nöthigung vorliegt, ohne innere Kämpfe erfolgen kann? Man muß es bezweifeln. Der ganze besitzende und deshalb doch mehr oder minder herrschende Theil des Volkes wird sich gegen das Soldatwerden, was in seinen Augen weit furchtbarer ist als in

Digitized by Google

den unsern, welche auch die stolze Seite der Institution kennen, mit allen möglichen Mitteln sträuben. Nur Herrscher von großer Kraft und mit dem Volke fest verwebten Elementen werden im Stande sein aus diesen Kämpfen siegreich hervorzugehen, wenn ihnen äußere Feinde nicht dadurch beistehen, daß sie ihnen wirkliche Gefahren schaffen.

Diese Schwierigkeiten sind es aber nicht allein, welche sich der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in andern Ländern entgegenstellen. Auch die Natur des Heeres, welches aus der Allgemeinheit hervorgeht, ist nicht in allen Reichen lebensfähig. Die nahe Verbindung, welche bei solchem Heer zwischen dem einzelnen Soldaten und seiner Heimath herrscht, zwingt dazu, in der Truppe auf private Verhältnisse des Einzelnen Rücksicht zu nehmen. Der Soldat muß seiner Pflicht im heimischen Bezirk genügen, muß sozusagen zu jeder Zeit nach seinem Eigenthum sehen können. In Ländern also, wo zur Beherrschung des einen Theils Truppen andrer Theile nothwendig sind, wo die Stimmung des einen Stammes die Bildung von ganzen Truppentheilen aus ihm unzulässig macht, wo die Heerestheile also keinenfalls in ihrer Heimath bleiben können, würde die allgemeine Wehrpflicht so tief in die Privatverhältnisse eingreifen, daß ihre Durchführung mindestens äußerst gewagt und schwierig wäre.

In Ländern, wo die Beherrschung fremder Territorien und Colonien dazu zwingt, Truppen auf längere Zeit weit weg oder gar über das Meer zu dislociren, würde nicht allen Soldaten die gleiche Last auferlegt werden dürfen. England, das nur den kleinsten Theil seiner Landmacht zu Hause hat, kann gar nicht an das preußische Wehrsystem denken. Frankreich würde sich dazu entschließen müssen, zwei Arten von Truppen zu haben, heimische und solche, welche in Cochinchina u. s. w. verwandt werden könnten. So lesen wir denn auch, daß die Reorganisationscommission in Paris vorgeschlagen hat, die Ersatzpflichtigen in drei Classen zu theilen. In solche, welche ihrer vollen Dienstpflicht genügen und also überall verwendet werden können, und in solche, welche nur zwei bis drei Jahre dienen und in Frankreich verbleiben, und endlich in solche, welche nur einige Monate jährlich bei der Fahne dienen und ihre Zeit nur in den heimathlichen Bezirken absolviren. Der Unterschied in dieser Pflicht hängt von der Summe des Geldes ab, mit welcher der Einzelne sich loskaufen kann. Für den Fall des Krieges wären also alle Classen in der Armee, aber es wäre keine Gleichheit unter den Soldaten, und der besitzende, der intelligentere Theil würde an soldatischem Werth zurückstehen. Dem französischen Heere würde damit die innere Einheit und vor allen Dingen der innere Werth des preußischen fehlen. —

Nicht nur diese Uebelstände allein werden sich der mit Preußen gleichen militärischen Machtentfaltung Frankreichs bei jener Art der Heeresbildung entgegenstellen, es ist noch ein sehr bedeutender zu erwähnen. Der gebildete

Digitized by Google

gemeine Soldat fordert auch ein gebildetes Offiziercorps, was die französische Armee bei ihrem jetzigen Ergänzungsmodus der Offiziere nicht entwickeln kann. Wenn der Berufssoldat, also derjenige, dem die Mittel zur Reduction seiner Dienstzeit durch Loskauf fehlen, die Offizierscharge durch einfache militärische Leistung erreichen kann; wenn grade jener Theil des Heeres, welcher infolge seiner längern Dienstzeit sich in den Colonien und auf den gefährlichen Posten aufhält, am meisten Gelegenheit hat, sich hervorzuthun und also die obern Stellen in der Armee zu gewinnen, so kann der Offizierstand nicht den Grad geistiger Bildung enthalten, welcher ihn allein befähigt, die Leitung aller Classen des Volks zu übernehmen und zu behaupten. Die Art des Avancements zu ändern ist der demokratischen Grundanschauungen wegen in Frankreich wohl kaum möglich. Den Offizieren Gelegenheit zu geben, oder ihnen zur Pflicht zu machen, sich militärische Bildung anzueignen, würde nicht zum Ziele führen, da zum Herrschen anerzogene Bildung und Routine, eine gewisse aristokratische Sicherheit noch in höherem Grade gehört, als Kenntnisse. — Kurz, von den am Beginn dieser Aufsätze erwähnten drei entscheidenden Eigenthümlichkeiten des preußischen Heeres, dem Zündnadelgewehr, der allgemeinen Dienstpflicht und dem Offiziercorps, würde Frankreich im Stande sein, die erstere auch anzunehmen, die zweite unvollständig und die dritte vorläufig nicht.

Rußlands einfache innern Verhältnisse, sein concentrirtes Staatsgebiet und seine im Ganzen nicht zu disparate Bevölkerung würden noch am ersten die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht mit einem aristokratischen Offiziercorps gestatten, aber dort ist das allgemeine Bildungsniveau noch auf so niedriger Stufe, daß das Product an Güte zurückstehen müßte.

Oestreich entbehrt der innern Einheit und der consolidirten Machtverhältnisse, um das Volk in Waffen aufstellen zu können; aber selbst wenn es das könnte, würde auch hier der Bildungsgrad der Masse nicht hinreichen, um seiner Armee die nothwendige innere Kraft zu geben.

Von allen Continentalmächten würde also Frankreich allein mittelst der allgemeinen Wehrpflicht ein in Betracht kommendes Heer aufstellen können, wenn auch nicht von der innern Güte des preußischen. Da nun ferner in der Bevölkerungszahl der Unterschied zwischen Frankreich und Preußen mit den norddeutschen Bundesstaaten nicht mehr so bedeutend ist, um die Zahl aufzuwiegen, welche Frankreich in seinen Colonien u. s. w. bei einem europäischen Kriege verwenden muß, so hört auch in dieser Beziehung das französische Uebergewicht auf. Ist aber Frankreich bis dahin anerkannt die erste Militärmacht Europas gewesen, so kann nach den Erfahrungen des letzten Krieges jetzt diese Stellung Preußen zugesprochen werden, sobald man annimmt, daß die Führung der Heere bei beiden gleich gut ist. Wir haben bei Trautenau den Einfluß der Führung, ob Sieg, ob Niederlage noch kennen gelernt.

Digitized by Google

An Kenntniß und Bildung übertreffen die preußischen Generale die französischen vielleicht mit wenig Ausnahmen, ob an Charakter, was in jedem Kampf, im Leben wie auf dem Schlachtfelde die Hauptsache ist, das steht dahin. Die Reibung, welche der Avancementsmodus in der französischen Armee unausgesetzt hervorruft, muß den Charakter stählen, der lange Frieden und das Princip der Gnade im preußischen Beförderungssystem können gleiche Wirkung kaum hervorrufen. Erzieht Preußen künftig charakterstarke Generale, so braucht es keinen Feind zu fürchten.

Aus Schwaben.

Anfang December.

Wenn man sich erinnert, daß der süddeutsche Liberalismus viele Jahre davon leben mußte, gegen die Bevormundung durch die beiden Großmächte anzukämpfen, und die Regierungen selbst die liberalen Forderungen nicht selten mit der Berufung auf die Polizei des Bundes ablehnten, so sollte man denken, es sei jetzt eine Periode paradiesischer Glückseligkeit für die süddeutschen Staaten eingetreten. Der Alp des Bundes ist weg, jeder Staat erfreut sich so vollkommener Selbständigkeit, wie nur jemals die Republik Krakau oder die von San Marino. Mit einigem Nachdruck, meint man, müßten jetzt die Völker im Stande sein, alle ihre politischen Ideale den Regierungen abzuringen, und diese selbst, des ewigen Hemmschuhs ledig, müßten sich beeilen, ihren oft betheuerten ausgezeichneten Willen jetzt zu bethätigen und aus dem Füllhorn ihrer vollsouveränen Macht die Segnungen verschwenderisch auszustreuen. Kein finsterer Schatten drängt sich mehr zwischen Regierende und Regierte. Für die kühnsten Reformentwürfe ist die Bahn geebnet, und so scheint es ja endlich wahr zu werden, daß hier, wo das deutsche Volksthum sich allein in unbefleckter Reinheit, frei von sarmatischer und obotritischer Mischung erhalten hat, auch der deutsche Musterstaat sich erheben wird, eine Stätte urgermanischer Freiheit, beneidenswerth für Freund und Feind, und der feste Kern, um den sich einst alle deutschen Stämme, bekehrt von den Irrwegen des Machtschwindels, sehnsuchtsvoll schaaren werden.

So lauteten ja wörtlich die Redewendungen, mit denen man hier zu Lande

Digitized by Google

in die neue durch den nikolsburger Frieden geschaffene Aera eintrat. Vielleicht ist es niemand damit Ernst gewesen. Wer aber wirklich solche Phantasien hegte, mag jetzt schon erheblich ernüchtert sein. Nirgends die freudige Befriedigung, mit der man an ein ehrliches Tagewerk geht, nirgends Lust zu schaffen und die Früchte der über Nacht gewonnenen Selbständigkeit zu pflücken. Verstimmt bleibt der Blick an der nächsten Vergangenheit hängen, die Litaneien über Verrath unter den Bundesgenossen von gestern sind immer noch nicht zu Ende, und die Selbständigkeit selbst droht eine unbequeme Last, eine Verlegenheit zu werden. Es geht den Schwaben wie dem Armen, der plötzlich in den Besitz eines glänzenden Palastes sich gezaubert findet: er steht verlegen unter den Schätzen und weiß nichts mit ihnen anzufangen. Da ist z. B. die weiland Bundesfestung Ulm, die während des Kriegs so manche Kleinodien beherbergen durfte. Kaum ist sie dem würtembergischen Staat als freies Eigenthum zugesprochen, so entsteht ein Jammern, als stünde das trojanische Pferd verderbenschwanger auf der k. würtembergischen Gemarkung und von allen Seiten erhebt sich der Ruf, das ebenso kostspielige als gefährliche Bauwesen schleunigst einzureißen. Diese Forderung wird mit einer für patriotische Gemüther zwischen Tuttlingen und Bopfingen unangreifbaren Logik begründet: die Festung ist gegen eine Aggression Frankreichs gebaut, sie soll französische Heere im Lauf gegen Osten aufhalten; was ist die Folge? was anders, als daß diese, im Drang nach den bayerischen Gefilden aufgehalten, sich im würtemberger Land einrichten und es nach Herzenslust aussaugen; die Feste ist also eine Gefahr, nicht ein Schutz für diejenigen, so innerhalb der schwarzrothen Pfähle leben. Vielleicht daß diese Logik noch durch einen Hintergedanken unterstützt wird. Wiederholt ist das Gerücht aufgetaucht, es sei bereits über die Aufnahme preußischer Besatzung nach Ulm verhandelt worden. Das Dementi, das erfolgte, hat nicht ganz beruhigen können, zumal da Herr v. Varnbühler, von Hölder über diesen Punkt interpellirt, jede Auskunft verweigerte. Später hat freilich der Minister, als ihn eine durch denselben Gegenstand aufgeregte Deputation von Abgeordneten aufsuchte, die befriedigendsten Zusicherungen ertheilt. Immerhin schwebt über den Ulmern zu dem Unglücke, von Wall und Graben umgeben zu sein, die bedrohliche Eventualität, am Ende gar noch Preußen in ihre Mauern aufnehmen zu müssen. Hinc illae lacrimae! Ist es nicht besser, durch Niederreißen der Werke diesen Schrecken ein für allemal abzuwenden, als eines Tages von Preußen in das gemeinsame Netz der Vertheidigung von ganz Deutschland gezogen zu werden?

Wozu auch bedarf Würtemberg künstlicher Festungen? Ihm genügt die zermalmende Kraft seiner streitbaren Bürger. Ist es nicht die beliebteste Beschäftigung der Gelehrten der particularistischen Partei, auszurechnen, welche überwältigende Macht es im Verein mit den süddeutschen Staaten auf die

Digitized by Google

Beine bringen könne, wenn es entschlossen den Krebsschaden der stehenden Heere beseitigen und die schweizerische Milizverfassung annehmen würde? Bis zu den kühnsten Zahlen versteigen sich ihre Phantasien, um darzuthun, wie die Macht der süddeutschen Legionen allen Feinden in Ost und West, in Nord und Süd die Spitze zu bieten im Stande sei. Seltsamerweise wechseln dann mit solchen Ergüssen prahlerischer Zuversicht wieder Aeußerungen ganz anderer Art. So ganz geheuer scheint es den Helden der süddeutschen Freiheit in ihren vier Wänden doch nicht zu sein. Sie haben Momente, in denen sie sich sehr verlassen fühlen. Dieselben, die den Anschluß an Preußen als schnöden Verrath brandmarken, schleudern in demselben Athem heftige Vorwürfe gegen Preußen, daß es durch die Mainlinie Süddeutschland schutzlos preisgegeben habe. Es ist unschwer zu sehen, was aufrichtiger gemeint ist, jene Ueberhebung oder dieser Ausdruck der Hilflosigkeit. Der nikolsburger Vertrag hat den süddeutschen Staaten die Freiheit gegeben, aber mit der Freiheit auch das Gefühl der Grenzen ihrer Macht, und wenn jene Stipulationen vielleicht auch den Zweck hatten, die süddeutschen Staaten mit dem Bewußtsein ihrer Unmacht zu strafen, so ist dieser Zweck jetzt schon ausreichend erfüllt.

Das Bedürfniß irgendeiner Anlehnung ist also vorhanden, wo soll sie gesucht werden? Es wäre schwer zu sagen, welche Wege die Regierung zu gehen gedenkt, eine bestimmte Richtung ist in der That nicht zu entdecken. Gleich nach der Rückkehr des Herrn v. Varnbühler aus Berlin hieß es mit großer Bestimmtheit, der gewandte Staatsmann sei mit beiden Füßen ins preußische Lager gesprungen. Die günstigen Friedensbedingungen schienen dieses Gerücht zu bestätigen. Daß der Minister seinen Schwiegersohn als Gesandten nach Berlin schickte, ward in demselben Sinne gedeutet. Ueber die bundestreue Gesinnung Oestreichs, hieß es, sowie über dessen inneren Ruin seien ihm die Augen vollständig aufgegangen, und die Enthüllung, wie Oestreich zu Nikolsburg den bayerischen Staat rücklings um eine Provinz zu bringen gedachte, war allerdings für alle süddeutschen Staaten lehrreich genug. Noch heute gilt Herr v. Varnbühler, zumal in Hofkreisen, für preußisch gesinnt. Damit scheinen nun freilich andere Thatsachen wenig zu stimmen. Daß Herr v. Varnbühler während der Adreßdebatten im October sich aufs zurückhaltendste aussprach, war erklärlich; die Kammermehrheit wäre im Stande gewesen, ihm den Hochverrathsproceß zu machen, wenn er etwas wie Sympathie mit dem Feind von Tauberbischofsheim hätte blicken lassen. Auffallender jedoch war, daß alle diejenigen Abgeordneten, von welchen man annimmt, daß sie ihre politische Meinung mit der des Ministeriums in Uebereinstimmung zu halten bemüht sind, den Chorus der fanatischen Preußenfeinde verstärkten und mit diesen jene Fassung der Adresse durchsetzten, in welcher der schwäbische Separatismus einen absichtlich schroffen Ausdruck gefunden hat. Mag sein, daß die Regierung vom

Digitized by Google

unvermeidlichen Anschluß an Preußen überzeugt ist. Aber dann hütet sie sich jedenfalls, ihre Ueberzeugung kund werden zu lassen. Vielmehr scheint es ihr bis jetzt Vergnügen zu machen, den particularistischen Elementen wie bisher ihre Gunst, den nationalen ihre Ungunst fühlen zu lassen. Der Staatsanzeiger ist freilich, gewitzigt, wieder zu seiner früheren harmlosen Objectivität zurückgekehrt, er hat sogar Anwandelungen einer unbestreitbaren Unparteilichkeit. Aber es giebt Nebenwege, auf welchen eine Regierung auf angenehmere Weise, weil durch keine Verantwortlichkeit gedeckt, und ebendarum wirksamer ihre Meinung unter die Leute bringen kann. Es blüht am Nesenbach eine Anzahl publicistischer Talente, nicht vom besten Ruf, die für einige Localblätter thätig sind, auch gelegentlich in gewissen auswärtigen großen Organen ihr Wesen treiben. Man will wissen, daß diese Leute nicht unzugänglich seien für Inspiration aus höheren Kreisen. Nun wird grade von dieser Sudelpresse, die glücklicherweise auswärts unbekannt ist, ein nichtswürdiger Kleinkrieg gegen die preußische Partei unterhalten, ein Krieg, der kein Mittel der Verdächtigung scheut und jene Verhetzung, die aus den Kriegszeiten datirt, fortwährend zu unterhalten beflissen ist. Man würde Unrecht thun, für diese Aeußerungen schwäbischer Eigenthümlichkeit die Regierung verantwortlich zu machen. Aber man scheint doch auch kein Arg daran zu haben, daß dieselben Federn, die dem Ausdruck der höchsten Loyalität zur Verfügung stehen, zugleich einer Freiheit der Polemik sich bedienen, die schon mit den Strafgesetzen in Conflict gerathen ist. An authentischen Aeußerungen der Regierung über ihre Stellung zu den deutschen Fragen fehlt es, wie gesagt, durchaus. Die Bedrohungen preußenfreundlicher Beamten gehören einer früheren Zeit an. Vielleicht darf man auch die Pauli'sche Angelegenheit nicht eigentlich hierher rechnen. Denn das schwer zu qualificirende Vorgehen der Regierung trug in allen Theilen den Stempel der Genugthuung für *persönlich* empfundene Beleidigung auf der Stirne; so handelt nicht politische Ueberlegung, sondern persönliche Leidenschaft. Immerhin aber hat die Regierung wenigstens den Verdacht nicht vermieden, als ergreife sie den willkommenen Anlaß, sich eines politischen Gegners zu entledigen. Im Uebrigen scheint sie ohne viele Sorgen abzuwarten und den Ereignissen das Wort zu lassen; in abenteuerliche Unternehmungen wird sie sich sicher nicht stürzen, auch der süddeutsche Bund wird von Stuttgart aus so wenig betrieben werden als von anderen Orten. Steuerlos dahin treibend und keinen Nordwind mehr spürend lenkt das Staatsschiffchen wieder in die alten Bahnen zurück. Gleich nach geschlossenem Frieden rieben sich die würtembergischen Schreiber vergnügt die Hände, daß alles noch so glücklich abgelaufen sei und daß sich nun gemüthlich weiter wirthschaften lasse, als wäre nichts geschehen.

Wirklich scheint auch in der innern Politik die Regierung nicht gewillt, von der gewonnenen Freiheit der Bewegung einen allzukühnen Gebrauch zu

Digitized by Google

machen. Schon lange stehen die Fragen der Heeresorganisation, der Verfassungsreform, der Vereinfachung der Verwaltung, der Justizreform auf der Tagesordnung. An Vorschlägen, Entwürfen, Verheißungen hat es nicht gefehlt. Jetzt aber scheint der Moment gekommen, wo keinerlei Rücksichten mehr die Verschiebung dieser Aufgaben rechtfertigen können. Was zunächst die Armeereform betrifft, so verlautet bis jetzt so viel, daß man mit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, mit Einführung irgendeines Hinterladungsgewehres (das, wie überall die Phrase lautet, „die Mängel des preußischen beseitigen" soll) beschäftigt ist, und daß die neuen Einrichtungen möglichst in Uebereinstimmung mit Bayern getroffen werden sollen. Ein Entwurf zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ist auch bereits ausgearbeitet. Aber es haben sich nachträglich Bedenken gegen ein rasches Vorgehen erhoben. Die Sache, hieß es, greife zu tief in alle Verhältnisse ein, man möge vorher noch eine genauere Prüfung der verschiedenen Systeme anstellen u. s. w. Vermag man nicht schlüssig zu werden, so soll dem nächsten Landtag wenigstens ein Gesetz über Aufhebung der Stellvertretung als eine Abschlagszahlung vorgelegt werden. Dies zur Charakterisirung des Tempo, in welchem die dringendsten Reformen sich bewegen. Weiterhin hat die Regierung den Kammern den Entwurf einer neuen Gerichtsverfassung, und neuerdings der Oeffentlichkeit die Grundzüge einer neuen Organisation der Verwaltung vorgelegt. Aber beide Entwürfe haben die öffentliche Meinung wenig befriedigt. Diese dringt hauptsächlich auf Vereinfachung des öffentlichen Dienstes, wie sie dem kleinen Gemeinwesen entspricht, das des großstaatlichen prätentiösen Apparates sich endlich entschlagen soll, und grade in dieser Beziehung lassen sie viel zu wünschen übrig. Noch mehr verstimmt es, daß diese secundären Arbeiten zuvor erledigt sein sollen, bevor Hand an die Verfassung selbst gelegt wird, während umgekehrt nach der allgemeinen Stimme die Reform bei der Wurzel hätte beginnen sollen. In der That ist an durchgreifende Besserungen gar nicht zu denken, ehe unsere mittelalterliche Ständeversammlung von ihren Adels- und Ständeprivilegien gereinigt und vor allem die zweite Kammer zu einer wirklichen Vertretung des Volkes umgestaltet ist. Es taucht deshalb der Gedanke auf, zu einer verfassungsrevidirenden Versammlung nach dem Gesetz vom 1. Juli 1849 als zu einem Rechte zurückzugreifen, das nach dreimal gescheitertem Versuch willkürlich von der Reaction zurückgenommen worden ist. Es ist die Rede davon, eine allgemeine Agitation zur Zurückforderung dieses Rechts einzuleiten, wobei freilich zweifelhaft bleibt, ob dieselbe den gewünschten Anklang und Nachdruck im Volke findet. Denn bis jetzt wenigstens verhält sich die öffentliche Meinung ziemlich lau zu diesen inneren Angelegenheiten; es ist, als ob sie es kaum der Mühe werth fände, an den Formen des Particularstaats herumzuflicken, und auch dies ist bezeichnend in

Digitized by Google

einem Moment, in welchem die Regierung ohne sichtbaren anderweitigen Rückhalt allein dem Volke mit seinen Forderungen gegenüberstände.

Um so lebhafter ist noch immer der Parteikampf in den Fragen, die sich auf die Folgen des Krieges und die Zukunft Deutschlands beziehen. Ich komme nicht auf die Adreßdebatten und ihr beschämendes Resultat zurück. Bekanntlich wurde zu drei Vierteln die preußenfeindliche Adresse von der Abgeordnetenkammer angenommen, ein Viertel sprach sich für den Anschluß an Preußen aus. Vielleicht entsprach dies Zahlenverhältniß genau der damaligen Stimmung im Lande, ein Plebiscit hätte ohne Zweifel dasselbe Verhältniß gegeben; man war berechtigt, die Adresse als die Stimme des schwäbischen Volkes in seiner großen Mehrzahl zu betrachten. Allein jene Minderheit war eine wirkliche Partei mit einem positiven Programm, die Mehrheit wurde durch eine Coalition gebildet; die nur in der Negation, höchstens in phantastischen Zielen zusammenstimmte. Die Mehrheit war nur stark in ihrem Hasse, die Minderheit wußte sich eins mit dem Genius der Nation, jene stritt für die Vergangenheit, diese für die Zukunft: die Folgen dieser Stellung können nicht ausbleiben.

Die Bestandtheile dieser Coalition lassen sich nicht leicht sondern, da sie vielfach ineinander übergreifen und einzelne Persönlichkeiten es trefflich verstehen, heute in dieser, morgen in jener Farbe zu schillern, heute für den Concordatsstaat, morgen für die freie Schweiz zu schwärmen. Hier der Ultramontane — und dieser weiß am sichersten, wohin er steuert —, dort der ehrliche Großdeutsche, dem die Phrase vom Ausschluß der Brüder in Oestreich noch immer nicht langweilig geworden ist; hier der Schutzzöllner, der noch krankt an seiner Niederlage im Zollvereinskrieg, dort der Gefühlspolitiker, der durch den Sieg der brutalen Gewalt über den Augustenburger und den Kurfürsten von Hessen an der Vorsehung irre geworden ist; hier der alte Freiheitsmann, der, in der Schule Rottecks erzogen, diese Welt nicht mehr versteht, dort der Doctrinär des Föderalismus, der am meisten Lärm zu machen weiß, was seinem Häuflein an Zahl abgeht, durch Energie der Redeweise und stramme Parteiorganisation ersetzt und sich die vornehme Miene giebt, als beherrsche er durch diese die ganze Gesellschaft. Diese bunten Elemente sind kaum durch etwas Anderes zusammengehalten als durch die Opposition gegen den preußischen Staat, es ist eine Coalition ad hoc. Jedes Mittel ist recht, was diesem Zweck zu dienen scheint. Bald wird der Anschluß an das demnächst wieder gesammelte und rachebereite Oestreich gepredigt, dessen Bevölkerung trotz allem unendlich viel deutscher und liberaler empfindet, als der sarmatische und knechtische Norden. Oder die Blicke richten sich nach der Schweiz; man verlangt zuerst Adoption ihrer inneren Einrichtungen und läßt eine politische Angliederung durchblicken, wie denn schon in den Zeiten des Bauernkrieges die Freiheitsmänner Schwabens der Gedanke kitzelte, sich mit der Schweiz zu vereinigen und ihr den Abfall

Digitized by Google

vom Reich nachzuthun. Aber auch von dem mächtigen Nationalitätenfreund im Westen darf man, seitdem der Staat die internationale Selbständigkeit erlangt und folglich die freie Wahl der Allianzen hat, ungescheuter reden. Im Grunde ist er ja doch der letzte Hort dieser Art von deutscher Freiheit. Gleich nach dem Frieden wurde in Volksvereinen mit Wichtigkeit die Frage erörtert, ob man im Fall eines Kriegs zwischen Frankreich und Preußen auf die Seite des letzteren treten dürfe, und ein Verein wenigstens beantwortete die Frage frischweg mit Nein. Seitdem ist sie vielfach, auch in der Kammer erörtert worden; bekanntlich ist auch in diesem Punkt die Minderheit unterlegen. In der Regel ist man freilich klüger als jene ehrlichen Bürger in Eßlingen. Man vermeidet, in öffentlichen Kundgebungen auszuposaunen, was sich im Bierhaus unbedenklich sagen läßt. Es genügt, mit verhaltener Freude und mit Prophetenmiene auf die Zeit zu verweisen, da Frankreichs Heere den wider die deutsche Nation verübten Frevel an Preußen rächen werden. Indessen, dies sind alles Phantasien, vage Hoffnungen; man mußte, wo nicht ein Programm, doch den Schein eines Programms haben, das minder anrüchig für das nationale Gewissen, verlockend durch liberalen Schimmer, schmeichelhaft für das süddeutsche Selbstgefühl, entschieden dem Hegemoniestaat die Spitze bot. Man brauchte nicht lange zu suchen. Glücklicherweise hatte Louis Napoleon für ein Programm gesorgt, das alle diese schmackhaften Ingredienzien vereinigte: die Conföderation der Südstaaten, dieser correcteste Ausdruck des Antipreußenthums, schon durch den Namen an eine, wenn auch erfolglose, so doch glorreiche Unternehmung der centrifugalen Tendenzen in dem Staatswesen jenseits des Oceans erinnernd, wurde das Banner, um das sich die Coalition schaarte. Klugen Sinnes erkannten die Leiter, daß sie hier ein überaus haltbares Banner, ein niemals veraltendes Feldgeschrei gefunden. „Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie.“ Man konnte diese Südconföderation um so gemüthlicher fort und fort verlangen, je gewisser jedermann überzeugt war, daß sie niemals ins Leben treten werde.

Man kann nicht sagen, daß die Coalition mit diesem Programm Glück gemacht hat. Zwar darauf, daß die Cabinete es ernstlich in die Hand nehmen würden, war gar nicht gerechnet; aber es wurde nicht einmal populär. Dies war doch dem gesunden Sinn auch des schwäbischen Volks, das auf so und so viel Turn- und Schützenfesten für das einige Vaterland sich begeistert hatte, einleuchtend, daß die politische Aufgabe die Vereinigung, nicht die Trennung Deutschlands sein müsse, die Beseitigung der Mainlinie, nicht deren Verfestigung. Die Agitation gegen die Mainlinie war die Geburtsstätte der preußischen Partei in Schwaben, oder wie sie sich hier genannt hat, der deutschen Partei. Man ließ sich dadurch nicht irre machen, daß die erste Form der Agitation von Norddeutschland aus desavouirt, zuweilen sogar verspottet wurde. Es galt nach der

Digitized by Google

Katastrophe dieses Jahres das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, die Ueberzeugung, daß die neue Gestaltung Deutschlands nur ein Provisorium sein könne, wieder zu befestigen. Dies war das Erste. Dabei sah man freilich ein, daß die kraftvolle Aufrichtung und Ausgestaltung des norddeutschen Bundes mit vorläufiger Ausschließung des Südens im Interesse des Ganzen liege. Aber nachdrücklich mußte man es sogleich betonen, daß der Ausschluß nur vorläufig sein dürfe; der Geist trotziger Absonderung durfte daraus nicht neue Nahrung ziehen, es durften im Süden nicht Institutionen geschaffen werden, welche das Provisorium verfestigend, den künftigen Anschluß erschwerend eine Handhabe für auswärtige Intriguen boten. Man konnte sich nicht verhehlen, daß an der Beschränkung des Bundes auf die Mainlinie niemand anders die Schuld trug als der Süden selbst, der auf das Angebot des für das ganze außeröstreichische Deutschland berechneten preußischen Reformprojects vom 10. Juni mit Krieg geantwortet hatte; eben deswegen war es jetzt am Süden, es auszusprechen, daß das politische Ziel kein anderes sein könne als die Vereinigung mit dem Norden mit allen ihren Consequenzen. Damit war der deutschen Partei eine feste Richtung gegeben, und sie konnte immerhin abwarten, ob die wirkliche Vereinigung bei der nächsten europäischen Krisis erfolgen oder ob die preußische Regierung das Mittel der Zollvereinskündigung zur geeigneten Zeit in Anwendung bringen würde.

Man müßte sich die Augen absichtlich verschließen, wenn man verkennen wollte, daß die preußische Partei in Schwaben, so zäh der Boden ist, in den letzten Monaten bedeutend an Terrain gewonnen hat. Es hat nie an Preußenfreunden gefehlt, aber so offen sind niemals früher die Sympathien für den norddeutschen Großstaat ausgesprochen worden, so nüchtern hat man niemals die letzten Consequenzen gezogen, und niemals früher hat diese Richtung Gegenstand der populären Agitation sein können. Am meisten hat freilich der Erfolg für sie gewirkt. Es mag übertrieben sein, was sich hier die Sperlinge auf den Dächern erzählen, daß das ganze Offiziercorps preußisch gesinnt aus dem Felde zurückgekommen sei und die Stunde herbeisehne, da es einer wirklichen Armee angehören werde, unter einer Führung, welche die Möglichkeit des Sieges gewährt. Es mag auch dies übertrieben sein, was, wohlgemerkt, noch während des Kriegs und vor der Entscheidung von officieller wie radicaler Seite behauptet wurde, daß die ganze Beamtenwelt mit ihren Sympathien auf preußischer Seite stehe. Aber Thatsache ist, daß der denunciatorische Terrorismus, der von Seite der tollgewordenen Particularisten ausgeübt wurde, mehr und mehr seine Wirkung verliert, und daß die gebildete Gesellschaft, über die Mehrzahl der ehemaligen politischen Führer hinweg, mit verschwindenden Ausnahmen einer friedlichen — man erschrecke nicht vor dem Wort! — einer friedlichen Verschwörung gleicht, deren Verbündete bis in sehr hohe Regionen hinaufreichen;

Digitized by Google

es ist ein unausgesprochenes Credo aller, ein stilles Einverständniß, daß alle Wege nach Berlin führen, und daß es so gut sei; eine gesicherte Ueberzeugung, die eben, weil sie ihrer Sache gewiß ist, mit humoristischer Beschaulichkeit dem Thun und Treiben des Particularismus folgt und gelassen der letzten Kraftanstrengungen der Demagogie spottet.

So steht denn hinter den wenigen, welche sich die Organisation und Leitung dieser Richtung angelegen sein lassen, eine recht respectable Armee, und es geht schon aus den Klagen über den massenhaften „Abfall", aus der Polemik gegen die „Anbeter des Erfolgs" hervor, daß man gegenwärtig in Schwaben die Preußenfreunde nicht erst mit der Laterne suchen muß. Ein östreichischer Offizier, der einer hiesigen Adelsfamilie angehört, vor dem Kriege hier war und kürzlich wieder hierher gekommen ist, sah sich zu dem erstaunten Ausruf veranlaßt: „Als ich ging, war alles für Oestreich; nun ich wiederkomme, finde ich alles preußisch gesinnt!" Aber auch in den bürgerlichen Kreisen ist die Stimmung doch nicht so einfärbig orthodox-particularistisch, wie man zuweilen noch in Norddeutschland anzunehmen scheint. Ich will nicht übertreiben. Hätten wir jetzt allgemeine Wahlen, zumal mit geheimem Stimmrecht vorzunehmen, so würde vielleicht das bescheidene Häuflein unsrer Freunde in der Kammer kaum einen Zuwachs erhalten, aber es würde doch in fast allen Bezirken eine recht anständige Minderheit auf die Candidaten dieser Richtung fallen. Am meisten bemerkbar sind die Sympathien für Preußen in demjenigen Landestheil, der während der vierwöchentlichen Occupation Gelegenheit hatte, die persönliche Bekanntschaft des gefürchteten Landesfeindes zu machen. Es ist doch eine des Nachdenkens werthe Thatsache, daß das Verhältniß der preußischen Soldaten zu der schwäbischen Bevölkerung überall das beste, ja herzlichste gewesen ist, und daß in der ganzen Zeit nur einmal, in einer demokratisch verhetzten Stadt, ein Excess vorgekommen ist. Dies will etwas sagen, wenn man bedenkt, wie unmittelbar zuvor das Hetzgeschäft betrieben worden ist, wie man die albernsten Mährchen über die barbarische Aufführung dieser modernen Hunnen verbreitet hatte. Als sie wirklich kamen, stellten sie sich so ganz anders dar, als die Schilderung gelautet hatte. Rasch wußten sie die Neigung der Bevölkerung zu gewinnen. Ihre Sitten — und es waren zum Theil polnische Regimenter — stachen merklich ab von den Sitten, die man an den einheimischen Kriegern gewöhnt war. Mit Verwunderung wurde man gewahr, daß z. B. Fluchen und Renommiren nicht nothwendig zum Handwerk eines Kriegsmanns gehöre. Wie sie sich dann rasch in den Familien einbürgerten — (für manchen Ehemann vielleicht gar zu rasch), wie sie das Zutrauen der Kinder gewannen, wie sie den Leuten bei der täglichen Arbeit halfen, wie sie, ohne commandirt zu sein, den Gottesdienst besuchten, dies alles ist heute noch in jenen Gegenden in frischer Erinnerung. Reichliche Thränen sind beim Abschied geflossen, und manche em-

Digitized by Google

pfindſame Correſpondenz ſpielt heute noch zwiſchen Weſtfalen und Fränkiſch-Schwaben, welche die damals geknüpften Freundesbande zuſammenhält. Man muß ſolche Briefe geleſen haben und an Ort und Stelle auf die Spuren dieſer Erinnerung geſtoßen ſein, um den vollen Ekel an der Stammeshetze unſrer Demagogie zu empfinden.

Vielleicht noch wichtiger aber als ſolche Sympathien, die mit der Zeit immerhin wieder verblaſſen mögen, iſt die größere Beſtimmtheit und Conſequenz, welche jetzt die Anſichten der Preußiſchgeſinnten gewonnen haben. Wer früher nach dieſer Seite neigte, that es ſchüchtern, mit zweideutigen Wendungen, mit Vorbehalten aller Art. Die Programme waren mit Wenn und Aber geſpickt. Allmälig erſt ſtieg das Bewußtſein davon auf, daß das Deutſchland, das ſich in Preußen verjüngt hat, und das Deutſchland der Volksverſammlungen nun einmal ſchlechterdings unvereinbare Größen ſind. Vielfach ſpukte die Idee in den Köpfen, als ob wir mit dem nordmainiſchen Deutſchland auf dem Fuß der Parität ſtünden und es ein Paciſciren zwiſchen zwei gleichberechtigten Gebieten gelte. Es iſt noch nicht ſo lange her, ſo konnte man aus dem Mund von Politikern, die im Süden unſern Anſichten am nächſten ſtanden, verwirrende Phraſen vernehmen, wie die: Preußen muß in Deutſchland aufgehen, nicht Deutſchland in Preußen, oder: ich gehe mit Bismarck, wenn er die Reichsverfaſſung proclamirt, oder: unter der Bedingung, daß Frankfurt die Hauptſtadt werde, nicht Berlin u. dgl. Die Fortſchrittspartei hatte ſich immer noch Hinterthüren offen gehalten, durch welche ſie gleichzeitig dem particulariſtiſchen Theil der Demokratie die Hand drückte. Dies alles iſt jetzt anders geworden. Der Bruch iſt jetzt endlich vollſtändig. Der Wegfall dieſer Rückſichten hat die preußiſche Partei entſchieden gekräftigt und ihr zugleich einen Nachwuchs junger Kräfte geſichert, die jetzt erſt, bei unverſchleierten politiſchen Zielen, ſich ihr anſchließen mochten. Die Zweideutigkeiten haben ein Ende, und die Sprache der „Schwäbiſchen Volkszeitung“, des Organs der Partei, läßt an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig. Wenn man den Eintritt in den norddeutſchen Bund anſtrebt, ſo iſt man ſich vollkommen der Conſequenzen dieſes Eintritts bewußt, und dies ſcheint mir, wie geſagt, das Wichtigſte.

Beſchämt und trauernd ſehen wir die Anſtalten zu einem deutſchen Parlament treffen, in welchem die ſüdlichen Provinzen nicht vertreten ſind. Iſt es erſt ins Leben getreten, ſo wird hüben und drüben die Empfindung noch lebhafter hervortreten, daß dies nur ein proviſoriſcher Zuſtand ſein darf, und die Reſultate des Kriegs nur ein Pfand ſind für die Vollendung der Arbeit. Die Deutſchen ſind nicht das Volk, einen Vertrag ſo unbefangen und reſpectwidrig zu überſpringen, wie die Italiener es mit dem züricher Frieden gethan haben. Aber zwiſchen ihm und dem Contract, auf welchem wir jetzt mehr ſchweben als ſtehen, iſt die Analogie unläugbar, daß beide überwundene Poſtulate ſtellen.

Digitized by Google

Ist der norddeutsche Bund einmal constituirt und gesichert, so wird es Zeit sein, sich wenigstens der „nationalen Verbindungen“ zu erinnern, auf welche selbst der Vertrag von Nikolsburg ein Anrecht giebt. *.

Die finanzielle Einverleibung Hannovers.

Die „Betrachtungen über die Staatseinnahmen und Ausgaben in Preußen und Hannover und über einen für Hannover zu bildenden Provinzialfonds“, welche der vormalige Finanzminister Erxleben unlängst hat erscheinen lassen, nähern sich der Objectivität etwas mehr als Stüves leidenschaftliche und sophistische Parteischrift, aber lange nicht in demselben Maße wie die vortreffliche Schrift Benings. Ihr Verfasser hat den Kummer über den Untergang des selbständigen Staats Hannover noch durchaus nicht überwunden, und dieses Schmerzgefühl färbt seine Aeußerungen, trübt seinen Blick. Aehnlich wie Stüve, ist er im Augenblick geneigt, Hannover als das verwirklichte Muster eines Staats anzusehen; wogegen Preußen nur seine Kritik herausfordert. Dabei fehlt es ihm in einem Grade, welcher überrascht, an jeder Würdigung der allgemeinen nationalen Interessen. Wenn dieser an und für sich wohlgesinnte, redliche, gemäßigte und einsichtsvolle Mann ein getreuer Typus des höheren hannoverschen Beamtenstandes ist, wie man allen Grund hat anzunehmen, so muß man ernstlicher als jemals wünschen, daß die preußische Regierung Mittel finde, die ausschlaggebende Betheiligung dieser Classe an der Reorganisation des Landes als einer preußischen Provinz auf ein Minimum herabzudrücken — denn sie sind eingefleischte Particularisten, deren tiefe Verbitterung gegen Preußen weder von lebendiger Vaterlandsliebe noch von einer höheren staatsmännischen Auffassung gemildert wird. Sollte es unvermeidlich sein, daß ein paar Exemplare dieser Gattung im norddeutschen Reichstag und im preußischen Landtag erscheinen, so wollen wir uns einen Erxleben immer noch lieber gefallen lassen als einen Stüve. Besser aber werden die Hannoveraner für sich selbst und für das Allgemeine sorgen, wenn sie einen Mann wie Bening unter Seinesgleichen den Vorzug geben. Nur ein solcher wird durch moralische Autorität dem Mangel juristischer Schranken gegen das vae victis — falls es jemals drohen sollte — abhelfen können.

Digitized by Google

Der Hauptzweck der erzlebenschen Schrift, vom Staate Hannover so viel als möglich zu retten, wird auf keinen Fall erreicht werden. Ein solches Maß von innerer Selbständigkeit oder noch eine Kleinigkeit mehr, ließ sich als definitives Ziel ins Auge fassen solange das Welfenhaus den Thron noch nicht verwirkt hatte. Aber da man zu jener Zeit in Hannover, unter Mitschuld des Herrn Erzleben, von dergleichen vernünftiger und patriotischer Selbstbescheidung weit entfernt war, so heißt es nun sich in den Rahmen einer preußischen Provinz schmiegen. Daß dieser nicht einerseits die Einnahmen aus den Gerichtsgebühren, den Forsten und den Domänen, andrerseits die Ausgaben für Aemter und Amtsgerichte zu gesonderter Finanzverwaltung überlassen werden können, wird kein Unbefangener nur einen Augenblick bezweifeln. Herr Erzleben freilich scheint sich schon nicht ohne Mühe zu der Einsicht zu erheben, daß der preußische Staatshaushalt im Uebrigen und Allgemeinen den hannoverschen verschlingen muß. Die Ausscheidung eines Provinzialfonds von mehr als zwei Millionen Thaler jährlicher Einnahme und Ausgabe däucht ihm eine Forderung klarer Gerechtigkeit. Dabei sind seine Motive häufig ganz particularistisch-sentimental. Die Gerichtsgebühren z. B. will er nicht nach Berlin abfließen, sondern sich in Hannover sammeln sehen, um desto sichrer zu sein, daß die preußische Taxe nicht auf Hannover Anwendung finde. Nun kann man die preußische Taxe übertrieben und die hannoversche hinlänglich hoch finden, und muß doch lächeln, wenn Herr Erzleben in seinem Eifer die Einführung der preußischen Taxe in seinem Heimathlande als ein „namenloses Unglück" perhorrescirt. Unwillkürlich fühlt man sich vor solchen declamatorischen Uebertreibungen zu dem Wunsche aufgelegt, der Versuch möge gemacht und der Unglücksprophet durch die Erfahrung am eigenen Leibe beruhigt werden. Mit gleichem Lächeln werden vermuthlich selbst die gelasseneren unter den hannoverschen Lesern der Schrift gelesen haben, wie „die wirthschaftlichen Zustände des Landes schon dadurch untergraben werden müssen, daß sein entthrontes Herrscherhaus nach fast tausendjähriger Verbindung mit dem größten Theile des Landes nun genöthigt ist, die ihm aus seinem reichen Domanio gebührenden Einnahmen nach dem Auslande hinüberzuziehen, und dem Lande gar keine Garantie dafür gegeben ist, daß die bewährte Ordnung seiner Verwaltung und Rechtspflege nicht geändert, sein ausgezeichneter Beamten- und Richterstand in auskömmlicher Lage erhalten und dadurch in seiner Unabhängigkeit und Zuverlässigkeit gesichert, endlich aber alle die andern Anstalten und Einrichtungen, die das Land durch eigne Kraft und Tüchtigkeit geschaffen, mit Liebe gepflegt und gefördert hat, ihm erhalten, den Bedürfnissen und Besonderheiten entsprechend weiter entwickelt oder doch mit schonender Hand umgebildet werden." Wie kann der bloße Mangel einer Garantie für diese Postulate dazu beitragen, daß die wirthschaftlichen Zustände des Landes „untergraben werden?" Und wie kann die so begonnene „Unter-

Digitized by Google

grabung" dadurch vollständig werden, daß eine halbe Million Thaler von den im Lande gewonnenen Einkünften fortan, statt an die Hofouvriers der Stadt Hannover, an die Läden und Magazine Wiens oder Londons abfließen? Ohnehin thut ja König Georg das Seinige, den augenblicklichen materiellen Verlust seiner früheren Residenzstadt wieder groß ausfallen zu lassen, indem er dort Schriftsteller und Druckereien füttert, die in seinem Sinn und Interesse den kleinen Krieg gegen Preußen fortsetzen. Das Körnchen Wirklichkeit aber, das in jener aufregenden Tirade steckt, wird mehr als aufgewogen durch die heilsamen wirthschaftlichen Folgen der Annexion, die Entfesselung des Unternehmungsgeistes und der Arbeit auf allen Gebieten. Von den hier nachzuholenden schweren und zahlreichen Unterlassungssünden scheint dem ehemaligen Minister Georgs des Fünften weniger bewußt zu sein, als wir von seiner sonstigen Einsicht erwarteten. Hat der Duft einer so kurz zurückliegenden Vergangenheit ihm das alte Hannover bereits ganz idealisirt? Die Einseitigkeit des Parteigeistes begleitet ihn freilich auch durch seine Zifferaufstellungen, wo er der Tendenz, Hannovers Finanzlage möglichst günstig zu schildern, die objective Gerechtigkeit nicht selten opfert, auf der hannoverschen Seite z. B. alle vorauszusehenden Mehrerträge über den Etatssatz hinaus genau berücksichtigt, auf der preußischen Seite aber nicht dergleichen. Seine Schrift ist eben durchaus ein Plaidoyer, keine objective Vergleichung.

Wir wollen uns ihr Ergebniß aber gefallen lassen. Es soll so sein, daß Hannover bisher für Zwecke der innern Verwaltung, für Besoldungen, Ruhegehalte u. s. f. mehr thun konnte als Preußen. Wir fragen nur: weshalb? War es nicht einfach deshalb, weil Preußen zu Lande und zur See seit Jahrzehnten den militärischen Schutz Hannovers in der Weise mitübernommen hat, daß dieses weniger als seine rechtmäßige Quote zu leisten braucht? Diese Mehrleistung Preußens beträgt im Armeebudget allein verhältnißmäßig die Hälfte dessen, was Hannover bisher ausgegeben, 1¼ bis 1⅛ Millionen Thaler jährlich; das Marinebudget, die Ausgaben der Kreise für Militärzwecke, die Opfer der Einzelnen bei allgemeiner Wehrpflicht und viel längerer Dienstzeit sind dabei noch gar nicht angeschlagen. Ist nun die bisher bestehende allgemein anerkannte Ueberbürdung Preußens zu Gunsten des übrigen Deutschland oder mindestens Norddeutschland in aller Welt ein Grund, die altpreußischen Provinzen auch ferner zu überbürden? sie, wenn auch nicht mehr direct bei Militär und Flotte, doch dadurch indirect in Nachtheil zu stellen, daß die Früchte jener langjährigen Ersparniß der neuen Provinzen, die werthvolleren gemeinnützigen Anlagen oder Einrichtungen, welche mehr laufende Kosten bedingen, um jeden Preis ihnen nach wie vor allein zu Gute kommen sollen und dieser Rücksicht jede andere der Rechtsgleichheit wie der Staatseinheit geopfert wird, während die Früchte der Mehrleistung des bisherigen Preußen, d. h. die Wiedergeburt des leidenden

Digitized by Google

Vaterlandes, doch allen gleichmäßig zu Gute kommen? Dies muß der leitende Gesichtspunkt jeder Untersuchung sein, welche Ausgleichung zwischen den Finanzverhältnissen der neuen und der alten preußischen Landestheile zum Gegenstande hat. Mit ihm gelangt man nicht zu so ungeheuerlichen Forderungen, wie sie Herr Erzleben stellt, der einen Staat im Staate begründen möchte; aber die rechtmäßigen und wohlverstandenen Interessen Hannovers zu wahren schneidet auch er keineswegs ab, wie wir gleich darthun wollen.

Zu diesen Interessen gehört es nicht, daß die Gerichtsgebühren in eine zu Hannover aufgestellte Kasse fließen, statt in die berliner Centralkasse, sondern lediglich, daß die bewährten Formen der Rechtspflege erhalten werden; und dagegen hat niemand in Berlin etwas einzuwenden, selbst der jetzige Justizminister nicht. Zu den rechtmäßigen und wohlverstandenen Interessen Hannovers gehört ferner nicht ein Provinzialbudget von so unerhörtem Umfang, wie die Eifersucht des vormaligen Finanzministers es vorschlägt. Es gehört auch nicht dazu, daß die Ausgaben zur Beförderung der Landwirthschaft und Viehzucht genau so fortgezahlt werden wie bisher, denn in Hannover selbst sind die Sachverständigen z. B. höchlich zweifelhaft, ob die 40—45,000 Thlr., welche auf das Landgestüt in Celle verwendet werden, der einheimischen Pferdezucht nachgrade nicht mehr Fluch als Segen bringen. Herr Erzleben ist in dieser Beziehung auffälligerweise ebenso naiv-gläubig, wie sein Gesinnungsgenosse und Vorgänger Stüve an die Wunderkraft von Staatsausgaben zur Beförderung des Handels glaubt. Dagegen gehört es auch unserer Meinung nach zu den berechtigten Wünschen der Provinz Hannover, daß ihr Steuerwesen nicht ohne weiteres gegen das nur wenig bessere preußische ausgetauscht werde. Vielmehr müßte einer solchen Verschmelzung die Reform des preußischen Steuerwesens jedenfalls voraufgehen, und diese nimmt man füglich erst vor — wird auch früher gar keine Zeit dafür haben —, wenn die Vertreter Hannovers im preußischen Landtag sitzen, und wenn der Reichstag mit den Regierungen die Finanzverfassung des Bundes festgestellt hat. Der danach dann eintretenden Mehrbesteuerung der Hannoveraner im Ganzen oder im Einzelnen aber wird die preußische Regierung nicht besser den Stachel ausziehen können, als wenn sie sich gewisse Pläne zur Hebung der materiellen Interessen aneignet, die zur Zeit des erzlebenschen Ministeriums zwischen diesem und den ständischen Führern, R. v. Bennigsen, Miquèl, Grumbrecht u. s. w., festgestellt oder vorbereitet wurden, insbesondere einen Plan zur Beschleunigung der Ablösung aller noch übrigen feudalen Dienste, und den Plan, binnen zehn Jahren das Landstraßennetz der Provinz durch fast 300 Meilen neuer Kunststraßen auf den höchsten Punkt verkehrentbindender Dichtigkeit zu bringen. Wir wollten, Herr Erzleben hätte in die Uebertragung dieser wahrhaft werthvollen, wenn auch zunächst zu Leistungen verpflichtenden Erbschaft auf Preußen, den Schwerpunkt seiner

Digitized by Google

Schrift gelegt; er würde damit selbst seinem Heimathlande, das ihm anscheinend allein am Herzen liegt, einen wirksameren Dienst geleistet haben als indem er sich unter die Anwälte des verlorenen Particularismus gesellte.

Die letzten Monate des deutschen Buchhandels.

Der Landkartenverkauf tritt in friedlichen Zeiten gegenüber den andern Zweigen buchhändlerischer Thätigkeit stark in den Hintergrund. Der Verlag sorgt für den regelmäßigen Bedarf der Schulen und Reisenden; auch widmet er sich dann der ruhig fortschreitenden Aufnahme des Vaterlands und fremder Gebiete. Wenn aber der Sturm über die Länder fährt und die übrigen Zweige des Buchhandels gelähmt daniederliegen, entwirft der Kartenzeichner seine Kriegskarten. Kiepert brachte eine neue historische Karte von Preußen, eine neue Karte von Deutschland und eine Uebersichtskarte von Mitteleuropa mit neuem Colorit. Dann erschien, um nur noch wenige zu nennen, eine größere „Organisationskarte" von Deutschland in München und als chartographisch officielles Organ die „Karte vom preußischen Staate in zwölf Blättern" (vierte Auflage), herausgegeben vom Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Sie enthält in genauester Ausführung die politischen Veränderungen, die der Sommer 1866 Deutschland brachte. Nur als Curiosität sei hier noch erwähnt „Das Europa des Friedens" (in Neu-York erschienen) und „Neueste Karte von Deutschland mit sonderbaren Randzeichnungen" von F. Mäusle. — Und als mit den nach Süden ziehenden Schwalben auch der freiaufathmende Deutsche wieder an die alten Geschäftsreisen oder an einen kleineren Ausflug zur Erholung dachte, da kamen die Post- und Reisekarten wieder aus ihrem Versteck und erlitten, soweit sie die politischen Grenzen verzeichnen, manche eingreifende Veränderung. Jetzt sind wir wieder in dieser Hinsicht im alten Geleise und nur kurzer Zeit bedarf es, so haben auch die Geographen in ihren Büchern anerkannt, was die Kartenzeichner im Augenblick seines Entstehens zu Papier brachten. Nur zeitweise wird man noch durch das Erscheinen von Plänen der einzelnen Schlachtfelder — ich nenne z. B. die petermannsche Karte von Königsgrätz, die Karte des Schlachtfeldes bei Königsgrätz, (Wien, Gerold) und den Plan des Schlachtfeldes von Langensalza — daran erinnert, daß kaum erst die Diplomaten die Friedenspfeife zusammen rauchten.

Digitized by Google

Mit der Brochurenliteratur verhält es sich ähnlich wie mit den Karten. Man darf wohl annehmen, daß die Anzahl der erscheinenden politischen Brochuren im geraden Verhältnisse stehe zu der Aufregung, in welcher die Staaten leben. Je höher die Wogen um das Staatsschiff gehen, desto größer ist die Menge des literarischen Schaums, der lustig auf ihnen herumschwimmt. Nur dann verliert die politische Brochure von ihrer Bedeutung, wenn die Völker im blutigen Kampfe ringen und wenn der Kartenverleger ruhig abwartet, wessen Schädel der härteste sei. Während aber der Musikalienverleger wie in diesem Jahr schon mit Fug und Recht seinen „Siegesmarsch", seine „Zündnadelpolka", seinen „heroischen Trauermarsch", den „Königsgrätzer Preußensturmgalopp", den „Parlamentsmarsch" oder den „Siegesfreudenwalzer" und den „Friedensmarsch" in die Welt sendet, bekämpft man sich wieder heftig mit Feder und Papier und findet sich nur schwer in die neuen Verhältnisse. So ist denn auch dieser denkwürdige Sommer für solche literarische Gewächse sehr fruchtbar gewesen. Der Stein, den Bismarck mit kühner Hand in die verwässerten deutschen Verhältnisse warf, griff gewaltig in die einzelne Familie, in die kleineren Gemeinwesen und in das Leben der Staaten ein. Jeder schüttete wohl dem andern das Herz aus, viele stritten eifrig in den Leitartikeln und Correspondenzen der Zeitungen, andere wieder sagten sich in offenen Briefen die Meinung und die Brochuren wurden nicht nur gekauft, sondern auch mit Eifer gelesen. Es hieße die Grenzen des gebotenen Raums überschreiten, wenn ich alles mir auf dem Gebiet bekannt Gewordene aufführen wollte. Aber es ist immerhin interessant, in einzelnen Gruppen das Bedeutendere zusammenzustellen, was in der Brochurenliteratur seit den letzten zwei Monaten geleistet wurde.

Der Friede mit Oestreich und den meisten deutschen Staaten war geschlossen. Was sollte nun werden? Der Möglichkeiten gab es so viele, daß in der Beantwortung der einen schon wieder eine Frage verborgen war. Viele Brochuren beschäftigten sich daher im Allgemeinen mehr mit Deutschland und der Frage, ob Preußen die „Spitze" gebühre oder nicht. So schrieb L. K. Aegidi in Hamburg „Woher und wohin? Ein Versuch, die Geschichte Deutschlands zu verstehen", Heinrich v. Treitschke „die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten", H. Schulze „die Friedensbestimmungen in ihrem Verhältniß zur Neugestaltung Deutschlands". Damit beschäftigten sich ferner die Brochuren „Die Annexionen und der norddeutsche Bund, vom Verfasser der Rundschauen", „Offener Brief an Johann Jakoby", Heinrich v. Sybels „Das neue Deutschland und Frankreich, Sendschreiben an Herrn Forçade in Paris", „Karl der Große und die natürlichen Grenzen Frankreichs" von Hilgers, „Preußen und Schwaben, von einem Annectirten", „Politische Betrachtungen für die Gegenwart und nächste Zukunft. von einem alten Liberalen", J. Oppermanns „Freiherr Karl vom Stein und das Kleinstaatenthum", „Ueber Preußens Bestimmung und Aufgabe" von

Digitized by Google

C. L. Michelet, „Stein-Kochberg, Preußens Politik und die Kleinstaaten“ „Friedensgedanken, Aufruf zur nationalen Einigung“, „Worauf es ankommt. Ein Wort zur Verständigung“, beide von Kreyssig, „das Ende der Kleinstaaterei. Ein Capitel aus Deutschlands neuester Geschichte“ von R. Köpke, „Bundesstaat und Einheitsstaat“ von P. W. Forchhammer, „der norddeutsche Bund und die Verfassung des deutschen Reichs“, „F. v. Raumer an Rudolph Köpke. Ein historisch-politischer Brief“ und „Ueber den norddeutschen Bund“ von Brucken. Während wohl die meisten dieser Schriften ein Zusammengehen Deutschlands mit Preußen verfechten, haben auch die Gegner nicht geschwiegen und namentlich war ein mannheimer Verlag sehr thätig auf diesem Gebiete. Ich nenne u. a. „In Sachen Deutschlands gegen Preußen“, Professor Eckardts politische Flugblätter, „Blut und Eisen, die Grundfarben der neuen Karte Europas“ von C. Homburg, „Preußisch oder Deutsch“ von Becker, „Jacob Venedey an Professor H. v. Treitschke“.

Seit sich diese große Frage in verschiedene kleine zerlegte, gab es auch wieder Brochuren, die Einzelheiten behandelten. Was sollte aus Hannover werden, aus Sachsen, Kurhessen, Nassau und Frankfurt? Wohl war von allen diesen Fragen die in Betreff der drei letzten Staaten nicht nur ihrer Kleinheit wegen die unbedeutendste. In Kurhessen und Nassau tauschte man gegen eine schlechte Regierung eine gute ein, und der Schmerz der Frankfurter ward durch das feste Auftreten der Regierung wenigstens gebändigt. Man fragte sich mit Recht, was heutzutage noch eine Stadt als Staat wolle, und eine Brochure giebt darauf wenigstens für die Hansestadt an der Elbe die Antwort „Selbständigkeit und Hoheitsrecht der freien Stadt Hamburg sind ein Anachronismus geworden“. So haben sich denn diese Staaten mit ziemlichem Gleichmuth in ihr Schicksal gegeben und ich finde nur drei bemerkenswerthe Brochuren „Deutsche Antwort auf eine nassauische Frage“ von A. Belde, „Was soll aus Kurhessen werden? Zur Verständigung an alle Kurhessen“ von Endemann und „Kurhessen und seine Dynastie. Ein politischer Entscheidungsproceß“.

In Hannover dagegen legte sich die Aufregung nicht so bald. Eine ganze Fluth von Flugschriften behandelte die Verhältnisse dieses Staates. Ich erwähne: „Trostbriefe für Hannover, von einem Althannoveraner“, „Vergleichende Zusammenstellung der hannoverschen und preußischen Verfassung“, „Welfisch oder Deutsch“, „die Einverleibung Hannovers in Preußen. Von einem gebornen Hannoveraner“, „Preußen und Hannover“, „Hannover unter eigenen Königen“, „Die Einverleibung Hannovers in Preußen“, „Nun sind wir Preußen. Ein hannoverscher Stoßseufzer von einem Hannoveraner“ und „Ueber einige Folgen der Einverleibung Hannovers in den preußischen Staatsverband“ von A. Grumbrecht.

In Sachsen war mittlerweile die Frage eine sehr brennende geworden.

Digitized by Google

Noch schmachteten Handel und Gewerbe unter der Ungewißheit des Kriegszustandes und die Gesammtbevölkeruug unter bedeutender Kriegssteuer und Einquartierungslast. Kein Wunder, daß die Schmerzensschreie sich mehrten und selbst Gutgesinnte einzusehen anfingen, daß im Geldpunkte die Gemüthlichkeit aufhöre. Man fragte sich „Was wird aus Sachsen?" „Wer leidet, der König oder das Land?" Dasselbe Thema in mehr oder minder energischem Tone behandelten die Flugschriften „Sachsen und der norddeutsche Bund", „Ein Hilferuf aus Sachsen", „Sachsens Gegenwart und Zukunft. Ein Mahnruf an das sächsische Volk", „Die albertinische Dynastie und Norddeutschland. Ein deutsches Wort zu den deutschen Parlamentswahlen Sachsens", „Sachsen und die königlich sächsische Landescommission", „Von Dresden nach Paris oder Sachsens Verhängniß", „Sachsens Vergangenheit und Zukunft. Von einem Sachsen" und „An die Sachsen beim Friedensschluß".

Auch mit dem Süden und besonders Oestreich beschäftigten sich einige Stimmen, so die Brochure „Bayern, Preußen und Deutschland. Votum eines Süddeutschen", „Offenes Sendschreiben an die Staatsmänner in Wien und München von Siegfried am Lechrain", „Deutschösstreichs Gegenwart und Zukunft", „Zur Reorganisation Oestreichs. Von C. v. K.", „Der Ausschluß Oestreichs aus Deutschland ist eine politische Widersinnigkeit" von Marr, „Oestreich, Venetien und Deutschland", von Wollheim de Fonseca, „In der zwölften Stunde. Aus und an Oestreich", „Oestreich nach der Schlacht bei Königsgrätz" von B. Carneri und „Ein Blick auf Oestreichs Lage", von A. Fischhof.

Auch im Ausland wurden wir Deutschen im verflossenen Sommer der Gegenstand respectvoller Aufmerksamkeit. Auch dort schenkte man uns die Ehre, uns in Flugschriften zu begutachten. Ich erwähne nur das in Zürich erschienene Schriftchen „Die Neugestaltung von Deutschland und die Schweiz". Verfasser soll Bluntschli sein.

So kämen wir zu den Brochuren, die sich mit den wenig erbaulichen Ereignissen auf den süddeutschen und östreichischen Kriegsschauplätzen beschäftigen. Während Graf Wartensleben-Schwiersen als preußischer Laie Benedek gegen die östreichische Presse vertheidigt, sehen wir im Südwesten Deutschlands das widrige Schauspiel mit an, wie sich die Staaten, nachdem sie sich von Preußen haben schlagen lassen, unter einander noch mit Koth bewerfen. Von Würtemberg gingen „Actenmäßige Enthüllungen" aus, die einen Verrath des Prinzen Wilhelm von Baden an der Sache der Bundestruppen darthun sollten. Darauf erfolgten mehre Gegenschriften, z. B. „Mittheilung von Thatsachen", „Zur Beurtheilung der actenmäßigen interessanten Enthüllungen über den badischen Verrath", „Zur Beurtheilung des Verhaltens der badischen Felddivision", und eine „Badische Antwort auf das Pamphlet". Aber jener Pamphletschreiber ließ sich nicht schrecken. Er antwortete mit „Nochmals der badische Verrath. Weitere Ent-

Digitized by Google

hüllungen, sowie Zurückweisung der wider die bekannte Brochure erschienenen officiellen und officiösen Angriffe." Gleichzeitig zog man auch in Bayern gegen das eigene Heer und seine Führer literarisch zu Felde. Es erschien „Die bayerische Heerführung und der Chef des Generalstabs, Generallieutenant Freiherr v. d. Tann vor den Geschworenen", „Aphorismen über das bayerische Heerwesen", „Ursachen und Wirkungen der bayerischen Kriegführung im Feldzug 1866" und „Prinz Karl und die bayerische Kriegführung. Von G—r."

Und so mögen uns denn die zwei letzten von mir aufgezeichneten Flugschriften „Bismarck und zwei unheimliche Damen" und die zum 60. Male erscheinenden Prophezeiungen des unsterblichen Schäfers Thomas auf erheiternde Weise in das Gebiet der Geschichte führen.

Schon in einem früheren Aufsatz wurde erzählt, wie der Krieg dem deutschen Buchhandel schwere Wunden schlug, die selbst jetzt noch nicht geheilt sind und wieder aufs neue bluten werden, wenn die Ostermesse des nächsten Jahres herankommt. Alle Zweige des Buchhandels, soweit sie nicht Landkarten oder Flugschriften politischen Inhaltes lieferten, lagen darnieder. Was der Verleger gedruckt hatte, versandte er nicht; so weit es erste Hefte waren, die er als Neuigkeiten verschickt, holte er sie zurück; was er vorbereitet, aber noch nicht in die Druckerei gegeben, ließ er nicht drucken, bis die Taube mit dem Oelzweig in die Arche zurückkehrte. Ich habe nach mir vorliegenden Aufstellungen zu berechnen versucht, was dem Gewichte nach weniger als in den verflossenen Jahren an Literatur über Leipzig in der Zeit vor und während dem Krieg versandt ward. Es mag hier seine Stelle finden, weil es zugleich zeigt, wie bedeutend der leipziger Verkehr ist.

Man darf hiernach annehmen, daß im Jahre

1864 114,600 Centner Literatur,
1865 124,860 " " "

versandt wurden.

Vom Januar bis März 1865 waren es 20,720 Centner, während es in demselben Zeitraum 1866 24,000 Centner waren, die über Leipzig zur Versendung kamen. Ein Beweis, wie sehr man glaubte, gesicherten Zeiten entgegenzugehen. Im zweiten Vierteljahr des verflossenen Jahres waren es 26,880 Centner, während in demselben Zeitraum dieses Jahres nur 23,780 Centner, also über 3,000 Centner weniger zur Versendung kamen. In diese Zeit fällt der erste Anfang des Krieges und doch schon ein solch großer Ausfall in der Production! Vom Juni bis September 1865 kamen 22,670 Centner, in demselben Zeitraume dieses Jahres nur 17,700 Center, demnach fast 5,000 Centner weniger als im verflossenen Jahre zur Versendung, trotzdem die Hälfte dieses Zeitraums schon friedliche Zustände sah. Der Gesammtausfall in dem buchhändlerischen Verkehre über Leipzig betrug bis zum 1. October fast

Digitized by Google

5,000 Centner gegen denselben Zeitraum des Vorjahres. Jetzt allerdings scheint das eingeholt werden zu sollen, was auf unfreiwillige Weise versäumt ward. Berge von Büchern häufen sich bei den Commissionären, und man möchte fast glauben, jetzt erst habe Bürger den Vers geschrieben:

Vor Wasserfluth und Feuersnoth
Mag sicher fort der Erdball laufen,
Der Untergang, der ihn bedroht,
Ist — im Papier wird er ersaufen.

Zu dem Umstand, daß unsere Gegenwart wieder eine leidlich normale und die Zukunft grade keine trübe ist, kommt als weiterer, dem Buchhandel günstiger Factor der Winter. Wenn es gälte, einen Kalender mit den bibliopolischen Jahreszeiten anzulegen, so hätte der Buchhändler die Erntemonate in den Zeiten der kürzesten Tage, und Winter dann, wenn der gewöhnliche Mensch ins Bad oder in die Schweiz reist. Dann tritt vielfach Dürre im Geschäft ein; der Sortimenter hat dann mehr überflüssige Zeit als ihm lieb, und seine Hauptbeschäftigung besteht zu jener Zeit häufig nur in der Führung der lakonischen Correspondenz mit dem Verleger und in der Schlichtung der Differenzen, die sich in den Geschäftsbüchern eingeschlichen haben. Im Herbst beginnt jedoch das Geschäft wieder und der Engländer hat recht, der sagte: „Shortening days are not more certain indications of the approach of winter, than that rush of publishers announcements.“ Dann schwillt das Börsenblatt von Anzeigen und die buchhändlerischen Circulare wandern in Massen hin und her in den Buchhändlerballen oder gar mit directer Post.

So ist denn die Anzahl der neuen Werke, wenn sie alle verzeichnet werden sollten, auch auf den Gebieten, deren Production bisher unter unsicheren Verhältnissen gelitten hatte, jetzt wieder bedeutend genug. Viele kleinere Kriegsberichte kamen auf den Büchermarkt. Ich erwähne „Von Berlin nach Nikolsburg.“ Von J. Horwitz, „Der deutsche Krieg“, „Deutschland, im Jahr 1866 durch Preußen neu gestaltet“, die Berichte des Timescorrespondenten in verschiedenen Uebersetzungen, „Zwei Monate Preußisch. Ein Gedenkbuch der preußischen Invasion in Mähren“, „Preußens Krieg gegen Oestreich und seine Verbündete“, von W. Petsch, K. v. Kessels, „Der Krieg Preußens gegen Oestreich und seine Verbündete und der Krieg in Italien“, ferner ein ähnliches Buch von Winterfeld. Das Erscheinen von Werken Theodor Fontanes und Dr. W. Zimmermanns über diesen Gegenstand wird angekündigt und die ersten Hefte von J. J. Webers „Illustrirter Kriegschronik“ werden ausgegeben. Auch von W. Rüstow erscheint ein Buch in Lieferungen „Der Krieg von 1866 in Deutschland und Italien“. Der Thätigkeit einzelner Heerestheile während des letzten Krieges sind Monographien gewidmet, z. B. „Der Antheil der badischen Felddivision an dem Kriege des Jahres 1866“, „Die Bayern im deutschen Krieg 1866, von A. v. J.“

Digitized by Google

„Der Feldzug der (östreichischen) Nordarmee und ihre Kämpfe vom 23. Juni bis 27. Juli 1866", „Die Hannoveraner in Thüringen und in der Schlacht bei Langensalza", und „Die Theilnahme der zweiten (preußischen) Armee unter dem Obercommando des Kronprinzen", neben weiteren Arbeiten von Zychlinski und Helmuth über die Thätigkeit preußischer Heeresabtheilungen. Auch die sächsische Armee hat einen Specialgeschichtsschreiber gefunden in dem Werk „Die königlich sächsische Armee im deutschen Feldzug 1866".

Zu Versen hat der Krieg insofern Anlaß gegeben, als er den Landwehrmann Th. Straube „Kriegsbilder und Scenen aus dem Feldzug gegen die Hannoveraner" in poetischer Form darzustellen veranlaßte, während M. Blanckarts „Kriegsgedichte" und Heinrich Pröhle zum Besten der Verwundeten „Der Krieg 1866. Ein Gedicht" schrieb.

Aber gehen wir von der Zeitgeschichte ab, die noch allzu sehr unter dem Druck von der Parteien Gunst und Haß geschrieben wird, und wenden wir uns zu Werken über länger vergangene Zeiten. „Kaiser Heinrich der Sechste." Von Theodor Töche bildet den neuesten Band der von der historischen Commission in München herausgegebenen „Jahrbücher der deutschen Geschichte". Ferner erschien „Westpreußen unter Friedrich dem Großen. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von E. Lippe-Weißenfeld", „Die Kurfürstinnen und Königinnen auf dem Throne der Hohenzollern von E. D. M. Kirchner." 1. Theil, „Blüchers Campagnejournal der Jahre 1793 und 1794", von Knorr, „Das Testament des großen Kurfürsten", von J. G. Droysen, der bis zum Ende der Karolingerzeit reichende erste Band der „Geschichte des deutschen Volks und seiner Cultur von den ersten Anfängen historischer Kunde bis zur Gegenwart", von S. Sugenheim, „Aus dem Mittelalter", von G. Freytag, „Agrippina, die Mutter Neros", von A. Stahr, „Ostpreußen unter dem Doppelaar. Historische Skizze der russischen Invasion in den Tagen des siebenjährigen Kriegs", von K. v. Hasenkamp, „Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kursachsen" von Calinich, „Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns von 1823—1848" von M. Horváth, übersetzt von Novelli, 2 Bde., „Englische Geschichte, vornehmlich des 16. und 17. Jahrhunderts" von L. Ranke, 6. Bd. und „Die Kämpfe der Helvetier, Sueben und Belgier gegen Cäsar. Neue Schlaglichter auf alte Geschichten" von M. Eichheim. — J. G. Kohl gab ein Buch heraus, „Der Rathsweinkeller in Bremen. Mit zwei Stahlstichen, das Innere des bremer Rathskellers darstellend". Dabei sei hier erwähnt, daß gleichzeitig eine Ausgabe der hauffschen „Phantasien" mit hübschen Holzschnitten erschienen ist. F. Siebigk hat „Das Herzogthum Anhalt historisch, geographisch und statistisch" darzustellen angefangen. Aus Kunst- und Literaturgeschichte ist zu erwähnen „H. Taine, Philosophie der Kunst. Autorisirte deutsche Uebersetzung". Franz Kuglers „Geschichte der Baukunst", 4. Band, der von Burckhardt und Lübke

Digitized by Google

ausgearbeitet wurde, der Anfang des dritten Bandes von H. Weiß' bekanntem „Handbuch der Kostümkunde", F. v. Raumers „Handbuch zur Geschichte der Literatur" 3., 4. Bd., „Geschichte der nordamerikanischen Literatur, eine literarhistorische Studie" von K. Brunnemann, „Johann Schefflers Cherubinischer Wandersmann. Eine literarhistorische Untersuchung" von F. Kern, „Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur" von L. Cholevius, „Die deutschen Volksbücher. Gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt" von K. Simrock, 13. Bd., „Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts" herausgegeben v. Goedeke und Tittmann, 1. Bd. („Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert") und der zweite Band von „Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert gesammelt von R. v. Liliencron". Dann mag noch hier eines größeren geographischen Unternehmens gedacht sein, das E. Behm bei J. Perthes unter dem Titel „Geographisches Jahrbuch" herausgiebt.

Aus den ziemlich zahlreichen Monographien und Biographien hebe ich hervor: „Geschichte derer von Meding" von L. v. Meding, 1. Band, „Carl Maria v. Weber. Ein Lebensbild von M. M. v. Weber", 3. Band, welcher als Schluß des ganzen Werks die hinterlassenen Schriften des Componisten enthält, „Friedrich Rückerts Leben und Dichtungen" von Dr. C. Beyer, „Abraham a Santa Clara. Biographie" von Th. Karajan. Mit Porträt in Stahlstich, „Felix Mendelssohn-Bartholdy. Sein Leben und seine Werke." Von August Reißmann, „Selbstbiographie von Dr. K. E. v. Baer", „Zur Erinnerung an F. L. Mallet", von W. H. Meurer, „C. G. Carus Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten", 3. und 4. Theil, „Heinrich Zschokke. Ein biographischer Umriß" von E. Zschokke (aus Virchows und Holtzendorffs Sammlung von Vorträgen), „Cornelius, der Meister der Malerei", von H. Riegel, „Zwölf Streiter der Revolution", von Rasch und Struve, „Johann Karl August Musäus. Ein Lebens- und Schriftstellercharakterbild" von M. Müller, „Diderots Leben und Werke", von Karl Rosenkranz, zwei Bände, „Biographische Aufsätze" von Otto Jahn, „Ludwig van Beethovens Leben" von A. W. Thayer. 1. Band, „Nicolaus von Basel Leben und ausgewählte Schriften" von K. Schmidt, „F. Thiersch's Leben", von H. W. J. Thiersch. 2. Band, „Der General Franz Lefort. Sein Leben und seine Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte Peters des Großen", von Dr. M. Posselt. 2 Bände, „Johann Adam Möhler. Ein Lebensbild" von B. Wörner, mit Briefen und kleineren Schriften herausgegeben von P. B. Gams. „Christian Gottlob Barth, Dr. der Theologie, nach seinem Leben und Wirken gezeichnet" von K. Werner, 2. Bd., „Des russischen Reichskanzlers Grafen Nesselrode Selbstbiographie." Deutsch von K. Klevesahl, „Joh. Karl Passavant. Ein christliches Charakterbild", „Dr. Karl Ullmann. Blätter der Erinnerung" von W. Beyschlag, „Uz und Cronegk. Zwei fränkische Dichter aus dem vorigen

Digitized by Google

Jahrhundert. Ein biographischer Versuch" von H. Feuerbach, „Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel. Von ihm selbst dictirt. Aus dem Französischen übersetzt. Mit einer Einleitung" von K. Bernhardi, „Ulrich Zwingli, nach den urkundlichen Quellen" von J. C. Mörikofer, 1. Thl. und „Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen", von Carl Justi. 1. Band.

Zur Memoirenliteratur ist wohl am besten zu zählen: „Erinnerungen seit mehr als sechzig Jahren", von Escher.

Einiger „Gesammelter Schriften", die theils zum ersten Mal, theils in neuen Ausgaben erscheinen, möchte ich noch kurz gedenken. Es sind: „Glaubrechts ausgewählte Schriften". „Friccius hinterlassene Schriften nebst einer Lebensskizze desselben", von H. Beitzke, „Gesammte Schriften von J. K. A. Musäus. Herausgegeben und mit Einleitung versehen" von Dr. M. Müller, und „Auswahl dramatischer Werke" von Kotzebue.

Nach mag hier der „Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf von Sternberg", herausgegeben von F. Th. Bratranek eine Stelle finden. Nicht nur für Musiker interessant sind auch „Musikerbriefe von L. Nohl. Eine Sammlung Briefe von C. W. v. Gluck, Ph. E. Bach, J. Haydn, C. M. v. Weber und F. Mendelssohn-Bartholdy" und „Gesammelte Aufsätze über Musik" von Otto Jahn.

Wer übergeht auf das heitere Gebiet der Belletristik, der thue das mit einem gewissen Zagen.

„Es wird fast alle Tage
Den Sterblichen zur Plage
Ein neuer Dichter jung."

Wie viele Dichter in Sedez oder Duodez schmachten auf den Hauptlagern der Verleger dem Tag des Makulirtwerdens und der Papiermühle entgegen und wie mancher Verleger könnte, allerdings in anderm Sinne, sagen: „Gott, warum gabst du mir Lieder?" Immer wird sich aber der anständige Buchhändler vor Verlag von sogenannter Belletristik wahren, wie sie höchstens durch Colportage an den Mann zu bringen ist, Futter für Leihbibliotheken, wie es in Berlin am üppigsten gedeiht. Derartige Belletristik aufzuführen kann ich wenigstens hier sparen.

Von deutschen Originalromanen nenne ich u. a.: „In Reih und Glied", von F. Spielhagen, 5 Bde., „Aus Andalusien. Erzählungen von P. Stein", 2 Bde., „Elise" und Hedwig", von der Verfasserin von „Stolz und Still", „C. von Bolanden, historische Novellen über Friedrich den Zweiten und seine Zeit", 4. Band, „Novellen" von L. Rosen, „Schloß Ehrenstein und seine Bewohner". Eine Erzählung aus unserer Zeit von L. v. Cornitz, „Ein verlornes Glück" von Stephan Milow, „Drei Weihnachtsabende". Eine Erzählung von

Digitized by Google

der Verfaſſerin des Pfarrhauſes im Harz, „Fritz Werner. Hiſtoriſcher Roman aus den Jahren 1800—1815“ von Th. Willborn. 3 Bde., „Der Himmelsring“ von B. Salzbrunner, „Eine Mutter“ von F. Gerſtäcker, 3 Bde., „Luerfritz. Een ſpaaßi Vertelln“ von Th. Piening, „Neue Novellen“ von A. E. Brachvogel, „Die geraubte Schatulle. Eine Erzählung aus dem wirklichen Leben“ von E. D. Mund, „Unterwegs. Reiſebilder“ von Alfred Meißner, „Erlebniſſe eines Arztes“ von E. D. Mund, 2. Abth., „Künſtlerroman“ von Hackländer, „Geheimniſſe des Glücks“, Roman von Guſtav vom See, 4 Bde., Ernſt Willkomm, „Geſellen des Satans“ 2. Abthlg., „Verlorne Seelen“, Roman von Leo Wolfram, 3 Bde., Herzberg-Fränkels „Polniſche Juden. Geſchichten und Bilder“, „der Hof von Dalwitz und ſeine Leute“ von H. v. Maltitz, 4 Bde., Becker, „des Rabbi Vermächtniß“, 2. und 3. Abth., 4 Bde., „Still und bewegt. Ein Lebensbild“ von A. v. Klausberg, L. Schücking, „Verſchlungene Wege“, 3 Bde., „Moderne Familiengeſchichten“ von A. Lewald, 3 Bde., A. Steffens (Grunow), „Der Brandſtifter“, Novelle, „Mit der Feder für das Schwert“, Novellen und Erzählungen, A. Diezmann, „Frauenſchuld“, 2 Bde., „Emilie. Eine Erzählung“ von A. Katſch, Armand, „Saat und Ernte“, 5 Bde. Dann mag hier noch Holteis „Charpie“, obgleich eigentlich nicht hierher gehörig, und ein neuer Roman der L. Mühlbach, „Deutſchland im Sturm und Drang“, deſſen erſte Abtheilung allein wieder vier Bände füllt, erwähnt werden.

Ich hätte noch mehr Erzeugniſſe unſerer dichtenden Proſaiker aufführen können, aber dies mag genügen. Nur noch einen derſelben möchte ich erwähnen, ehe ich zum Roman des Auslands und zu den oft ſehr proſaiſchen Dichtern der neueſten Zeit übergehe. Es iſt Fritz Reuter.

Der Verleger darf von ungewöhnlichem Glück ſagen, wenn er einen Autor hat, deſſen Schriften er nirgends anzupreiſen braucht. Eine einfache Anzeige genügt, um den Sortimenter in Allarm zu bringen, während bei nicht wenigen Schriftſtellern, trotzdem der Verleger ſie mit der großen Trommel und mit Pauken ausſchreit, das Publikum kühl vorübergeht. Einer von der erſten Art iſt Fritz Reuter. Nach dem erſten Kriegsgetümmel kam die kurze Anzeige von dem baldigen Erſcheinen des „Dörchläuchting“. Kaum war der Friede von Nikolsburg geſchloſſen, ſo war die erſte, bald darauf die zweite Auflage vergriffen. Gelobt wird da wenig, aber geleſen deſto mehr und wo ſich zwei über Fritz Reuter unterhalten, da glänzen die Geſichter vor innerem Wohlbehagen. Schade nur, daß ein Gloſſar immer noch auf ſich warten läßt. Schon vor faſt drei Jahren ſtand ein ſolches in Ausſicht. Gar manche Worte ſind, die ſelbſt Eingeweihtere nicht verſtehen und die nur ein auf die Eigenthümlichkeiten des mecklenburgiſchen Lebens eingehendes Wörterbuch zu erklären vermag. Hier wäre, um ein vielfach gemißbrauchtes Wort einmal richtig anzuwenden, einem dringenden literariſchen Bedürfniß leicht abzuhelfen.

Digitized by Google

Von nichtdeutschen Romanen will ich nur folgende erwähnen: „Onkel Silas von Bartram-Haugh“, von J. S. le Fanu, 3 Bände, „Ein Sünder wider Willen“, Roman von L. Enault. 2 Bände, „Jacobaea von Bayern. Historisch-romantische Erzählung von J. van Lennep. Im Versmaß des Originals aus dem Holländischen übersetzt von Dr. E. Wegener“, „Meine Lebensschicksale“, Erzählung von M. S. Schwartz, 2 Bände, „David Waldner“, Roman von derselben, 3 Bände, „Hand und Handschuh“ von A. B. Edwards, 2 Bde., „Ein edles Leben, aus dem Englischen“ von S. Verena, 2 Bde., „Armadale“ von Wilkie Collins und „Strathmore, Roman“ von Ouida, aus dem Englischen von Elze, 4 Bde.

Von epischen Dichtungen mögen hier zwei stehen: „Das friedliche Thal im Kriege 1813“, ein Epos, von Kaiser-Langerhannß, „Dichtungen“ von H. Simon, 5. Bändchen (enthält Hermann und Freia, Gedicht in sechzehn Gesängen).

Ich komme nun zu den dramatischen Werken, die in großer Fülle vorliegen. Dramen und Komödien schreiben ist ein sehr undankbares Geschäft. Der Verfasser nimmt alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz, der (Commissions-) Verleger läßt das Werk hübsch drucken, aber die Welt hat auch ein steinern Herz, wie jener uhlandsche König und die ausgesandten Exemplare kommen häufig mit erschreckender Genauigkeit zur Ostermesse zurück, wenn es nicht der Buchbinder verstanden hat, sie durch einen geschmackvollen Einband salonfähig und für den Weihnachtstisch passend zu machen. Das ist die alte Geschichte, die den meisten Dichtern passirt und die heutigen mögen sich darüber mit denen früherer Generationen trösten.

Ich nenne: „Das Haus Cenci“, Preisgekrönte Tragödie von A. Freese, „Liebe im Mai oder Calandrino im Fegefeuer“, Komödie von Hans Köster, „Ein Haberfeldtreiben“, Volksschauspiel von A. Müller, „Dramatische Schriften“, von H. Baumgärtner, 3. Bändchen, „dramatische Werke“ von Winterfeld und Wolzogen, 3. Bändchen, R. Gottschall, „dramatische Werke“, 5. u. 6. Bändchen, „Heinrich der Fünfte“, Trauerspiel von Stern, „Dramatische Kleinigkeiten“, von Marie Mindermann, „Die Sterner“. Drama von C. Preser; „Achilles, Trauerspiel“ von A. Gerhard, „Sophonisbe. Ein Trauerspiel aus dem Alterthum“ und „Servetv, Trauerspiel von A. Hesse. Auch erwähne ich die vortreffliche Uebersetzung von Molières Lustspielen, 3. Band. Das Werk ist damit vollständig.

Besser ist jedenfalls die Lyrik dran. Sie ist noch salonfähiger als dramatische Werke. Diese gehört immerhin schon mehr zu der schweren geistigen Kost, während Verse, wenn sie noch so schlecht sind, auf ungebildete Gemüther einen gewissen Reiz ausüben. Von solcher Waare wird gar vieles gekauft und mancher, der plötzlich ein Geburtstag- oder Weihnachtsgeschenk zu machen hat und „Blumenlesen“ nicht mag, greift kühn nach dem ersten besten eleganten Einband.

Digitized by Google

Enthält er Verse eines und desselben Dichters, so kauft er sie. Er mag dies ruhig thun, denn gelesen werden sie doch kaum.

Und wenn ich nun ausgehe, um in der angenehmen Zeit des Buchhändlerfrühlings — Nichtbuchhändler nennen ihn Herbst — noch zum Schlusse einige lyrische Veilchen zu pflücken, so mag man mir es nicht verargen, wenn ich etliche Hundsveilchen unwissentlich mit darunter bringe. Es gehörte in der That sehr viel Zeit und ein vortrefflicher Magen dazu, um von allem zu kosten, was uns heutzutage geboten wird. Man erwarte deshalb keine Aufzählung des Besten, sondern eine Uebersicht des Erschienenen, und sehe selber zu, wie man aus den bunten Steinen, Kies und Sand die echten Perlen herausfindet.

J. Schuriem veröffentlichte Lieder und Gedichte unter dem Titel „Stunden meiner Muse". E. v. Lewitzka „Gedichte". — Ferner erschien die zweite Sammlung von Gedichten von Meta Heußer-Schweizer, Müller von der Werra, „Buch der Lieder", „Zwölf Zeitgedichte", von K. Kirdorf, „Geharnischte Sonette aus Norddeutschland, zweiter Cyklus", „Der Herr ist mein Heil", von G. F. Jäger, „Gedichte", von R. G. H. Conz, „Für Haus und Herz. Letzte Klänge von Leopold Schefer". Herausgegeben von R. Gottschall, „Gedichte" von L. Mayer, „Lieder und Sprüche von F. Rückert. Aus dem lyrischen Nachlasse des Verfassers" und Weyhe-Eimkes „des Königs Ahnen. Welfenlieder", die mehr als je ein Werk zu spät gekommen sind.

So haben wir uns durchgearbeitet durch eine Masse von Titeln und vielleicht ist gar mancher Leser unterwegs stecken geblieben. Aber so gleichgiltig wir auch jetzt darüber hinaus lesen, auf jedes Buch hat ein Auge mit Liebe gesehen. Es war das des Schreibers, der es vielleicht mit banger Sorge als Erstlingswerk hinaussandte. Auch der Verleger sah ihm nach, aber mehr mit der Ruhe des Geschäftsmanns, der hofft, daß sein Erzeugter nie wiederkehren möge als verlorener Sohn mit verstoßenen Ecken und abgeriebenem Goldschnitt. Wer doch so glücklich wäre, ein Mittel zu entdecken, unter den angebotenen Manuscripten die herauszufinden, die stets „gehen" und den Verleger zum reichen Manne machen. Aber der Werke sind wenige, und diejenigen gehören zu den Juwelen des Verlagsgeschäfts, die bei alljährlicher Wiederkehr gierige Käufer finden.

Während ich dies schreibe, steigt am buchhändlerischen Himmel ein Gestirn der Art auf. Es ist der gothaer genealogische Kalender in seinen drei Ausgaben. Mit der Regelmäßigkeit eines Planeten geht er im December auf und der Sortimenter erwartet ihn mit Schmerzen. Denn die fürstlichen, gräflichen und freiherrlichen Kunden können ihn nie früh genug haben. Man könnte da eigenthümliche Betrachtungen anstellen. Der Sturm des Jahres 1866 hat manche Krone von hohen Häuptern gefegt und mancher Thron ist mit Mühe wieder geleimt worden. Und wenn wieder der December herankommt, wer weiß,

Digitized by Google

ob nicht der Redacteur des fürstlichen Taschenkalenders wieder Veranlassung hatte, mit der Hand Don Philipps einige gekrönte Häupter zu den Todten zu werfen, während die Geschichte umbarmherzig über ein ganzes gestürztes Geschlecht hinwegschreitet? Dann kommt auch vielleicht bald eine Zeit, wo der Verleger von Brochuren kein Material mehr für seine Unternehmungen aus der politischen Zweitheilung Deutschlands zieht und wo der Musikalienhändler in einem Jubelhymnus das endliche Erreichen eines Zieles feiert, dem wir im verflossenen Sommer ein gewaltig Stück näher rückten.

Literatur.

Atlas zur Geschichte des preußischen Staats, 10 Blatt. Zum Schulgebrauch bearbeitet von E. Leeder. Weimar, Geographisches Institut.

Zusammengestellt sind hier folgende Karten: Mark Brandenburg von 1170 bis 1440; der Staat des großen Kurfürsten, des großen Friedrich, Friedrich Wilhelm des Zweiten, der preußische Staat von 1803, von 1806, von 1807 bis 1813; die Configuration desselben, wie sie aus den wiener Verträgen hervorging; ferner die Provinzialeintheilung von 1815 bis auf König Wilhelm den Ersten; endlich die auf die preußische Geschichte bezüglichen historischen Orte jenseits des Rhein. Die Karten sind zwar klein und entbehren der Details, was namentlich bei der letzten zu bedauern ist; wünschenswerth ist daher eine große Ausgabe dieser Zusammenstellung, der dann ein Bild des preußischen Staates von 1866 nicht fehlen dürfte, was wir allerdings schon hier ungern vermissen. Indeß für den Zweck, zu dem sie bestimmt sind, leisten sie trefflichen Dienst. Aus den Stadien des krystallinischen Processes, der das Wachsthum der norddeutschen Monarchie bezeichnet, ist das Instructive überall richtig herausgegriffen und so ein lehrreiches figürliches Bild der Mission Preußens gegeben. Wir möchten die Sammlung namentlich zur Anschaffung in den außerpreußischen Schulen des Nordbundgebietes empfehlen, wo solche Demonstration ad oculos wohl noth thut. Der äußerst mäßige Preis (24 Groschen) begünstigt weiteste Verbreitung, was mit Anerkennung constatirt werden muß.

Italien, Ansichten und Streiflichter von Victor Hahn. St. Petersburg, Hofbuchhandlung von Schmitzdorff.

Eine recht gut orientirende Schilderung von Land und Leuten, ihren socialen Idiotismen sowie der häuslichen und landschaftlichen Scenerie, in der sie sich bewegen. Ueberall liegt, besonders bei letzterem Gegenstande, gute und gebildete Beobachtung zu Grunde, und wenn der Verfasser auch in seinen sprachlichen Excursen

Digitized by Google

sich etwas zu weit gehen läßt, hat doch das Büchelchen schon darum Anspruch auf freundliche Aufnahme, daß es mit Geschmack und in lebendigem Tone geschrieben ist.

Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur von Dr. Ferdinand Seinecke. Hannover, Schmorl und v. Seefeld. 1866.

Der Verfasser ist Verehrer der herbartschen Philosophie und hat gleichmäßig die Mängel wie die Lichtseiten dieser Richtung aufzuweisen. Während das Buch in Bezug auf tiefere organische Durchdringung des Stoffes manches zu wünschen übrig läßt, zeigt es andrerseits verständige Sichtung des Details, sowie geschickte und anziehende Aneinanderreihung desselben. Für höhere Töchterschulen scheint es vermöge seiner durchgängig faßlichen, nie mit beschwerlichem Notizenkram oder trockenem Schematismus belasteten Darstellung, mit seinen eleganten und bündigen Inhaltsangaben wichtiger Schriften und der stets zarten und tactvollen Behandlung bedenklicher Materialien, ganz besonders geeignet. Die Mosaik fremder Urtheile, die uns neuerlich kein Literarhistoriker mehr erspart, ist hier wenigstens mit Geschick zusammengesetzt und mit ihren Namen belegt; vorzüglich sind die Selbstbekenntnisse unserer großen Autoren über ihre Werke und die zeitgenössischen Urtheile über deren Aufnahme, endlich die Ehrenzeugnisse aus dem Munde des Gegners (wie das eines katholischen Literaturhistorikers über die Sprache der lutherischen Bibelübersetzung) von guter Wirkung. Das eigene Urtheil des Verfassers ist fast durchgängig besonnen und maßvoll; vereinzelte Schroffheiten ausgenommen, wie die schlegelisirende Ansicht über mehre Dramen Schillers und der bittre Ausfall wider die „an Phrasen und Floskeln überreiche Impotenz" Hebbels. Sehr anerkennenswerth ist noch, daß das Buch auch der neuesten Literatur eingehende Aufmerksamkeit zuwendet; es wird in der That Zeit, daß unsere Jugend nicht mehr blos dem Schatten vergangener Tage nachhängt, sondern auch die Signatur des gegenwärtigen geistigen Lebens zu erkennen lernt. — Die schwächste Partie ist die durchaus flach und dürftig gehaltene Darstellung der Philosophie, namentlich werden die Schriften Schellings in keiner Weise gewürdigt, die neuesten Geistesarbeiten, namentlich zur Herstellung einer theistischen Philosophie, gänzlich ignorirt. Unter der Rubrik „Geschichtsschreibung" tadeln wir die Uebergehung von Karl Adolph Menzels deutscher Geschichte, ein Vorwurf, der auch den sonst so brauchbaren weberschen Grundriß der Literatur trifft. Je entschiedener unsere Richtung zu der des genannten Historikers im Gegensatz steht, um so mehr erachten wir es für Ehrenpflicht, darauf zu dringen, daß ein auf so soliden Studien beruhendes noch jetzt an tüchtigen Fermenten reichhaltiges Werk nicht systematisch todtgeschwiegen werde.

Mit **Nr. 1** beginnt diese Zeitschrift den **sechsundzwanzigsten Jahrgang,** Bestellungen darauf nehmen alle **Buchhandlungen** und **Postämter** an.

Leipzig, im December 1866.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Bei S. Hirzel in Leipzig erschien soeben:

Biographische Aufsätze

von

Otto Jahn.

Zweiter unveränderter Abdruck.

Inhalt: Winckelmann. — Die Bildnisse Winckelmann's. — Gottfried Hermann. — L. Roß. — Th. W. Dangel. — Mittheilungen über Ludwig Richter. — Goethe's Jugend in Leipzig. — Goethe in Leipzig. — Goethe und Oeser. — Shakespeare Rede von Goethe. — Noch einmal die Wertherbriefe.

8°. Preis: 2 Thlr.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Katsch, Adolph, Emilie. eleg. cart. 1 Thlr.

Eine liebliche, dem wirklichen Leben abgelauschte Dichtung, reich an trefflichen Naturschilderungen, reich an sinnigem Ernste und schalkhaftem Humor, reich an innigem, echt deutschen Gemüths- und Seelenleben, voller Originalität und Frische.

„Emilie", welche sich wie kaum ein anderes derartiges Werk zur Damenlectüre eignet, wird sich den beliebtesten poetischen Schöpfungen würdig anreihen und als **Weihnachtsgeschenk** ganz besondere Freude bereiten.

Im Verlage von F. W. Grunow in Leipzig erschien neu und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lied und Bild Deutscher Dichter und Künstler.

Lieder mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Burger, G. Jäger, Merkel, Neureuther, Patzschke, Schlick, Thon. 4°. eleg. carton. Preis 24 Ngr.

Inhalt: Titelbild. Zur Einleitung. Christus und die Samariterin. Das versunkene Kloster. Am stillen Freitag. Die böse Farbe. Das Bild der Andacht. In der Kirche. Das ist ein schlechtes Wetter. Der Friedhof im Gebirge. Barbarossa. Der Traum. Das Blatt im Buche.

Das Buch eignet sich besonders durch seine gediegenen Kunstblätter als schönes und billiges Weihnachtsgeschenk.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Huhn, E. H. Th.,

Volkswirthschaftslehre & Volkswirthschaftspolitik. 3¼ Thlr. 3 Theile. 1. Th. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. 2. Th.: Volkswirthschaftslehre d. Unproductionen. 3. Th.: Volkswirthschaftslehre d. Gewerbe u. d. Handels. (Jeder Theil wird apart gegeben.) **Finanzwissenschaft.** 1⅓ Thlr. **Staatsrecht.** 1¼ Thlr. **Völkerrecht.** 1 Thlr. **Politik.** 2 Thlr. **Statistik.** 2½ Thlr.

Diese populären Handbücher der gesammten Staatswissenschaften werden namentlich jetzt für alle Die Interesse haben, welche an der politischen, socialen und volkswirthschaftlichen Bewegung der Gegenwart Theil nehmen.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Beck, K., Jadwiga. M.-A. 16 Ngr.

Böttger, Adolf, Liederchronik deutscher Helden für die reifere Jugend. 4. Aufl. Min.-Ausg. cart. 24 Ngr. — Der Fall von Babylon. Dichtung. Tasch.-Ausg. broch. 1½ Thlr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr.

Eyth, Max, Volkmar. Historisch-romantisches Gedicht. 2. Ausgabe. 27 Ngr.

Katsch, Adolf, Emilie. Eine Erzählung. eleg. carton. 1 Thlr.

Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler. eleg. cart. 24 Ngr.

Longfellow, H. W., Das Lied von Hiawatha, deutsch von Ad. Böttger. Tasch.-Ausg. broch. 1⅓ Thlr. eleg. gebund. mit Goldschn. 1⅔ Thlr.

Meißner, Alfred, Gedichte. 8. Ausg. 27 Ngr. M.-A. eleg. gebnd. mit Goldschn. 1 Thlr. 27½ Ngr. — Ziska. 8. Ausgabe. 22½ Ngr., M.-Ausg. eleg. gebund. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr. — Das Weib des Urias. Tragödie. 24 Ngr. — Der Prätendent von York. Trauerspiel. 1 Thlr. — Reginald Armstrong. Trauerspiel. 1 Thlr.

Reichenau, Rud., Aus unsern vier Wänden. M.-A. 3 Abthlgn. in einem Bande. carton. 2 Thlr. 1.—3. Abthlg. gebunden 3½ Thlr. — Pracht-Ausgabe mit Zeichnungen von O. Pletsch. 1. Abthlg. carton. 3½ Thlr., fein gebunden in Originaleinband 4½ Thlr.

Rodenberg, Jul., Die Harfe von Erin. 2. Ausg. 27 Ngr.

Tempeltey, Eduard, Mariengarn. 5. Aufl. M.-A. eleg. cart. 15 Ngr., eleg gebdn. mit Goldschn. 24 Ngr Hie Welf hie Waiblingen. 2. Aufl. M.-A. brosch. 27 Ngr., eleg. gebdn. mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese Dichtungen eignen sich besonders durch ihren innern Gehalt und äußere Ausstattung zu passenden **Festgeschenken.**

Digitized by Google

Rud. Reichenau. **Oscar Pletsch.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig; vorräthig in allen Buchhandlungen:

Aus unsern vier Wänden von **Rudolf Reichenau.**

9. Auflage. **Wohlfeile Ausg.** 3 Abtheil. in 1 Band. carton. 2 Rthlr. 1: Bilder aus dem Kinderleben. 2.: Knaben und Mädchen. 3.: Auswärts und Daheim. (Jede Abtheilung auch einzeln.)

Dasselbe, 1. Abth., Pracht-Ausgabe, mit 66 Originalzeichnungen von Oscar Pletsch, in Holzschnitt von H. Bürkner. carton. 3½ Thlr., fein geb. 4½ Thlr.

Wohl wie kein anderes, schöpft dies Buch seine Stoffe aus der Familie und so sollte es in allen Familien einheimisch sein zum Vorlesen und immer erneutem Vorlesen. Alt und Jung und vorzüglich die Mütter werden ihre Freude daran haben.

Im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Horaz Satiren von **Heindorf**, herausgegeben von **Döderlein.** gr. 8. geh. 2 Thr.

Zu Festgeschenken geeignete Werke

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Unterhaltendes und Belehrendes.

W. v. Humboldt's Briefe an eine Freundin, 6. Aufl.. geh. 2⅔ Thlr. u. 5 Thlr. — **Gutzkow, Die Ritter vom Geiste**, 4. Aufl. 9 Bde., geb. 5⅓ Thlr.; **Der Zauberer von Rom**, 2. Aufl., 18 Bdchn. geh. 7½ Thlr.; **Die Curstanben**, cart. 12 Ngr. — **Goltz, Ein Jugendleben**, 2. Aufl., 4 Thle., 2⅔ Thlr. — **Deutsche Liebe**, 2. Aufl., geb. 1 Thlr. — **Schücking, Ausgewählte Romane**, 12 Bdchn., geb. 7 Thlr. — **Schwartz, Gesammelte Romane**, 44 Bde. à 10 Ngr. — **Lichtstrahlen: J. E. Lichte; G. Forster; Goethe als Erzieher; J. G. v. Herder; W. v. Humboldt; F. Schleiermacher; Shakspeare als Lehrer der Menschheit**: geb. à 1⅓ Thlr.; **Arthur Schopenhauer**, geb. 1⅔ Thlr. — **Joachim Nettelbeck**, geb. 1⅓ Thlr. — **Carus, Lebenserinnerungen**, 4 Thle., 6 Thlr. — **Carriere Die Kunst**, 1. u. 2. Bd. à 3 Thlr. — **F. v. Raumer, Handbuch zur Literaturgeschichte**, 4 Thle., geb. 6 Thlr. — **Rosenkranz, Diderot's Leben**, 2 Bde., 5 Thlr. — **Lewes, The Life of Goethe**, 2. edition, 2 vol., geb. 3⅓ Thlr. — **Oppermann, Ernst Rietschel**, geb. 2 Thlr. — **A. v. Wolzogen, Rafael Santi**, cart. 1 Thlr. — **Moses Mendelssohn's Gesammelte Schriften**, 7 Bde., 5⅓ Thlr. — **Buckle, History of Civilisation**, 5 vol., geb. 6⅔ Thlr. — **Strauß, Ulrich von Hutten**, 3 Thle., 6 Thlr.; **Das Leben Jesu**, 2. Aufl. geb. 3 Thlr. 12 Ngr. — **Renan, Die Apostel**, geb. 1½ Thlr. — **Bunsen's Bibelwerk**, 1. 2. 4. 5. und 9. Bd., geb. 2⅔ Thlr., 3 Thlr., 2½ Thlr., 2⅓ Thlr., 2 Thlr. — **Aus den Papieren einer Verborgenen**, 2 Thle., geb. 2 Thlr. 16 Ngr. — **Volckmar, Hausallar**, cart. 2 Thlr. — **Schwarz, Predigten aus der Gegenwart**, 1., 2., 3. Sammlung, geb. à 2 Thlr. — **F. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen**, 3. Aufl., 6 Bde., geb. 7 Thlr. — **Grsgorovius, Wanderjahre in Italien**, 3 Bde., geb. à 2 Thlr. — **J. W. v. Müller, Reisen in Mexico**, 3 Bde., 10 Thlr. — **Polak, Persien**, 2 Thle., 4 Thlr. — **Speke, Die Entdeckung der Nilquellen**, 2 Thle., 6 Thlr. — **Tschudi, Reisen durch Südamerika**, 1. u. 2. Bd., à 3 Thlr. — **Vámbéry, Reise in Mittelasien**, 3 Thlr. — **Schoedler, Chemie**, 3. Aufl., cart. 2½ Thlr. — **Stacdler, Geographie**, 2 Thle., geb. 2½ Thlr. — **Lewes, Physiologie**, 2 Bde., geb. 3⅓ Thlr. **Miß Nightingale, Krankenpflege**, geb. 26 Ngr. — **Stern, Die häusliche Erziehung**, geb. 1⅔ Thlr. — **Frauenstädt, Das sittliche Leben**, 2⅔ Thlr. — **Winckell's Handbuch für Jäger**, 4. Aufl. herausgegeb. v. **J. J. v. Tschudi**, 2 Bde., geb. 9 Thlr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Ein ausführliches Verzeichniß der zu Festgeschenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig (Weihnachten 1866) ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Bei **F. W. Grunow** in Leipzig erschien neu und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Der Brandstifter. Criminalnovelle von **Alfr. Steffens.** 1½ Thlr.

Der Stoff der Erzählung beruht in seinen Hauptmomenten auf einer wahren Begebenheit und ist Freunden gediegener Lectüre bestens zu empfehlen.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXV. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 52.

Ausgegeben am 21. December 1866.

Inhalt:

Mecklenburg vor den Parlamentswahlen . . . . . Seite 481
Kunst und Künstler im Gefolge des Kriegs 489
Diderots Leben von Rosenkranz 502
Otto Jahns kleine Schriften 508
Die Souveräne als Pairs im Bundesstaat 513
Vom Weihnachtstische 517
Literatur 519

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1866.
Friedrich Ludwig Herbig.
(F. W. Grunow.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Mecklenburg vor den Parlamentswahlen.

Die mecklenburgische Verfassung ist selbst dem Minimum berechtigter Anforderungen so wenig entsprechend, alle Einrichtungen sind so veraltet und dem Gedeihen hinderlich, die Zustände nach allen Richtungen hin so über jedes Maß kläglich, daß man denken sollte, darüber wäre nur eine Stimme möglich, daß das Land der Obotriten bei jeder politischen Umgestaltung Deutschlands nur gewinnen könne. Die Vertretung theils durch ererbten oder käuflich erworbenen Grundbesitz, theils durch ein obrigkeitliches von großherzoglicher Verleihung oder Bestätigung abhängiges Amt bestimmt, mehr als zwei Fünftheile der Bevölkerung überhaupt ohne Vertretung, keine Staatskasse, kein Staatsbudget, keine ständische Controle von Staatseinnahmen und -Ausgaben, die Steuern irrationell, ungleich vertheilt und überaus drückend, dazu die Patrimonialgerichtsbarkeit, die während der ersten zehn Jahre ihrer Amtsführung auf Kündigung stehenden Patrimonialrichter, die von den Gutsherren auf Kündigung angestellten Schullehrer, zur Hälfte mit geringeren Einkünften als ein Tagelöhner, das Staatskirchenregiment, der feudale und der bureaukratische Despotismus im Polizeiwesen und in der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten, die vollendetste politische und wirthschaftliche Unfreiheit, die übermäßige Zahl unehelicher Geburten (1 uneheliches Kind auf 3⅘ eheliche), das ungerechte Conscriptionssystem — alle diese und viele andere Züge gleicher Art vereinigen sich zu einem politischen Nachtstück, welches in Deutschland schwerlich irgendwo seines Gleichen hat. Und wenn die Mißgestalt dieser Einrichtungen und Zustände vor dem Jahre 1848 durch eine gewisse Humanität des patriarchalischen Regiments zwar nicht ausgeglichen wurde, aber doch in einem etwas milderen Lichte erschien, so hat die seit der Restauration im Jahre 1850 die Herrschaft führende Partei dafür gesorgt, daß auch diese Hülle jetzt verschwunden ist und der nackteste Absolutismus an höchster Stelle strahlt. Nur an zwei Begebenheiten aus neuester Zeit möge hier, zum Beweise dessen, erinnert sein.

Digitized by Google

Die „Rostocker Zeitung" erhielt von Herrn v. Oertzen als Minister des Innern eine Verwarnung, weil sie über den Zeitpunkt der Vermählung des Großherzogs einige Tage vor dessen amtlicher Ankündigung angeblich eine Notiz gebracht. Es war aber zufällig eine andere Zeitung gewesen, welche diese unschuldige Nachricht in ihre Spalten aufgenommen hatte. Die „Rostocker Zeitung" wies nach, daß der ihr gemachte Vorwurf gänzlich des Thatbestandes entbehre. Herr v. Oertzen mußte gestehen, daß er sich eine kleine Verwechselung habe zu Schulden kommen lassen; er bemerkte, dies sei „im Drange der Geschäfte" geschehen, auf die beantragte Zurücknahme der Verwarnung aber könne er dennoch nicht eingehen, weil die „Rostocker Zeitung" im Allgemeinen eine schlechte politische Richtung verfolge.

Ein zweites Stück: im Verfahren erster Instanz waren 40 bis 50 Rostocker wegen Theilnahme am deutschen Nationalverein verurtheilt worden. In zweiter Instanz wurden dieselben freigesprochen. Herr v. Oertzen als Minister des Innern aber behauptete, daß der Rath zu Rostock, welcher die Spruchbehörde zweiter Instanz bildete, „sich erdreistet" habe, dabei von einer unrichtigen Ansicht auszugehen. Er cassirte nicht nur durch Cabinetsmachtspruch das freisprechende Erkenntniß, sondern erklärte zugleich auch die Verurtheilung erster Instanz für richtig, und wies den Rath zu Rostock an, für dessen Ausführung zu sorgen. Als dieser sich weigerte, die Männer in Strafe zu nehmen, welche er freigesprochen hatte, erschienen auf Befehl des Ministers v. Oertzen fünfundzwanzig Mann vom großherzoglichen Gardebataillon aus Schwerin und besetzten als Executionstruppe das Haus des Bürgermeisters Dr. Zastrow. Der Rath ward gezwungen, an Männern, die er durch ausführlich motivirtes Erkenntniß für schuldlos erklärt hatte, Strafen zu vollziehen. Die Sache wurde sowohl vom Rath als von den durch Herrn v. Oertzen verurtheilten Nationalvereinsmitgliedern vor den Bundestag gebracht, und es hatte allen Anschein, als wenn selbst diese Versammlung dem Verfahren der mecklenburgischen Regierung keine Seite abgewinnen konnte, welche es ihr ermöglichte, darin etwas Anderes zu entdecken als Cabinetsjustiz. Nur der schleunige Untergang des Bundestages brachte die Beschwerdeführer um ihren voraussichtlichen Sieg und den Bundestag selbst um die Gelegenheit, sich wenigstens in dieser Sache ein ehrenvolles Andenken zu sichern.

Bei dem Allen giebt es doch zahlreiche Personen in Mecklenburg, welche die alte Landesverfassung und die damit in Verbindung stehenden Einrichtungen erhalten zu sehen wünschen und welche daher den Eintritt Mecklenburgs in den norddeutschen Bundesstaat fürchten. Das ist die Phalanx derer, welchen ihre Privilegien höher stehen als das Wohl des Ganzen und welche nicht gern auf den politischen Einfluß und die mit ihrer bisherigen Stellung verbundenen materiellen Vortheile verzichten.

Digitized by Google

Sie haben darin vollkommen Recht, daß sie eine Fortdauer der alten mecklenburgischen Landesverfassung innerhalb des zu begründenden Bundesstaates nicht für denkbar halten. Mag der Bundesstaat auch nur in den allgemeinsten Umrissen und den bescheidensten Grenzen zur Verwirklichung gelangen: schon seine bloße Existenz wird genügen, um den mecklenburgischen Feudalismus über den Haufen zu werfen. Legt man auch auf alles Uebrige, was der jetzigen feudalen Landesvertretung Mecklenburgs bei dessen Eintritt in den Bundesstaat ihre bisherige Grundlage zu entziehen droht, kein entscheidendes Gewicht, jedenfalls enthält die dermalige mecklenburgische Verfassung einen Punkt, welcher nicht mit dem Bundesstaat vereinbar ist, dessen Reform aber mit Nothwendigkeit den Fall des ganzen feudalen Apparats nach sich zieht: die Finanzverfassung. Diese muß, wenn sie sich den neuen Verhältnissen anschmiegen soll, eine vollständige Umgestaltung erfahren. Das mecklenburgische Finanzsystem ruht — wie neulich in d. Bl. näher beleuchtet wurde — auf der Anschauung, daß zur Bestreitung der Bedürfnisse der Landesverwaltung principaliter die landesherrlichen Einnahmen aus den Domänen und Regalien zu dienen bestimmt sind, während die im Wege des Vertrages zwischen Landesherrn und Ständen festgestellten Steuern nur den Charakter von aversionellen Hilfsbeiträgen zur Bestreitung der Kosten des Landesregiments haben. Ein solches Verhältniß, verbunden mit dem Mangel eines Budgets und einer Controle der öffentlichen Einnahmen und Ausgaben, erscheint der neuen Bundesverfassung gegenüber schon deshalb unhaltbar, weil es widersinnig wäre, dem Bundesreichstage das Recht einzuräumen, über die Einkünfte des Großherzogs direct oder indirect zu verfügen, bestehende Steuern und Zölle an sich zu ziehen, deren Ertrag bisher in die großherzogliche Kasse floß oder neue Abgaben einzuführen, welche die bisherigen Zuflüsse zu dieser Kasse möglicherweise erheblich verändern könnten. Die bevorstehenden Bundeseinrichtungen werden daher die Wiedereinführung einer Scheidung zwischen großherzoglicher Kasse und Staatskasse erfordern, wie dieselbe schon einmal als Consequenz der constitutionellen Staatsordnung in Mecklenburg bestand. Diese Scheidung aber führt dann weiter: sie erfordert eine gänzlich veränderte Basis der Landesvertretung. Die Einheitlichkeit der Finanzverwaltung setzt den einheitlichen Staat und die Einheitlichkeit der Landesvertretung voraus. Mit Sonderung der Einkünfte des Staats von denen des Großherzogs fällt der Feudalismus.

Diese mit Sicherheit vorauszusehenden Consequenzen erklären hinlänglich das Widerstreben, mit welchem die Anhänger des Feudalismus, Regierung sowohl als Stände, an die Gründung des neuen Bundesstaats hinantreten. Sie fürchten dessen verjüngende Rückwirkung auf das alte Mecklenburg.

Viel Macht nach außen hat freilich der Fürst eines Kleinstaates nicht zu verlieren. Es ist aber auch schon ein Opfer, auf den Schein der Selbständig-

Digitized by Google

keit zu verzichten. Schwerer noch fällt jedenfalls die veränderte Stellung dem Lande gegenüber ins Gewicht. Der Großherzog soll auf denjenigen Theil seiner Rechte im Innern verzichten, welcher auf die neue Bundesgewalt übergeht. Er soll sich seiner Kriegsherrlichkeit über die Landestruppen begeben, sein Gesetzgebungs- und Besteuerungsrecht, welches beides er in seinen Domänen sogar ohne alle ständische Mitwirkung übt, schmälern, seine Einnahme auf ein bestimmtes Maß zurückführen lassen. Er soll auf die freie und gänzlich uncontrolirte Verwendung von Einkünften verzichten, welche jährlich einen reinen Ueberschuß von mehr als einer Million Thaler liefern, und auf den Einfluß, welchen er als Grundherr von 200,000 Seelen und einem Areal von hundert Millionen Thaler an Werth in der mannigfaltigsten Weise übt.

Noch empfindlicher trifft die Veränderung die Mitglieder der feudalen Landesvertretung, der Ritter- und Landschaft. Sie sollen ihre politischen Rechte nicht nur beschränken lassen, sondern ganz verlieren. Für die Ritterschaft, namentlich für die adelige, droht außerdem mancherlei Verlust an Sinecuren und den damit zusammenhängenden Emolumenten. Eine Menge von Stellen, welche theils ausschließlich, theils vorzugsweise aus der Mitte der Adelsfamilien besetzt werden, wird bei veränderten Staatseinrichtungen, bei Einführung des Princips der Selbstverwaltung, als überflüssig eingehen. Das Hofleben, an dessen uneingeschränktem Fortbestand der Adel ein so großes Interesse hat, wird sich offenbar einfacher und der neuen Stellung des Fürsten im Bunde entsprechender gestalten. Von besonderem Gewicht ist auch die Einnahme aus dem Vermögen der drei Landesklöster. Dasselbe beträgt circa sechs Millionen Thaler und die davon aufkommenden Erträge nach einer Berechnung von Pogge-Pölitz jährlich circa eine viertel Million. Diese Einkünfte hat der sogenannte eingeborene und recipirte Adel, welcher sich an die Ritterschaft anlehnt und in den Vorständen derselben zugleich seine eigene Organisation besitzt, fast ausschließlich für seine unverheiratheten Töchter in Beschlag genommen. Nebenbei werfen diese Stiftungen, welche bei der Säcularisation der Kirchen- und Klostergüter im Reformationszeitalter den Ständen für Unterrichtszwecke überwiesen wurden, auch für einzelne Mitglieder der adeligen Ritterschaft, die als Klosterhauptleute, Provisoren, Deputirte die Klosterangelegenheiten leiten, nicht unbeträchtliche Einnahmen ab, an denen auch die Mitglieder der Landschaft einigen Theil haben. Ferner giebt es eine Menge von sonstigen ständischen Aemtern, welche der Adel in Besitz hat. Die Mitglieder des engeren Ausschusses von Ritter- und Landschaft, des Landtagsdirectoriums, der ständischen Deputationen u. s. w. beziehen stattliche Einkünfte in Form von Gehalten, Diäten, Reisegeldern, Besoldungen für verschiedene mit ihrem Amt verbundene Nebengeschäfte. Das Aufhören der Gerichts- und Polizeiherrlichkeit, die Gleichstellung in Bezug auf die militärische Dienstpflicht und manches Andere bildet

Digitized by Google

eine weitere, bei den bisher Privilegirten sehr unbeliebte Seite des Rechtsstaates. Auch die Bürgermeister sind Gegner einer Aenderung der Landesverfassung, welche sie aus ihrer hochgebietenden Stellung in der Gemeinde herauszusetzen droht und ihre Einkünfte mit ihren Leistungen in das richtige Verhältniß zu bringen verspricht.

Aus dieser Sachlage erklärt sich der Widerwille Alt-Mecklenburgs gegen den Bundesstaat. Dieser Widerwille leuchtet aus allen bisherigen öffentlichen Acten hervor, welche auf das zu begründende Bundesverhältniß Bezug haben. Die Regierung hat kein Hehl daraus gemacht, daß sie nur gezwungen und nur zur Vermeidung noch schlimmerer Ungelegenheit auf dem von Preußen vorgezeichneten Wege gefolgt ist. Die Stände sind von dem gleichen Gesichtspunkt ausgegangen und haben alles gethan, was an ihnen lag, um das von Preußen begonnene Werk für Alt-Mecklenburg so unschädlich als möglich zu machen, und um für spätere günstigere Zeiten die Rückkehr zu den bestehenden Verhältnissen offen zu erhalten. Unsere frühere Darstellung der Verhandlungen des außerordentlichen Landtags läßt darüber keinen Zweifel. —

Seitdem ist nun das Wahlgesetz für das Parlament verkündigt worden, ganz in jener, über wesentliche Bestimmungen des Reichswahlgesetzes, welches vertragsmäßig die Grundlage bilden sollte, mit wohlerwogener Absicht sich hinwegsetzenden Gestalt, wie die Regierung es den Ständen vorgelegt und diese es genehmigt hatten. Ohne solche Ausbiegung vor den unbequemen Paragraphen wäre ja Moritz Wiggers, der Präsident der mecklenburgischen Abgeordnetenkammer von 1848 und 1850, der Mann, welchen der Feudalismus am meisten haßt und fürchtet und vor welchem er doch das Auge nicht aufzuschlagen wagt aus Scham über die gebrochene Treue, dieser Moritz Wiggers wäre ja sonst als mecklenburgischer Abgeordneter auf den Reichstag gezogen und als Ankläger des Wortbruchs und der Mißregierung aufgetreten, unter welcher sein Heimathsland seit sechzehn Jahren leidet. Das sollte um jeden Preis vermieden werden und nichts könnte daher den mecklenburgischen Feudalismus empfindlicher treffen, als wenn ein auswärtiger Wahlkreis ihn um die Früchte der hierauf gerichteten Anstrengungen brächte. In der mit dem Wahlgesetz publicirten Ausführungsverordnung hat die Regierung aber ihre früheren Leistungen auf demselben Gebiet fast noch überboten und ihrem feudalen Widerwillen gegen den Bundesstaat einen an Hohn streifenden Ausdruck gegeben. Die Wahlkreise sind keine Kreise im bisher geläufigen Sinne des Wortes, sondern Classificirungen der Wähler nach den Bevölkerungskasten des feudalen Mecklenburg. Wie dieses in Domanium, Ritterschaft und Städte zerfällt, so soll dasselbe Eintheilungsprincip auch für die Wahlen gelten. Jeder dieser drei Theile soll zwei Wahlkreise bilden und jeder Wahlkreis einen Abgeordneten wählen. Nur weil ein Ueberschuß der Domanialbevölkerung gegen die ritterschaftliche vorlag, welcher aus-

Digitized by Google

geglichen werden mußte, hat man sich genöthigt gesehen, den einen der beiden ritterschaftlichen Wahlkreise mit jenem Ueberschuß aus der Domanialbevölkerung zu verbinden. Jede Ortschaft bildet einen Wahlbezirk und jede Ortsobrigkeit leitet an ihrem Orte die Wahlen. Das Recht, Wahlvereine zu bilden, ist nicht gewährt. Der Minister wird es voraussichtlich nur den ihn darum angehenden Particularisten als besondere Vergünstigung gewähren, nimmermehr aber der nationalen Partei. Das Recht zu öffentlichen Wahlversammlungen wird gleichfalls den Wahlberechtigten vorenthalten. Statt dessen wird nur den Ortsobrigkeiten die Befugniß ertheilt, für einen kurzen Zeitraum, von der Ausschreibung des Wahltermins bis zur Vollziehung der Wahlen, auf geschehenen Antrag dergleichen Versammlungen zu gestatten, eine Befugniß, welche in gewöhnlichen Zeiten ausschließlich der Minister des Innern hat. Die Liberalität der Regierung rücksichtlich der Gewährung öffentlicher Wahlversammlungen besteht also darin, daß sie für einige Wochen deren Gestattung gestattet. In welcher Weise die Ortsobrigkeiten dieses Recht üben werden, bedarf kaum einer Andeutung. In ihren Händen liegt es, die Petenten abschlägig zu bescheiden, ihnen Bedingungen zu stellen, sie mit der Antwort bis zu einem Zeitpunkt hinzuhalten, wo es zu spät ist, die Einladung zu erlassen. Dazu kommt, daß die Ausführungsverordnung die Sonn- und Festtage als Versammlungstage ausscheidet, wodurch den Arbeitern die Theilnahme an Wahlversammlungen aufs äußerste erschwert und auf den ritterschaftlichen Gütern ohne Zustimmung der Gutsherrschaft, da sie an Werktagen ihre Arbeit nicht versäumen dürfen, überhaupt unmöglich gemacht wird. Endlich ist auch noch durch die Bestimmung, daß die Versammlungen der Wahlberechtigten mit sonstigen, der bevorstehenden Wahl fremden politischen Zwecken sich nicht beschäftigen sollen, widrigenfalls sie als unerlaubte Versammlungen gelten und gegen die Theilnehmer nach den bestehenden Gesetzen eingeschritten wird, für einen Fallstrick gesorgt, mit dessen Hilfe jede Versammlung gesprengt und jede Aeußerung in derselben mit Strafe belegt werden kann.

Nach dem Allen ist kein Zweifel darüber möglich, wie Regierung und Stände über das Unternehmen denken, an welchem mitzuwirken sie sich haben entschließen müssen. Auch das Verhalten des Großherzogs Friedrich Franz bietet kein Merkmal dar, daß er für seine Person den preußischen Absichten näher stände als seine Minister. Wenn er an dem Feldzuge Preußens gegen die süddeutschen Staaten sich activ, als Führer eines preußischen Armeecorps, betheiligt hat, so lag der Beweggrund nicht in Begeisterung für die preußische Politik. Vielfache Zeichen lassen darüber keine Ungewißheit bestehen, daß er in diese Politik keineswegs mit Freudigkeit eingegangen ist, und daß der Begriff des Müssens bei seinen Entschließungen sehr stark mitgewirkt hat. Die Uebernahme eines preußischen Commandos Seitens des Großherzogs Friedrich Franz bezeugt

Digitized by Google

nichts weiter als seinen sehr ausgeprägten Sinn für praktische Strategie und kriegerische Ehren, welcher freilich infolge der Ungunst der Verhältnisse in dem ihm und seinem Armeecorps zugefallenen Antheil an den Thaten dieses Sommers nur eine mäßige Befriedigung gefunden haben kann.

Ihre weitere Stütze findet die particularistische Richtung der Regierung und der Stände in dem Beamtenthum, in der Geistlichkeit und dem zünftlerisch gesinnten Theile des Handwerkerstandes. Die Beamten und die Geistlichen aus der Schule Kliefoths haben überhaupt eine Abneigung gegen den Rechtsstaat und besonders die letzteren laboriren an einem überaus großen Mangel an Klarheit über politische Dinge. Den Zünftlern aber kommt es auf die Politik nur so weit an, als sich dieselbe um die Erhaltung ihrer Zunftordnung dreht. Mehr als daß er sie hierbei schütze, verlangen sie vom Staate nicht.

Diesen verschiedenen Classen von Particularisten steht diejenige Partei gegenüber, welche die Einheit und Freiheit Deutschlands will und in dem norddeutschen Bunde den Anfang einer Verwirklichung derselben erkennt, welche auch dem politischen und wirthschaftlichen Elend Mecklenburgs das ersehnte Ende bereiten wird. Zwar fehlt es auch unter den mecklenburgischen Liberalen nicht an einzelnen Elementen, welche zu dem norddeutschen Bunde kein Vertrauen haben und von der preußischen Initiative und Hegemonie sich für Deutschland nichts Gutes versprechen. Indessen bilden diese, vereinzelt wie sie ohnehin sind, kaum eine entgegenwirkende Kraft; in der Bekämpfung des feudalen Particularismus mit den Anhängern des Bundesstaats unter preußischer Führung einig, begnügen sie sich mit der Rolle neutraler Zuschauer oder mürrischer Unglückspropheten.

Die bundesstaatliche Partei hat ihre Hauptstärke in den Städten und ihren Centralpunkt in Rostock. Außer einer großen Anzahl von Bürgern aller Stände zählt sie zu ihren Genossen einzelne bürgerliche Mitglieder der Ritterschaft und, so weit in diesen Kreisen überhaupt unter dem vieljährigen Drucke noch ein Sinn für öffentliche Angelegenheiten sich erhalten hat, die Hauptmasse der mittleren und niederen Landbevölkerung, Erbpächter, Bauern, Büdner, Tagelöhner u. s. w. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß das Verständniß für die Aufgabe und das Ziel, eben infolge des über unserem politischen Leben seit langer Zeit lastenden polizeilichen Druckes und der mangelnden Gelegenheit zur Belehrung, in einem nicht unbedeutenden Theile der Bevölkerung noch wenig vorgeschritten, in einem andern erst zu wecken ist. Dazu kommt, daß es in der ganzen Landbevölkerung außer den Rittergütern keinen freien Grundbesitz giebt und daß die Lage des Bauern und des Tagelöhners eine in hohem Grade abhängige ist. Auf den Rittergütern hat der Gutsherr, im Domanium der großherzogliche Beamte eine weitreichende Macht, mit welcher keiner, dem dieselbe Schaden zufügen kann, gern in Conflict geräth. Diese Abhängigkeit ist selbst

Digitized by Google

in den Städten, namentlich in den kleineren zu finden. Kaufleute und Gewerbtreibende glauben die Gunst der benachbarten Landschaft nicht entbehren zu können, und allerdings vermögen die Besitzer der umliegenden Güter durch Entziehung der Kundschaft denselben vielen Schaden zuzufügen, ja es fehlt nicht an Beispielen in der neueren Geschichte Mecklenburgs, daß die Nachbarschaft förmliche Bündnisse abgeschlossen hat, um eine Stadt für die freisinnige Haltung ihrer Bürger durch Abschneidung des Verkehrs zu strafen.

Wer alle Schwierigkeiten erwägt, welche in den Verhältnissen wie in den Personen der Heilung Mecklenburgs von seinen kranken Zuständen sich entgegenstellen, der wird den Wunsch begreiflich finden, welchen man in der Zeit der Krisis dieses Jahres nicht selten hören konnte: möchten doch auch die Lenker unserer Geschicke sich gegen Preußen recht renitent erweisen! Der fromme Wunsch wiederholte sich noch zur Zeit des außerordentlichen Landtags, als die Entscheidung Mecklenburgs für oder gegen den Bündnißvertrag in den Händen der mecklenburgischen Ritterschaft lag. Der hier vorschwebende Weg der Genesung hatte allerdings den Vorzug, rascher und gründlicher zum Ziele zu führen. Aber bei nicht erfüllten Wünschen lohnt es nicht zu verweilen.

Die liberal-nationale Partei in Mecklenburg wird vor dem Kampf mit den entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht zurückschrecken und zunächst alles thun, was möglich ist, um die Wahlen der sechs mecklenburg-schwerinschen und des strelitzschen Abgeordneten zum Reichstage des norddeutschen Bundes zu einem guten Ziele zu führen. Nachdem schon im Juli d. J. ein Anfang zur Sammlung der Kräfte gemacht war, ist eine festere Einigung für die bevorstehenden Wahlen durch eine Versammlung angebahnt worden, welche am 1. December in Rostock abgehalten und von mehr als hundert Männern aus allen Theilen des Landes besucht war. Man einigte sich hier über ein den preußischen Intentionen zustimmendes und sie nach der Seite der freiheitlichen Entwickelung ergänzendes Programm, sowie über eine Anzahl von Candidaten für die Parlamentswahlen, welche unter der Voraussetzung ihrer Zustimmung zum Programm zur Auswahl vorgeschlagen wurden. Weitere Schritte, so weit sie innerhalb der eng gezogenen Grenzen der Gesetze möglich sind, werden folgen.

Inzwischen hat nun auch die Regierungspartei eine Wahlagitation vorbereitet. Sie schickt sich auch ihrerseits zur Aufstellung einer Candidatenliste an, bei welcher, wie das ministerielle Blatt verkündigt, das Hauptaugenmerk darauf gerichtet werden soll, daß eine Billigung der Vorschläge von Seiten des Großherzogs gehofft werden könne, indem von fast allen treuen Mecklenburgern die Nothwendigkeit empfunden werde, in „Angelegenheiten der deutschen Politik der Führung unsers verehrten und geliebten Großherzogs vertrauensvoll zu folgen". Noch einfacher wäre dieses Ziel wohl durch großherzogliche Ernennung

Digitized by Google

der Abgeordneten zu erreichen, wenn nicht unglücklicherweise das Gesetz die Wahl vorschriebe.

Mag nun in den nächsten Wahlen die Partei siegen, welche über alle äußeren Mittel verfügt, oder diejenige, welche nur in ihrer sittlichen Macht eine Stütze hat: dem künftigen Parlamente bleibt das Recht der Wahlprüfungen. Wie sich die Resultate in zweiter Instanz auch gestalten, warten haben wir gelernt, und daß dem in Preußens Hand ruhenden nationalen Werke der Sieg zufalle und seine Früchte auch für Mecklenburg nicht verloren gehen, bleibt allen etwaigen einzelnen Enttäuschungen zum Trotz unsere unerschütterliche Zuversicht.

Kunst und Künstler im Gefolge des Kriegs.

Der große Krieg dieses Jahres liegt abgeschlossen hinter uns. Die nächsten Resultate, welche er für das Vaterland gebracht hat, lassen sich übersehen. Was wir durch ihn gewonnen und was verloren, können wir gegen einander abwägen. In allen öffentlichen Verhältnissen ist wohl wenig, worauf er nicht erkennbar, vorübergehend oder dauernd und tief umgestaltend eingewirkt hätte. Wie er in die Privatverhältnisse eingegriffen, wie viel an Wohl und Weh wir Deutschen durch ihn empfangen, wissen die Einzelnen, deren keiner von seiner Macht unberührt geblieben ist im Vaterlande, zu sagen und zu würdigen.

Zunächst drohte auch dieser Krieg aller friedlichen Thätigkeit, aller Arbeit des Schaffens und Erwerbens Verderben und Untergang. Er entzieht ihr die Hände und gleichzeitig den Markt. Kein Wunder, wenn die Angst vor dem unvermeidlich hereindrohenden Unheil auch ohne die Mitwirkung der politischen Ueberzeugung und des „deutschen" Vaterlandsgefühls in den Vertretern und Angehörigen der vorzugsweis erwerbenden Bürgerclassen jenen Fanatismus des Friedens erzeugte, dessen Leistungen wir im Frühling dieses Jahres zu bewundern so reiche Gelegenheit fanden. Dieser Fanatismus ist ein Bruder des passiven Widerstandes: er setzt sich für seine Sache aufs äußerste zur Wehr, aber immer „innerhalb der gesetzlichen Schranken". Und bleiben seine Anstrengungen erfolglos, so schwindet seine Kraft und Hitze schnell genug. Man arrangirt sich mit dem nicht zu Aendernden, so gut es eben gehen will, schickt

Digitized by Google

sich in die Zeit, hält die Wuth des Wetters aus und wenn man es überhaupt übersteht, so sieht man zu, ob sich nicht auch dem gefürchteten, nun wirklich gewordnen Zustand der Dinge eine brauchbare Seite, eine Möglichkeit der friedlichen Ausnutzung seiner abgewinnen lasse, ob er nicht grade den Boden umwühlend bereitet habe für eine künftige Ernte von Friedensfrüchten, doppelt so reich, wie die sonst auf ihm gesammelten.

Am schlimmsten und verhängnißvollsten scheint der Ausbruch jedes Krieges den schönen Künsten und unter diesen wieder den bildenden zu werden. Zwar vom Verlust, oder der zeitweiligen Entziehung der in ihnen thätigen „Arme“ wird sie weit weniger betroffen als Gewerbe, Handel und Ackerbau, selbst im Lande der allgemeinen Wehrpflicht. In der Kunst sind es immer nur die Wenigen und ist es nicht die Masse, welche das Bedeutende ins Leben ruft; und die Wenigsten dieser Wenigen — so war es diesmal in Preußen — auf welchen die Würde unserer Kunst ruht, pflegen eine solche Stellung bereits in einem Alter erreicht zu haben, welches ihnen die kriegerische Dienstpflicht unabweislich macht. Aber der Lärm der großen und blutigen Ereignisse zerstört gründlich die Ruhe und Sammlung des schaffenden Künstlergeistes, das Interesse des Beschauers an dem, was er bieten kann, und am gründlichsten das Verlangen und Streben nach dem Besitz des von ihm Erzeugten. Der Verkauf von Gemälden und Sculpturen hört vor dem Grollen des ersten Schusses schon auf. Sie erscheinen sofort als diejenigen unter den sonst gewohnten Lebensannehmlichkeiten, auf welche auch der Reichste am leichtesten und schmerzlosesten verzichtet. Der Staat geht den privaten Liebhabern darin mit gutem Beispiel voran: öffentliche Aufträge werden rückgängig gemacht, oder ist das nicht mehr möglich, sistirt; auch er hat dann all seine Mittel und sein Interesse auf andre ernste und reale Dinge zu concentriren. An die Kunst und die Künstler tritt immer mehr die bedenkliche Frage: Was nun?

Die Antwort dürfte nicht grade trostreich gelautet haben, wenn der so überraschend und überwältigend schnelle Gang der Dinge diesmal nicht jene Frage so schnell wieder abgeschnitten hätte, nachdem sie kaum aufgestiegen war. Nur ein kurzes Bangen hatten die Künstler zu überdauern. Wenige Monate genügten, und die Welt ist zu ihren alten friedlichen Beschäftigungen und Neigungen zurückgekehrt. Aber ohne Spur konnte das, was jene Monate erfüllte, das gewaltige geschichtliche Drama, das sich im Vaterlande mit dieser wirbelnden Schnelligkeit abrollte, auch auf die bildende Kunst nicht bleiben. Auch sie hat sich zum Kriege in ein gewisses Verhältniß setzen müssen; er, der ihr Verderben drohte, ist vielfach belebend für sie geworden; und die neuen Segnungen, welche in ihm für das Vaterland errungen sind, werden auch für sie nicht verloren sein.

Mehr als drei Jahrzehnte waren seit den Freiheitskriegen dahingegangen, während welcher das wirkliche geschichtliche Leben Deutschlands seinen Malern

Digitized by Google

zu einem Werk ihrer Kunst „auch nicht den mindesten Stoff", nicht die geringste Anregung gab. Sie mußten von der Vergangenheit zehren, was die Gegenstände anbetrifft, wenn ihre Neigung und Absicht auf diese Darstellungskreise gerichtet war; und für die Form sahen sie sich in Ermangelung der selbst zu beobachtenden Wirklichkeit auf das Beispiel ihrer aus der Gegenwart heraus malenden französischen Genossen gewiesen, wo es sich um Bilder der realen Erscheinung solcher Vorgänge und nicht um willkürliche Phantasiegebilde derselben handelte. Die Ereignisse des Jahres 1848, speciell des damaligen schleswig-holsteinischen Krieges änderten zum ersten Mal einigermaßen diese Lage der Dinge. Unsere bildende Kunst aber stand ihnen damals noch zu unbeholfen gegenüber, sie hat nichts Rechtes daraus zu machen gewußt. Zu bedeutenderen künstlerischen Leistungen begeisterte sich nur des jugendlichen Georg Bleibtreu Talent an jenen fruchtlosen Kämpfen um die deutschen Nordmarken. Die revolutionären Ereignisse und Thaten in Innerdeutschland aber wurden zu schnell zu sehr unliebsamen Erinnerungen. Kein Maler mochte sich viel mit ihrer Belebung im Bilde zu thun machen: nicht einer der anfangs entstandnen Entwürfe zu Revolutionsgemälden, so wenig als zu Revolutionsdenkmalen, ist je zur wirklichen Ausführung gekommen.

Erst sechszehn Jahre später sollte es der zeitgeschichtlichen, specieller der kriegerischen Malerei in Deutschland besser werden. Der neue Krieg um Schleswig-Holstein, der die ganze Nation im Tiefsten erregte, führte jener die so lange mangelnden echt volksthümlichen Gegenstände zu und bot zum ersten Mal den Künstlern volle Gelegenheit, derartige Ereignisse vor der Wirklichkeit selbst zu studiren. Ich habe damals in diesen Blättern erzählt, wie sich zunächst die Illustration der Vortheile zu bemächtigen bestrebt war, welche so günstige Umstände der zeichnenden Kunst boten. Diese leichte künstlerische Truppe bereitete nur die Wege für die schwerer bewegliche große Malerei. Aber auch sie sollte keineswegs leer ausgehen. Die neuen kriegerischen Thaten und Siege der preußischen Heeresmacht hatten den königlichen Gebieter derselben — dessen Sinnesart von der zärtlichen Neigung für die bildende Kunst sehr weit entfernt ist, welche seinen verewigten Bruder beseelte — mit einer stolzen Freude erfüllt, die sich nicht genug thun konnte in ehrenvollen Dankesbezeigungen gegen seine Truppen, in der Anerkennung und Verherrlichung ihrer Leistungen. Die zahlreichen neuen Ordens-, Kreuz-, Medaillenstiftungen waren der nächste Ausdruck dafür; die Aufträge zu Bildern der vollbrachten Thaten und zu großartigen plastischen Monumenten für diese und ihre Helden entsprangen derselben Empfindung. Alle unsere kriegerischen Geschichtsmaler wurden zur Bewerbung um die Ausführung jener malerischen Aufgaben aufgerufen, alle hervorragenderen Bildhauer brüteten über Projecten zu Düppel- und Alsendenkmalen. Den Architekten machte man es am bequemsten: man taufte bereits fertige Schöpfungen

Digitized by Google

ihrer Kunst, welche weder innerlich noch formal eine Beziehung zu den Ereignissen hatten, Brücken, Quais ꝛc., mit den beiden schwer wiegenden Namen. Aber die Kunst ist lang und die Geschichte geht schnell. Nur die ersten Sturm- und Kampfbilder kleineren Maßstabs von Camphausen, Hünten, Kretschmer ꝛc. waren erschienen. Der erstgenannte und Bleibtreu hatten nur eben erst die für die Nationalgalerie auszuführenden, ihnen als Siegern in der Preisbewerbung zuertheilten untermalt; der Grundstein des kolossalen Düppeldenkmals in Berlin war nur erst gelegt und über F. Drakes Entwurf zu demselben noch keine Einigung erzielt, — als bereits jene Ereignisse über Deutschland hereinbrachen, welche die des Jahres 1864 völlig in Schatten stellend, der politischen Weiterentwickelung und der historischen Kunst neue und großartigere Perspectiven eröffnen sollten. Während die Herzen der friedlichen Künstler von Zagen und Bangen ergriffen wurden, begann für die kriegsbereiten eine Zeit des kühnen freudigen Hoffens. Nun endlich schienen die großen Geschicke sich entscheiden und erfüllen, gewaltige geschichtliche Thaten sich vollziehen, der Kampf „um der Menschheit große Gegenstände" durchgefochten werden zu sollen und vor den Augen der Künstler selbst! Denn es zeigte sich bald genug, daß jene altgebräuchliche zugeknöpfte und abweisende Manier, welche sonst preußischen Militärbehörden gegen jeden Civilmenschen charakteristisch war, welche den Zeichnern so gut wie den Zeitungscorrespondenten jede Vergünstigung, ja selbst Duldung versagt hatte, diesmal abgethan sein sollte, wie so manches alte Uebel. Berichterstatter und Specialartisten attachirten sich ungehindert den Hauptquartieren der verschiedenen großen preußischen Armeen; einige auf diesem Felde ruhmvoll bewährte Maler wurden sogar direct vom Prinzen Friedrich Karl, vom Kronprinzen und von General Vogel v. Falkenstein eingeladen, sich ihren Heeren anzuschließen, um deren Thaten als Zeugen derselben unmittelbar in der eigenen Anschauung und Beobachtung der Wirklichkeit behufs späterer künstlerischer Darstellung zu studiren. Man kann sich denken, mit wie freudiger Bereitwilligkeit die Betreffenden einer derartigen Einladung Folge leisteten. Camphausen ging ins Lager des Kronprinzen, später folgte ihm Professor Otto Heyden; Bleibtreu und Ludwig Burger zum Hauptquartier der ersten Armee, letzterer, nach der Entscheidung in Böhmen, noch nachträglich zur Mainarmee, Kaiser durfte sich dem königlichen Hauptquartier anschließen. Die verschiedenen illustrirten Zeitungen schickten Zeichner zu allen kämpfenden Parteien; denn der deutsche Verleger hatte seine Abonnenten bei Welf wie bei Waiblingen und für beide mußte gesorgt werden. Der vortreffliche, in Italien wie in Schleswig erprobte Beck ging für die Webersche Illustrirte Leipziger Zeitung ins östreichisch-sächsische Lager. Fickentscher war für Hallbergers „Ueber Land und Meer" so vielseitig thätig, daß man glauben könnte, er sei einfach in Stuttgart oder Düsseldorf geblieben. Als Landwehrmänner einberufen zogen von letzterem Ort

Digitized by Google

und seiner Künstlerschaft die bekannten Schlachtenmaler Hünten, Sell, Nikotowski, von Berlin Lüders mit zu Felde. Auf eigene Faust und Gefahr suchten A. v. Heyden, Günther, Jenny, F. Schulz und wohl noch manche andere den Heeren zu folgen. — So vielwirkliche Anschauung solcher Ereignisse und Vorgänge den Malern nutzen kann, so wenig vermag der Bildhauer davon zu profitiren. Diejenigen von dieser Genossenschaft, welche desselben Wegs gezogen sind, thaten es daher keineswegs freiwillig von künstlerischen Antrieben dazu bestimmt, sondern dem ehrenvollen Zwange der Landwehrpflicht folgend. Auch ihrer waren, wie der Maler in gleicher Lage nur wenige. Grade eine der größten und originellsten Kräfte in der modernen Sculptur mußte sich wunderlicherweise unter diesen Wenigen befinden: Reinhold Begas. Es schien an entscheidender höchster Stelle indeß bald genug der gerechte Zweifel darüber aufzutauchen, ob es wirklich ganz billig wäre, ein in dieser Zeit und in unserm Volk so hervorragendes Talent die Schuld ans Vaterland nur mit den sechs Fuß Länge seines Trägers zahlen zu lassen. Genug, nachdem er acht Tage in Magdeburg Rekruten einzukleiden gehabt hatte, entließ man ihn zu seiner Werkstatt und den Marmorblöcken, aus welchen er Berlins Schillermonument herauszumeißeln hat. Zwei andere junge und noch unbekannte Bildhauer, Dahn und Genutat, haben dagegen bei Königsgrätz Blut und Leben dargebracht. Ein vierter Bildhauer A. Gilli war künstlerisch in der Herstellung der Todtenmasken hervorragender Gefallener thätig.

Nun gingen aber bekanntlich die Ereignisse mit so gewaltiger Schnelle, nahmen so riesige Dimensionen an, dehnten sich über ein so weites Feld von der Elbe bis zum Rhein aus, traten gleichzeitig in solcher Massenhaftigkeit auf, daß die armen Künstler in Gefahr geriethen, in dem embarras de richesses um das Ziel ihrer Erwartungen zu kommen. Die Erzählungen Burgers und Bleibtreus geben ein sehr ergötzliches Bild davon, wie ihnen bei dieser erdrückenden Fülle des Sehens-, Lernens-, Bewahrens- und Zeichnenswertheften zu Muthe war, welche sich vor ihren Augen in der Zeit von wenigen Wochen zusammendrängte, trotzdem diese Augen doch nur immer einen sehr geringen Ausschnitt aus dem eingebenden Kriegsgebiet beherrschten und auch dieser ihnen noch während der eigentlichen Gefechte vom Pulverdampf und vom täglich strömenden Regen großentheils verhüllt oder beschränkt wurde. Ein solcher Kriegszug stellt die Nerven, die Ertragungsfähigkeit und Kaltblütigkeit auch der Künstler auf harte Proben. Camphausen, trotz seiner Uebung darin, bekennt, daß er sie nicht bestanden habe, daß sein preußisches und auch sein menschliches Herz nicht die Fähigkeit fand, von der furchtbaren Aufregung des Antheils an den Thaten und den entsetzlichen Leiden derer, die er begleitete, sich soweit frei zu halten, um in dem, was um ihn vorging, einzig den Gegenstand seines künstlerischen Studiums zu sehn und in dem ungeheuren Tumult und Jammer unbeirrt nur

Digitized by Google

auf sein eignes Ziel gerichtet zu bleiben. Er fühlte sich außer Stande zu zeichnen, und verließ Böhmen nach den ersten Gefechten. Die anderen hielten länger aus, bis Pardubitz und Prag, unter Entbehrungen und Fährlichkeiten oft genug tragikomischer, oft auch ganz ernstlicher Art. Bei Königsgrätz wurden sie von einer durch einschlagende Granaten erschreckten Traincolonne in den Wirbel ihrer kurzen Flucht mit hineingerissen, und die Bistritz verschlang bei dieser Gelegenheit Bleibtreus Skizzenbuch mit allen bisher nach Todten und Lebenden gezeichneten Studien. Aber sie hatten doch den Krieg gesehen, wie seine Leidenschaft und Gewalt die Lebendigen bewegt und hinreißt und die Gefallenen auf blutgetränkter Erde hinbettet, hatten die tausendfach wechselnden Scenen der Märsche, der Lager, des stürmenden Angriffs, der ausdauernden Vertheidigung, der Verbandplätze, der Gefangenentransporte, in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit, hatten den todesfreudigen Mannesmuth, den Schmerz der Wunden und des Sterbens, die Begeisterung, den trunkenen Jubel des Sieges, und dazu jene Höhen, Wälder, Schluchten, Dörfer, jene Schauplätze der gewaltigsten Thaten und Entscheidungen mit eigenen Augen gesehn, und somit Eindrücke in sich aufgenommen, welche sich der Phantasie wohl tief und unverlöschlich einprägen müssen, auch wo ihr nicht das sichtbare äußerlich fixirte Erinnerungszeichen zu Hilfe kommt. Aber L. Burger hat dafür gesorgt, daß es auch an diesem nicht fehle. Er ist für die Aufgabe, welche ihm hier zufiel, berufen und auserwählt wie kaum ein zweiter unter den Lebenden. Der unbedingten Sicherheit des Auges und der zeichnenden Hand kommt bei ihm die kaltblütige Ruhe gleich, welche ihn unter den unbequemsten wie unter den grauenvollsten, ja persönlich gefährlichsten Umständen nicht verläßt. Jene Sicherheit der Zeichnung ist bei ihm nicht blos Folge eines freilich außerordentlichen Talents, sondern ebenso der großen Uebung und der Menge des positiven ganz genauen Wissens von der Natur und besonders von allem militärischen Wesen. Ich zweifle selbst, ob Menzel das moderne preußische Heer so völlig künstlerisch „auswendig" weiß, wie Burger. Er mag seine Soldatengestalten, Pferde, Geschützwagen ꝛc. noch so frei und lebendig bewegen — nie wird ihm der strengste militärische Kamaschenpedant einen falsch sitzenden Knopf, Litze, Schnalle, Riemen, ein unverstandenes oder falsches Gewehrschloß, Portepée, ja selbst — Ordenszeichen auch im kleinsten Bildchen nachzuweisen vermögen. Für eine genaue künstlerische Chronik der Thaten eines Heeres ist eine so gründliche absolute Kenntniß seiner Erscheinung immer wichtig. Dieselbe, ich möchte sagen, photographische Präcision ist Burgers Terrainzeichnungen, den größeren Totalansichten wie den Detailbildern bestimmter Oertlichkeiten eigen. Die flüchtigst im drängenden Moment hingeworfene Skizze zeichnet bei ihm dergleichen Dinge doch immer ganz genau, klar, zuverlässig, überzeugend und, das Seltsamste, immer elegant und sauber. Diese unverlierbaren Eigenschaften seiner Zeichnung überraschen in seinen Studien vom Kriege doppelt,

Digitized by Google

wenn man sich in die äußerlichen Bedingungen hineinversetzt, unter denen sie entstanden, in die während der Arbeit auf des Künstlers Gefühl und Sinne (den Geruch nicht ausgenommen!) einwirkenden Eindrücke. Und nicht minder überraschend, kaum begreiflich ist das von ihm Geleistete durch seine Menge. Nachdem er den Siegeszug der Preußen bis südlich von Pardubitz begleitet, folgte er Falkensteins Einladung zur Mainarmee, zeichnete dort wieder die wichtigsten Punkte, Schlachtfelder, Ortschaften, bereiste dann nachträglich die ganze Straße, auf welcher die Armee des Kronprinzen bis Königsgrätz vorgedrungen war, und machte schließlich noch eine Excursion nach dem großen Gefangenenlager bei Cöslin, wo einige Tage der Anwesenheit für ihn hinreichten, die unabsehbare Folge seiner Studienblätter aus dem Kriege noch um ein paar Dutzend der meisterhaftesten Aquarellen, vollendeter Charakterbilder der Haupttypen des östreichischen Heeres zu bereichern.

Die nächste Verwerthung dieser Arbeiten wird Burger in dem großen Werk über den böhmischen Feldzug, mit dessen Text Fontane von officieller Seite her beauftragt ist, geboten sein. Einiges, aber verhältnißmäßig nur wenig, hat er inzwischen schon für verschiedene illustrirte Blätter zu Darstellungen verarbeitet.

In diesen hatte das nach einer Anschauung jener Vorgänge leidenschaftlich begierige Publikum während der Kriegswochen und unmittelbar nach denselben die ersten Bilder der Gefechte zu suchen, deren täglich vom Telegraphen verbreitete kurze Schilderung Phantasie und Gemüth der ganzen Bevölkerung aufs tiefste erregte und in leidenschaftliche Spannung versetzte. Aber wie schnell Zeichner und Holzschneider auch arbeiten mochten, um jenem natürlichen Verlangen zu genügen — für die Stärke des letztern und die Raschheit der Entwickelung der Ereignisse war es noch immer zu langsam. In diese Lücke trat sofort, schlagfertig und lieferungsbereit wie immer, der Bilderbogen von Neu-Ruppin. Der reine Idealismus, das ewig Typische in dieser merkwürdigen Kunstform befreite ihre Künstler von der ängstlichen und zeitraubenden Sorge um locale Bestimmtheit der Gegenden, um Wirklichkeitsähnlichkeit der Kampfschilderungen. Mit geringen Veränderungen der dänischen Uniform konnten die Vertheidiger Düppels auf den noch von 1864 her vorhandnen Lithographiesteinen mit den Bildern des schleswigschen Kriegs in Oestreicher, mit etwas grüner Farbe die Schneefelder in böhmische Wiesen umgewandelt werden. Man benutzte diese natürlichen Vortheile in großem Maßstab und der ruppiner Bilderbogen war somit in den Stand gesetzt, allem Volk zuerst im Bilde zu zeigen, wie es seinen Brüdern in Böhmen, Hessen, Nassau und Bayern erging. Wer diese Schöpfungen in jenen Tagen an unsern Schaufenstern sah und die dichten Menschengruppen, welche sie begierig umstanden, konnte leicht verzweifeln an dem künstlerischen und kritischen Bildungsgrad unsers Volks, wenn nicht die

Digitized by Google

überwältigende Komik dieser Gebilde jedes trübere Gefühl bei ihrem Anblick bald genug verscheucht hätte.

Die leipziger Illustrirte hielt wie immer ihren alten ehrenvollen Ruf in diesen Dingen aufrecht. Die Bilder kamen so schnell wie irgend möglich den Ereignissen nachgeeilt; ob auch oft genug weit vom Schuß und „aus der Tiefe des Gemüthes“ concipirt, waren die Darstellungen, welche sie gab, doch meist charakteristisch, den Schilderungen entsprechend, künstlerisch wirksam, in den Localitäten getreu, Menschen und Pferde Menschen und Pferden auch wirklich ähnlich, die Typen der verschiednen Nationalitäten und Armeegenossen, so wie die Porträts, wohlgetroffen. Daß der begabteste Kriegs- und Feldzeichner, A. Beck, grade zu den Oestreichern geschickt war, hatte die natürliche Folge, daß man von den Niederlagen derselben aus den Bildern der Illustrirten Zeitung wenig spüren konnte. Sie und ihre Bundesbrüder, die braven Sachsen, spielten in seinen Zeichnungen so sehr „die erste Geige“, hieben die unglücklichen Preußen fast immer so erbärmlich in die Pfanne, waren künstlerisch so geistreich und bestechend in Scene gesetzt, daß jedem, welcher die Geschichte des Krieges nur aus dieser Bilderchronik kennen gelernt hätte, der schließliche vollständige Triumph Preußens fast als Unbegreiflichkeit erscheinen mußte.

Die schwäbische Concurrentin der leipziger Illustrirten, Hallbergers „Ueber Land und Meer“, übertraf sich dagegen selbst in kläglichen Holzschnitten, was viel sagen will bei diesem, darin schon in friedlichen Zeiten unerreichbaren Blatt. Selten nur blitzte Fikentschers sonstige frische, kecke, charakteristische Zeichnung durch all die kindische, öde, langweilige und triviale Nichtigkeit dieser Schlacht- und Lagerbilder hindurch. — Das leipziger „Daheim“, das seine eignen Correspondenten im Felde hatte, ließ von Bleibtreu eine ganze Reihe kleinerer Gefechtsscenen, Hauptactionen und kleinern Episoden des großen Dramas zeichnen. Sie zeigen sämmtlich dieses begeisterten Künstlers schwungvolle und kühne Darstellungsmanier solcher Vorwürfe; — was sie vermissen lassen, ist die individuellere Bestimmtheit des Wesens grade dieser besondern Truppen, und dieser Terrains und Localitäten. Daß hier ein Augenzeuge zeichnete, macht der Anblick der Bilder uns nicht eigentlich bewußt.

Die französischen und englischen illustrirten Journale zeigten den preußischen Thaten gegenüber ein eigenthümlich tendenziöses Verhalten. Illustrated London News brachte zwar einige ganz vortreffliche Landschaft- und Städteansichten vom Kriegsschauplatz mit ebenso meisterhaft gezeichneter militärisch-kriegerischer Staffage, auch ein paar größere Blätter vom Schlachtfeld von Sadowa, mit besondrer loyaler Berücksichtigung des kronprinzlichen Gatten „of the Princess royale“. Im Allgemeinen aber behandelte sie das alles nur so oben hin, stellte es, so gut wie die pariser Illustration es that, gänzlich in den Schatten gegen die großartigen Heldenkämpfe — der Italiener, der zumal Freiwilligen!

Digitized by Google

Unerschöpflich waren beide in den effectvollsten, brillantesten Bildern von deren kühnen, gefahrvollen Märschen über unwegsame Gebirge, von den verwegnen Stürmen gegen Felshöhen und todtdräuende Schanzen, von den Feldwachten, den Lagern in herrlichster Landschaft, den Flußübergängen, den abenteuerlichen Handstreichen, den wilden Scharmützeln, den gewaltigen Feldschlachten. Die Phantasie dieser Zeichner nahm es mit der jedes officiellen östreichischen Telegraphisten von der Nordarmee auf an Reichthum der Erfindungskraft. Aber die Bilder waren prächtig, wie es bei dem Geschick der Künstler, der Meisterschaft der Holzschneider, den pittoresken Trachten und der Größe und Schönheit des landschaftlichen Charakters von Welschtirol und dem angrenzenden Oberitalien kein Wunder ist.

Spät noch, nachdem bereits über den Waffenstillstand verhandelt wurde, entschloß sich Adolph Menzel den Heeren zu folgen und wenigstens die Spuren zu studiren, welche der Krieg in den Gegenden, die er durchzogen, hinterlassen hatte. Für einen Charakteristiker dieses Schlages, für einen so gründlichen Kenner der Wirklichkeit, dessen scharfem Blick keine Erscheinung derselben entgeht, keine unwesentlich oder der künstlerischen Darstellung unwerth ist, war noch immer genügend ausreichende Beute zu finden. In wenigen Wochen und mit Fährlichkeiten aller Art kämpfend, hat er, was eben noch zu finden war, auch wirklich gefunden und gezeichnet. Eine durch Menge und Gehalt gleich erstaunliche Sammlung von Studien hat er als Frucht seiner Expedition, als unschätzbares Material späterer künstlerischer Verarbeitung zu größern Zwecken mit heim gebracht. Die von den Ereignissen geweihten Terrains, die zerstampften Felder, die halbzerstörten Dörfer und Gehöfte, und dazu die Lazarethe mit ihrem grausigen Inhalt, mit ihren Scenen des Jammers und der erhebenden Menschenliebe waren die Hauptgegenstände für seine Zeichnung; und was er davon sehn läßt, beweist wieder, wie dieses Meisters Blick in der Wesen Tiefe zu dringen und den Kern der Erscheinungen zu erfassen versteht.

Professor Otto Heyden fand die Armee des Kronprinzen unmittelbar nach dem Tage von Königsgrätz und begleitete ihr Hauptquartier bis zum Marchfelde. In einem, bei dem Künstler von dem hohen Führer selbst bestellten größeren Bilde, welches dessen Zusammentreffen mit seinem Vetter Friedrich Karl schildern soll, werden wir demnächst erkennen können, von welchem Einfluß die Anschauung so großer Dinge auf des Malers Phantasie und Darstellungsvermögen gewesen sei.

Man kann nicht grade behaupten, daß die daheim gebliebenen bedeutenderen Künstler sich während der Dauer des Kriegs sehr beeifert und beeilt hätten, des Publikums Schaubegierde durch erträgliche Phantasieschilderungen zu befriedigen. Sie schienen leider jenen ruppiner Bilderbogen und den illustrirten Blättern völlig das Feld zu überlassen. Und, nicht zu vergessen, — den Pho

Digitized by Google

tographen. Für diese begann die goldene Zeit des Portraitfabricirens und -Verkaufens. Wie die Landschaften und gemüthlichen Genrebilder den Landkarten, so machten alle Dichter-, Künstler-, Sänger-, Schauspieler- und Tänzerinnen-Bildnisse an den Schaufenstern denen der Prinzen und Generale, der preußischen und feindlichen, Platz. Die Roon-, Moltke-, Falkenstein-, Voigts-, Rheetz-, Mülbe-, Göben-Köpfe überschwemmten die Welt. Die nachhinkende Lithographie, welche alle diese Feldherrngesichter durch sinnbildliche, mehr oder weniger geschmackvolle und passende Arabesken und Umrahmungen zu „Kunstblättern" verband, konnte gegen die im Sturmschritt vorgehende allmächtige Concurrentin nicht mehr aufkommen.

Lag aber eine würdige künstlerische Schilderung, eine dauernde monumentale Verherrlichung der geschehenen Thaten auch noch fern im Schooß der Zukunft, so sah sich die frühere bildende Kunst doch bald genug genöthigt, aus der bisherigen Zurückhaltung herauszutreten, als die Aufgabe an sie erging, die Sieges- und Einzugsfeste zu schmücken, an dem festlich prangenden Gewande mitzuarbeiten, in welchem die Hauptstadt des neuen Deutschlands die Sieger zu empfangen sich bereitete. Eine solche Mitwirkung war unter den bildenden Künsten freilich ausschließlich der Architektur und der Plastik zugewiesen. Die Malerei hatte nichts oder doch nur sehr wenig dabei und damit zu thun. Es ist nicht zu läugnen, daß diese ganze Decorirung Berlins, so gut wie die Festlichkeiten in ihrer Gesammtheit, in wirklich großem Stil unternommen und ausgeführt war. Die knapp zugemessene Zeit und das nur Gelegentliche, auf keine lange und bleibende Dauer Berechnete, in dem Ganzen ließ als Material des zu Schaffenden die leichteren Surrogate mit Recht den gediegeneren Stoffen vorziehen: Gips, Stuck, Holz und Steifleinen dem Marmor, Erz und Sandstein. Römische Triumphbögen, für Jahrtausende gegründet, passen nicht für unsere Triumphzüge. Man muß alles nach drei Tagen wieder hinwegräumen können, und das gewöhnliche Leben und Treiben darf dann durch keine Spur des Außerordentlichen mehr beirrt werden.

Die ganze „Siegesstraße", in welche die Lindenpromenade verwandelt wurde, war als Decoration vorzüglich und zweckentsprechend gedacht. Am Eingang vom pariser Platz her die von Strack errichteten mächtigen Trophäensäulen, welche auf ihrem Zinnenkranz die Gestalten rauchscher Victorien trugen, waren höchst imponirend und von der glücklichsten Composition. Nicht minder die darauf folgende Zusammenstellung von eroberten Geschützen, reichen Candelabern, den von Victorien getragenen Namensschildern der Schlachttage und den Stelen mit den an ihrer Vorderseite eingelassenen Siegesbülletins. Die beiden zehn Fuß hohen Siegesgöttinnen, welche die Einziehenden draußen vor dem brandenburger Thor empfingen, waren dagegen recht hölzern zusammengeleimt. Karl Müller, ihr Autor, besitzt nicht das Geheimniß grandioser, erhaben schöner und

Digitized by Google

monumental wirksamer Gestaltung, wie sie hier — Detaildurchführung war überflüssig und nicht zu verlangen — am Platze gewesen wäre. Architekten und Bildhauer hatten sich vereinigt, den Lustgarten festgemäß umzuschaffen. Baumeister Adler hatte den Plan gemacht, welchen er, Gropius, Strack, Bläser und eine Anzahl meist jüngerer Bildhauer verwirklichten. Die Grundzüge desselben sind wohl allgemein bekannt und die Erscheinung dieses ganzen reichen Aufbaus noch in frischer Erinnerung. An jener Stelle sollte am zweiten Einzugstage das feierliche Te Deum, das eigentlich kirchlich-religiöse Dankfest abgehalten werden. Zum Aufenthalt während desselben hatte Strack für den König und die königliche Familie den Pavillon errichtet, dessen Zeltdach von reichornamentirten vergoldeten Säulen getragen war, ein für die kolossalen Dimensionen des Platzes und seiner Gebäude, wie für den Charakter des Festes etwas zu zierlich und niedlich gerathenes Arrangement. Vor ihm nach dem Schloß hin erhob sich der von Gropius entworfene Hochaltar, mit seinem Unterbau, den Candelabern und den (meist rauchschen) Victoriengestalten auf demselben, viel stilvoller, großartiger und entsprechender als jener Pavillon. Ueber alles reckte die ungeheuere Borussia segnend ihre Rechte. Gustav Bläser hatte diesen Koloß, der mit seiner Basis über funfzig Fuß Höhe bis zur Spitze des Helms erreichte, aus Stuck und Steifleinen in einer Zeit von acht Tagen aufzubauen gehabt. Wie sie dastand, imponirte sie wohl durch die Masse und die Maße, aber die Verhältnisse der Gestalt in sich, besonders die des Kopfes zum Körper erschienen eigenthümlich fehlgegriffen und schwächten die Wirkung. Es war etwas Lahmes in der Stellung, Dürftiges in den Formen des Leibes und der Draperie. Die Schuld soll nicht direct des Bildhauers gewesen sein. Es heißt, daß die mit der Ausführung an Ort und Stelle betrauten obscuren Gehilfen, weil die Leinwand für die Draperie nicht in der Länge ausreichte, von dem gipsernen Kern der Figur selbst zwei bis drei Fuß herausgenommen und sie dann in solcher Verkürzung höchst ungenirt auf die Füße gestellt hätten. Da war es denn freilich kein Wunder, wenn der Kopf nicht zur Gestalt stimmen wollte. Daß man für eine solche Aufgabe nicht Begas berufen hat, ist ein Verlust für die ganze Erscheinung dieses Festplatzes. Nur er hat den großen monumental-decorativen Sinn, das starke Gefühl des auch in weite Ferne Wirksamen, nur er die nöthige Kühnheit, so in Stellungen und Bewegungen herauszugehn und mächtig und schwungvoll in den Formen auszuladen, wie es hier erforderlich gewesen wäre. — Für diese Borussia bildete die Front des Schlosses den schönen Hintergrund. Auch sie hatte noch ihren besonderen künstlerischen Festschmuck erhalten: auf der Balustrade um die Terrasse des Palastes hatten in bestimmten Zwischenräumen die Statuen der Vorfahren unseres Königshauses Aufstellung erhalten. Als eilige Gelegenheitswerke aus vergänglichem Material hergerichtet, konnten sie nicht den Anspruch erheben, als Kunstwerke im höhern

Digitized by Google

Sinn, oder als wirklich erschöpfende monumentale Darstellungen der betreffenden Herrschergestalten zu gelten. Es gab in der Reihe manchen recht wackligen und zweifelhaften Herrn, einige der daran arbeitenden Bildhauer hatten sich die Sache möglichst leicht gemacht, Vorhandenes copirt, auf drapirte Leiber bekannter Feldherrnstatuen hohenzollersche Königsköpfe gesetzt u. dgl. Aber ein paar recht charaktervolle und tüchtige Werke fanden sich doch mit darunter, um welche es schade ist, daß sie nur zu so vorübergehender Existenz geschaffen waren und nicht zu längerem, dauerndem Leben. — Eine der glücklichsten und geistreichsten architektonischen Schöpfungen jener Tage war die Umwandelung der Turnhalle in der Prinzenstraße zu dem weiten Festsaal, in welchem die städtischen Behörden den König und die Deputationen der Armee bewirtheten. Was Professor Lucä hier innerhalb acht Tagen aus dem Nichts hervorgerufen, erschien wie einer wahrhaft poetischen Phantasie erblüht. Besonders die Eintrittshalle, die er im Hof des Gebäudes errichtet hatte, mit den luftigen Kreuzgewölben ihrer Decke aus goldenem Netzwerk mit Gurten von Blumenguirlanden gebildet, war das Originellste und Anmuthigste, was diese Veranlassung überhaupt von künstlerischen Dingen entstehen ließ. Zum Schmuck dieses glänzenden Raumes trug übrigens ein über dem Thürbogen in einem Halbrund gemaltes Wandbild von A. v. Heyden nicht wenig bei: eine „Berolinia", auf der Quadriga von Bären gezogen, die von Genien gelenkt werden. Die Vereinigung von bedeutsamer Wirkung, festlicher Würde und heiterem phantasiereichem Spiel, welche den Bau charakterisirte, war auch diesem originellen Bilde in vollem Maße eigen. — Von den Transparentgemälden, welche der Festilluminationsabend erzeugte, von den kühnen Zeichnungen, welche tausend Gasröhren und Flämmchen in feurigen Zügen über die Front großer Gebäude hinwarfen, schweige ich.

Diese Tage liegen nun seit bald drei Monaten hinter uns. Man kann nicht sagen, daß die bildende Kunst seitdem müßig darin gewesen ist, die aus der eignen Anschauung oder der Schilderung anderer gewonnenen Eindrücke von den historischen Thaten dieses großen Sommers zu verarbeiten. Von Seiten der Regierung sind die Preisbewerbungen um die großen Aufträge von Bildern derselben bereits ausgeschrieben. Durch welche Künstler und wie dieser Einladung entsprochen werden wird, läßt sich noch nicht feststellen. Jedenfalls arbeitet man in mancher Werkstatt bereits an den Skizzen dazu. Die Zeichner haben inzwischen fortgefahren, ihre kürzer gefaßten Schilderungen frischweg in die Welt zu senden. Freilich kann ich bei der besten Absicht und Aufmerksamkeit auf das in dieser Art Erschienene nichts darunter finden, welches dem, was die französischen Zeichner bei ähnlichen Veranlassungen in Massen zu Tage fördern, auch nur entfernt gleich käme, oder gar der wirklichen Größe der zu schildernden Ereignisse einigermaßen entspräche. Es scheint, daß die besten Kräfte für solche

Digitized by Google

Zwecke durch die illustrirten Zeitungen absorbirt würden. Was als einzelnes Kunstblatt bis lang erschien, hat nur sehr mittelmäßigen Werth. Am lebendigsten sind noch immer die von Löscher und Petsch in Berlin photographirten Schlacht- und Gefechtbilder von O. Günther (Berlin bei Linde). Viel gemachter und unwahrer gezeichnet die photolithographisch von Korn reproducirten Blätter von Jenny, die „böhmischen Marodeurs auf dem Schlachtfeld von Gitschin" an der Spitze. Lüders fängt eben an, seine als Landwehrjäger bei Königgrätz u. s. w. gemachten Erfahrungen in lithographirten Bildern zur allgemeinen Anschauung zu bringen. Aber wenn man an die Mappen Burgers und Menzels denkt, so will das alles noch wenig sagen und bedeuten. Wir müssen die Zeit abwarten, wo auch diese Schätze flüssig werden und die, wo die eigentliche Kunst sich der großen Gegenstände bemächtigten wird, die lang ersehnt, ihr nun in so überschwenglicher Fülle zugebracht sind. Das Material, dessen sie bedarf, ist in hinreichender Menge für sie gesammelt. Daran haben sich seltsamerweise die Photographen nicht, so wie man erwartet hätte, betheiligt. Aufnahmen vom Schlachtfelde, vom Lager und Marsch, wie sie die Amerikaner während ihres Bürgerkrieges in so großer Zahl, in so bewunderungswerther und lehrreicher Weise geliefert haben, suchte ich bisher vergeblich. An Speculationsgeist fehlt es doch diesen Herren Industriellen sonst nicht; man möchte fast auf einen Mangel an Muth schließen, um dies Unterlassen zu erklären. Gegenwärtig erst erscheint eine große Sammlung prächtiger photographischer Blätter von Stiebme in Berlin, Ansichten vom böhmischen Kriegsschauplatz. Aber auch dieser Photograph ist viel zu spät gekommen, als die Spuren der Kämpfe schon viel zu sehr verwischt waren, und zudem ist seine Auswahl gar zu wenig von künstlerischem Geschmack und rechtem Tact für das Geeignete geleitet gewesen, was die Objecte und besonders was die Standpunkte der Aufnahme betrifft. Daß in der Masse nicht auch unbedingt vorzügliche Blätter vorkämen, schließt das allgemeine Urtheil nicht aus. Ein Bild des Marsches mit der „Evacuationscolonne" mit dem Lazareth-Hilfscorps der breslauer Studenten in weiter Gebirgs- und Waldlandschaft fiel mir unter den bisher erschienenen durch eine seltne künstlerisch-photographische allseitige Schönheit und Vollendung auf. —

Aber nicht nur die Maler sind es, welche den Thaten des Heeres zu danken haben werden. Auch die Bildhauer mögen sich bereiten: die nahe Zukunft wird manche neue Heldenstatue, manches Denkmal jener Tage entstehen lassen, und darin auch den jungen Talenten die künstlerischen „großen Zwecke" geben, an denen ihre Kraft wachsen kann, wie die ihrer Meister sich an den noch von den Freiheitskriegen in der Verherrlichung von Männern und Thaten gebotenen so kräftig entfaltet hat.

Für unsere gesammte Kunst, auch wo ihre Richtung nicht so unmittelbar

Digitized by Google

von den geschichtlichen Ereignissen berührt wird, können wir zuversichtlich von letztern nur gedeihliche Folgen erwarten. Es geht ein frischerer Zug durch das geistige Leben der Nation, es weht eine kräftigere Luft durch das deutsche Land, welche auch auf sie und ihr ganzes Schaffen neubelebend wirken muß. Ob auch jetzt schon manch kleines Hofpatronat und Mäcenatenthum, in dessen Schatten oder an dessen Sonne Kleinkünstlerschaft behaglich gedieh, mit jenen Herrschersitzen von der deutschen Erde hinweggeweht ward, so ist der Verlust für die rechte Kunst nur ein eingebildeter. Auch sie kann von der Concentration der nationalen Kräfte in einem großen starken mächtigen Staatswesen durch das gesteigerte Selbstgefühl, welches ein solches seinen Bürgern mittheilt, durch das Zusammenfassen und die Bereicherung der künstlerischen Bildungsmittel in einem Centralpunkt der nationalen Cultur, an Gesundheit, Tüchtigkeit und Großartigkeit ihrer Entwicklung nur gewinnen. Welche Wunden auch der Krieg der Kunst und den Künstlern geschlagen haben sollte — die Folgen des Krieges werden sie heilen und reichlich auch an ihnen vergüten.

Diderots Leben von Rosenkranz.

Diderots Leben und Werke. Von Karl Rosenkranz. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1866.

In dem Impuls, den es zur Förderung wahrhaft freier Wissenschaft darbietet, scheint uns das Hauptverdienst dieses nach vielen Richtungen hin bedeutsamen Buches zu liegen. Der ganze Muth eines freien Mannes und die ruhige Besonnenheit des Philosophen gehört dazu, das Gemüth eines notorischen Atheisten ohne Haß zu durchforschen und mit Klarheit Anderen zu erschließen. Da aber das Interesse an der Lösung einer solchen Aufgabe ein so hohes und allgemein menschliches ist, wissen wir es Herrn Rosenkranz aufrichtig Dank, daß er sein Werk nicht zur blos esoterisch philosophischen Studie, sondern zu einer im edelsten Sinne populären Monographie gestaltet hat, die bald als eine Zierde unserer Nationalliteratur erkannt werden wird.

In der That, wenn nach Lichtenbergs treffendem Ausspruch es einem eminent guten Buche immer so zu gehen pflegt, daß es die Guten besser, die Schlechten schlechter macht und die Uebrigen läßt wie sie sind, so ist das vor-

Digitized by Google

liegende Werk ganz besonders dazu angethan, diese dreifache Wirkung zu bewähren. Wem daran gelegen ist, in die tiefsten Abgründe der Menschenseele ernsten und milden Sinnes hinabzusteigen, wer die Zeichen einer Zeit, die mit der denkwürdigsten aller Revolutionen schwanger ging, in ihrem vorbildlichen Charakter für alle späteren Zeiten klarer deuten zu lernen wünscht, der wird hier reiche Nahrung finden. Aber freilich auch der bornirte Fanatiker wird reiches Material zur Bestärkung seiner Verdammungssucht, der Libertiner die Vertheidigung der unsittlichsten Verhältnisse, sofern dieselbe der Entfaltung eines bedeutenden Geistes zur Folie gedient, aus dem Buche herauslesen. Und die stumpfe Masse wird an der feinen Darstellung innerer Kämpfe und Entwickelungen im Einzelnen wie in der großen Culturgeschichte gefühllos vorübergehen und sich höchstens nach handfesten Excerptoren des dicken Buches umsehen, die denn auch nicht auf sich warten lassen werden.

Wie Treffliches Rosenkranz geleistet, kann nur der völlig ermessen, der in die bunte ungeordnete Masse des Materials, das vielfach noch kritischen Bedenken unterliegt, selbst einzudringen versucht hat. Und nun liegt es in der Natur einer so proteusartigen Erscheinung, wie sie jener merkwürdige Franzose darbietet, daß man ihr eigenstes Wesen oft nicht erfassen, sondern nur umschreiben kann. Wenn das selbst der verwandte Genius eines Goethe mit instinctiver Intuition empfand, mit welchen Schwierigkeiten mußte der Philosoph, der eindringende Analyse dieses Charakters unternahm, zu ringen haben! Aber Rosenkranz hat seine Absicht, uns ein volles, deutliches Bild zu geben, wirklich erreicht und jede neue Darstellung Diderots wird von dieser ausgehen, jede Geschichte seiner Zeit auf diese zurückgreifen müssen. Die Fülle der nun endlich festgestellten Thatsachen, der neuen Combinationen und Resultate, die das Buch darbietet, auch nur in gedrängtester Uebersicht zu registriren, würde den Raum dieser Blätter weit überschreiten. Begnügen wir uns, auf einige derselben hinzuweisen.

Der Verf. zeigt uns zunächst den ehrwürdigen Stamm, dem dieser wilde, aber kraftvolle Zweig entsprossen war. Der Vater Diderots, so mannhaft, verständig und bieder, daß man „überall wo er uns in der Geschichte des Sohnes begegnet, ihm um den Hals fallen möchte"; der Bruder, ein Priester, der sein ganzes Herz der Kirche, sein ganzes Gut den Armen widmet; eine Schwester, die in treuester Aufopferung die Liebe zu beiden, durch ihre verschiedenen Richtungen getrennten Brüder festhält, lauter charaktervolle Menschen voll edler Begeisterung für das Gute und klarer Einsicht für alles, was sie thun, — aus dieser Familie erwuchs Diderot, und wie er das Gefühl der Pietät für sie nie verloren hat, so ziehen sich die sittlichen Grundsätze, die er in derselben eingesogen, immer erkennbar durch sein Leben, als eine Macht, die bald in naiver, bald in bewußter Weise gegen die Extreme reagirt, zu denen die maßlose

Digitized by Google

Gewalt seiner Leidenschaften und die kritisch-materialistische Richtung seines Denkens ihn fortriß. Sogleich nachdem er das Jesuitencolleg, das ihn vergeblich für den geistlichen Stand zu gewinnen suchte, verlassen, zeigt er seine volle Selbständigkeit, einen unbeugsamen Willen für die Betreibung der Arbeiten, die ihm am Herzen liegen, aber auch für die Befriedigung aller anderen Leidenschaften, die ihn beseelen. Er verweigert, sich einen bestimmten Stand zu wählen, weil er vielmehr die Eigenthümlichkeit eines jeden geistig zu erfassen strebt und ganz in diesen desultorischen, aber stets mit Energie verfolgten Studien aufgeht. Er ertrotzt sich eine Heirath, durch die er sich eine Fessel schmiedet, die er dann in seinen verschiedenen Liebesverhältnissen mit demselben Ungestüm durchbricht, als er sie selbst erkoren, während er doch wiederum später für die gute Erziehung und Versorgung seiner heißgeliebten Tochter ängstlich bemüht ist und die größten Opfer dafür nicht scheut, unter die namentlich der Entschluß zum Verkauf seiner Bibliothek zu rechnen ist. In seinen ersten schriftstellerischen Versuchen, die seit seiner Verheirathung 1743 beginnen, wendet er sich der englischen Literatur zu, welche die moralisirende Tendenz, zu der er von Hause aus hinneigt, für immer in ihm befestigt, so daß er auch durch die schneidendsten Widersprüche, in die er dadurch mit seiner sich immer schärfer ausbildenden, vom Sensualismus zum Materialismus und Atheismus fortschreitenden Weltanschauung gerieth, nicht bewegt werden kann, sie aufzugeben. — Diese naturalistische Hauptrichtung seines Denkens aber, begründet durch seinen skeptischen, die ganze Welt viel weniger in ihrer organischen Einheit zusammenfassenden als in ihrer Breite und Fülle durchforschenden Geistestrieb, der gleichsam jedes Schubfach des Universums eröffnen, alle Schätze desselben auffinden und genießen möchte, wird bestärkt und formirt durch den engen geselligen und wissenschaftlichen Verkehr mit allen jenen bedeutenden Geistern, die diesem Zeitalter ihren Stempel aufgedrückt haben, einem Rousseau, Voltaire, d'Alembert, Helvetius, Grimm, Holbach ꝛc., deren verschiedenartige Tendenzen, wie Rosenkranz nachweist, sich sämmtlich in Diderot concentrirt finden; einer Republik von Geistern, die in der Encyklopädie ihr allseitiges literarisches Organ gewinnt. Die Geschichte der Encyklopädie ist eine der herrlichsten Partien des Werkes. Das Bild dieser ernsten Arbeit, das hier vor unsern Augen entsteht, tilgt jede Voreingenommenheit gegen die verrufenen Genossen, welche dieser Name umfaßt, und lehrt uns den Heroismus Diderots würdigen, der allein im Stande war, dieses unter so unendlichen Mühseligkeiten und Verfolgungen erwachsende Werk zusammenzuhalten und zu vollenden; wir vergegenwärtigen uns weiterhin die ganze Bedeutung dieses in seinem Einflusse auf die Zeitgenossen und in seiner Fortentwickelung bis zu dem sich stets neu verjüngenden brockhausschen Universalbildungscompendium so wichtig gewordenen Werkes. Hier zuerst tritt uns in klaren Umrissen entgegen, was ein Hauptaugenmerk in der Darstellung des Verf. ist: daß nämlich

Digitized by Google

Diderot, wie der Mittelpunkt der zeitgenössischen Tendenzen, so zugleich der Prophet und Vermittler aller modernen Ideen ist; hier sehen wir, wie er, der Sohn des Messerschmieds in seinem wachsamen Interesse für alle Zweige des Lebens dazu berufen war, in seinen trefflichen technischen Artikeln und Zeichnungen die Poesie der Arbeit, die Ehre des Handwerks zum Bewußtsein zu bringen; während er wiederum in seinen philosophischen Abhandlungen für Staat und Kirche, für Kunst und Wissenschaft Probleme aufstellte und Gedanken aussprach, die theils zu brennenden Fragen unserer Tage geworden sind, theils in der Originalgestalt, die man zu ihrer Zeit paradox und anstößig fand, bereits allgemeine Anerkennung erworben haben. Die größte Bedeutung vindicirt ihm Rosenkranz auf dem Gebiete der Aesthetik, wo er nicht etwa, wie man ihm fälschlich nachgeredet, die sklavische Copirung der Natur empfohlen hat, sondern vielmehr als Kämpe für die Natur wider die Unnatur eintretend zu einem objectiven Begriffe der Schönheit vordrang und in den Urtheilen über die pariser Kunstausstellungen (les Salons) die treffendsten künstlerischen Beobachtungen und Winke hinterließ, von denen der Biograph mit Recht eine reiche Auswahl (namentlich auch aus dem ungedruckten petersburger Nachlaß) seinem Werke einverleibt hat. Diderot darf in dieser Hinsicht den Vergleich mit Lessing nicht scheuen, da er eigenthümliche Vorzüge besitzt, durch welche die Mängel, die uns an ihm angesichts unseres großen Landsmanns in die Augen springen, nahezu aufgewogen werden. Als Dramatiker mittelmäßig, ist Diderot hingegen als Dramaturg voll der fruchtbarsten Ideen für Schauspiel und Schauspieler; er fixirte den Standpunkt der Indifferenz des Tragischen und Komischen, indem er für das soeben erstandene bürgerliche Drama den entsprechenden dialektischen Ausdruck fand. Auf diesem Wege konnte er, getragen von seiner Begeisterung für Naturwahrheit und Stärke der Leidenschaft, allerdings zu mannigfachen Reformen des französischen Theaters Anlaß geben, aber freilich nicht bis zur Würdigung Shakespeares gelangen.

Im Metaphysischen gilt Diderot dem Verf. als „der verlorne Sohn der Speculation", der in mächtigen Geistesblitzen bis an die Grenze der von Kant entdeckten neuen Welt vordringt, aber auf seinem Freiheit und Tugend postulirenden Moralstandpunkte dem System seines consequent deterministischen Materialismus die Spitze abbricht, andererseits wieder durch die unentfliehbaren Folgerungen dieses atheistischen Systems seine Moral aufs bedenklichste verdirbt und statt die Natur, wie dies überall sein Bestreben, in ihre Rechte einzusetzen, in die widrigste Unnatur verfällt, die, wo er ihre Verwirklichung dem Kreise seiner nächsten Lieben drohen sieht, mit Schauder von ihm zurückgewiesen wird.

Hier aber ist in seinem Denken wie in seinem Leben der große Riß, der ihn nie zu voller Harmonie und Einheit des Daseins und Schaffens gelangen läßt. Er ist der Mann, der seinen Trieben nicht nur mit vollem Bewußtsein

Digitized by Google

nachgiebt, sondern ihnen auch in jedem einzelnen Falle Recht geben will. Er stellt seine Intelligenz in die unumschränkte Dienstbarkeit seiner jedesmaligen Leidenschaft, so daß es ihm möglich ist, seiner ersten Maitresse Frau v. Puisieux zu Gefallen sich in den Schmuz der bijoux indiscrets gleiten zu lassen; aber dann wieder ein späteres Verhältniß, das er hinter dem Rücken seiner Frau unterhielt (ohne ein solches konnte er nie sein), in unzähligen Briefen als einen Idealbund von Tugend und Edelsinn speculativ aufzulösen, da er hier allerdings einen zart weiblichen Sinn fand, dem er kein corrumpirtes Herz zeigen durfte. Wenn er nun dieses unmoralische Verhältniß mit endlosen Moralflittern zu verbrämen sucht und in einigen Schriften unter dem unwillkürlichen Bedürfniß der Selbstapologie sogar dem Ehebruch im Allgemeinen die Unsittlichkeit völlig abspricht, so wird jedem dieser Atheismus mit dem Heiligenschein in seiner Unaufrichtigkeit niedriger gelten als die atheistische Immoralität sans phrase. Ueberhaupt ist das Moralisiren an vielen Orten für Diderot nur Mittel zum Zweck, da er sehr wohl weiß, daß Ueberzeugungen nicht blos das Wahre, sondern auch das Gute zur Basis erfordern. Es versteckt sich hinter seinen rührenden Gefühlsergüssen meist eine recht nüchterne, selbstische Absicht, die von derber realistischen Beurtheilern, als Herr Rosenkranz ist, weit schärfer hervorgehoben werden wird. Namentlich wird auch der gerühmte Wohlthätigkeitssinn Diderots manches von seinem Glanze verlieren. Man muß nur lesen, wie gut Diderot seine Wohlthaten selbst zu erzählen weiß, und wie er stellenweise mit seinen Gefühlen für die Menschheit prunkt, um in dieser Hinsicht etwas bedenklich zu werden. Die Gleichgiltigkeit, mit der er sein Geld an Fremde weggab, und die selbstbewußte Geschäftigkeit, womit er seinen Freunden diente, kann ihm nicht überall unbedingt zur Tugend angerechnet werden. Uns erscheint Diderot als der wahre „Mann von Eisen", den sein Kopf bei keiner Handlung im Stiche ließ. Darum haben wir uns auch hinsichtlich der Verfeindung Rousseaus mit Diderot, für welche Herr Rosenkranz mit neuem, lichtvoll combinirten Material die Hauptschuld nicht, wie noch jetzt die herrschende Meinung in Frankreich ist, auf Seiten Diderots, sondern auf Seiten Rousseaus nachgewiesen — eine der interessantesten Rettungen, die unsere neuere Literatur aufzuweisen hat —, von der völligen Unschuld des Ersteren nicht überzeugen können. Rousseau mit allen seinen abscheulichen Schwächen und Lastern war doch eine feinfühlende, leicht verletzbare Natur, die sich, wie auch Herr Rosenkranz zugiebt, fast beständig über sich selbst täuschte; das Letztere war aber bei Diderot nicht der Fall; dieser kannte sich selbst, gleichwie Rousseau von ihm erkannt war; er war der stärkere Charakter von beiden, aber es ist nicht zu ersehen, daß er alles gethan habe, um den Bruch zu verhüten. Mancher Vorwurf von Dingen, die Rousseau in seiner zartesten Eigenthümlichkeit wirklich verwunden konnten, ist unwiderlegt geblieben, und die maßlose Invective, die

Digitized by Google

sich Diderot gegen den Todten nach Erscheinen der „Confessions“ erlaubte, zeigt, daß er sich in dieser Sache nicht völlig rein fühlte. Rosenkranz ist hier wie an einzelnen anderen Stellen merklich zum übereifrigen Advocaten Diderots geworden; aber welchem Biographen, der in die Seele eines bedeutenden Mannes mit liebevollem Verständniß einzudringen sucht, sollte es nicht hin und wieder so gehen? Und wenn unsere Ansicht über Diderot in dieser und in manchen anderen Fragen abweicht, so haben wir es meist eben Rosenkranz zu danken, daß er uns durch reichste Mittheilung des Thatbestandes ermöglicht hat, unsere Rüstung aus seinem eigenen Arsenal zu vervollständigen. Denn im Gegensatz zu der übertrieben zarten Sorge für das populäre Urtheil, das neulich einen hochgeschätzten Historiker bestimmte, von Veröffentlichung der ihm zur Durchsicht vorgelegten Briefe einer geschichtlichen Persönlichkeit mit den Worten abzurathen: „Sie passen nicht zu *unserem* Bilde des Mannes“, — hat uns Rosenkranz auch die widerwärtigsten Flecken im Leben, die schmuzigen Consequenzen im System seines Helden ohne Scheu aufgedeckt und blendende, gefährliche Sophismen desselben sofort mit dem Geschick und der Klarheit eines gewiegten Philosophen auf Schritt und Tritt entlarvt. Aufs glücklichste hat er übrigens den öffentlichen Diderot mit dem privaten, der uns theils in vertraulicher Correspondenz, theils in Schriften, die er nicht für den Druck, sondern nur für sich, höchstens für die nächsten Freunde schrieb, jetzt vorliegt, in genetischer Darstellung zu einem übersichtlichen Ganzen geordnet.

Die Blüthe des Werks aber ist das erschütternde Culturbild, das uns von den socialen Zuständen der französischen Hauptstadt aufgerollt wird. Aufgenommen aus dem schärfsten Focus, dem Gesellschafts- und Familienleben der bedeutendsten Männer, wird uns ein Kreis vor Augen geführt, innerhalb dessen die Frauen für und wider den Atheismus debattiren und eine wundersame Moral des Lasters, die unverbrüchliche Treue des Ehebrechers zur wahlverwandten Ehebrecherin sich festgesetzt hat; ein irdisches Pseudohimmelreich mitten unter den Vorboten der großen herannahenden Umwälzung, die freilich nicht freundlich und beseligend, wie jene Geister sie erwarteten, sondern mit blutigen Schrecken ihre Bahn brechen sollte. —

Dem weitern äußern Lebensgange Diderots, von dem wir hier absehen müssen, hat Rosenkranz größte Sorgfalt und Genauigkeit gewidmet. Wie vielfach in dieser Beziehung selbst unsere besten Aushilfswerke noch Mängel zeigen, möge das eine Beispiel erläutern, daß in Brockhaus Conversationslexikon die Kaufsumme der Bibliothek Diderots auf 500,000 Livres, bei Pierer auf 50,000 Livres und 3,000 Livres Rente angegeben wird, während Rosenkranz uns lehrt, daß Diderot 16,000 Livres für die Bibliothek und als Bibliothekar eine Rente von 1,000 Livres, die man ihm auf funfzig Jahre vorausbezahlte, erhalten hat.

Digitized by Google

Ueber eine beachtenswerthe Notiz bei Brockhaus, nach der Diderot bei seiner Anwesenheit in Petersburg infolge eines zweideutigen Quatrains mißfallen habe, sodaß er dann bald diese Stadt verlassen, würde eine Auskunft durch Herrn Rosenkranz erwünscht sein; es wäre, wenn das Factum feststände, hier doch ein charakteristischer Zug nachzutragen. Doch möchte ich vermuthen, daß es sich dabei um eine Verwechselung mit den bei der Fürstin Galizyn vorgelesenen Versen (II, 350) handelt.

Ungern vermissen wir bei einem Werke, das so den ganzen Menschen umfaßt, ein Porträt Diderots; vielleicht würde man am besten eine Abbildung des Monumentes gewählt haben, das ihm seine Vaterstadt Langres setzte. Das Geistesbild freilich, das unser deutscher Philosoph zum ersten Mal deutlich entworfen, wird fortan des französischen Steines Denkmal sein. d.

Otto Jahns kleine Schriften.

1) Biographische Aufsätze von Otto Jahn. Zweiter unveränderter Abdruck. Leipzig, Hirzel. 1866.

2) Gesammelte Aufsätze über Musik von Otto Jahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1866.

Vor einiger Zeit pilgerte ein junger Musikgelehrter — er hätte Rohl heißen können, trug aber zufällig einen anderen Namen — den Rhein entlang. Wie gebräuchlich begrüßte er überall das Handwerk und führte diesen löblichen Vorsatz auch in Bonn aus, wo er gleich nach seiner Ankunft eilte, sich Otto Jahn vorstellen zu lassen. Eine Entdeckung in Köln, nach seinem Berichte der Fund eines musikalischen Codex „vom zwölften bis zum sechzehnten Jahrhundert", hatte den Jüngling für fremden Ruhm tolerant gemacht und so fehlten denn in seiner Begrüßung, nachdem er den Blick auf die Zimmerdecke gerichtet, die Worte: „Großer Mann, längst gehegte Sehnsucht, Begeisterung für den Biographen Mozarts" u. s. w., nicht. Und um zu zeigen, wie tief sein Interesse für Jahn wurzele, erbat er sich die Erlaubniß zum Hospitiren und lispelte die Frage, ob Jahn über Beethoven oder Bach lese? „Ich interpretire diesmal Ciceros oratio pro Milone", lautete die Antwort. Aus allen seinen Himmeln sah sich der Enthusiast gestürzt. Welche Professur konnte Jahn bekleiden, wenn

Digitized by Google

nicht jene der Musik, und nun entpuppte sich vor ihm ein zünftiger Philologe! „Entschuldigen Sie," brach er endlich das Schweigen, „ich habe mich wohl geirrt." Dabei blickte er im Kreise forschend herum, um den andern, den musikalischen Jahn zu entdecken. Vielleicht glaubt er noch bis zu dieser Stunde an einen doppelten Otto Jahn und genießt dabei die Beruhigung, daß noch manche mit ihm den Irrthum theilen, denn Jahn hat stets sorgfältig die verschiedenen Seiten seines Wirkens auseinandergehalten, immer Talar und leicht geschürzten Rock gesondert gelegt. Er ist berechtigt, ja verpflichtet zu solcher Scheidung und dennoch glauben wir nicht zu irren, wenn wir in dem Umstande, daß Otto Jahn gleichmäßig über die Gelehrsamkeit vom schwersten Kaliber, über die strengste wissenschaftliche Zucht seines Geistes und über die feinste Kunstbildung, die reiche Empfänglichkeit für weite Interessen gebietet, des Mannes eigenthümliche Bedeutung erkennen, aus der Vereinigung gewöhnlich disparater Eigenschaften den Hauptreiz seiner Schriften erklären. Es gehört nicht hierher, Jahns Stellung in der Alterthumswissenschaft zu schildern. Daß er aber mit gleichem Eifer, mit derselben Liebe Philologie und Kunstgeschichte treibt, ist nicht dem bloßen Zufall zuzuschreiben. Für ihn klebt an der Kunstbetrachtung ein häßlicher Dilettantenzug, wenn sie sich nicht auf ein gründliches philologisches Studium stützt, ihm dünkt aber auch die blos formelle Behandlung der alten Autoren unzureichend, um die Antike voll zu erfassen. Ihm ist die Antike eine Welt der tiefsten Gedanken und der schönsten Formen, er trennt aber nicht die einen von den anderen; dort vernimmt er auch den Flügelschlag einer idealen Phantasie, hier vergißt er nicht auf die verständige, gesetzmäßige Entwickelung zu merken. Jahns Verdienste als Biograph und musikalischer Schriftsteller entstammen dem gleichen Grunde.

Das „Leben Mozarts" ist nicht allein durch seinen Inhalt bedeutsam, sondern auch durch seine Schicksale für uns anziehend geworden. Ein mustergiltiges Buch, dessen Einfluß sich niemand entziehen kann, der in diesem Kreise der Literatur arbeitet, und welches bereits der Nachbildungen und Nachäffungen gar viele anführen kann, hat uns Jahn in seinem Mozart geliefert, gleichzeitig aber auch ein überall gern gelesenes, in den weitesten Kreisen gekanntes und geschätztes Buch. Und doch hat der Verfasser dem Leser keineswegs leicht gemacht, zum Kern des Werkes durchzudringen. Diesen schreckt schon der stattliche Umfang der Biographie ab, ihn verblüfft die an ihn gestellte Forderung, einzudringen in die Geheimnisse der musikalischen Composition und an der Hand des Verfassers die genaueste Analyse der einzelnen Musikstücke vorzunehmen. Was läßt nun den Leser diese Schwierigkeiten überwinden und macht ihn geneigt, der Schilderung eines Musikkünstlers die gleiche intensive Aufmerksamkeit zuzuwenden, die er sonst nur einem Dichter entgegenträgt? Ihn begleitet während der Lectüre durchweg das wohlthuende Gefühl der Sicherheit. Von jedem

Digitized by Google

Satze weiß er, daß seiner Aufstellung eine gründliche Untersuchung voranging, bei jedem Urtheile empfängt er die Gewißheit, daß es sich auf die sorgfältigste Erwägung stützt. Das Wort flüchtig kennt das Lexikon des Autors nicht, der Begriff „unbedeutend" in dem Sinne, als ob dabei minder gewissenhaft verfahren werden könne, ist ihm fremd. Man sieht es jeder Zeile an, daß der Verfasser das ganze Material sowohl der Masse wie dem kritischen Verständnisse nach beherrscht, und daß, wenn er eine Sache für abgeschlossen erklärt, diese es in der That auch ist. Von einem so ehrlichen und festen Führer läßt man sich gern geleiten, die unbedingte Hingabe des ganzen Mannes an sein Werk imponirt und fesselt zugleich.

Im kleinen Rahmen wiederholen die biographischen und musikalischen Aufsätze, mit welchen Jahn in diesem Jahre seine zahlreichen Freunde erfreut hat, die Vorzüge seines großen Mozartbuches. Wir beobachten auch hier wieder den sorgsamen Fleiß, der auch das Kleinste nicht vergißt, die strenge Methode in der Sichtung des Stoffes, den gründlichen, sicheren Aufbau der einzelnen wohlgeprüften Werkstücke zum geschlossenen Ganzen und neben diesen philologischen Kerneigenschaften die gediegene künstlerische Anschauung, die ernste Begeisterung und feine Empfindung für die idealen Schöpfungen der Phantasie.

Die beiden uns vorliegenden Bände kleiner Schriften umfassen einen mannigfachen Inhalt. Winckelmann und Goethe in Leipzig schreiten an uns vorüber, wir lernen des Autors Fachgenossen Gottfried Hermann und Ludwig Roß, seinen Landsmann, den kieler Musikdirector Apel und seinen leipziger Freund Danzel kennen, wir werden in die Werkstätte Ludwig Richters eingeführt, wohnen den Musikaufführungen in Leipzig und Düsseldorf bei, werden über Mendelssohns Oratorien auf die liebenswürdigste, über Berlioz und Richard Wagners musikalisches Treiben auf die ergötzlichste Weise unterrichtet und zum Schluß (in dem Aufsatze: Beethoven und die Ausgabe seiner Werke) mit einer Fülle treffender Aperçus über Beethovens Werke beschenkt. Ueber die musikalischen Aufsätze Jahns hat die Kritik kein Wort übrig. Er ist im Fache der musikalischen Wissenschaft eine so allgemein anerkannte Autorität, daß man ihm immer nur als Lernender und Empfangender gegenübersteht. Läßt sich demnach eine Prüfung seiner Abhandlungen auf ihre Richtigkeit hin kaum vornehmen, so gewinnt man dagegen durch ihre erneuerte Lectüre die Einsicht, wie Jahn allmälig zu einer unerschütterlichen Autorität in der musikalischen Kritik emporstieg. Ueberaus lehrreich sind in dieser Hinsicht die Aufsätze über Wagners Tannhäuser und Lohengrin. Als Jahn dieselben (1853 und 1854) schrieb, stand er in starkem Widerspruche mit dem in den Tagesblättern gepredigten Evangelium. Daß ihn die wagnersche Clique mit Schmähungen überhäuft, ist selbstverständlich. Aber auch dem Parteitreiben fern Stehende fanden doch Jahns Kritik allzu rigoros, sein Urtheil durch übertriebene Verehrung der alten Claſ-

Digitized by Google

siker einseitig gefärbt. Und jetzt? Was Jahn am Schluß seiner vernichtenden Kritik über Wagner sagt, ist das landläufige Urtheil aller Gebildeten geworden. „Von einem Stile der wagnerschen Musik kann nicht die Rede sein. Die erste Bedingung des Stiles ist Eigenthümlichkeit der Productionskraft, welche man einem Manne nicht zuschreiben kann, bei dem man nicht nur die Einflüsse Webers, Marschners, Mendelssohns, Meyerbeers u. a. im Ganzen und Einzelnen nachweisen kann, sondern dessen künstlerische Eigenthümlichkeit wesentlich darin besteht, daß eine Anzahl heterogener Bildungselemente unserer Zeit bei ihm in bedenklichste Confusion gerathen sind. Eine aus Mißverständniß und Uebertreibung hervorgegangene willkürliche Theorie bei mangelndem Sinn für Motivirung und Gestaltung aus dem Ganzen, und eine einseitige Virtuosität, die nur äußerliche Mittel für äußerliche Zwecke zu verwenden geschickt ist, führen nothwendig zur Manier, die deshalb allein eine Zeitlang täuschen und blenden kann, weil sie den Fehlern und Schwächen ihrer Zeit entgegenkommt." Jahn ließ sich aber nicht blenden und täuschen und wartete ruhig, bis auch den Andern die Schuppen von den Augen fielen. Sein Scharfblick bewährte sich in der vernichtenden Kritik Wagners ebenso sehr, wie in der ungetheilten Anerkennung, die er Stockhausen (34. niederrheinisches Musikfest) zollte. Nicht daß er Stockhausen lobt, sondern wie er das Lob motivirt, macht Jahns Urtheil so schätzbar. Durch eine überaus feine Analyse der Eigenschaften des Sängers, der stets nur das zur Geltung zu bringen weiß, was in den vorgetragenen Stellen liegt, durch eine gründliche Erörterung, wie dieselben sich zu den allgemeinen künstlerischen Gesetzen verhalten, bereitet er sein Urtheil vor, so daß dasselbe eine zwingende Kraft erhält. Nie betont der Autor seine persönliche Meinung, stets läßt er sachliche Gründe ausschließlich reden; nie ist sein Standpunkt willkürlich, stets wird seine völlige Hingabe an den Gegenstand bemerkt, seine reine Gesinnung, seine objective Haltung offenbar. Kein Wunder, daß Jahns Kritiken als mustergiltig angesehen werden.

Auch in seinen biographischen Aufsätzen beweist Jahn die vollkommene Herrschaft über das Material, den beharrlichen Fleiß des gediegenen Gelehrten, der auch das Entlegenste für seine Zwecke zu verwerthen weiß und auch das Kleine und Unscheinbare auszufeilen nicht verschmäht, endlich durchdringendes Verständniß der Gegenstände, über welche er schreibt. Daß es Jahn möglich wurde, selbst in ganz engem Rahmen ein deutliches Bild von Winckelmanns großer Natur zu entwerfen, kann nicht Staunen erregen. Hat er doch dem Winkelmanncultus sein ganzes Leben gewidmet und wie Wenige der Mitlebenden des genialen Mannes Ziele und Aufgaben sich klar gemacht. Daß der längst in unserer Literatur eingebürgerte Aufsatz über Goethes Jugend in Leipzig viel des Anziehenden enthält, ist auch begreiflich. Nicht weil sich über Goethe nicht langweilig schreiben läßt — das haben unsere Literatoren glücklich erlernt —

Digitized by Google

aber Jahn steht unter den Goethekennern in erster Reihe. Den Sammlern und Scholiasten will er in seiner Zuschrift an Freund Hirzel nur beigezählt werden, aber die „stille Gemeinde" weiß längst, daß Jahn seinen redlichen Theil dazu beigetragen hat, daß wir durch klare Einsicht in das Factische auch die Kunst des Dichters, den überlieferten Stoff zu einem Kunstwerke zu gestalten, immer mehr bewundern lernen.

Durch die gesammelten biographischen Aufsätze werden auch die Schilderungen L. Richters und Danzels in weiteren Kreisen, als es bis jetzt der Fall war, bekannt werden. Das freut uns aus einem doppelten Grunde. Die eingehende Erzählung von Richters Leben und Wirken zeigt uns einen kerngesunden Punkt in unserem modernen Kunstleben, hilft mannigfache Vorurtheile zerstreuen und die richtige Einsicht, was den bildenden Künsten in der Gegenwart Noth thut, verbreiten. Und daß die Erinnerung an Danzels Dasein in freundlichen Zügen festgehalten wird, gönnen wir dem armen, vorzeitig gestorbenen Mann von Herzen. — Aber beide Aufsätze eignen sich auch vortrefflich, um unsern Autor lieben zu lernen. Wer das rechte Verständniß und den scharfen Blick für Richters anspruchslose Gestalten sich bewahrt hat, wer so inniglich „Helmchen weine nicht" zu interpretiren versteht, wer die sittliche Bedeutung der Richterschen Kunst so genau erfaßt hat und wer so theilnehmend und herzlich über den beklagenswerthen leipziger Gelehrten schreiben kann, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, ohne durch Sentimentalität zu reizen, das Gefühl der Leser für Danzels Schicksal erwärmt, der ist nicht blos ein tüchtiger Gelehrter und scharfer Denker, sondern auch ein trefflicher Mensch, den achten wir nicht allein, sondern lernen ihn auch lieben.

Den Schluß der musikalischen Aufsätze hat Jahn Beethovens Werken gewidmet. Wer den Aufsatz liest, wird gewiß sehnsüchtiges Verlangen haben nach dem lange vorbereiteten großen Werke über Beethoven, sich selbst aber corrigiren, oder wenn er es nicht thut, von einem andern Freunde Jahns corrigirt werden. Auch die längst versprochene Geschichte der antiken Kunst wird mit der gleichen Sehnsucht erwartet. Diese beiden Bücher ist Otto Jahn sich selbst und der Welt noch schuldig.

Digitized by Google

Die Souveräne als Pairs im Bundesstaat.

Gestatten Sie, Herr Redacteur, in Ihrem Blatt eine Frage zu berühren, für welche man in den jetzt laufenden Conferenzen zu Berlin eine vorläufige Antwort sucht, deren definitive Regelung aber wahrscheinlich erst nach längern parlamentarischen und diplomatischen Verhandlungen stattfinden wird.

Welches soll in dem Bundesstaat die verfassungsmäßige Stellung der Regierungen zum Bundesoberhaupt einerseits und zum Reichstag andrerseits werden? Da die Sorge darum die Fürsten des norddeutschen Bundes und ihre Minister nicht weniger beschäftigt, als das deutsche Volk, so möge hier eine Ansicht zu Worte kommen, welche das Interesse der regierenden Fürsten des Bundes zu wahren sucht. Wenn dieselbe mit der Auffassung der preußischen Regierung und mancher nationalgesinnter Männer nicht übereinstimmen sollte, so wird man ihr doch den Vorwurf nicht machen können, daß sie unberechtigte Ansprüche vertrete.

Die regierenden Fürsten der meisten Staaten, welche jetzt dem norddeutschen Bunde angehören sollen, hatten schon vor dem Sommer dieses Jahres das lebhafte Bewußtsein, daß ihr Verhältniß zur deutschen Nation ein zweifelhaftes und ihre Stellung im alten Bunde unhaltbar geworden sei. Grade die Regenten kleinerer Staaten waren sich wohl bewußt, daß in der Hauptsache nicht sie selbst regierten, sondern ihre Beamten. Die kunstvolle und complicirte Regierungsmaschinerie, welche mehre Generationen der Vorfahren eingerichtet, hat in den kleineren Ländern einen Umfang und eine Bedeutung gewonnen, welcher der Regent selbst nur schwer widerstehen kann. Alle Reformen sind nur dadurch zu bewirken, daß die Zahl der Beamten vermehrt wird, zu den vorhandenen Rädern werden unabläßig neue eingerichtet, das minutiöse Vielregieren ist im Ganzen gewissenhaft, es ist auch in den meisten Staaten wohlmeinend für das Volk, aber es ist unläugbar eine große Vormundschaft über Fürst und Volk geworden. Diese Vormundschaft wird durch einige Hunderte gebildete Beamtenfamilien ausgeübt, in denen das Privilegium der Aemter fast erblich geworden ist. Der gesetzliche Sinn dieser Beamten vermag einmal den persönlichen Willen des Fürsten zum Vortheil für das Land zu beschränken, er wird vielleicht ebenso oft einschneidende Reformen und eine Verringerung der Bevormundung aller Unterthanen erschweren. In den kleinen Ländern ist die Volksvertretung, wie umfangreich sie eingerichtet sei, immer ein hors d'oeuvre, der Grundcharakter des Kleinstaates ist der einer Beamtenaristokratie, welche in dem

Digitized by Google

Regenten ihren höchsten Repräsentanten sieht, von dem sie Patent, Beförderung und Auszeichnung beansprucht, unter dem sie aber als wirklicher Machthaber über die Bevölkerung herrscht.

So lange der Regent durch den alten Bund in innern Angelegenheiten nur wenig beeinflußt wurde, konnte sein Selbstgefühl sich mit dem befriedigen, was ihm außer den unbezweifelten Hoheitsrechten an Einfluß auf seine Beamten geblieben war. Die Gründung des norddeutschen Bundes aber droht auch die Stellung des Landesherrn zu seinen Beamten zu ändern. Denn ob man die neue Schöpfung Bundesstaat oder Einheitsstaat nenne, ein Theil seiner Beamten wird fortan der Bundesgewalt untergeordnet sein, auch Administration und Justiz werden unvermeidlich in größere Abhängigkeit von der Centralregierung, also von Berlin kommen, und die Beamten jedes Landes werden sehr bald durch persönliches und sachliches Interesse stärker von der Centralgewalt, als von ihrem alten Landesherrn angezogen werden.

Die Stellung, in welche die Landesherrn dadurch versetzt werden, ist nicht beneidenswerth. Selbst wenn ihnen in einer neuen Bundesversammlung gestattet wird, durch Gesandte, denen ihre Minister Instructionen geben, einen gewissen Einfluß auf die Gesetzgebung des Bundesstaats zu üben, dieser Einfluß wird in der Regel kein persönlicher sein, sondern eine Einwirkung ihrer ersten Beamten, also der Anschauungen und Urtheile, welche sich in diesen privilegirten Kreisen festgesetzt haben.

Jedoch diese Gesandtenversammlung, an Instructionen gebunden, von denen jede, wie erwähnt, erst wieder durch einen Compromiß zwischen dem Landesherrn und seinen Beamten zu Stande kommt, ist ein schwerfälliger Körper und wird sich, mit Ausnahme einzelner technischer Fragen, als ein Hemmrad der Bundesregierung ohne praktischen Nutzen erweisen. Sie ist ihrem ganzen Wesen nach unvereinbar mit kräftigem Verfassungsleben.

Die regierenden Fürsten des norddeutschen Bundes aber sind, wenigstens seit der Aufnahme des königlichen Hauses von Sachsen in den Bund, ein Factor geworden, dem die preußische Regierung auch aus anderen Motiven, als dem geschlossener Verträge, Berücksichtigung nicht versagen kann. Sie sind die großen Grundbesitzer ihrer Landschaft, durch tausend Fäden mit den Interessen ihrer Bevölkerung und mit dem Gemüthsleben derselben verbunden, und grade dieses Jahr hat bewiesen, daß die Neigungen der Deutschen weit mehr auf Seite der regierenden Häuser sind, als man anzunehmen geneigt war, sie sind endlich die gebornen Repräsentanten ihrer Landschaft, der hohe Adel deutscher Nation. Es empfiehlt sich also, ihnen in dem neuen Bundesstaat eine Stellung zu geben, welche der Bedeutung entspricht, die sie zur Zeit in der Nation besitzen und die ihnen durch neue Verträge mit Preußen gesichert ist. Man mache sie politisch zu dem, was sie bereits der Sache nach sind, zu den großen Pairs des deut-

Digitized by Google

schen Reichs. Es sei erlaubt, einige der Bedingungen hier anzuführen, unter denen eine persönliche Betheiligung der deutschen Souveräne am Bundesstaat ausführbar sein dürfte.

Die erste Bedingung müßte sein, daß sie als wirkliche Pairs des deutschen Reiches und des erlauchten Hauses der Hohenzollern fungiren, selbstthätig, ohne Stellvertreter, außer in gewissen, genau bestimmten Fällen der Minderjährigkeit und weiblicher Regentschaft, Fälle, in denen die Uebertragung der eigenen Stimme an einen andern Pair gestattet wäre.

Sie würden ihre parlamentarische Thätigkeit im gesonderten Fürstenhaus ausüben, als Commissar und Secretär der Centralgewalt würden Beamte fungiren, die aus den Ministern der Centralgewalt gewählt, selbstverständlich nicht das Recht hätten, sich an den Abstimmungen zu betheiligen. Die Abstimmungen würden durch Majorität entschieden.

Diese Versammlung müßte mit aller äußern Ehre umgeben werden, welche die hohe Stellung der darin Functionirenden beanspruchen darf.

An diesem Fürstenhaus darf niemand Theil haben, als die wirklich regierenden Herren des Bundes und ihre Erbprinzen, außerdem die königlichen Prinzen der Hohenzollern und ein Vertreter des fürstlichen Hauses Hohenzollern, endlich die Bürgermeister der drei freien Städte. Dagegen kein Unterhan, weder Preußens, noch eines andern Staates, weder Häupter noch Mitglieder der mediatisirten Familien vom hohen Adel, noch durch Preußen oder einen andern Staat gefürstete Herren des niedern Adels. Will man wirklich ein Pairhaus im deutschen Reiche schaffen, so darf man nicht von vorn herein dem Fürstenstolz eines Souveräns Unmögliches zumuthen. Es ist nicht undenkbar, daß ein König von Sachsen, von Bayern und Würtemberg zum Reichstag fährt, in welchem er nur mit den Häuptern wirklich regierender Familien tagt, aber es ist nach gegenwärtiger Sachlage vergeblich, ihnen zuzumuthen, daß sie politisch mit solchen Herren vom hohen Adel zusammen berathen, welche ihnen zwar durch Familienbande und persönliche Verhältnisse nahe stehen, aber der Souveränetätsrechte durch die wiener Verträge u. s. w. entkleidet sind.

Die Verhandlungen des Fürstentages können deshalb nicht in derselben Weise öffentlich sein, als die des Reichstags, und die unverzügliche Publication seiner Sitzungsprotokolle wäre der einzige Weg, auf welchem die Verhandlungen desselben regelmäßig der Nation mitgetheilt würden.

Eine solche Fürstenversammlung würde als ein Factor der Gesetzgebung im Bundesstaat von Nutzen sein können, denn sie würde der Berathung des Volkes ein entsprechendes mündliches Verhandeln der Fürsten zur Seite stellen. Sie würde bei der erwähnten Zusammensetzung patriotischen Fürsten die Befriedigung gewähren, daß sie durch ihre Persönlichkeit einen ihrer Stellung entsprechenden Einfluß auf die Geschäfte des Reiches ausüben könnten; sie würde einem that-

Digitized by Google

kräftigen Herrn angemessene Gelegenheit geben, sich in dem neuen Staat zum Nutzen für das Ganze geltend zu machen, und würde die Schwierigkeiten, welche die Existenz zahlreicher Staatsoberhäupter darbietet, dadurch überwinden, daß sie dieselben nicht herabdrückte, sondern heraufhöbe.

Drei Bedenken stehen der Realisirung dieses Projectes zunächst entgegen:

Erstens die Geneigtheit der Mehrzahl unserer Souveräne ist zur Zeit unbekannt, der gute Wille mehrer thüringischer Fürsten ist sicher. Doch ein entschiedener Wille Preußens könnte hierin viel durchsetzen, denn in Wahrheit stehen die Fürsten jetzt in der Gefahr, durch ihre eigenen Beamten und Stände allmälig mediatisirt, d. h. zunächst zu politischer Bedeutungslosigkeit herabgedrückt zu werden.

Schwieriger ist der Umstand, daß diese Vertretung von vornherein sehr ungleichmäßig auf die deutschen Länder sich vertheilt, und daß grade Preußen dabei sehr ungenügende Stimmenzahl erhält. Die Versammlung wird selten in Gefahr kommen, sich in ihrer Majorität für das Interesse einzelner Landestheile zum Schaden des Ganzen zu entscheiden, häufiger in die Gefahr, ein dynastisches oder Familieninteresse gegenüber den Forderungen der Centralgewalt und dem Reichstage der Abgeordneten zu vertreten. Es ist deshalb ihre Competenz auf die Punkte zu dirigiren, bei denen die Centralgewalt eine Vereinbarung mit den einzelnen Bundesregierungen nöthig hat. Für diese Fälle aber würde mündliche Verhandlung und persönlicher Austausch der Ansichten sich weit förderlicher beweisen, als der schriftliche Verkehr der Ministerien.

Es ist endlich unmöglich, die hohe Versammlung regierender Herren während der voraussichtlich langen Sitzungen des deutschen Reichstages fungiren zu lassen, und daher entsteht die Frage, ob man ihr vor dem Reichstag die Vorlagen zur Genehmigung unterbreiten und nach dem Reichstag die Bestätigung derselben per majora einholen will, oder ob man derselben das Bestätigungs-, resp. Verwerfungsrecht der von dem Reichstage angenommenen Gesetzentwürfe und Anträge zutheilen will, welche der Competenz des höchsten Hauses unterliegen sollen. Im erstern Falle würde der Fürstentag vor und nach dem Reichstag, im zweiten Fall nur nach dem Reichstag zusammentreten.

Diese Andeutungen haben nur den Zweck, einzelne Bedenken und die entsprechenden Vortheile eines Fürstencollegiums in dem neuen Bundesstaat hervorzuheben. Denjenigen, welche im Princip gegen das ganze Institut sind, weil sie darin eine Erschwerung einheitlicher Organisation erblicken, diene zur Antwort, daß hier erwogen werden sollte, was auf Grund der neuen mit Preußen geschlossenen Verträge dem neuen Bundesstaat heilsamer sei, ob ein Fürstentag, ob ein Collegium von Gesandten, die in der Weise des alten Bundesstaats an Instructionen gebunden sind.

Da nach unserm Ermessen in der neuen Bundesverfassung die Frage nach

Digitized by Google

der Stellung der einzelnen Regierungen am schwersten die richtige Antwort finden wird, so sei gestattet, in diesem Blatte zu weiterer Erörterung und Belehrung darüber aufzufordern.

Vom Weihnachtstische.

Unter den neuen illustrirten Werken zeigen die der unermüdlichen Verlagshandlung O. Spamer nicht nur eine große Bändezahl, auch in ihrer Einrichtung wesentlichen Fortschritt, die sonst zuweilen bemerkbare Wiederbenutzung alter Holzstöcke wird seltener, auf den Text größere Sorgfalt gewandt, rastlos ist der geschickte Verleger bemüht, dem Interesse der Zeit zu dienen, an die Unterhaltung Belehrung zu knüpfen. Und rühmend darf hervorgehoben werden, daß die Auswahl mit Respect vor deutschem Sinn, vor guter Zucht und Sitte bewirkt wird. Wir bemerken von neuen Werken oder deren Auflagen unter Vielem: Lesestunden, Schilderungen und Erzählungen aus Natur und Leben; der erste und älteste Robinson Crusoe; Deutsche Geschichten für die Kinderstube; Wohlthäter der Menschheit; Feierabende; Krieg und Frieden, Bilder ꝛc.; das Amurgebiet und seine Bedeutung; Kane, der Nordpolfahrer; Hellas, das Land und Volk der alten Griechen; Göll, Illustrirte Mythologie; und von belehrenden Werken mit höheren Ansprüchen: Das Buch der Erfindungen, 5 Bände. Die belehrende und nationale Richtung im Verlage verspricht denselben gedeihlichen Fortgang.

Unter den lieben Gästen, welche gleich dem Mädchen aus der Fremde mit treuer Gewissenhaftigkeit auf den Weihnachtstisch jedes Jahres holde Gaben legen, ist dem deutschen Volke Ludwig Richter der liebste geworden. Auch diesmal hat er seine Spende nicht vergessen. Das kleine Heft, betitelt: Unser tägliches Brod in Bildern von L. Richter (Dresden, Verlag von J. Heinrich Richter) giebt in funfzehn trefflichen Holzschnitten die Glossen des unerschöpflichen Künstlergemüthes zu dem Worte wieder, das des Menschenlebens Glück und Elend, Arbeit und Begehr in der einfachsten sinnlichsten Gestalt in sich schließt. Hoffnung der Aussaat, Wonne erfüllter Erwartungen, segensreiche Mühe der Ernte, Almosen Gottes und beglückter Menschen bei der Aehrenlese, Lust und Dank nach Einheimsung des Segens, Zubereitung der Frucht zum Nahrungsgebrauche, Müllers Amt und Bäckers Geschäft, Genuß der Gottesgabe in Zufriedenheit und in Trübsal und endlich in Hinweis

Digitized by Google

darauf, wie alles Vergängliche nur Gleichniß des Ueberirdischen ist, das erzählen diese Schilderungen deutschen Kleinlebens mit unwiderstehlichem Reiz. Was in Richters Arbeiten den wahrhaften Künstler am besten offenbart, ist, daß seine Gebilde, seien sie cyklisch oder einzeln erfunden und gedacht, nie Episoden sind, sondern immer eine ganze Welt schildern. Immer dieselbe Welt und doch wenn nicht stets von neuer Seite, so doch in andrer Gestalt und mit neuem Inhalt. Wieder ziehen auch in diesem Büchlein die holdseligen Kindergestalten am meisten an; aber wie die Schönheit und Grazie jugendlichen Daseins den schmückenden Rahmen der freien Natur oder des Heimwesens bekommt, wie ihr in den reifen Gestalten und im Ernste des Schaffens der Männer und Frauen, endlich im lebenden Gedankenstrich, dem deutschen Philister, die Folie gegeben wird, darin zeigt sich immer die nämliche Wärme des Antheils, dieselbe Frische der Beobachtung, und als gestaltende formgebende Gewalt die ewige Idealistin: Liebe. Immerhin mag in dem einen oder andern Zuge ein wenig zu viel gethan sein; vielleicht braucht es mancher der kleinen Engelgestalten nicht, um uns zu erinnern, daß der Himmel in dieses Leben hereinschaut, auch die Erinnerungen an katholischen Brauch könnten wir missen; aber dennoch herrscht allenthalben reinster Geschmack, durchleuchteter Sinn.

Als jüngerer Genosse Richters — Nachfolger möchte man nicht sagen um der Vorbedeutung willen, und Schüler ist nicht richtig, wenigstens nur im Sinne gemeinsamer Geschmacksrichtung — bewährt sich Oskar Pletsch, der uns diesmal Allerlei Schnick-Schnack mit 41 Originalzeichnungen (in Holz geschnitten von Bürkner, Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin) vorlegt. Kinderleben in den vier Wänden, in Haus, Hof und Garten ist auch sein Bereich; aber was von Anfang an seine Bilder wesentlich von denen Richters unterscheidet, ist ein moderner Zug, ein munterer Realismus, der seine Stoffe mehr im Fluge zu ertappen als still sinnig auszugestalten liebt. Flotte Frische zeichnet auch seine Darstellung aus. Bei der Anschauung der Gegenstände verweilt er nicht mit der Absicht, sie zum künstlerischen Ganzen, zum abgeschlossenen Bilde durchzuarbeiten, wie es Richters Art ist, sondern er giebt bildliche Aperçus, kleine Scenen und Situationen, die ihren Reiz mehr im Augenblicklichen als im Zustande haben. Innerhalb seiner eigenthümlichen Aufgabe aber entwickelt er Productivität und Geschick wie kaum ein anderer. Richters Figuren und Compositionen zeigen durchweg den Drang, stilvoll zu bilden, ihr Familienleben ist ländlich, idyllisch abgeschlossen; wo er Bürger zeichnet, braucht er meist besonderen Humor, sie sich anzueignen; eigentliche Stadtkinder sehen wir fast nie bei ihm, wie ja auch das Kostüm im weiteren Sinne nie das wirkliche des heutigen Lebens ist. Dagegen ist Pletsch eine echte Gretenatur. Vive la bagatelle ist sein Motto und in raschem Tempo, mit unerschöpflicher Laune, selten versagender Hand weiß er seine lustigen, schalkhaften Weisen aufzuspielen. Gesund und lebendig und lauter Gesichter von heute sind seine Gestalten, aufgefaßt in der ganzen Unmittelbarkeit ihres Treibens; jeden Augenblick kann aus den Thüren, hinter welchen sie spielen oder hocken, zanken oder lachen, unsere eigene Figur leibhaftig heraustreten, so völlig ist es unser Haus, sind es unsere Kinder, unsere Beobachtungen, die er wiedergiebt. Und das Haus steht in der Stadt, gehört der wohlhabenden Bürgerfamilie, die sich in vollkommener Uebereinstimmung fühlt mit dem modernen Dasein, in ihm lebt und webt; das ist auch den Kleinen an der

Digitized by Google

Naſe anzuſehen. Ihre Geſichter führen auf ihre Art den Beweis, daß unſer Leben, grade ſo wie es iſt, der Poeſie keineswegs entbehrt. Freilich iſt es gewiſſermaßen eine Poeſie der Proſa, was uns hier begegnet, aber herzerquickende Munterkeit und Unbefangenheit, Friſche und Freimuth ergötzen und erheben uns — nicht in eine andere Welt, ſondern zu der, die wir als Heimath unſerer Heimath im Herzen tragen. —

Vergeſſen wir nicht über der Freude an dieſen liebenswürdigen Werken die braven Hände, die ſie durch den Holzſchnitt zum Volksgut gemacht haben. Beide ſind faſt von den nämlichen ausgeführt. Ganz beſonders ſcheinen uns, abgeſehen von Bürkners eigenen Leiſtungen, die Blätter, welche Günthers und Oertels Namen tragen, Handweiſe und Intention am beſten zu treffen und dem Material am entſprechendſten wiederzugeben. —

Uns zweigetheilten Deutſchen wird diesmal nicht auf gleichem Tiſche beſchert. Unwillkürlich treten wir vor jede Gabe dieſes Jahres mit der Frage: gehört das uns oder Euch? In unſerem Falle iſt die Antwort erſpart; jeder Weihnachtstiſch hat ein neutrales Plätzchen, auf welchem, nicht allemal zur Zufriedenheit der Erwartenden, gemeinſchaftliches Eigenthum liegt; und die Spenden unſerer Künſtler gehören an dieſe Stelle. Aber eine Anmerkung ſei dazu erlaubt. Richters Werke, ſo ſehr ſie auch beſonders ſüddeutſches Volksthum darſtellen, ſind weit mehr im Norden verbreitet, wo er ſchafft; und in noch höherem Grade gilt das von Pletſch. Im Süden wird äußerſt wenig hervorgebracht, was in dieſer Richtung als Tauſchobject dienen könnte. Das iſt nicht erfreulich; denn grade der Verkehr mit ſolchen Schätzen des Geſchmackes und Herzens ſpinnt die feſteſten Fäden. Die ſchmollenden Brüder, die jetzt von einander abgewandt je ihr eigenes Leben führen, würden in ſolcher Gegenſeitigkeit der Leiſtungen wie in einem Spiegel ſich wieder in die Augen ſehen lernen. Im Norden fehlt es dazu weder am guten Willen, noch an entſprechenden Leiſtungen. Süddeutſche Literatur und Kunſt iſt ſo willkommen und ſo populär bei uns wie die eigene, und jeder Markt und jeder Leſerkreis bei uns ſtraft die abgeſchmackte Redensart Lügen, daß wir nicht in gleicher Weiſe gemüthvoll producirten oder daß wir die Ablehnenden wären.

Literatur.

Deutſches Leben im Glauben. 1. Bremen, C. Ed. Müller.

Eine mehr mit Pracht als mit durchgehendem Geſchmack ausgeſtattete Sammlung frommer Sprüche und Lieder, der Bibel und der deutſchen Literatur von Luthers Zeit bis auf die Gegenwart entnommen, Pendant zu dem im gleichen Verlag erſchienenen Werke: Deutſches Leben in Liedern. Jedem Capitel ſind Farbendruckblätter vorgeſetzt, welche meiſt mendelsſohnſche Compoſitionen geiſtlicher Geſänge in

Digitized by Google

den Noten geben, umrahmt mit sinnvollen Arabesken. In diesen künstlerischen Beigaben, welche das Originelle des Buches sind, bemerken wir leider ein unerquickliches Gemisch schwächlicher moderner Zeichnungen mit Ornamentmotiven, bei welchen sehr gute Vorbilder zu erkennen sind. Das Ganze trägt alle Vorzüge aber auch alle Mängel von absichtlichen Festgaben. Das Buch wird auf manchem Weihnachtstische und in manches Confirmanden Hand zu finden sein; indeß der künstlerische Eindruck ist dem des Wohlthätigkeitsconcertes sehr verwandt. Den Schluß bilden Trostworte und Gebete, denen der Titel „Nach dem Kriege von 1866" gegeben ist.

Panormos. Notata et cogitata. Herausgegeben von V. B. Wien, K. Czermak.

Ursprünglich zum Privatgebrauche des unbekannten Verfassers zusammengestellt, versuchen diese Notizen aus dem Gebiete der philosophischen, naturwissenschaftlichen und allgemeinen Literatur auf 260 Duodezseiten omnia et quaedam alia der modernen Weltweisheit zu geben, ein Unternehmen, das nur bei strenger Einhaltung einer ausgeprägten Anschauungswelt Ersprießliches leisten könnte. Obgleich sich jedoch der Verfasser als Verehrer Schopenhauers bekennt, ist doch seine Absicht rein eklektisch. Wir halten solche literarische Trüffelpasteten nicht eben für wünschenswerth. Sie müssen in gewissem Sinne pädagogisch beurtheilt werden und verstoßen gegen einen Hauptsatz, daß jeder außerordentliche Geist das Recht beansprucht, als ganze Persönlichkeit dem Volke vorgeführt zu werden, nicht mit hundert anderen in einer Art Photographiealbum zusammen, wo auf jeden nur ein winziger und momentaner Schattenriß kommt. Belesenheit und Sinn für das Originelle zeigt das Büchelchen allenthalben.

Die Thiere des Waldes von Brehm und Roßmäßler. II. Band. Winterſche Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg.

Die neuesten Lieferungen dieses von uns schon wiederholt rühmlich hervorgehobenen Unternehmens setzen die Beschreibung der kleinen Bewohner des Waldes, der Insecten und ihrer nützlichen und schädlichen Genossen fort und zeigen fast durchweg die gleiche liebevolle Beobachtung und populär-wissenschaftliche Darstellung wie die bekannten früheren Partien dieses praktisch angelegten Werkes, dessen Illustrationen mit größtem Fleiß und trefflicher Anschaulichkeit ausgeführt sind. —

Mit **Nr. 1** beginnt diese Zeitschrift den **sechsundzwanzigsten Jahrgang,** Bestellungen darauf nehmen alle **Buchhandlungen** und **Postämter** an.

Leipzig, im December 1866.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: **Gustav Freytag.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Bei **Georg Reimer** in Berlin erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brutus und Collatinus.

Ein Trauerspiel
von
Albert Lindner.
(Preis-Gedicht.)
broch. 15 Sgr.

Der deutsche Liberalismus.

Eine Selbstkritik
von **H. Baumgarten.**
Besonders abgedruckt aus dem 18. Bande der Preußischen Jahrbücher.
broch. 15 Sgr.

Gesammelte
Academische Abhandlungen
und
Kleine Schriften
von
Eduard Gerhard.
Erster Band.
Mit 40 Kupfertafeln.
Preis 6 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.
Herausgegeben von
Karl Goedeke und Julius Tittmann.
Erster Band.
Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.
Von **Karl Goedeke und Julius Tittmann.**
8. Geh 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die hiermit beginnende Sammlung wird die poetische Production des sechzehnten Jahrhunderts — Lieder, Fabeln und Schwänke, Schauspiele, Lehrdichtungen, Erzählungen —, und zwar die Hauptwerke ihrer Hauptvertreter, in neuen mit Einleitungen und Erklärungen versehenen Ausgaben umfassen. Sie bildet somit gewissermaßen eine Fortsetzung der in demselben Verlag erscheinenden Sammlung: „Deutsche Classiker des Mittelalters".

Der erste Band, enthaltend Volks- und Gesellschaftslieder, historische, geistliche und Meisterlieder aus dem sechzehnten Jahrhundert, sprachlich und sachlich erläutert, ist nebst einem Prospect über das ganze Unternehmen in allen Buchhandlungen zu haben. Derselbe kostet bei einem Umfange von 26¾ Bogen nur 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Fünfundzwanzig Jahre
aus der Geschichte Ungarns
von 1823 bis 1848
von
Michael Horváth.
Aus dem Ungarischen übersetzt von Joseph Novelli.
Zwei Bände. Gr. 8. Geh. Preis 5 Thlr.

Um auch dem deutschen Publikum das bisher nur in ungarischer Sprache erschienene Werk zugänglich zu machen, ist unter Mitwirkung des Verfassers die vorliegende deutsche Ausgabe veranstaltet worden. Dieselbe wird um so willkommener sein, je lebhafter und allgemeiner das Interesse ist, welches die Entwickelung der ungarischen Angelegenheiten in der Gegenwart auch ausserhalb Ungarns in Anspruch nimmt.

Digitized by Google

32101 064469735

Soeben erschien:

Geschichte von Ungarn.

Von

Ignaz Aurelius Fessler.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von

Ernst Klein.

Mit einem Vorwort von **Michael Horváth.**

Gr. 8. In 16—20 Lieferungen zu je 20 Ngr. Erste Lieferung.

Das in den Jahren 1812—25 erschienene Werk „Geschichten der Ungern und Ihrer Landsassen" von Ignaz Aurelius Fessler, allgemein als die beste in deutscher Sprache geschriebene Geschichte Ungarns anerkannt und seit längerer Zeit gänzlich vergriffen, erscheint hier in zweiter Auflage, eingeführt durch den berühmten ungarischen Historiker und Staatsmann Michael Horváth.

Die erste Lieferung ist soeben erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig, woselbst Unterzeichnungen auf das Ganze angenommen werden.

Bibliotheken

jedweden Umfangs, sowie einzelne Bücher von Werth, werden durch das

Auctions-Institut

von

Ernst Heyne in Leipzig

unter den vortheilhaftesten Bedingungen für die derzeitigen Eigenthümer versteigert.

Für die nächstbevorstehende Auction werden noch Beiträge bis zum 15. Januar 1867 angenommen.

Leipzig, den 10. December 1866. **Ernst Heyne,** Poststraße Nr. 12.

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Beck, K., Jadwiga. M.-A. 16 Ngr.

Böttger, Adolf, Liederchronik deutscher Helden für die reifere Jugend. 4. Aufl. Min.-Ausg. cart. 24 Ngr. — Der Fall von Babylon. Dichtung. Tasch.-Ausg. broch. 1½ Thlr., eleg. geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr.

Eyth, Max, Volkmar. Historisch-romantisches Gedicht. 2. Ausgabe. 27 Ngr.

Katsch, Adolf, Emilie. Eine Erzählung. eleg. carton. 1 Thlr.

Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler. eleg. cart. 24 Ngr.

Longfellow, H. W., Das Lied von Hiawatha, deutsch von Ad. Böttger. Tasch.-Ausg. broch. 1⅓ Thlr. eleg. gebund. mit Goldschn. 1⅔ Thlr.

Meißner, Alfred, Gedichte. 8. Ausg. 27 Ngr. M.-A. eleg. gebnd. mit Goldschn. 1 Thlr. 27½ Ngr. — Ziska. 8. Ausgabe. 22½ Ngr., M.-Ausg. eleg. gebund. mit Goldschn. 1 Thlr. 25 Ngr. — Das Weib des Urias. Tragödie. 24 Ngr. — Der Prätendent von York. Trauerspiel. 1 Thlr. — Reginald Armstrong. Trauerspiel. 1 Thlr.

Reichenau, Rud., Aus unsern vier Wänden. M.-A. 3 Abthlgn. in einem Bande. carton. 2 Thlr. 1.—3. Abthlg. gebunden 3½ Thlr. — Pracht-Ausgabe mit Zeichnungen von O. Pletsch. 1. Abthlg carton. 3½ Thlr., fein gebunden in Originalleinband 4½ Thlr.

Rodenberg, Jul., Die Harfe von Erin. 2. Ausg. 27 Ngr.

Tempeltey, Eduard, Mariengarn. 5. Aufl. M.-A. eleg. cart. 15 Ngr., eleg gebdn. mit Goldschn. 24 Ngr. Hie Welf hie Waiblingen. 2. Aufl. M.-A. brosch. 27 Ngr., eleg. gebdn. mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese Dichtungen eignen sich besonders durch ihren innern Gehalt und äußere Ausstattung zu passenden **Festgeschenken.**

Bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Katsch, Adolph, Emilie. eleg. cart. 1 Thlr.

Eine liebliche, dem wirklichen Leben abgelauschte Dichtung, reich an trefflichen Naturschilderungen, reich an sinnigem Ernste und schalkhaftem Humor, reich an innigem, echt deutschen Gemüths- und Seelenleben, voller Originalität und Frische.

„Emilie", welche sich wie kaum ein anderes derartiges Werk zur Damenlectüre eignet, wird sich den beliebtesten poetischen Schöpfungen würdig anreihen und als **Weihnachtsgeschenk** ganz besondere Freude bereiten.

☞ **Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thlr.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Digitized by Google